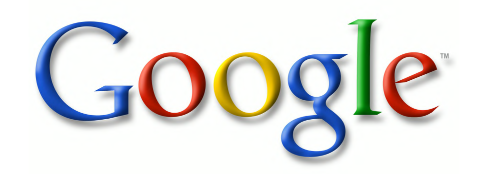
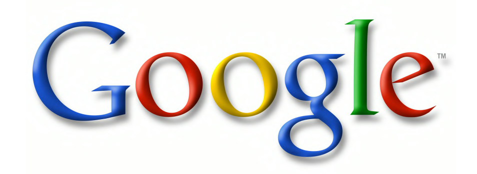








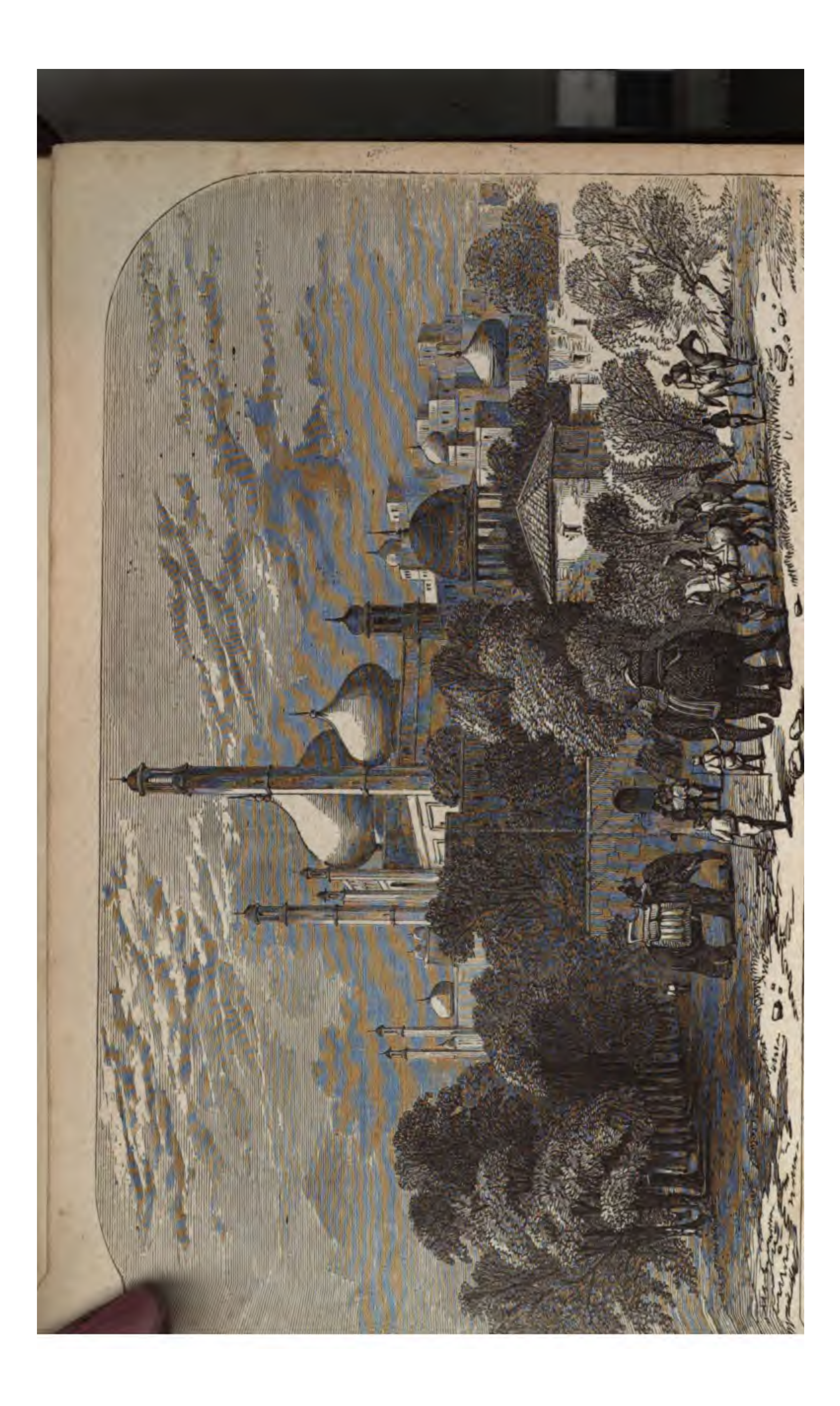

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969











[redacted]

Evangelisches

Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft

von

Dr. Hermann Gundert.

Achtzehnter Jahrgang. 1874.

Basel,

im Verlag des Missions-Comptoirs.

In Commission

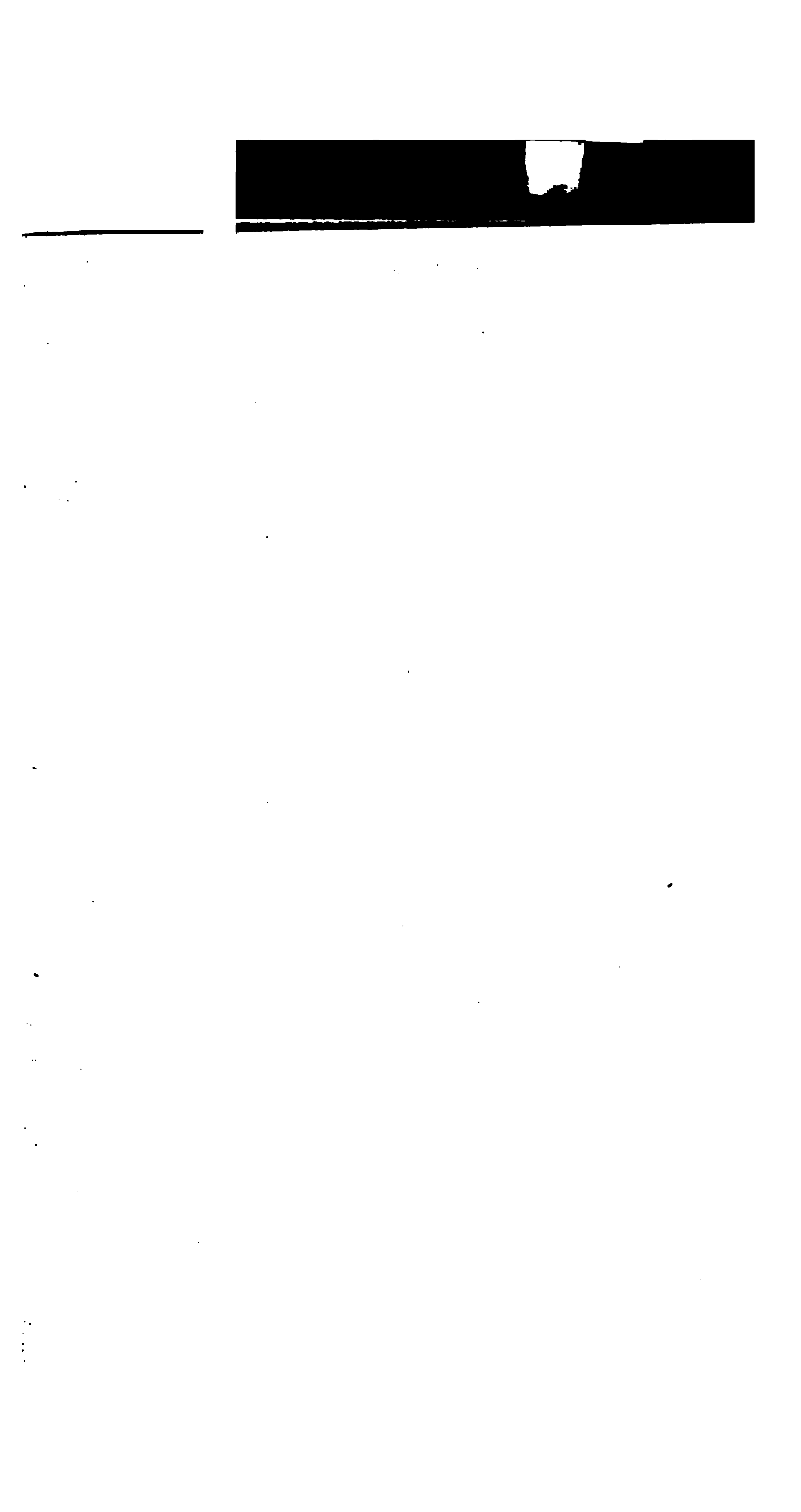
bei J. F. Steinkopf in Stuttgart und Bahnmaiers Verlag (C. Detloff) in Basel.

Druck von C. Schultze.

Inhalt.

Evangelisches Missions-Magazin.

Neue Folge.



[redacted]

Ein Blick auf China.

(I. Vortrag von R. Lechler.)

Ich beabsichtige heute nicht, mich mit den Religionen zu befassen, welche in Ostasien herrschen, auch nicht mit den absonderlichen Sitten und Gebräuchen der Chinesen, sondern möchte einen Ueberblick über den gegenwärtigen politischen Zustand des großen Reiches geben, damit sowohl die einheimischen Verhältnisse, als auch die Beziehungen Chinas zum Auslande ins richtige Licht treten. Wenn ich da gleich zu Anfang bemerke, daß die alte chinesische Mauer von 300 Meilen Länge, 35′ Höhe und 20′ Dicke noch steht, und daß der Zopf den Chinesen noch hinten hängt, so ist damit gesagt, daß in China noch Vieles beim Alten ist. Ich hoffe aber im Verlauf meiner Schilderung nachweisen zu können, daß man trotz allem gegentheiligen Anschein dennoch auch von China sagen kann: Und doch bewegt sie sich! Zwar hat sich der Koloß nicht, wie das kleinere Nachbarreich Japan, entschlossen aufgemacht, um alle Fesseln der Tradition mit Einem Stoß zu zerbrechen, und sich einer durchgreifenden politischen, sozialen und wohl auch religiösen Reform in die Arme zu werfen, ein Vorgang, der in der Weltgeschichte seines Gleichen sucht; aber doch würde man sich sehr täuschen, wenn man glaubte, daß China in völliger Versumpfung regungslos daliege und die Erschütterungen der letzten 30 Jahre spurlos an ihm vorübergegangen seien.

Noch ist es nicht so lange her, daß sich im chinesischen Reiche eine mächtige Bewegung Bahn gebrochen hat, nicht entsprungen in Regierungskreisen, sondern im Volke selbst, eine Bewegung, die nichts Geringeres zum Zweck hatte, als eine totale Umwandlung zunächst der religiösen und dann der politischen Zustände. Die

Sache hatte einen guten Anfang und wir glaubten uns zu schönen Hoffnungen berechtigt; aber in Gottes Rathschluß hatte die Stunde zu einer so durchgreifenden Emanzipation für die Chinesen noch nicht geschlagen. Der Urheber jener Bewegung, der Thaiphing Rebellion, gerieth auf grobe Irrwege und erwies sich unwürdig, als ein Werkzeug zur Ausführung göttlicher Pläne gebraucht zu werden. Wie bedrängt war aber doch die chinesische Regierung, als die Rebellen das Herz des Landes durchwühlten, und zu gleicher Zeit (1857 ff.) die westlichen Barbaren, Engländer und Franzosen, Krieg mit China führten! Man glaubt, daß der vorige Kaiser, Hienfong, sich in der Verzweiflung selbst das Leben genommen habe, als die alliirten Truppen gegen Peking anmarschirten, und der Himmelssohn keinen andern Ausweg vor sich sah, als sein Heil in der Flucht zu suchen.

Da allerhand schiefe Beurtheilungen über das Vorgehen der Europäer in China zum Vorschein gekommen sind, möge hier der Thatbestand in Betreff dieser Kriege im Osten kurz zusammengestellt werden.

Im October 1856 war ein Schiff von Hongkong nach Canton gefahren; der dortige Gouverneur ließ dessen Matrosen verhaften, weil er behauptete, daß das betreffende Fahrzeug unter dem Deckmantel der englischen Flagge zweifelhafte Zwecke verfolge. Er glaubte sich in seinem Rechte und erwiderte die Vorstellungen des britischen Consuls mit Grobheiten; aber England wollte seine Flagge respektirt wissen, und weil die stolzen Chinesen keine Erklärung abgeben wollten, kam es zum Kriege. Frankreich schloß sich wegen der Ermordung eines Priesters, für welche keine Genugthuung zu erlangen war, an England an. Die Rebellion in Indien, welche um diese Zeit ausbrach, band den Briten für einige Monate die Hände, und zog den ernstlichen Angriff auf China in die Länge. Doch bald errangen die Westmächte Sieg um Sieg, bis der Kaiser sich genöthigt sah, im October 1858 mit England und Frankreich den Frieden von Tientsin zu schließen. Lord Elgin, der englische Bevollmächtigte, kehrte zurück, und ein Jahr später kam sein Bruder, Herr Bruce nach China, um die geschlossenen Verträge in Peking ratificiren zu lassen, wo er hinfort als englischer Gesandter residiren sollte. Die chinesische Regierung aber bot allem auf, die Ratification der Verträge in Peking zu umgehen; sie wünschte, daß dieß in Schanghai geschehen möchte, damit die alten Traditionen von der

himmlischen Ueberlegenheit China's über das Ausland aufrecht erhalten blieben. Diese Zeit war aber vorbei: den Westmächten lag gerade ebensoviel daran, die errungenen Siege dergestalt auszunützen, daß das größte politische Hinderniß, das seither allem friedlichem Verkehr mit China im Wege gestanden war, endlich fortgeschafft werde.

Es ist Vorurtheil und Mißverständniß, wenn man diese Wirren als einen Opiumkrieg charakterisirt, wenn auch der erste Zusammenstoß Chinas mit England (im J. 1839) den Opiumhandel zur nächsten Veranlassung hatte. Der wahre, tiefste Grund aller Streitigkeiten, in welche China mit den Westmächten sich verwickelt hat, ist doch immer der gewesen, daß China seine alt hergebrachte Meinung nicht aufgeben wollte, daß es das Reich der Mitte sei, sein Kaiser der Herrscher über alle Lande, und alle Menschen seine Vasallen, daß darum nie davon die Rede sein könne, daß der Hof zu Peking andere Könige und Kaiser als solche anerkenne und sich mit ihnen auf gleichen Fuß stelle. Daß das Opium im ersten Kriege eine große Rolle gespielt hat, ist leider wahr; doch wurde derselbe nicht um des Opiums willen geführt, noch ist es je in der Absicht Englands gelegen, die Chinesen mit Waffengewalt dazu zu zwingen, daß sie sein indisches Opium kaufen sollten.

Alles Sträuben half im Jahre 1859 den Chinesen nichts, die Gesandten der Westmächte mußten darauf bestehen, die in Tientsin geschlossenen Verträge nur in Peking selbst ratificiren zu lassen. Nicht einmal das erreichte der stolze Hof, daß die Gesandten sich hätten den Weg vorschreiben lassen, auf dem sie nach Peking reisen sollten. Um nämlich zu verhüten, daß sie doch nicht mit zu großem Gefolge und zu viel Ansehen in der Hauptstadt einzögen, wurde verlangt, die europäischen Gesandten sollten einen langen und beschwerlichen Landweg einschlagen. Dazu hatten allerdings die Amerikaner, die auch einigermaßen im Kriege mitgeholfen, sich bereits verstanden gehabt; ein Witzblatt stellte sie treffend dar, als eine Kuh melkend, die John Bull bei den Hörnern hielt; sie konnten sich eher zu einer solchen Nachgiebigkeit herablassen, weil die Hauptlast des Krieges doch auf die beiden Westmächte gefallen war. Diese dagegen sahen wohl ein, daß jetzt ihre Zeit gekommen sei, da nicht bloß neue Errungenschaften zu Gunsten des zeitweiligen Handels in Aussicht ständen, sondern es sich darum handle, die verkehrte Welt-

anschauung der Chinesen endlich einmal zu beseitigen, und ihnen gesunderen Verstand beizubringen. Jedoch die Chinesen waren noch nicht genug gewitzigt; sie betrachteten die nach allem Völkerrecht vollkommen berechtigte Forderung der europäischen Mächte als barbarische Hartnäckigkeit, der sie noch einmal mit Gewalt und List entgegenzutreten versuchen wollten. Also eröffneten im Juli 1859 die Taku Festungen ein verrätherisches Feuer auf das kleine Geschwaber der Alliirten, wobei einige Kanonenbote in Grund geschossen wurden; die Mannschaft zählte 89 Todte und 345 Verwundete. Es ist geradezu lächerlich, wie Neumann in seiner ostasiatischen Geschichte diese Begebenheit critisirt; aber darauf kommt nicht viel an. Thatsache bleibt darum doch, daß China, statt die geschlossenen Verträge zu vollziehen, den Frieden verrätherisch gebrochen und die Westmächte genöthigt hat, zu neuen und natürlich strengeren Maßregeln zu greifen, um den tollen Hochmuth der Chinesen zu brechen.

Lord Elgin wurde wiederum nach China gesandt, und Frankreich zog mit, um den schmählichen Verrath zu rächen und die Chinesen ein für allemal über internationales Recht zu belehren. Im August 1860 stand keine friedliche Gesandtschaft, sondern ein drohendes Heer vor den Festungswerken von Taku, die den Eingang nach Tientsin und Peking bewachen. Der unbeachteten Aufforderung, sich zu ergeben, folgte der Angriff, und diesem nach wenig Stunden die Eroberung der nördlichsten Festung, welche die anderen Werke beherrscht, so daß diese sofort die weiße Flagge aufzogen. Solch eine schnelle Niederlage hatten die Chinesen nicht erwartet nach ihrem, wie sie meinten, glorreichen Sieg über die Barbaren.

Tientsin wurde besetzt und der Kaiser sandte neue Bevollmächtigte, um mit den siegreichen Alliirten zu unterhandeln. Doch bald fanden diese Mandarinen heraus, daß sie nicht Vollmacht genug hatten soviel zuzugeben, als die Alliirten jetzt verlangten. Natürlich! aber Lord Elgin und Baron Gros hatten auch keine Lust, von der wohlbekannten diplomatischen Schlauheit der Chinesen sich lange an der Nase herumführen zu lassen, sondern erklärten diesen Herren einfach, daß wenn sie keine zureichenden Vollmachten hätten, sie nach Peking zurückkehren könnten; die alliirte Heeresmacht werde ihnen aber auf dem Fuße folgen. Gesagt gethan. Das Heer der Engländer und Franzosen setzte sich in Bewegung, und marschirte Peking zu bis nahe vor Tungtschau. Als man in Peking sah, welch furchtbaren

Ernst die Ereignisse annahmen, eilten neue Botschafter den Alliirten entgegen, und versicherten unbedingte Vollmacht zu haben, um Frieden zu schließen; nur daß das Heer nicht weiter marschire und keine feindliche Macht sich den Thoren Pekings nähere. Lord Elgin war ganz bereit zu unterhandeln und fragte, wo die Botschafter einen Platz anweisen wollen, damit das Heer ein Lager aufschlage. Der Lagerplatz wurde festgesetzt, und dem Heer augenblicklich Stillstand geboten. Der englische Oberst Walker gieng mit dem Consul (jetzt Sir Harry) Parkes, welcher als Dolmetscher die Expedition begleitete, und noch einigen Engländern und Franzosen nach der Stelle hin, wo das Lager geschlagen werden sollte, um die nöthigen Anstalten dazu zu treffen. Kann man es glauben, daß die Chinesen so toll waren, noch einmal einen Verrath zu begehen! Statt eines freien Platzes, wo das alliirte Heer hätte lagern können, traf diese kleine Partie die ganze chinesische Armee unter dem mongolischen Prinzen Sang ko lin sin in Schlachtordnung aufgestellt; und bald fanden sie sich als Kriegsgefangene in den Händen eines grausamen Feindes. Geknebelt wurden sie nach Peking geschleppt, in das gemeine Gefängniß geworfen und so mißhandelt, daß einige unter ihren Qualen starben. Consul Parkes war der chinesischen Regierung wohl bekannt, da er schon eine Reihe von Jahren in China gedient hatte. Ihn hätte sie gerne benützt, um Lord Elgin zu günstigeren Bedingungen zu veranlassen, allein Parkes weigerte sich jeglicher Einmischung in den Lauf der Dinge, und erklärte den Chinesen, daß so lange er, der doch das Werkzeug zur Friedensvermittlung sei, gefangen gehalten werde, zum Voraus an gar keine Verhandlungen zu denken sei; die Freilassung aller so verrätherisch Gefangenen bleibe die allererste Bedingung. Zwanzig bange Tage mußte Parkes mit denen, die diese furchtbare Gefangenschaft überlebten, in Peking ausharren; allein Sang ko lin sin vermochte das Heer der Engländer und Franzosen nicht aufzuhalten. Er wurde zweimal geschlagen (das zweite Mal bei der Brücke Patlikhyau, woher General Montauban seine Auszeichnung als Herzog von Palikao erhielt), und die Alliirten rückten bis unter die Thore von Peking.

Nun kam der leibliche Bruder des Kaisers, der seither rühmlich bekannt gewordene Prinz Kung zum Vorschein, um Verhandlungen

anzuknüpfen. Auch jetzt wurde vor allen Dingen verlangt, daß die Gefangenen herausgegeben werden; Prinz Kung behauptete, daß sie wohl seien und gut behandelt würden, während doch die Meisten schon in Folge der Mißhandlungen gestorben waren. Noch zögerten die Chinesen, daher vorerst in dem außerhalb der Stadtmauern befindlichen Sommerpalast des Kaisers etwas geplündert wurde: Lord Elgin nahm das schönste Andenken, ein Scepter aus Edelsteinen für die Königin von England, und Baron Gros bekam ein ähnliches Schaustück für Napoleon. Ohne Zweifel half das unliebsame Mittel die Entscheidung beschleunigen; man mußte doch die Plünderung der Hauptstadt vermeiden. Also öffnete sich das Thor Nganting der feindlichen Macht, und die Gefangenen wurden ausgeliefert. Was dann die Ueberlebenden von ihren Leiden erzählten, empörte Diplomaten und Militärs dermaßen, daß sie einig wurden, für solche Schändlichkeit eine entsprechende Strafe zu dictiren. Diese bestand in der gänzlichen Zerstörung des Sommerpalastes, eine empfindliche Strafe für den Kaiser, wodurch aber dem Volk kein Leid geschah. Gewiß eine verdiente Züchtigung für den schmählichsten Treubruch und Verrath *).

Der Friede war also (Oct. 1860) wieder hergestellt, und China um etwas weiter geöffnet. Es konnte sich nun ungehindert an die Bekämpfung der Rebellen machen, die damals noch im Besitz von Nanking waren. China hatte aber auch etwas gelernt in diesem Kriege mit Europäern; zum erstenmal ließ es sich herbei, Hilfe von den verhaßten Barbaren gegen seine eigenen aufständischen Unterthanen in Anspruch zu nehmen. Eine solche wurde der Regierung wirklich zu Theil, nur nicht in directer Weise, indem nämlich der englische Oberst Gordon und der Amerikaner Burgoin in des Kaisers Dienst traten und die chinesische Miliz umgestalteten. Das Heer wurde nach europäischem Vorbild einexerzirt, mit besseren Waffen ausgerüstet und nach den Regeln der Kriegskunst angeführt; dadurch gelang es endlich, die fast zwanzigjährige Plage der Rebellion zu beseitigen.

---

*) Ich habe von den im Sommerpalast geplünderten Merkwürdigkeiten manche in Hongkong zu sehen bekommen; ein englischer Soldat hatte z. B. ein goldenes Kästchen, in welchem Georg III. sein Schreiben an den Kaiser von China geschickt haben soll. Ferner sah ich ein goldenes Dorf mit Häusern, Bäumen ꝛc., alles von gediegenem Gold; dann eine große Anzahl von goldenen Uhren, Musikdosen u. dgl.

Nanking fiel (Juli 1864) in die Hände der Kaiserlichen. Der arme Prophet Fung syu tshen tödtete sich selbst. Die Könige, welche er eingesetzt hatte, kamen alle ums Leben; dem verführten Volk wurde Amnestie ertheilt und die Regierung in Peking athmete wieder leichter. Immerhin war der Verfall des Chinesenthums, wie die Ohnmacht des Mandschuthums, im Verlauf dieser Empörung deutlich zu Tage getreten.

Rebellion ist aber eine chronische Krankheit dieses Staatskörpers; hat er auch die Thai phing-Rebellion überwunden, so ist doch bis auf den heutigen Tag die Ruhe in dem großen Reiche noch nicht ganz hergestellt. Noch immer existiren in China verschiedene Stämme der Ureinwohner, Myau tz genannt. Diese sind schon in dem classischen Buche der ältesten Landesgeschichte erwähnt, als Leute, die sich nicht unter den bildenden Einfluß des Kaisers Schun bringen lassen, welcher der zweite Kaiser war, der auf dem chinesischen Throne saß. Sie halten sich heut zu Tage in den gebirgigen Provinzen des Landes auf (Kwangtung, Kui tschu, Sitschuan, Yunnan). Durch natürliche Befestigungen auf ihren hohen Bergen geschützt, haben sie ihre Unabhängigkeit bewahrt, und alle Bemühungen der kaiserlichen Regierung sie zu unterjochen, durch erfolgreichen Widerstand vereitelt. Je und je kommt es zu Zusammenstößen zwischen diesen Myau tz und dem Militär.

Ein komischer Vorfall ereignete sich einmal, als ein chinesisches Heer gegen einen solchen Stamm der Ureinwohner zu Felde zog. Die Kaiserlichen waren mit gezogenen Gewehren bewaffnet und hofften damit einen leichten Sieg über die Myau tz zu erkämpfen. Aber der größere Muth der Bergvölker machte diese Hoffnung zu nichte. Nicht nur siegten die Myau tz, sie entrissen auch den Chinesen ihre Büchsen und wurden dadurch um so furchtbarere Feinde. Erst im October 1872 berichtete der Gouverneur der Provinz Kui tschu, daß es ihm endlich gelungen sei, den gefürchtetsten Häuptling der Myau tz gefangen zu nehmen und dem Land die Ruhe wieder zu geben, nachdem der Krieg 18 Jahre gewährt und 3 Millionen Tels oder 4½ Mill. Dollar gekostet habe. Jetzt endlich sei das Land im Umfang von zehntausend (chines.) Meilen von diesen Wilden gesäubert; und wenn das Volk sich nun in Ruhe und Frieden dem Ackerbau und dem Gewerbe widmen könne, so werde es sich bald

anzuknüpfen. Auch jetzt wurde vor allen Dingen verlangt, daß die Gefangenen herausgegeben werden; Prinz Kung behauptete, daß sie wohl seien und gut behandelt würden, während doch die Meisten schon in Folge der Mißhandlungen gestorben waren. Noch zögerten die Chinesen, daher vorerst in dem außerhalb der Stadtmauern befindlichen Sommerpalast des Kaisers etwas geplündert wurde: Lord Elgin nahm das schönste Andenken, ein Scepter aus Edelsteinen für die Königin von England, und Baron Gros bekam ein ähnliches Schaustück für Napoleon. Ohne Zweifel half das unliebsame Mittel die Entscheidung beschleunigen; man mußte doch die Plünderung der Hauptstadt vermeiden. Also öffnete sich das Thor Nganting der feindlichen Macht, und die Gefangenen wurden ausgeliefert. Was dann die Ueberlebenden von ihren Leiden erzählten, empörte Diplomaten und Militärs dermaßen, daß sie einig wurden, für solche Schändlichkeit eine entsprechende Strafe zu dictiren. Diese bestand in der gänzlichen Zerstörung des Sommerpalastes, eine empfindliche Strafe für den Kaiser, wodurch aber dem Volk kein Leid geschah. Gewiß eine verdiente Züchtigung für den schmählichsten Treubruch und Verrath *).

Der Friede war also (Oct. 1860) wieder hergestellt, und China um etwas weiter geöffnet. Es konnte sich nun ungehindert an die Bekämpfung der Rebellen machen, die damals noch im Besitz von Nanking waren. China hatte aber auch etwas gelernt in diesem Kriege mit Europäern; zum erstenmal ließ es sich herbei, Hilfe von den verhaßten Barbaren gegen seine eigenen aufständischen Unterthanen in Anspruch zu nehmen. Eine solche wurde der Regierung wirklich zu Theil, nur nicht in directer Weise, indem nämlich der englische Oberst Gordon und der Amerikaner Burgoin in des Kaisers Dienst traten und die chinesische Miliz umgestalteten. Das Heer wurde nach europäischem Vorbild einexerzirt, mit besseren Waffen ausgerüstet und nach den Regeln der Kriegskunst angeführt; dadurch gelang es endlich, die fast zwanzigjährige Plage der Rebellion zu beseitigen.

---

*) Ich habe von den im Sommerpalast geplünderten Merkwürdigkeiten manche in Hongkong zu sehen bekommen; ein englischer Soldat hatte z. B. ein goldenes Kästchen, in welchem Georg III. sein Schreiben an den Kaiser von China geschickt haben soll. Ferner sah ich ein goldenes Dorf mit Häusern, Bäumen &c., alles von gediegenem Gold; dann eine große Anzahl von goldenen Uhren, Musikdosen u. dgl.

Nanking fiel (Juli 1864) in die Hände der Kaiserlichen. Der arme Prophet Fung syu tshen tödtete sich selbst. Die Könige, welche er eingesetzt hatte, kamen alle ums Leben; dem verführten Volk wurde Amnestie ertheilt und die Regierung in Peking athmete wieder leichter. Immerhin war der Verfall des Chinesenthums, wie die Ohnmacht des Mandschuthums, im Verlauf dieser Empörung deutlich zu Tage getreten.

Rebellion ist aber eine chronische Krankheit dieses Staatskörpers; hat er auch die Thai phing-Rebellion überwunden, so ist doch bis auf den heutigen Tag die Ruhe in dem großen Reiche noch nicht ganz hergestellt. Noch immer existiren in China verschiedene Stämme der Ureinwohner, Myautz genannt. Diese sind schon in dem classischen Buche der ältesten Landesgeschichte erwähnt, als Leute, die sich nicht unter den bildenden Einfluß des Kaisers Schun bringen lassen, welcher der zweite Kaiser war, der auf dem chinesischen Throne saß. Sie halten sich heut zu Tage in den gebirgigen Provinzen des Landes auf (Kwangtung, Kui tschu, Sitschuan, Yunnan). Durch natürliche Befestigungen auf ihren hohen Bergen geschützt, haben sie ihre Unabhängigkeit bewahrt, und alle Bemühungen der kaiserlichen Regierung sie zu unterjochen, durch erfolgreichen Widerstand vereitelt. Je und je kommt es zu Zusammenstößen zwischen diesen Myau tz und dem Militär.

Ein komischer Vorfall ereignete sich einmal, als ein chinesisches Heer gegen einen solchen Stamm der Ureinwohner zu Felde zog. Die Kaiserlichen waren mit gezogenen Gewehren bewaffnet und hofften damit einen leichten Sieg über die Myau tz zu erkämpfen. Aber der größere Muth der Bergvölker machte diese Hoffnung zu nichte. Nicht nur siegten die Myau tz, sie entrissen auch den Chinesen ihre Büchsen und wurden dadurch um so furchtbarere Feinde. Erst im October 1872 berichtete der Gouverneur der Provinz Kui tschu, daß es ihm endlich gelungen sei, den gefürchtetsten Häuptling der Myau tz gefangen zu nehmen und dem Land die Ruhe wieder zu geben, nachdem der Krieg 18 Jahre gewährt und 3 Millionen Tels oder 4½ Mill. Dollar gekostet habe. Jetzt endlich sei das Land im Umfang von zehntausend (chines.) Meilen von diesen Wilden gesäubert; und wenn das Volk sich nun in Ruhe und Frieden dem Ackerbau und dem Gewerbe widmen könne, so werde es sich bald

erheben. Der Häuptling aber habe die Todesstrafe erlitten, die auf Rebellion gesetzt sei, nämlich in 1000 Stücke zerhauen zu werden.

Außer den Myautz sind aber auch die Muhammedaner im Norden und Westen von China sehr zweifelhafte Unterthanen; sie haben seit 10 Jahren der kaiserlichen Regierung ungewöhnlich viele Noth bereitet. Einmal hieß es, daß sie drei Provinzen im Nord-Westen erobert, und daß ihre Häuptlinge dem Kaiser Frieden angeboten haben, wenn er sie im ungestörten Besitz ihrer Eroberungen lassen wolle. Das stimmt aber nicht mit den Traditionen des chinesischen Kaisers, und der Krieg gegen die Muhammedaner dauert fort, auch nachdem Talifu, die Hauptstadt von Yunnan im Februar 1873 wieder eingenommen und seine Einwohnerschaft niedergemetzelt worden ist. Zwar zeigt sich dabei, daß auch die Muselmanen nur einzureißen, nicht aufzubauen vermögen; sie haben es nicht einmal zu vereinigten Operationen gegen die Chinesen gebracht, sondern der Aufstand in Schensi, Kansu und den andern Grenzländern ist überall aus örtlichen Ursachen entstanden und wird mit örtlichen Mitteln geführt. Aber auch hier tritt die Unmacht des Kaiserreichs in volles Licht; es vermag in vielen Jahren die Empörungen nicht zu unterdrücken.

Beim Friedensschluß mit den Westmächten (1860) waren zehn Jahre festgesetzt worden, als der Zeitraum, nach dessen Verlauf eine Revision der Verträge vorgenommen werden sollte, um wünschenswerthe Abänderungen an denselben zu treffen. Durch jene Verträge waren der Mission große Vortheile zugefallen. Nicht nur hatten sie zu den im Jahre 1842 geöffneten sechs Hafenstädten noch weitere sieben hinzugefügt, sondern was den deutschen Missionaren besonders zu gute kam, das alte Verbot, nicht ins Innere des Landes zu gehen, war aufgehoben, und wir erhielten die Freiheit, mit Pässen von unseren Consuln versehen, das Binnenland zu bereisen. Das war ein großer Fortschritt. Ich war der erste Basler Missionar, der mit einem Paß in der Tasche eine Reise von neun Wochen in den nordöstlichen Theil der Provinz Kwangtung unternahm. Vorher hatte ich am meisten von Verfolgungen durch die Obrigkeit zu leiden gehabt, weil ich auch ohne Paß vom Anfang meines Aufenthalts in China an meist im Innern mich umgetrieben hatte. So gereichte es mir denn auch zu besonderem Danke gegen Gott, der neuen Freiheit zu gebrauchen, die durch die politischen Ereignisse der Mission eingeräumt worden war. Die Höflichkeit und Zuvorkommenheit der

Mandarine, so oft ich mich ihnen mit meinem Paß präsentirte und sie um ihren Schutz oder ihre Hilfe ansprach, ließ Nichts zu wünschen übrig. Ich darf übrigens wohl von uns protestantischen Missionaren im Allgemeinen behaupten, daß wir die neuen Freiheiten nie mißbraucht, und uns stets bestrebt haben, den chinesischen Beamten keine unnöthige Mühe zu machen.

Wohl mögen die katholischen Missionare hie und da etwas weniger bescheiden aufgetreten seien, sofern sie ihre Amtswürde gerne zur Schau tragen und sich wie Staatsbeamte geriren, die je nach ihrem Rangunterschied ein angemessenes Ceremoniell und weltlichen Pomp beanspruchen. (Vgl. Miss. Mag. 1871. S. 292). Die Verträge von 1860 verschafften ihnen die Rückerstattung alles Grundbesitzes, den sie unter dem Kaiser Kanghi erworben hatten, während dessen Regierung die katholische Mission sich einer schönen Blüthezeit erfreute, die aber mit der Thronbesteigung seines Sohnes ihr Ende erreichte. Dieser nämlich, Yung tschin, vertrieb die Missionare und Katholiken und confiscirte ihr Grundeigenthum. Eine solche massenhafte Rückerstattung nach fast 140jährigem Besitzerrechte mußte zu manchem Conflict der verschiedensten Interessen Anlaß geben, und da die französische Regierung sich mehr zur Mission bekennt, als irgend eine protestantische Macht, so hat auch der französische Gesandte in Peking die Streitigkeiten, welche die Ausführung dieses betreffenden Artikels hervorgerufen hat, nicht auf dem langweiligen Wege der Diplomatie, sondern durch energisches persönliches Einschreiten in oft weit entfernten Lokalitäten zu schlichten unternommen. Daß hiebei den Chinesen auch Unrecht angethan worden ist und daß durch die Aufstellung eines französischen Protektorats über chinesische Unterthanen noch fortwährend gesündigt wird, ist wohl nicht zu läugnen. Frankreich und die katholische Mission haben das zu verantworten. Natürliche Folge davon war, daß auch die katholischen Chinesen den neuen Einfluß und das steigende Ansehen, in das sie ihre Priester vor den Mandarinen versetzt sahen, manchmal mißbrauchten.*)

So brach das verhängnißvolle Jahr 1870 an, und mit demselben die Zeit der Revision der Verträge von 1860. Natürlich hatten die europäischen Kaufleute den Gesandten allerlei Wünsche

*) Das Nähere hierüber findet sich S. 32 ff.

vorzulegen, um weitere Privilegien zu erlangen. Auch wir Missionare machten eine Eingabe, um das Recht der Niederlassung im Lande zu erbitten, weil wir bisher nur das Recht zum Reisen gehabt hatten, und unsere Niederlassungen im Inlande ganz nur auf dem guten Willen des Volkes beruhten, ohne gesetzliche Berechtigung. Allein die chinesische Regierung hatte auch etwas in petto. Wie erstaunten wir, als eines schönen Tages ein Circular vom Pekinger Hof an die Gesandten der ausländischen Mächte erschien, das in zwölf Artikeln die Wünsche der chinesischen Regierung in Beziehung auf die Missionare kund that. Es ist nicht nöthig diese zwölf Artikel einzeln aufzuführen: (sie stehen im Miss. Mag. 1871 S. 374) genüge es zu sagen, daß ihre ganze Tendenz dahin gieng unsere Arbeit zu beschränken, zu erschweren, wo nicht ganz unmöglich zu machen. Wir sollten in Zukunft nichts predigen, was gegen die Lehre des Confucius verstoße, unsere Bekehrten sollten sich nur auf eine kleine Anzahl beschränken, europäische Frauen sollten nicht im Lande weilen, chinesische Frauen keine Kirche, die Mädchen keine Schule betreten dürfen, und wir selbst sollten der Obrigkeit gegenüber dieselbe Stellung einnehmen, wie die Eingeborenen, die nur knieend den Mandarinen sich nähern dürfen.

Wahrscheinlich hätte die chinesische Regierung nie gewagt, solche wunderliche Wünsche zu äußern, wenn sie sich nicht durch das britische Ministerium dazu ermuthigt geglaubt hätte. Im Jahre 1869 machte ja eine chinesische Gesandtschaft die Runde bei allen europäischen Höfen: die erste Rolle in dieser Komödie spielte aber nicht ein Sohn des himmlischen Reiches selbst, sondern ein geriebener Amerikaner, Burlingame. Dieser gab sich die Mühe Europa glauben zu machen, daß China willig und fähig sei, in den Verband der civilisirten Nationen einzutreten, und daß bloß noch fehle, daß die civilisirten Nationen es in ihren Bund aufnehmen und demgemäß behandeln. Hatte etwa der Mohr seine Haut gewandelt, und der Pardel seine Flecken? Der eigentliche Zweck dieser Gesandtschaft war, der Revision der Verträge vorzubeugen, und die Westmächte glauben zu machen, daß China sich nicht zu neuen Concessionen verstehen könne, da es ja nicht einmal im Stande sei die alten zu halten. Unerwarteter Weise fand Herr Burlingame einiges Gehör in England, und bald genug spürten wir die Folgen davon in China.

Allerhand Schwierigkeiten, wie sie im Verkehr der Europäer mit

den Chinesen auftauchen, waren bisher durch die Consuln an Ort und Stelle beigelegt worden. So geschah es z. B., daß in Formosa eine Beeinträchtigung der Kaufleute, und zu gleicher Zeit Verfolgungen der Missionare Statt gefunden hatten. Der englische Consul legt Protest ein bei den Mandarinen und verlangt Abhilfe. Diese thun ihre Pflicht nicht, daher der englische Consul ein Kanonenboot von Amoy herüber kommen läßt, um seinen gesetzlichen Forderungen Nachdruck zu geben. Wie bloße Drohungen nichts helfen, läßt er den Commandanten des Kanonenboots mit seiner Mannschaft landen, eine kleine Festung der Chinesen einzunehmen, und zwingt dadurch die widerspenstigen Mandarinen zur Erfüllung ihrer Pflicht und zur Abhilfe der Beschwerden. In China billigten alle Ausländer das Verfahren dieses Consuls, allein in England wurde sein Vorgehen bedenklich gefunden. Er hätte nicht Gewalt brauchen, sondern die Sache nach Peking berichten und die Diplomatie, nicht die Kanonen, in Bewegung setzen sollen. Der Mann wird von seinem Posten abberufen und die Königin schickt ein Entschuldigungsschreiben an die chinesische Regierung, daß ihr der Vorfall leid sei. Das war in allweg nach dem Grundsatz gehandelt, daß China wie eine civilisirte Nation behandelt werden müsse.

Weiter geschah es, daß englische Missionare in Yangtschau in Schwierigkeiten verwickelt wurden, die dann im britischen Parlamente zur Sprache kamen. Sie riefen jene gehässige Rede des Marineministers, Herzogs von Somerset hervor, worin er die Missionare für Schurken oder Schwärmer erklärte und die Partei der heidnischen Völker gegen diese ihre Peiniger ergriff. Diese Rede erschien dann auch übersetzt in chinesischen Zeitungen.

Und nun sollte ein Ereigniß eintreten, das den wahren Charakter der Chinesen und die Stufe ihrer Civilisation in ein klares Licht stellte: das Blutbad von Tien tsin. Am 21. Juni 1870 wurden in Tientsin, nahe bei Peking, 9 katholische Schwestern vom Orden des St. Paul, 1 Priester, der französische Consul und sein Secretair, mehrere Kaufleute, und außer diesen französischen Unterthanen auch drei Russen zum Theil unter den schändlichsten Mißhandlungen öffentlich ermordet, Angesichts der chinesischen Obrigkeit. Was war die Ursache dieser furchtbaren Katastrophe?

Man würde den Franzosen Unrecht thun, wenn man ihnen die Schuld beimessen wollte. Jedenfalls waren gerade diejenigen Per-

sonen, welche am meisten darunter zu leiden hatten, die unschuldigsten Menschen in der Welt. Fromme katholische Schwestern, die aus christlicher Liebe nach China gekommen waren, ihr Leben dem Dienst der Mission zu weihen, indem sie Waisenhäuser gründeten und arme verwahrloste, von ihren eigenen Eltern ausgesetzte und dem Tode Preis gegebene Kinder aufnahmen und christlich erzogen; sie wenigstens hatten keinen Theil an etwaigen Ausschreitungen der Bischöfe oder ihres Schutzherrn, des französischen Gesandten. Die Schuld fällt also auf diejenigen, welche das Verbrechen verübten, einen wüthenden Pöbel, der seinen Leidenschaften die Zügel schießen ließ. Wer aber stiftete den Pöbel auf? wer zündete die Flammen der Leidenschaften im Volke an? Nimmermehr wird die chinesische Regierung ihre Hände in Unschuld waschen können von dem Blute, welches so grausam in Tien tsin vergossen wurde. Kann man nicht geradezu die Obrigkeit selbst bezichtigen, das Volk gegen die Ausländer aufgehetzt zu haben, so muß sie doch soviel auf sich sitzen lassen, daß sie die Hetzerei nicht verhindert, das Volk niemals eines besseren belehrt habe.

Von unserem Standpunkt aus erscheint es ja unglaublich, daß bei den Chinesen Gerüchte über die katholischen Schwestern sollten Glauben gefunden haben, die ganz das Gegentheil von dem behaupteten, was die frommen Nonnen thaten. Es wurde ausgestreut und in öffentlichen Plakaten verkündigt, daß sie den Kindern die Augen ausreißen und das Herz herausschneiden, weil die Europäer dergleichen Dinge zu chemischen Zwecken brauchten. Das wurde wirklich geglaubt; die Chinesen aber haben selbst dafür gesorgt, daß wir einigermaßen überschauen können, was Alles chinesischer Lügenhaftigkeit, Bornirtheit und Schamlosigkeit zugetraut werden darf. Sie haben es uns schwarz auf weiß gegeben in einem Büchlein, das in China gedruckt wurde mit dem Titel: „Todesstoß für verderbliche Lehren", (Miss. Mag. 1871, S. 450); ein schändliches Machwerk, das der christlichen Religion alle denkbaren und undenkbaren Gräuel aufbürdet, um den tiefsten Abscheu vor derselben in die Gemüther zu pflanzen. Ein solches Buch schreibt der Pöbel nicht, sondern das thun Leute, die zum Gelehrtenstand gehören, aus welchem sich die Beamtenwelt recrutirt; eine Menschenklasse, die so großen Einfluß besitzt, daß Minister und Gouverneure oft nichts gegen sie vermögen, ja sich oft vor ihr fürchten müssen. Da in

diesen gelehrten Herren der chinesische Nationalstolz kulminirt, so ist auch gerade in ihnen der Haß gegen die Ausländer und die Verachtung alles Nichtchinesischen am tiefsten gewurzelt und aufs höchste entwickelt. Es beleidigt ihr chinesisches Gefühl, einen Fremden in China zu erblicken. Ihr Herz blutet ob der Schwäche ihrer Dynastie, die zugeben mußte, daß Barbaren die so lange aufrecht erhaltene Scheidewand durchbrechen und mit ihrer diabolischen Gegenwart die Seelenruhe der Söhne des himmlischen Reiches stören.

Man weiß nun aus guter Quelle, daß ein Beamter das elende Buch geschrieben hat, wie auch Beamte sich allenthalben bemühen, durch Verbreitung desselben den Fremdenhaß anzufachen.

Aus Furcht vor dieser Gelehrtenklasse durfte auch die chinesische Regierung die Verträge mit den Ausländern nie veröffentlichen. Das Volk ist noch heute nicht davon unterrichtet, wenigstens nicht durch amtliche Ankündigung; und der Hof in Peking zittert vor jeder neuen Forderung, welche die Barbaren noch stellen wollen, weil er wohl weiß, daß jede neue Concession, die er machen muß, ein neuer Stoß ist an den Thron des Kaisers, sofern ihm die Ergebenheit und Achtung des chinesischen Volkes in dem Maaße verloren geht, in dem er sich genöthigt sieht den Ausländern nachzugeben. Die politische Tradition steht fest wie der Himmel: daß der Kaiser vom Himmel eingesetzt ist, um Alles unter dem Himmel zu regieren; daß er wohl auch die fremden Teufel mit himmlischer Milde behandeln, aber vor allem durch den Einfluß seiner Tugend sie in Unterwürfigkeit erhalten und womöglich in den Bereich der himmlischen Bildung hereinziehen soll. Die Barbaren können deßhalb nie Rechtsansprüche machen, nie Gleichstellung mit den Chinesen verlangen. Wie soll es daher gehen in China, wenn die Ausländer zu allen Anmaßungen, die sie sich schon herausgenommen haben, auch diese Majestätsbeleidigung hinzuzufügen gedenken, daß die Gesandten eine Audienz beim Kaiser verlangen? Und daß dann nach solcher Audienz auch die Revision der Verträge, die immer noch nicht geschehen ist, vollzogen werden soll? Freilich haben ja frühere Gesandte sich je und je herbeigelassen als Tributträger vor dem Kaiser zu erscheinen; aber Repräsentanten einer mit dem Kaiser von China auf gleichem Fuße stehenden Macht hat noch kein Herrscher Pekings empfangen.

Dazu eben mußte nun — gegen den Willen der Urheber — das Blutbad in Tien tsin dienen, daß es die Veranlassung wurde, die Audienzfrage in eine bestimmte Forderung zu gestalten. Der Kaiser von China schickte nämlich einen außerordentlichen Botschafter, den Tschung hau nach Paris, um die französische Regierung um Verzeihung zu bitten für den bedauernswerthen Vorfall in Tien tsin. Herr Thiers verweigerte ihm eine Audienz, weil der französische Botschafter in Peking dieser Ehre auch nicht theilhaftig sei. Später aber wurde dem Tschung hau eine Audienz gewährt, nachdem derselbe die Bedingung eingegangen hatte, daß der französische Botschafter in Peking gleicher Ehre gewürdigt werde. Da nun in den Verträgen bestimmt ist, daß jegliches Zugeständniß, welches einer Nation von den Chinesen gemacht werde, allen andern Nationen auch zu gut kommen müsse, so verstand es sich von selbst, daß die Würdenträger von England, Amerika und Deutschland, die am Pekinger Hofe accreditirt sind, dem französischen Botschafter auf dem Fuße folgen würden, sobald er die geheiligten Hallen des kaiserlichen Palastes beträte.

Fast zwei Jahre lang sollten die Verhandlungen über diese schwierige Frage dauern. Entschieden wurde sie am Ende durch die — lang und schwer vermißte — Einträchtigkeit der christlichen Gesandten.

Zu diesem Aufschub trug auch der deutsch-französische Krieg das Seine bei. Wenn nämlich der Frevel von Tientsin nicht schwerer gerochen wurde, als daß die Mandarinen von Tientsin abgesetzt, 16 (oder 20) Chinesen im Beisein des französischen Gesandten hingerichtet, und einige Summen Geldes bezahlt wurden zur Wiederherstellung der zerstörten Gebäulichkeiten, so lag der Grund in nichts anderem, als in diesem europäischen Krieg. Einmal hinderte er Frankreich dem fernen China die genügende Aufmerksamkeit zuzuwenden. Und wie beruhigend jede Nachricht von französischen Niederlagen auf die chinesischen Gemüther gewirkt hat, läßt sich kaum beschreiben. Erst als sie den Friedensschluß und die Summe der Kriegsentschädigung erfuhren, kamen ihnen neue Bangigkeiten, weil sie dachten, die Franzosen möchten jetzt doch nach China kommen, um sich dort das Geld zu holen, das sie den Deutschen bezahlen müssen. Am Ende hat aber doch die Einmüthigkeit, mit welcher alle Gesandten, auch der deutsche, die Forderungen des französischen

unterstützten, die Audienzfrage entschieden. Am 29. Juni 1873 hat endlich der junge Kaiser Tungtschi sich bemüßigt gesehen, die Gesandten zu empfangen, zwar nicht in der großen Halle des Palastes, sondern im Gartensaal neben den Tempel. Auch soll der japanische Gesandte, der zuerst zugelassen wurde, sich nur dreimal verbeugt haben, während die europäischen sich zu fünf Verbeugungen bequemen mußten. Und schließlich hat die Hofzeitung nach ihrer Sitte den demüthigenden Vorfall verschwiegen. Dennoch ist die Audienz nun einmal eine vollbrachte Thatsache, welche die Aussicht gewährt, daß China sich mit den christlichen Mächten zunächst nicht überwerfen will, sondern die Segnungen des Friedens einem neuen Wagniß vorzieht.

Aber ist denn nicht zu hoffen, daß auch dieses Ostreich bald einmal etwas Weltverstand annehme? Wird es nicht vielleicht von seinem Nachbarstaat Japan etwas lernen, der sich so vertrauensvoll dem Auslande in die Arme wirft, und so aufrichtig von denen zu lernen sucht, die er als weiter gefördert in Wissenschaft und Bildung erkannt hat? Noch stehen die Dinge nicht so günstig, daß man bald auf Einführung von Eisenbahnen, Telegraphen und andern westländischen Kulturfortschritten hoffen dürfte. Was ist nur Alles seit jenem Blutbad, das die nördlichste Hafenstadt (Tientsin) weltbekannt machte, in den südlichen Provinzen geschehen, um uns zu überzeugen, daß es eine traurige Wahrheit hat, wenn Confucius sagte: „China ist wie Ein Mann." Im Sommer 1871 wurde in der Provinz Kwangtung ein Plan entworfen, welcher nichts anderes zum Zweck hatte, als eine Wiederholung derselben Gräuel, wie sie ein Jahr zuvor in Tientsin verübt worden waren. Er sollte zeigen, wie es der heißeste aller Wünsche der Chinesen bleibt, die Barbaren gänzlich zu vertilgen, und von dem geheiligten Boden des himmlischen Reiches auf immer ferne zu halten.

Der Plan offenbarte sich in der Geschichte des „Geisterpulvers".

Ein Korb voll Mehl soll unter einem grünen Baum, wo gewöhnlich ein Götzenaltar angebracht ist, gefunden worden sein. Der Aberglaube der Chinesen hält es für ein Geschenk der Götter, und schnell verbreitet sich die Ansicht, wer von diesem Mehl etwas genieße, dem werde Wohlergehen zu Theil und er werde vor Krankheit bewahrt. Das Mehl findet raschen Absatz nicht allein an dem Orte, wo es gefunden war, sondern in der ganzen Provinz Kwangtung und über dieselbe hinaus in den benachbarten Landschaften.

Plötzlich wendet sich das Blatt und es werden in allen Städten und Dörfern Zettel vertheilt, worauf gedruckt steht, daß dieses Mehl von den Ausländern herrühre, daß es Gift enthalte, und wer davon genoßen habe, innerhalb 40 Tagen schwellen und sterben müsse. Die Ausländer besitzen zwar ein Gegengift um die Wirkung dieses Mehls unschädlich zu machen; aber sie geben es Keinem, der nicht erst ihre Religion annehme und Christ werde. Man denke sich die Aufregung, welche nun unter den Chinesen entstand. Was! so schlecht sind diese fremden Teufel, daß sie die Chinesen gar vergiften wollen, und daß sie zu so schlechten Mitteln greifen, um uns ihre Religion aufzubringen? Der Funke hatte gezündet, die Volkswuth war entflammt; hätte Gott es zugelassen, so wäre uns Allen der Garaus gemacht worden. Zum Glück bekleidete zu der Zeit ein erleuchteter Chinese die hohe Stellung eines Generalgouverneurs der zwei Provinzen Kwangtung und Kwangsi. Gewarnt durch die Verwicklungen, welche die Saumseligkeit der Beamten in Tientsin nach sich gezogen hatte, griff dieser sogleich zu energischen Maßregeln, das aufgeregte Volk zu beruhigen und die ärgsten Schreier durch Enthauptung von zwei Rädelsführern einzuschüchtern. Wäre es in Canton zu einer thätlichen Vergreifung an den Ausländern gekommen, so wären ohne Zweifel alle Missionare im Lande der Volkswuth zum Opfer gefallen. In Tschonglok sprachen es die Leute offen aus, daß man nur warte, wie es in Canton gehe, um, sobald die Fremden dort überfallen würden, auch hier Missionaren und Christen das gleiche Schicksal zu bereiten.

In den volkreichen Städten Schaklung und Tungkun wurden die Mandarinen nicht mehr Herr über den Pöbel. Doch kam der Mandarin bei Nacht in das Missionshaus zu Schaklung und bat Miss. Krolczyk eiligst zu entfliehen, indem es nicht in seiner Macht stehe, für das Leben des Missionars bei Anbruch des Tages zu garantiren. Er hatte selbst ein Boot besorgt, auf dem Krolczyk mit seiner Familie und Nacken von Tungkun in der Nacht nach Canton entfliehen konnten; und wie richtig der Mandarin geurtheilt hatte, das zeigte sich alsbald, da jene beiden Stationen der rheinischen Missionsgesellschaft (Schaklung und Tungkun) wirklich zerstört, Meubel und Bücher verbrannt, und die Gebäulichkeiten dem Boden gleich gemacht wurden. Wären die Missionare noch auf dem Platz gewesen, so hätte sie Nichts den Händen der Wütheriche entreißen können.

Doch auch diese Aufregung ist wieder vorübergegangen. Die Chinesen mußten einsehen, daß sie durch falsche Gerüchte betrogen worden waren. Kein Chinese ist ja an dem vermeintlichen Gift gestorben, und Viele lernten sich dieser Albernheit schämen; aber der tiefe Grund, aus dem eine solche satanische Erfindung hervorgehen konnte, besteht fort, nämlich der Haß der Chinesen gegen die Ausländer, von dem die Regierung ebenso wie das Volk in seinen obern und untern Schichten durchdrungen ist. Wird das aber immer so bleiben, oder ist Hoffnung vorhanden, daß mit dem jährlich zunehmenden Verkehr eine bessere Stimmung und innigere Annäherung Platz greifen werde?

Meiner Ansicht nach wird es damit, abgesehen von dem, was die Mission für dieses Ziel wirkt, nicht sehr schnell gehen. China will sich zwar nicht von allem Fortschritt ausschließen, will nicht ganz und gar dahinten bleiben, doch ist bei Allem immer noch ein bedenkliches „Aber". So z. B. hat die chinesische Regierung eine große Anzahl Ausländer in ihre Dienste genommen und als Zollbeamte angestellt, was jedenfalls ein Zeichen großen Vertrauens ist; aber das geschah hauptsächlich, weil die chinesische Regierung fand, daß die Ausländer viel ehrlicher sind als ihre eigenen Mandarinen, und daß aus den Händen der ausländischen Zoll-Verwalter viel mehr Geld in den Staatsschatz floß. Ferner hat die chinesische Regierung nun doch auch angefangen, talentvolle Jünglinge ins Ausland zu schicken, damit sie neue Künste und Wissenschaften lernen sollen; Amerika ist das Land, wohin sie solche am liebsten gehen läßt. Aber während die japanische ihren jungen Leuten im Auslande vollkommene Freiheit in Beziehung auf die Religion einräumt, gibt die chinesische ihren Jünglingen Hofmeister mit, die darüber wachen sollen, daß sie die Studien der chinesischen Classiker nicht vernachlässigen, um ja als unverdorbene Confuzionisten wieder ins Reich der Mitte zurückzukehren.

Den größten Fortschritt hat China gemacht in dem Gebiete des Kriegswesens. Um besser gegen Seeräuber und Schmuggler vorgehen zu können, hat es sich mit einer ansehnlichen Flotte von Kanonenbooten versehen, welche Europäern abgekauft, von europäischen Maschinisten bedient, von europäischen Kapitänen befehligt werden. Ja China hat auch europäische und amerikanische Techniker in Dienst genommen und eigene Arsenale begründet, in denen alles Kriegsmaterial fabrizirt

wird. Es besteht ein solches in Futschau, eines in Schanghai und eines in Nanking. Den neuesten Berichten zu Folge wird dort tüchtig gearbeitet, es werden Geschütze aller Art gegossen, Kugeln, Bomben und Torpedos gefertigt; ja sie haben es im Maschinenbau nun selbst so weit gebracht, daß vor Kurzem das erste Dampfschiff, durch Chinesen gebaut, vom Stapel gelaufen ist. Zugleich hat auch der Unterricht in der Schiffahrtskunde so weit angeschlagen, daß dasselbe ganz mit Chinesen bemannt werden konnte. Schon ist erwähnt, wie auch ihr Militär mit europäischen Schießwaffen versehen ist und nach europäischer Taktik einexercirt wird. Ebenso haben sie die Festungswerke in Taku mit Krupps Kanonen versehen; auch können sie den Fluß so mit Torpedos spicken, daß wie ein Engländer geäußert hat, die nächste Expedition nach Peking keinesfalls in den Peiho einzubringen vermöchte; sie müßte sich mit Umgehung der Taku Befestigungen einen Landweg suchen. Dieß scheint denn auch das nächste Ziel zu sein, auf das sie mit allen diesen Anstrengungen losstreben, nämlich den ausländischen Schiffen einen zweiten Besuch in Tientsin unmöglich zu machen. Zugleich scheint ihnen die Hoffnung zu wachsen, es doch noch einmal mit den Ausländern in offenem Kampfe aufnehmen zu können, da sie ihnen jetzt in der Kriegsführung ebenbürtig geworden seien. Daran ist auch nicht zu zweifeln, daß der nächste Zusammenstoß der Chinesen mit den Ausländern viel blutiger ausfallen würde, als alle bisherigen, wo die Europäer immer mit unbedeutenden Verlusten davon gekommen sind, während die Chinesen viele Menschenleben opfern mußten.

Einstweilen freuen wir uns, daß der Friede so lang erhalten blieb. Ob und wann wir in China Krieg bekommen werden, hängt natürlich sehr von dem Cabinet in Peking ab. Noch herrscht dort Spaltung im Lager; es gibt eine Kriegspartei von eingefleischten, fremdenfeindlichen Chinesen, doch überwiegt noch die Friedenspartei, zu welcher namentlich der Oheim des jungen Kaisers gehört, der bisherige Prinz Regent Kung tschin wang. Mit seiner Leitung der Geschäfte konnten die Ausländer bisher immer zufrieden sein; er weiß, wie viel für die Dynastie auf dem Spiele steht, wenn sie den Waffentanz von neuem versuchen sollte.

Wie langsam jedoch die Chinesen europäischen Anschauungen sich anzubequemen verstehen, davon lieferten die ersten Thaten des jungen Kaisers ergötzliche Beweise. Zuerst mußte er heirathen. Anstatt nun,

wie es bei civilisirten Nationen der Fall wäre, die ausländischen Gesandten von diesem interessanten Ereigniß offiziell in Kenntniß zu setzen und die hohen Vertreter anderer Monarchen zur Hochzeit zu laden, wurde denselben nicht nur für ihre eigene Person zugemuthet, am großen Tage nicht aus dem Hause zu gehen, sondern sie sollten auch ihre betreffenden Landsleute veranlassen hübsch daheim zu bleiben, damit ja nicht die Heiligkeit des kaiserlichen Hochzeitzuges durch den unheiligen Blick eines ausländischen Zuschauers verletzt werde. Der französische Gesandte wies ein solches Ansinnen als sinnlos zurück; der amerikanische erwiderte mit der naiven Bemerkung, er wisse nichts davon, daß der Kaiser Hochzeit habe; nur der englische Gesandte fügte sich den Wünschen der Chinesen. — Besser gieng es dann schon, als der Kaiser die Gräber seiner Ahnen besuchte. Er wunderte sich auf dem Hinweg über die verödeten Straßen und erlaubte bei der Heimkehr, daß man ihn durch dieselben einziehen sehe. Endlich den Fremden auch einmal ins Auge zu schauen, soll er selbst gewünscht haben, und die Audienz die er ihnen gewährte, durchaus nicht bedauern. Das Volk aber behauptet, der Anblick des kaiserlichen Angesichts habe die Fremden dermaßen gelähmt, daß keiner ein Wort vorbringen konnte; den englischen Gesandten, Hrn. Wade, aber habe er so erschüttert, daß er daran gestorben sei (er darf diesen Hieb auf sein Chinesenthum wohl hinnehmen, lebt übrigens noch); und die übrigen Europäer haben Wochen gebraucht, um sich von dieser Erschütterung zu erholen. Das scheint denn doch anzudeuten, daß auch Chinesen sich in das Unvermeidliche mit mehr oder weniger Geschick zu finden lernen.

Hiemit glaube ich die leitenden Punkte alle berührt zu haben, welche dienen können, sich über die gegenwärtige politische Lage Chinas richtig zu orientiren. Was die Zukunft bringt, steht in Gottes Hand. Möge er, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, diesem Volke und besonders seinem jungen Kaiser Weisheit geben, damit sie erkennen, was zu ihrem Frieden dient. Wer wünschte nicht, daß dieses große Volk, welches ja beinahe ein Drittel des ganzen Menschengeschlechtes umfaßt, erwachen möchte aus den Träumen seiner falschen Einbildung, daß es herausgehoben werde aus seinem Aberglauben und seiner ganzen verkehrten Weltanschauung, und bald auch von China das Wort gelte: Das Alte ist vergangen, siehe es ist Alles neu geworden.

Urtheil der angloindischen Regierung über die evang. Mission.

Niemand kann gewiß die indische Regierung einer fanatischen Begeisterung für die Mission, oder ihre amtlichen Berichte auch nur eines Scheines von Parteilichkeit für dieselbe zeihen. Wie lange hat sie die Missionsbestrebungen ferne gehalten, wenn nicht verfolgt, wie langsam sie zugelassen, wie hartnäckig sie todtgeschwiegen. Darin ist nun eine Wendung eingetreten, die viele Gegner der Mission zum Nachdenken auffordert. Ihre Stellung gestattet der Regierung, unbeeinflußt von jedweder Vorliebe für irgend eine besondere Denomination oder Gesellschaft, einen vorurtheilsfreien Ueberblick über die ganze Sachlage zu gewinnen. Da ist es denn doch erfreulich zu lesen, wie anerkennend der nach Beschluß des englischen Unterhauses neuestens dem Druck übergebene Bericht der Regierung sich über die Mission im Jahr 1871—1872 ausspricht. Die Ueberzeugung, daß Indien eine Einfuhr guter Männer (und guter Frauen) mehr bedarf als irgend welches Erzeugniß europäischer Cultur, hat sich endlich in höchsten Kreisen Bahn gebrochen; dankbar begrüßt man jetzt in diesen jegliche Vermehrung der Missionskräfte. Dem Schlusse des sehr umfassenden und interessanten Abschnitts über das Unterrichtswesen entnehmen wir folgende Stellen:

„Die zahlreichen trefflichen Missionsschulen, welche in den verschiedenen Provinzen Regierungsbeiträge erhalten, sind bereits erwähnt worden, aber das ganze indische Missionswesen ist von so bedeutendem Einfluß auf die geistige Hebung des Volkes, daß irgend eine Mittheilung über indischen Unterricht unvollständig wäre, wenn sie nicht auch auf die Arbeit der Missionare einginge. Eine kürzlich angestellte Untersuchung über die Statistik der indischen Missionen bildet neben den gewöhnlichen Quellen der Forschung das vollständige und durchaus authentische Material zu einer Schätzung ihres Fortschritts.

Die protestantischen Missionen in Indien, Barma und Ceylon

werden (abgesehen von lokalen Unternehmungen) durch 35 Missionsgesellschaften betrieben, in deren Dienst jetzt 606 ausländische Missionare stehen, worunter 551 ordinirte. Dieselben sind weithin und ziemlich gleichmäßig über die verschiedenen Präsidentschaften vertheilt und haben gegenwärtig 522 Stationen und 2500 Nebenstationen besetzt. Kaum gibt es eine größere Stadt des Reichs, die nicht wenigstens einen Missionar hätte. Einen großen Impuls hat die Thätigkeit dieser Gesellschaften durch die Veränderung der indischen Politik erhalten, welche durch die Charte von 1833 eingeleitet wurde, und seit diesem Zeitpunkt ist die Zahl der Missionare und die Ausdehnung ihrer Thätigkeit in steter Zunahme begriffen.

Diese Schaar europäischer und amerikanischer Missionare, die sich in Indien niedergelassen hat, bringt ihre manchfaltigen moralischen Einflüsse zu um so stärkerer Geltung, als sie mit einer ziemlich verkannten Geschlossenheit zusammenwirkt. Obgleich sie verschiedenen christlichen Denominationen angehören, läßt die Natur ihrer Arbeit, ihre isolirte Lage und ihre lange Erfahrung sie doch weit größeres Gewicht auf die vielen Punkte legen, in welchen sie übereinstimmen, als auf diejenigen, in welchen sie von einander abweichen, so daß sie einander herzlich die Hand reichen. Durch freundschaftliche Uebereinkunft theilen sie die Oertlichkeiten unter einander, und mit wenigen Ausnahmen ist es ihre feststehende Regel, nicht in ihre gegenseitigen Arbeitskreise einzugreifen. Schulbücher, Bibelübersetzungen und religiöse Schriften, die in andern Missionen entstanden sind, werden gemeinsam gebraucht; Hilfsmittel und Verbesserungen, zu welchen eine Mission gelangte, werden durchaus frei allen zugänglich gemacht. Die zahlreichen Missionare in den Städten jeder Präsidentschaft bilden Missionskonferenzen, halten periodische Versammlungen und handeln gemeinsam in bedeutenderen Angelegenheiten. Oft haben sie sich in Fragen, welche das Wohl der eingebornen Bevölkerung betrafen, an die Regierung gewandt und wichtige Verbesserungen der bestehenden Gesetze angeregt. In den letzten 20 Jahren haben fünf größere Conferenzen über das gemeinsame Werk stattgefunden, und im letzten Januar kamen in Allahabad 121 Missionare aus ganz Indien zusammen, über ihr Werk zu berathen, darunter Männer von großer Erfahrung, die ihre 40 Jahre in Indien zugebracht haben.

Die Wirksamkeit der ausländischen Missionare gestaltet sich sehr

verschiedenartig. Abgesehen von ihren speciellen Pflichten als Prediger und Seelsorger bilden sie eine werthvolle Schaar von Lehrern; sie tragen wesentlich zur Pflege der einheimischen Sprachen und Literatur bei, und alle in ländlichen Bezirken Wohnenden werden von den Kranken um ärztliche Hilfe angegangen.

Kein Stand widmet dem Studium der einheimischen Sprachen größere Aufmerksamkeit als die Missionare. Bei verschiedenen Missionsgesellschaften ist es wie bei der indischen Regierung Regel, daß die jüngeren Missionare eine Reihe von Examen in der Sprache der Eingebornen des Bezirkes, in welchem sie wirken, zu bestehen haben, und allgemeine Praxis ist, daß Alle, welche mit nicht englisch redenden Eingebornen zu thun haben, möglichste Vervollkommnung in deren einheimischen Sprachen anstreben sollen. Die Wirkung davon ist zu bedeutend, um übersehen zu werden. Die Missionare im Allgemeinen sind genau bekannt mit den Eingebornen; sie haben sowohl für die Schulen als für den Hausgebrauch in den fünfzehn hervorragendsten Sprachen Indiens und in verschiedenen anderen Dialekten Hunderte von Schriften herausgegeben. Sie sind die Verfasser verschiedener Wörterbücher und Sprachlehren; sie haben bedeutende Werke über die eingebornen Klassiker und ihre philosophischen Systeme geschrieben; sie haben die große Vermehrung der einheimischen Literatur, welche in den letzten Jahren durch gebildete Hindus stattfand, wesentlich angeregt.

Es gibt in Indien 25 Missionspressen. In den zehn Jahren von 1852—1862 giengen daraus 1,634,940 hl. Schriften, größtentheils einzelne Bücher, und 8,604,033 Traktate, Schulbücher und Schriften für den allgemeinen Gebrauch hervor. In den zehn Jahren von 1862—1872 erschienen 3410 neue Werke in 30 Sprachen, und wurden 1,315,503 Schrifttheile, 2,375,040 Schulbücher und 8,750,129 christliche Bücher und Traktate verbreitet. Zwei schätzbare Werke kamen voriges Jahr zum Abschluß, nämlich die Revision der Bengali-Bibel und die erste Ausgabe der ganzen Bibel in Sanskrit, beides Arbeiten des Dr. Wenger von der Baptistenmission in Kalkutta.

Die Missionsschulen theilen sich in zwei Hauptklassen: Schulen, welche nur die Volkssprache, und solche, welche auch das Englische lehren. Die ersteren befinden sich hauptsächlich, jedoch nicht ausschließlich, in ländlichen Distrikten und kleinen Städten; der da-

rin ertheilte Unterricht beschränkt sich so ziemlich auf Lesen, Schreiben, Geographie, Rechnen und Religion. In den letzteren wird ein viel höherer Unterricht ertheilt nicht bloß in denjenigen Fächern, welche in englischer Sprache gelehrt werden, sondern auch in denen, bei welchen man die Landessprache gebraucht; selbst in die letztere führen diese Schulen tiefer ein, als die gewöhnlichen einheimischen Schulen. Es herrscht nach solchen Schulen ein großes Verlangen in Landstädten, in den Provinzial-Hauptstädten und in den angrenzenden Distrikten. Bengalen war lange berühmt wegen seiner englischen Schulen, und die Missionsanstalten in Kalkutta nehmen noch immer eine hervorragende Stelle ein unter den den jungen Hindus dieser Stadt zugänglichen Bildungsmitteln. Alle höheren Missionsschulen bereiten ihre Zöglinge auf die Maturitätsprüfung der drei Universitäten Indiens vor, und viele derselben haben eine Klasse, in welcher junge Leute für höhere Prüfungen bis zum Grad des Magister Artium (Dr. ph.) ausgebildet werden.

Wohl zu beachten ist, daß neben dieser Schularbeit verschiedene Missionen Seminare zur Heranbildung ihrer eingebornen Geistlichkeit und ihrer Lehrer haben. Solcher Lehrer- und Predigerseminare gibt es 85 mit 1618 Zöglingen. Normalschulen für Lehrerinnen zählt man 28 mit 567 Schülerinnen. Eine wichtige Zugabe zu den für die weibliche Erziehung gemachten Anstrengungen sind die in den Häusern angesehener Hindus gehaltenen Zenana-Schulen. Dieselben sind erst in den letzten 16 Jahren ins Leben getreten und zählen jetzt 1300 Klassen mit 1997 meist erwachsenen Schülerinnen. Davon kommen 938 Klassen mit 1523 Schülerinnen auf Bengalen und die Nordwestprovinzen; die übrigen Provinzen sind von dieser Einrichtung noch wenig berührt.

Bezeichnend für das Wachsthum dieser Missionsschulen und ihre Ausdehnung ist es, daß sie jetzt 60,000 Schüler mehr haben als vor 20 Jahren. Im Jahr 1852 zählten sie 81,850 Schüler, 1872 dagegen 142,952.

Der Maßstab der allgemeinen Bildung, welche in den Oberklassen der höheren Missionsschulen zu erlangen ist, läßt sich folgenden Zahlen entnehmen. In dem Dezennium von 1862—1872 bestanden 1621 Zöglinge die Maturitätsprüfung auf einer oder der andern der drei indischen Universitäten. Ein bedeutender Theil der von den indischen Missionaren für das Schulwesen gemachten Aus-

lagen wird durch die Schulgelder gedeckt, die in den letzten Jahren sehr erhöht wurden. Die statistischen Tabellen geben hierüber aber keine genauen Zahlen, noch erwähnen sie den Betrag der von der Regierung erhaltenen Unterstützungen. Man nimmt an, für das höhere Unterrichtswesen fallen auf die Missionsgesellschaften kaum andre Kosten, als die Gehalte der leitenden Missionare.

Man sagt, statistische Angaben seien unzuverlässig; dessen ungeachtet erklärt das indische Amt, daß die gemachten Zählungen genau und vollständig die Zahl der in den verschiedenen indischen Missionen gesammelten Bekehrten und die Orte angeben, wo dieselben zu finden sind. Sie zeigen auch, daß die Zahl dieser Bekehrten in den letzten 20 Jahren bedeutend zugenommen hat, wie das von diesem Zeitraum, den Wirkungen früheren Unterrichts und der vermehrten Zahl der in der Arbeit stehenden Missionare zu erwarten war. Im Jahr 1852 belief sich die Gesammtzahl der bekehrten protestantischen Eingebornen in Indien, Barma und Ceylon auf 22,400 Kommunikanten, in einer Gemeinschaft von 128,000 eingebornen Christen jedes Alters; 1862 waren es 49,688 Kommunikanten und 213,182 eingeborne Christen; 1872 aber 78,494 Kommunikanten und 318,363 alte und junge Bekehrte.

Viele der über Indien zerstreuten Gemeinden sind klein; namentlich in den Landstädtchen zählen sie oft weniger als 100 Kommunikanten und 300 Bekehrte jeden Alters. Daneben aber bestehen manche dieser kleinen Gemeinden aus gebildeten Männern, haben beträchtliche Hilfsquellen und sind im Stande, für sich selbst zu sorgen. Aus ihnen ist eine große Anzahl eingeborner Geistlicher hervorgegangen, welche eine gründliche Bildung in englischen Anstalten erhalten haben und jetzt eine hervorragende Stelle in der Unterweisung und Leitung einer einheimischen christlichen Kirche einnehmen. Die eingeborne Geistlichkeit zählt auch Mitglieder, die mittelst der Landessprachen eine gute Bildung erhielten; aber diese wichtige Klasse von Männern wird ermuntert, sich das Englische auch anzueignen, um dadurch Zugang zu dem reichen Vorrath biblischer Literatur zu erlangen, den die englische Sprache besitzt, und der ihnen in ihrem Amte von speciellem Nutzen ist. Die Vertheilung der indischen Bekehrten war 1872 wie folgt:

	Kommunikanten	Eingeborne Christen.	Eingeborne ordinirte Geistliche.	Geldbeiträge v. Eingebornen. Rupies.
Bengalen	13,502	46,968	35	8,937
Nordwestprovinzen u. Audh	3,031	7,779	19	5,265
Pandschab	707	1,870	14	1,661
Bombay u. Centralindien	2,256	6,686	26	6,583
Madras	33,320	160,955	131	62,675
Barma	20,514	62,729	77	42,736
Ceylon	5,164	31,376	79	31,267
Summa	78,494	318,363	381	159,124

Die Missionare haben im Verlauf ihrer Wirksamkeit die Bevölkerung der großen Städte viel hartnäckiger in ihren Ansichten und zäher in ihren geselligen Beziehungen gefunden als die der ländlichen Bezirke. Andrerseits sind die Städtebewohner intelligenter, sie sind aufmerksame Hörer, wissen Beweisführungen und Erklärungen zu würdigen und ihre Kinder strömen in die Missionsschulen. Die Landleute waren ihrer Unterweisung viel zugänglicher; in großen Bezirken war die ackerbautreibende Bevölkerung freier von den Banden der Kaste, und die Stämme der Ureinwohner haben sowohl in den Gebirgen als in der Ebene das Christenthum schaarenweise angenommen.

Die religiöse Bewegung, welche vor 40 Jahren im Süden von Kalkutta unter der ländlichen Bevölkerung der Indigopflanzer von Krischnagarh und in den dichtbevölkerten Sümpfen von Barisal stattfand, gab der Provinz Bengalen drei große Christengemeinden, die jetzt gegen 16,000 Seelen zählen. Sie sind ununterbrochen fortgepflegt und gut unterrichtet worden, und haben sich nun zu blühenden, wohlgeordneten Gemeinden konsolidirt. Im Laufe der letzten 20 Jahre hat die jetzt in zwei Zweige getheilte deutsche Mission unter den Kols in Tschota Nagpur dieses einfache aber männliche Volk sehr erfaßt, und ungeachtet erheblicher socialer Verfolgung über 20,000 Personen zum Bekenntniß des Christenthums geführt. In neuester Zeit treten die Santalstämme im gleichen Gebirgszug in ihre Fußstapfen.

Ein Jahr nach dem Militäraufstand fieng eine amerikanische Gesellschaft eine neue Mission in den Provinzen Audh und Rohilkhand an, deren Christengemeinden bereits 2000 Seelen zählen. Die größten Gemeinden der Nordwestprovinzen befinden sich in Benares,

Allahabad, Fatehgarh, Agra und Mirath und sind aus den in den Hungerjahren 1838 und 1861 gegründeten Rettungsanstalten hervorgewachsen. Eine wichtige religiöse Bewegung hat kürzlich unter der Leitung eingeborner Missionare in den Staaten des Nizam stattgefunden und 1100 Personen zu Christen gemacht.

Eine ähnliche Bewegung entstand in der amerikanischen Mission unter den Telugus in Ongole und führte zu der Bekehrung von 6000 Personen. Ueber 7000 gehören jetzt den beiden Missionen in Kadapa an, und die Telugu-Missionen in Guntur und am Godaveri sind in den letzten paar Jahren von 1500 eingebornen Christen auf mehr als 6000 angewachsen.

Den ausgedehntesten Einfluß aber hat das Christenthum im südlichen Theil der Präsidentschaft Madras auf die ländliche Bevölkerung gewonnen. Die Provinz Tandschaur, zuerst von dänischen Missionaren unterrichtet, unter denen sich der geachtete Miss. Schwartz befand, besaß schon lange her eine große Anzahl Christengemeinden. Diese bestehen fort unter der Pflege der lutherischen und der englisch-bischöflichen Mission und werden als in blühendem Zustande geschildert. Die Christen im Tandschaur- und Tritschinapalli-Distrikt zählen jetzt 11,000 Seelen. In dem benachbarten Bezirk von Madura haben die Amerikaner eine blühende Mission mit 7000 Bekehrten und einer Normalschule.

Die Tinneveli- und Travankor-Mission sind bekannt und sollen in jeder Beziehung besser stehen und einen größeren Einfluß ausüben, als je zuvor. Diese beiden Provinzen haben eine große Urbevölkerung, welche von dem Hinduismus Südindiens nur wenig berührt wurde. Die Schanar und ihre Stammverwandten hängen durch ihre Traditionen mit dem großen Dämonenherrscher Ceylons, dem berühmten Ravana zusammen, und sind durch die vielen stark ausgeprägten Eigenthümlichkeiten ihres socialen und religiösen Lebens den unter ihnen lebenden Missionaren der Gegenstand eines höchst interessanten Studiums geworden. Sie stehen seit dem Anfang unseres Jahrhunderts im Unterricht und haben schon lange her blühende Schulen, welche von Mädchen so gut wie von Knaben benützt werden; theologische Seminare haben in den letzten Jahren den vollen Bedarf eingeborner Geistlichen geliefert, während die Gemeinden sich stets vermehrten und der Charakter des ganzen Volkes sich hob. Die kirchliche, die Ausbreitungs- und die Londoner Missionsgesellschaft

haben mit einem ansehnlichen Stabe englischer Missionare unter ihnen gearbeitet. Das Ergebniß ist ein im höchsten Grade befriedigendes. 90,000 Personen jeden Alters bekennen sich unter den Schanars jetzt zum Christenthum; die Bezirke sind mit blühenden Dörfern und christlichen Kirchen übersäet; hunderte eingeborner Lehrer, worunter 56 ordinirte, stehen in der Arbeit und werden großentheils von ihren Gemeinden erhalten. Friede und Ordnung herrscht in diesen einfachen Gemeinden, die sowohl in der Madras-Präsidentschaft, als unter Seiner Hoheit dem Maharadscha von Travankor der Regierung wenig Mühe machen, während große Landstrecken urbar gemacht wurden und das Landvolk im Allgemeinen mehr Wohlstand genießt als in vergangenen Tagen.

Dasselbe kann auch von der kirchlichen Mission unter den syrischen Christen in Nord-Travankor und Kotschin gesagt werden. Die Gemeinden unter ihnen zählen etwa 14,000 Seelen und die Gesammtheit der syrischen Christen ist durch die Bemühungen der unter ihnen wirkenden Missionare gespornt und gehoben worden. Nur eine andre Mission bedarf hier noch besondrer Erwähnung nämlich die amerikanische in Barma. Diese Mission hat ihre Bekehrten hauptsächlich unter den Karenen — den Urbewohnern Barmas und der Schanstaaten — gesammelt, welche die englische Herrschaft so herzlich bewillkommt haben. Es liegen aus neuester Zeit nur spärliche Nachrichten über sie vor, aber so viel ist sicher, daß 60,000 unter ihnen zum Christenthum bekehrt sind und die Mission von ihnen selbst reichlich unterstützt wird.

Alles zusammen genommen umfassen diese ländlichen Stämme der Urbewohner Indiens, welche ihren reichen Antheil an der Aufmerksamkeit der Missionsgesellschaften hatten, jetzt eine Viertelmillion eingeborner Bekehrter. Die Grundsätze, zu welchen sie sich bekennen, der sittliche Standpunkt, den sie anstreben, der Unterricht und die Erziehung, welche sie erhalten, machen sie zu einem nicht unwichtigen Elemente in dem Reiche, welches die indische Regierung zu verwalten hat. Diese Gemeinden müssen nothwendig einen bedeutenden Einfluß auf die Bevölkerungen ausüben, denen sie angehören; sie sind durchaus loyale Unterthanen der britischen Krone, und die Erfahrungen, durch welche viele von ihnen gegangen sind, haben bewiesen, daß sie in ihrer Handlungsweise von soliden Grundsätzen geleitet sind.

Dr. Hunter hat kürzlich die Regierung auf die Bedeutung der Gebirgsstämme und andrer Ureinwohner Indiens hingewiesen, die zusammen 70 Millionen Seelen zählen und sowohl ihrer einfachen Sitten, ihrer vorwaltenden Ordnungsliebe und ihrer Gelehrigkeit, als auch ihrer großen Zahl wegen neue und vermehrte Anstrengungen zu ihrer Bildung empfohlen. Gleicherweise befürworten manche tüchtige Missionare die Vermehrung christlicher Bemühungen unter ihnen. Es ist Grund zu glauben, daß diese achtungswerthen Stämme in Zukunft eine hervorragendere Stellung im indischen Reiche einnehmen werden als seither.

Die Missionare sind jedoch der Ansicht, daß die Gewinnung dieser Bekehrten sowohl in den Städten als auf dem Lande nur ein kleiner Theil der segensreichen Wirkungen ihrer Arbeit ist. Keine Statistik vermag einen richtigen Einblick in ihre Leistungen zu geben. Sie glauben, daß ihre dem Lande nun seit vielen Jahren verkündete Lehre die ganze Masse der Bevölkerung stark beeinflußt hat. Schaaren, die sich nicht als Bekehrte an sie anschließen, zollen dem sittlichen Gehalt ihrer Predigt die höchste Anerkennung. Die vielseitige Belehrung, welche sie ertheilen, hat dem Volk im Ganzen neue Begriffe beigebracht, nicht nur in rein religiösen Fragen, sondern auch über die Natur des Bösen, die Aufgabe des Gesetzes, die Motive, nach welchen das menschliche Verhalten sich regeln soll. Unmerklich wird namentlich das jüngere Geschlecht mit einem höheren sittlichen Maßstab vertraut, der ihm nicht nur durch den öffentlichen Unterricht, sondern auch durch die Millionen der über das Land verbreiteten Druckschriften dargeboten wird. Deßhalb wundern sie sich nicht, daß die alten Systeme nicht mehr wie sonst vertheidigt werden; es entstehen viele Zweifel über die Kastenordnung; zu den großen Festen strömen nicht mehr die Menschenmassen zusammen wie in früheren Jahren, und unter den gebildeten Klassen, namentlich in den Hauptstädten, haben sich mehrere Schulen von Theisten gebildet, die bekennen, daß sie an die Götzen ihrer Väter keinen Glauben mehr haben. Die Missionare glauben, daß die Wirkung ihrer religiösen Unterweisung unterstützt und befördert wird durch das Beispiel des bessern Theils der in Indien wohnenden Engländer, durch die der Presse gewährte Freiheit, durch die Verbreitung englischer Literatur und Bildung, durch den edlen Ton und Zweck der indischen Gesetzgebung, und durch den Geist der Freiheit, des Wohlwollens

und der Gerechtigkeit, welcher die englische Regierung beseelt. Die in dem kurzen Zeitraum von zwei Menschenaltern erzielten und nun von allen Seiten in die Augen springenden Anzeichen eines soliden Fortschritts lassen sie Gutes hoffen für das künftige sittliche Wachsthum der eingebornen Bevölkerung Indiens. Diese Ansicht der Missionare von den allgemeinen Wirkungen ihres Unterrichts und der Bedeutung des Umschwungs, den derselbe in der Stille herbeiführt, wird von vielen ausgezeichneten Residenten und erfahrenen Regierungsbeamten in Indien getheilt und hat die bedeutende Autorität Sir Bartle Freres für sich. Ohne ein eigenes Urtheil in dieser Sache aussprechen zu wollen, kann die indische Regierung nur die große Verbindlichkeit anerkennen, zu welcher sie die wohlwollenden Anstrengungen dieser 600 Missionare verpflichten, deren tadelloses Beispiel und selbstverleugnende Arbeit dem verknöcherten Leben der unter englischer Herrschaft stehenden Völker neue Kraft einhaucht und sie zu bessern Menschen und bessern Bürgern des großen Reiches macht, dem sie angehören."

Ueber die katholischen Missionen enthält der Regierungs-Bericht wenig Mittheilungen. Sie scheinen sich beinahe ganz auf ihre bereits zum Christenthum Bekehrten zu beschränken, ohne sich mit der heidnischen Bevölkerung viel zu befassen. Die Zahl der Zöglinge in ihren Anstalten ist unbekannt, und auch über ihre indischen Schulen im Allgemeinen fehlt es an Angaben. Monseigneur Dufál, der apostolische Vikar von Ostbengalen, sagt: „Der Protestantismus mit allen ihm natürlicher Weise entspringenden Uebeln vernichtet wie ein Mehlthau im Frühling die Hoffnung, unsre heilige Religion je in der heidnischen Welt grünen und blühen zu sehen." Mit einiger Ueberraschung liest sich daneben, daß dessen ungeachtet Rom die Zahl seiner Bekehrten auf 1,076,102 angibt.

Die veränderte Stellung aber, welche die Regierung Indiens zur Mission in ihren weiten Gebieten einnimmt, erinnert einigermaßen an den alten Spruch: Wenn Jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden.

Ein französisches Urtheil über die Mission in China.

Ein französischer Diplomat hat sich kürzlich über die Sachlage in China, wie sie in Folge des Tientsin Gemetzels sich gestaltet hatte, des Längeren ausgesprochen.*) Nachdem die Ungewißheit über die Politik des jungen Kaisers nunmehr ihr Ende erreicht hat, scheint es nicht vonnöthen, auf überwundene Schwierigkeiten zurückzukommen; wir dürfen ja hoffen, daß die den Fremden freundliche Richtung im Rathe der Regierung von Peking die Oberhand behält. Aber eine Schwierigkeit, diejenige nämlich, welche das von Frankreich übernommene Protectorat der katholischen Mission geschaffen hat, ist so wenig überwunden, daß vielmehr zu erwarten steht, der Einfluß, welchen der Ultramontanismus in Frankreich gewonnen hat, werde dieselbe nur vermehren. Darum behalten die Warnungen, welche ein erfahrener und billigdenkender Landsmann den französischen Missionaren ertheilt hat, noch heute ihren Werth. Sie lassen uns zugleich in das Triebwerk der katholischen Mission hineinschauen und vervollständigen unsere Kenntniß von dem Eindruck, welchen das Auftreten der Missionare auf das chinesische Volk macht.

H. Giquel schildert zuerst die französischen Interessen im Verkehr mit China. Der Handel zwischen den beiden Reichen scheint ein höchst geringfügiger: von den 45,000 Ballen chinesischer Seide, die jährlich aus Schanghai ausgeführt werden, übernehmen die fünf französischen Häuser jenes Hafens höchstens 8000; dazu kommen dann noch einige Läden für den Detailhandel; außerhalb Shanghais aber finden sich keine französischen Kaufleute. Von bedeutenden Handelsinteressen Frankreichs, die gefährdet wären, ist also nicht die Rede.

„Die katholischen Missionen sind für Frankreich der eigentliche Grund, seine besondere Politik zu haben und dieselbe mit Klug-

*) Revue des Deux Mondes (Mai 1872): Prosper Giquel. La politique française. La Chine depuis les Traités de 1858 et de 1860.

heit zu verfolgen. Obgleich nicht alle katholischen Missionen in China von Frankreich ausgehen, stehen sie in Wirklichkeit doch alle unter französischem Protektorat. Nun ist aber namentlich seit etlichen Jahren das Werk der Ausbreitung des Glaubens fast in allen Provinzen des chinesischen Reichs ein Gegenstand des Mißtrauens, ja man könnte fast sagen, des Hasses geworden. Das Gemetzel von Tientsin war nur gegen die katholischen Missionen und folglich gegen Frankreich gerichtet, als dessen politisches Werk dieselben betrachtet werden.

„Der Ursprung dieses leidigen Standes der Dinge ist in dem Krieg von 1857 zu suchen, einem von der kaiserlichen Regierung im Verein mit England begonnen Unternehmen, das angeblich den Tod eines Missionars, des Abbé Chappedelaine rächen, in Wirklichkeit aber innigere Beziehungen zu dem nachbarlichen Inselreich herbeiführen sollte. Dieser Krieg hat die Stellung der Missionen zum chinesischen Volke total verändert, und es konnte nicht anders sein. Der 1844 durch Hr. von Lagrené abgeschlossene Vertrag sicherte den Missionen das Recht ihres Bestandes in China; ihre Arbeit gieng, wenn nicht in vollkommener, so doch in genügender Unangefochtenheit vor sich, um den durch frühere Verfolgungen unterbrochenen Faden wieder aufzunehmen. Der liberale Sinn, in welchem die auf die Mission bezüglichen Paragraphen abgefaßt sind, beweist deutlich, daß damals die chinesische Regierung die Aussicht nicht ängstlicher aufnahm, ihre Unterthanen Christen werden zu sehen, als sie schon lange her sich darum gekümmert hat, ob dieselben Moslems, Buddhisten oder Juden werden. Der Krieg von 1857 aber hat ihr gezeigt, daß Missionen auch politische Zwecke haben können, und daß das Kreuz, welches man in ihren 18 Provinzen umhertrug, künftig ein schneidiges Schwert zum Begleiter haben werde.

Der Baron Gros verlor beim Abschluß der Verträge die Schwierigkeiten, welche der Krieg geschaffen hatte, nicht aus dem Auge und fand es bedenklich, für die Missionen zu weit gehende Concessionen zu fordern. Der erste Vertrag, den er 1858 in Tientsin abschloß, hielt sich noch ganz an die von Lagrené eingehaltenen Linien und lautete in Betreff der Mission:

„Art. 13. — Da es der Hauptzweck der christlichen Religion ist, die Menschen tugendhaft zu machen, sollen die Glieder der christlichen Gemeinden in Betreff ihrer Personen, ihres Eigenthums und der freien Ausübung ihrer Religion vollkommene Sicherheit ge-

nießen, und den Missionaren, die sich friedlich und mit regelmäßigen Pässen versehen ins Innere des Landes begeben, kräftiger Schutz zu Theil werden. Die chinesischen Behörden werden in keiner Weise das jedem Bewohner des Reiches zuerkannte Recht beeinträchtigen, wenn er es wünscht das Christenthum anzunehmen und seinen Bräuchen nachzuleben, ohne deßhalb irgend einer Strafe zu verfallen."

Der 1860 zu dem Vertrag von Tientsin gemachte Zusatz aber ergänzte dann in folgendem Artikel eine Klausel des Lagrené'schen Traktats:

„Dem am 20. März 1846 durch den erhabenen Kaiser Tao-Kuang erlassenen Edikte gemäß, werden die in den Verfolgungen, deren Opfer die Christen waren, confiscirten Güter ihren Eigenthümern zurückgegeben durch Vermittlung des französischen Botschafters in China, dem die kaiserliche Regierung die Kirchhöfe und die andern Gebäude, welche zu denselben gehörten, überliefern lassen wird."

Dem chinesischen Text des dritten Artikels des Vertrags fügten die Dolmetscher des Baron Gros noch folgenden Zusatz bei:

„Es ist überdieß den französischen Missionaren gestattet, in allen Provinzen Grund und Boden zu miethen oder zu kaufen und nach ihrem Ermessen Gebäude darauf zu errichten." Ob der Baron Kenntniß davon hatte oder nicht, wissen wir nicht. Wie dem auch sei, er konnte gegen die vollendeten Thatsachen nicht mehr ankämpfen; der Vertrag mußte unvermeidlich in den Augen der Chinesen die Besiegelung ihrer Niederlage sein.

Man frage nun die alten, schon lange in China lebenden Missionare, ob sie ihre neue Lage derjenigen vorziehen, in welcher sie sich unter der Wirkung des Lagrenéschen Vertrags befanden. Damals gewannen sie allmählich Eingang ins Herz der Provinzen; in Kiang nan, in Tschekiang, in Fokien, in Kwantung und mehreren anderen Provinzen bildeten sich Gemeinden und Kirchen; die Wiedererstattung der alten Besitzthümer der Christen gieng ohne Anstoß vor sich, die Missionen erlangten allmählich, wenn nicht ihr Eigenthum selbst, so doch einen entsprechenden Ersatz zurück; und erhob sich je einmal ein Sturm, so konnte er so leicht beschworen werden wie jetzt. An vielen Orten bestanden nicht nur höfliche, sondern sogar freundschaftliche Beziehungen zwischen den Mandarinen und den Missionaren. Die als Notabeln des Landes angesehenen Bischöfe konnten die ihre Ge-

meinden betreffenden Angelegenheiten ruhig den chinesischen Beamten übergeben.

Heute dagegen gelten die Bischöfe für hohe französische Bevollmächtigte; es hat ihnen beliebt, die äußern Insignien der chinesischen Würdenträger anzunehmen, welche ihnen solche streitig machen; sie korrespondiren brieflich mit den Vicekönigen und Provinzialgouverneuren, und ihre Schreiben finden nicht immer günstige Aufnahme; der Eingang bei den aufgeklärteren Klassen, unter denen allein wirkungsvollere Bekehrungen zu erwarten wären, ist ihnen fast abgeschnitten; ihre Taufbewerber finden sich nur noch unter Fischern, Lastträgern, Leuten der niedrigsten Stände, und selbst unter diesen hat ihre Zahl sich seit einiger Zeit sehr unbedeutend vermehrt.

Frankreich hat indessen die Folgen seiner Kriege angenommen und übt das von ihm beanspruchte Protektorat so gut wie möglich aus. Die auf die Mission bezüglichen Fragen haben die ganze Thätigkeit seiner Gesandten und Agenten in Anspruch genommen. Jede Ermordung eines Missionars oder Christen und jede Plünderung einer Kapelle hat beharrliche Reklamationen zur Folge gehabt, welche den Schuldigen Strafen, den Beschädigten oder den Gemeinden Entschädigungen eintrugen. Ohne über das Jahr 1869 hinaufzugehen, sehen wir den französischen Geschäftsträger von einem Seegeschwader begleitet, sich in jede Provinzialhauptstadt längs dem Jangtsekiang bis nach Hangkeu begeben, um alle Streitigkeiten zu Gunsten der Mission zu entscheiden. Die Konsulate von Tientsin, Hankeu und Canton sind weiter nichts, als dem Schutze der religiösen Interessen gewidmete Posten.

Könnte denn das Missionswerk in China nicht bestehen und sich ausdehnen, ohne die französiche Regierung hinter sich zu haben, und verschafft es der letzteren dafür einen wirklichen Einfluß? Es möchte scheinen, Frankreich thäte wohl daran, von der Unterstützung der katholischen Propaganda abzustehen, wenn dieselbe eine unaufhörliche Ursache von Verwirrung und Streit ist. Wir haben aber bereits gesehen, daß die Feindschaft der Chinesen weit mehr dem Eingreifen der französischen Waffen als dem Missionswerk selbst entsprang. Deßhalb darf auch Frankreich die Missionare nicht mehr sich selbst überlassen; ihre Lage im Innern des Reichs ist die Folge von Verträgen, deren Verbindlichkeiten auch die Regierung der Republik sich nicht entziehen kann. Alles, was sich hier thun läßt,

ist das Bestehende zu verbessern; und in Betracht dessen, daß China in Religionssachen zu den tolerantesten Ländern gehört, darf man hoffen, es werde möglich sein, das die Missionen jetzt umgebende Mißtrauen zu besiegen. Der Einfluß, den ein sich über 500,000 Katholiken erstreckendes Protektorat Frankreich verschaffen würde, könnte, unter andern Bedingungen ausgeübt, ziemlich bedeutend sein; unglücklicherweise aber sind statt dessen die Missionen für es eine Quelle ärgerlicher Konflikte und endlosen Haders geworden.

Ein kürzlich von der chinesischen Regierung erlassenes Cirkular beleuchtet einige der Ursachen, welche das Missionswerk, so wie es jetzt geleitet wird, zu einer Gefahr für die guten Beziehungen zwischen dem himmlischen Reich und dem Ausland machen können. Der Brennpunkt davon sind sicher die katholischen Missionen, obschon sie nicht ausdrücklich genannt werden. Dieses Cirkular lenkt die Aufmerksamkeit zuerst auf die Waisenhäuser von der h. Kindheit und verlangt, daß keine derartige Anstalt eröffnet werde, ohne daß zuvor die Lokalbehörden davon benachrichtigt seien; auch fordert es, daß eine Aufsicht über diese Waisenhäuser geführt und das erwachsene Kind seinen Eltern zurückgegeben werde, wenn diese es verlangen. Auf diesen letzteren Anspruch können die Missionare mit Recht antworten, daß, wenn Eltern ihre Kinder ihrem Schicksal überlassen, sie dadurch das Recht verscherzen, solche zurückzufordern, nachdem die Anstalt fünfzehn Jahre hindurch die Kosten für ihren Unterhalt bestritten hat. Der Aufsicht der Lokalbehörden über die Waisenhäuser aber sollten die Vorsteher der Missionen sich nicht zu entziehen wünschen. Eine Inspektion des Vicekönigs von Nanking, der auf die Bitten der Jesuiten deren Waisenhaus besuchte, schlug die falschen Gerüchte nieder, welche sich unter dem Volke verbreitet hatten und ersparte wahrscheinlich dieser Anstalt das Loos von derjenigen in Tientsin. Solche Asyle geben leicht Vorwand zu böswilligen Verdächtigungen, die man durch die möglichste Oeffentlichkeit zu zerstreuen suchen sollte. Unter den armen, größtentheils durch Aussetzung dem Tode geweihten kleinen Geschöpfen, die man darin aufnimmt, ist die Sterblichkeit so groß, daß sie zuweilen 80 Procent erreicht. Da gibt es gewiß gegen alle die albernen Gerüchte, denen die chinesische Bevölkerung so leicht Glauben schenkt, kein besseres Mittel, als daß die Missionare die chinesischen Behörden in den Stand setzen, die Lügen, durch deren Verbreitung sich das Volk aufregen läßt, zu

widerlegen, indem sie denselben freien Zutritt in ihre Anstalten gewähren.

Der wichtigste Punkt, den die Regierung von Peking in jenem Cirkular betont, ist die Neigung der chinesischen Christen, sich in Gemeinden um ihren Missionar zu sammeln, die kein andres Oberhaupt über sich anerkennen als ihren geistlichen Führer. Ein chinesischer Beamter sagte uns hierüber einmal in sehr energischer Weise seine Meinung. Wir wollten in dem Gehöfte eines kaiserlichen Etablissements eine Kapelle für die religiösen Bedürfnisse eines beinahe aus lauter Katholiken bestehenden europäischen Personals bauen lassen. „Ich werde eher die Arbeiten einstellen und Ihren Leuten den Abschied geben, als daß ich in die Erbauung einer Kapelle willige," entgegnete uns darauf der Mandarin. „Nicht daß ich Sie hindern wollte, Ihre religiösen Pflichten zu erfüllen, aber Ihre Kapelle und der Priester, der sie zu bedienen käme, würde chinesische Christen nachziehen, deren Anwesenheit mir Verlegenheiten bereiten könnte. Ich bin Provinzialgouverneur gewesen und habe diese Leute in der Nähe gesehen: Was sie wollen, sind nicht die Lehren Ihrer Religion, denn die verstehen sie nicht; ihr einziger Zweck bei ihrer Bekehrung ist, sich unserm Arm zu entziehen. Wenn in diesem kaiserlichen Etablissement, in dem ich unbeschränkte Vollmacht habe, einer der Christen einen Diebstahl begienge, könnte ich ihm den Kopf nicht abhauen lassen, ohne Ihre Missionare und Ihre Konsuln gegen mich zu haben. Sie sind zu billigdenkend, um diese Gründe nicht zuzugeben." Wir lösten die Schwierigkeit, indem wir die Kapelle außerhalb des betreffenden Terrains erbauten.

Dieser Mandarin hatte uns die schwersten Anklagen seiner Standesgenossen gegen das Werk der Glaubensverbreitung kund gethan. Daß die Taufbewerber den niederen Ständen angehören, ist ja bereits erwähnt worden. Es sind meistens einfältige und arme Leute, herbeigelockt durch den Beistand, welchen die Missionen ihnen leisten können, und durch die Hoffnung, Gemeinschaften anzugehören, deren Glieder sie sich gegenseitig unterstützen sehen unter der Leitung eines wegen seines enthaltsamen Lebens von Allen geachteten Fremden. Sicherlich übt die religiöse Disciplin einen wohlthätigen Einfluß auf den Charakter der bekehrten Chinesen, und es wäre ungerecht, diese nach den Vagabunden zu beurtheilen, die an den Hafenplätzen sich zu jedem erdenklichen Dienst erbieten und durch ver-

ist das Bestehende zu verbessern; und in Betracht dessen, daß China in Religionssachen zu den tolerantesten Ländern gehört, darf man hoffen, es werde möglich sein, das die Missionen jetzt umgebende Mißtrauen zu besiegen. Der Einfluß, den ein sich über 500,000 Katholiken erstreckendes Protektorat Frankreich verschaffen würde, könnte, unter andern Bedingungen ausgeübt, ziemlich bedeutend sein; unglücklicherweise aber sind statt dessen die Missionen für es eine Quelle ärgerlicher Konflikte und endlosen Haders geworden.

Ein kürzlich von der chinesischen Regierung erlassenes Cirkular beleuchtet einige der Ursachen, welche das Missionswerk, so wie es jetzt geleitet wird, zu einer Gefahr für die guten Beziehungen zwischen dem himmlischen Reich und dem Ausland machen können. Der Brennpunkt davon sind sicher die katholischen Missionen, obschon sie nicht ausdrücklich genannt werden. Dieses Cirkular lenkt die Aufmerksamkeit zuerst auf die Waisenhäuser von der h. Kindheit und verlangt, daß keine derartige Anstalt eröffnet werde, ohne daß zuvor die Lokalbehörden davon benachrichtigt seien; auch forbert es, daß eine Aufsicht über diese Waisenhäuser geführt und das erwachsene Kind seinen Eltern zurückgegeben werde, wenn diese es verlangen. Auf diesen letzteren Anspruch können die Missionare mit Recht antworten, daß, wenn Eltern ihre Kinder ihrem Schicksal überlassen, sie dadurch das Recht verscherzen, solche zurückzuforbern, nachdem die Anstalt fünfzehn Jahre hindurch die Kosten für ihren Unterhalt bestritten hat. Der Aufsicht der Lokalbehörden über die Waisenhäuser aber sollten die Vorsteher der Missionen sich nicht zu entziehen wünschen. Eine Inspektion des Vicekönigs von Nanking, der auf die Bitten der Jesuiten deren Waisenhaus besuchte, schlug die falschen Gerüchte nieder, welche sich unter dem Volke verbreitet hatten und ersparte wahrscheinlich dieser Anstalt das Loos von derjenigen in Tientsin. Solche Asyle geben leicht Vorwand zu böswilligen Verdächtigungen, die man durch die möglichste Oeffentlichkeit zu zerstreuen suchen sollte. Unter den armen, größtentheils durch Aussetzung dem Tode geweihten kleinen Geschöpfen, die man darin aufnimmt, ist die Sterblichkeit so groß, daß sie zuweilen 80 Procent erreicht. Da gibt es gewiß gegen alle die albernen Gerüchte, denen die chinesische Bevölkerung so leicht Glauben schenkt, kein besseres Mittel, als daß die Missionare die chinesischen Behörden in den Stand setzen, die Lügen, durch deren Verbreitung sich das Volk aufregen läßt, zu

widerlegen, indem sie denselben freien Zutritt in ihre Anstalten gewähren.

Der wichtigste Punkt, den die Regierung von Peking in jenem Cirkular betont, ist die Neigung der chinesischen Christen, sich in Gemeinden um ihren Missionar zu sammeln, die kein andres Oberhaupt über sich anerkennen als ihren geistlichen Führer. Ein chinesischer Beamter sagte uns hierüber einmal in sehr energischer Weise seine Meinung. Wir wollten in dem Gehöfte eines kaiserlichen Etablissements eine Kapelle für die religiösen Bedürfnisse eines beinahe aus lauter Katholiken bestehenden europäischen Personals bauen lassen. „Ich werde eher die Arbeiten einstellen und Ihren Leuten den Abschied geben, als daß ich in die Erbauung einer Kapelle willige," entgegnete uns darauf der Mandarin. „Nicht daß ich Sie hindern wollte, Ihre religiösen Pflichten zu erfüllen, aber Ihre Kapelle und der Priester, der sie zu bedienen käme, würde chinesische Christen nachziehen, deren Anwesenheit mir Verlegenheiten bereiten könnte. Ich bin Provinzialgouverneur gewesen und habe diese Leute in der Nähe gesehen: Was sie wollen, sind nicht die Lehren Ihrer Religion, denn die verstehen sie nicht; ihr einziger Zweck bei ihrer Bekehrung ist, sich unserm Arm zu entziehen. Wenn in diesem kaiserlichen Etablissement, in dem ich unbeschränkte Vollmacht habe, einer der Christen einen Diebstahl beginge, könnte ich ihm den Kopf nicht abhauen lassen, ohne Ihre Missionare und Ihre Konsuln gegen mich zu haben. Sie sind zu billigdenkend, um diese Gründe nicht zuzugeben." Wir lösten die Schwierigkeit, indem wir die Kapelle außerhalb des betreffenden Terrains erbauten.

Dieser Mandarin hatte uns die schwersten Anklagen seiner Standesgenossen gegen das Werk der Glaubensverbreitung kund gethan. Daß die Taufbewerber den niederen Ständen angehören, ist ja bereits erwähnt worden. Es sind meistens einfältige und arme Leute, herbeigelockt durch den Beistand, welchen die Missionen ihnen leisten können, und durch die Hoffnung, Gemeinschaften anzugehören, deren Glieder sie sich gegenseitig unterstützen sehen unter der Leitung eines wegen seines enthaltsamen Lebens von Allen geachteten Fremden. Sicherlich übt die religiöse Disciplin einen wohlthätigen Einfluß auf den Charakter der bekehrten Chinesen, und es wäre ungerecht, diese nach den Vagabunden zu beurtheilen, die an den Hafenplätzen sich zu jedem erdenklichen Dienst erbieten und durch ver-

schwenderische Bekreuzungen Vertrauen zu erwecken suchen. Wir haben einige chinesische Landgemeinden besucht und sie aus friedlichen, nüchternen, gastfreien Leuten bestehend gefunden. Der Fremde wird in ihnen als Freund aufgenommen, während ihm sonst oft Mißtrauen oder Widerwillen begegnet. In manchen Provinzen gibt es ganz christliche Dörfer; das Gemeindehaus, das den Bauern zum Versammlungsort dient und worin sie ihre Ahnentafeln aufhängen, ist da durch eine einfache Kapelle ersetzt, in welcher der Missionar wohnt oder die er doch von Zeit zu Zeit besucht. Seine Gemeinde heißt ihn Vater und nimmt ihn in allen Stücken zum Schiedsrichter und Führer, er legt die Zwistigkeiten bei, bringt Eintracht in die Familien, überwacht die Verwaltung des kleinen Gemeindevermögens. Ist's zu verwundern, wenn er, um die Interessen zu vertheidigen, die sich seinem Schutze anvertrauen, sich zu einem Eingreifen hinreißen läßt, das die Rechte der Lokalbehörde verkennt? Man sieht ihn, sagen die Mandarinen, seinen Einfluß bei Civilprozessen zwischen Christen und Nichtchristen geltend machen, seine Bekehrten gegen die Bezahlung der Steuern und gegen die Leistung von Frohndiensten vertheidigen, welche sie ungerecht finden. Die Missionare versichern, eine der größten Schwierigkeiten, womit sie zu kämpfen haben, bestehe eben darin, die Bitten ihrer Bekehrten abzuweisen, die sie unaufhörlich um ihre Vermittlung angehen. Kann man es aber andrerseits der chinesischen Regierung verargen, wenn sie sich über solche Uebergriffe beschwert?

Unter den Beschuldigungen, welche das Cirkular den Missionaren zur Last legt, ist die schwerste die, als hätten sich Banditen durch den Uebertritt zum Katholizismus dem Arm des Gesetzes entzogen. Es wird da z. B. angeführt, daß in Kueitscheu eine ganze Diebsbande zur Taufe zugelassen worden sei, und wenn man sie hernach hätte festnehmen wollen, daraus eine Verfolgung der Katholiken gemacht worden wäre. Haben wir in diesen Dieben vielleicht Rebellen oder vielmehr Leute aus den Myauts, eingebornen Stämmen zu sehen, welche die chinesische Regierung seit Jahren zu unterwerfen oder eigentlich zu vernichten strebt? Wie dem auch sei, der Missionar ist natürlich jedenfalls geneigt, in diesen Leuten, die der Regierung Feinde oder Verbrecher sind, nur Taufbewerber zu sehen.

Hatten die Chinesen schon vorher den Missionaren das Recht bestritten, sich die Insignien der hohen chinesischen Würdenträger anzueignen, so fordert das Cirkular geradezu von ihnen, daß sie sich

mit der Kleidung und Auszeichnung der „Gelehrten" begnügen. Schon bedienen sich nämlich die Bischöfe der grünen Sänfte mit vier Trägern, auf welche nur die Mandarinen über der vierten Rangstufe Anspruch haben; auch gebrauchen sie für ihre Depeschen Siegel, die in Form und Größe demjenigen gleichen, welches der Kaiser seinen Agenten gibt, um sie in ihre Würde einzusetzen. Das Siegel ist ein kostbares und schreckliches Abzeichen, dessen Verlust demjenigen, dem es anvertraut war, den Tod einträgt. Dem Cirkular nach verlangen die Bischöfe ferner, von den hohen Provinzialbeamten als ihresgleichen behandelt zu werden, d. h. sie lassen sich die großen Thore der Gerichtssäle öffnen, die der Mandarin nur Männern seines Rangs aufmacht. Schon 1861 schrieb eine Mittheilung der französischen Legation den Bischöfen vor, von einem Benehmen abzustehen, das die Empfindlichkeit der chinesischen Behörden hervorrufen könne. Wenn die Bischöfe sich durchaus mit einem gewissen Pomp umgeben wollen, sollten sie sich an die Verordnungen halten, welche über das Ceremoniell und die Privilegien der Häupter ausländischer Religionen, namentlich des Buddhismus und Islam bestehen, und sich über die Annahme eines für alle passenden Gesetzes einigen.

Sodann hat die Zurückgabe der einst confiscirten Kirchengüter bedeutende Schwierigkeiten nach sich gezogen, und zwar um so mehr, je weniger man sich beeilt hat, die Angelegenheit übersichtlich zu ordnen. Das chinesische Cirkular erwähnt z. B., wie die Missionare in manchen Fällen schöne Häuser ansprechen, von Gelehrten bewohnt, die in kürzester Zeit auf die Straße gesetzt werden. „Was aber dem Volk am wehesten thue, sei der Anspruch, der auf öffentliche Gebäude wie Yamens und Tempel erhoben werde. Ob man nicht auch die Reihe von Jahren berücksichtigen sollte, welche seither verlaufen sind, während deren diese Häuser und Grundstücke durch viele Hände liefen? Wie wenig kümmern sich die Missionare, ob das Haus vor 100 Jahren alt und werthlos war, das jetzt erneuert, ja mit großen Kosten umgebaut dasteht; sie verlangen es zurück ohne die geringste Entschädigung."

Vom Fungschui*) weiß man, wie bedeutend sein Einfluß auf's

*) Dem Aberglauben der Geomantie, wie er Miss. Mag. 1869, S. 215 geschildert ist.

chinesische Leben ist. Daran kehren sich nun die Missionare so wenig, daß sie selbst schuld daran sind, wenn ihre Bauten dem Volk ein Dorn im Auge werden. Der Chinese beargwohnt einmal alles Hohe, besonders die Thürme, welche „die glücklichen Einflüsse" vernichten; der Bau einer stattlichen Kathedrale kann darum Hunderttausende gegen die katholische Mission aufwiegeln. Kaiser Kanghi hatte neben seinem Palast in Peking den Jesuiten eine Kirche zu erbauen gestattet, die später confiscirt, neuestens aber zurückerstattet wurde. An diese wollten nun die Missionare einen Thurm anbauen. Man verhandelte mit dem chinesischen Ministerium über dessen Höhe. Als er aber vollendet war, fand sich, daß die Behörden falsch gerechnet hatten; die Spitze überragte die kaiserlichen Gärten dermaßen, daß diese völlig überschaut werden konnten. Man verlangte, daß der Thurm erniedrigt werde; die Bitte wurde abgeschlagen. Die Regierung behalf sich, indem sie vor dem Thurm eine Mauer aufführen ließ. Aber jetzt besucht kein Gelehrter oder Mandarin die Hauptstadt, ohne sich über die Schmach, die man seinem Souverän angethan, zu ärgern.

Die höheren Klassen haben sich also, wie gesagt, von den Missionaren zurückgezogen, die sie als ausländische Agenten betrachten, und diese haben selbst eine Kluft um sich gegraben und ihre Propaganda erschwert. Dessen ungeachtet hat das Kabinet von Peking nicht aufgehört, sie nach Möglichkeit in den Provinzen zu schützen, und die Missionare konnten sich allerwärts frei bewegen und frei predigen. Vor dem schrecklichen Ereigniß des Juni 1870 hatte man nur an einigen durch Anarchie oder Stammfehden heimgesuchten Orten die Ermordung von zwei oder drei Missionaren zu beklagen. Man hat hinter ihren Mördern weder die Hand noch das Losungswort einflußreicher Mandarinen entdeckt. Wenn christliche Gemeinden beunruhigt wurden und das Volk sich der Erbauung von Kapellen und der Errichtung von Waisenhäusern widersetzte, wenn chinesische Bekehrte eingekerkert und gebrandschatzt wurden, so ist darin wohl nichts anderes zu sehen, als die unvermeidliche Opposition eines Landes gegen eine fremde Religion. Ist es zu verwundern, daß Bonzen, Gelehrte und Bauern das Symbol, welches ihren Glauben und die Macht ihrer Götter bekämpft, mit Mißgunst betrachten, wenn noch in gewissen französischen Provinzen Katholiken und Protestanten nicht im Frieden beisammen leben können? Im Grunde sollte man über

die relative Duldung, welche die Mission in China genießt, sich dankbar verwundern; denn wie aus den Vorurtheilen der Götzendiener, so erheben sich auch manchmal Conflicte in Folge von Unvorsichtigkeiten allzueifriger Neubekehrter."

Graf Rochechouart hat anerkannt, daß die Missionare der chinesischen Regierung wirklich Besorgnisse bereiten und eine gründliche Verständigung zwischen ihr und Frankreich von Nöthen ist, um die in den letzten Jahren immer greller hervorgetretenen Mißtöne auszugleichen. Er gesteht der chinesischen Regierung nicht das Recht zu, die vertragsmäßige Freiheit der Missionare in der Weise zu beschränken, daß die Aufnahme Neubekehrter dadurch beeinträchtigt würde, sagt aber auch, daß es nie die Absicht Frankreichs gewesen sei, die Missionare in bloß angemaßten Rechten zu schützen, und verspricht sie vor allen Maßregeln zu warnen, welche Klagen oder Verdacht von Seiten der chinesischen Regierung hervorrufen könnten.

„Frankreich ist nicht die einzige Nation, welche Missionare in China hat, aber seine Regierung allein hat in den Verträgen Gewissensfreiheit für die chinesischen Unterthanen ausbedungen und dieselbe durch ihr Protektorat aufrecht erhalten. Ihre Haltung ist darob mehrmals von den andern Regierungen mißbilligt worden. Aus Veranlassung der in Tientsin verübten Greuel hat der englische Gesandte in Peking es wiederholt ausgesprochen, daß Frankreichs Anmaßung, die chinesischen Bekehrten gegen ihre Landesbehörden zu schützen, unvermeidlich eine Ursache periodisch wiederkehrender Unruhen sei. England hat seinen Missionaren nicht erlauben wollen, das von den französischen Priestern erlangte Recht zu benützen, sich im Innern des Landes niederzulassen und Eigenthum zu erwerben. Einige protestantische Missionare haben das dennoch gethan, und ihr Werk hat in einigen Provinzialhauptstädten Wurzel geschlagen; das Bewußtsein aber, daß ihnen der Arm Großbritanniens nicht zur Verfügung steht, zwingt sie, nach Lord Granvilles Rath ihren Bekehrten gründlich jeden Gedanken auszureden, als entbinde ihre Bekehrung zum Christenthum sie von den allgemeinen Verpflichtungen chinesischer Unterthanen."

Nach diesen Ausführungen kommt der billigdenkende Verfasser auf die Vorwürfe zu sprechen, welche man schon den protestantischen Missionaren in China gemacht habe. Er nennt sie mit Bedacht unverdiente. „Wenn diese Missionare, in zahlreiche Sekten

vertheilt, durch den Mangel an Concentration geschwächt, großentheils durch das eheliche Band an allzu weiten Reisen gehindert, nur wenig Fortschritte machen, so liefern sie doch ihren sehr schätzenswerthen Beitrag zum Werk der Civilisirung und Annäherung Chinas an das Abendland. Und zwar durch die Schulen und Spitäler, welche sie gründen; sodann durch ihre Studien, Arbeiten und Beobachtungen, welche fast alle Zweige der geistigen und natürlichen Wissenschaften umfassen. Sie sind's, welche für die Chinesen unsre besten mathematischen und industriellen Lesebücher übersetzen, während sie durch ihre regelmäßigen Zeitschriften die Sitten, die Philosophie, Religion, Arzneikunde und Botanik des Reichs der Mitte dem Abendlande kundthun. In dieser Beziehung haben sie jetzt in der Gelehrtenwelt den Platz eingenommen, welchen die Jesuiten im 18. Jahrhundert inne hatten."

Frankreich hat jetzt wieder Gelegenheit, für die Ermordung eines Missionars von der chinesischen Regierung einen Rechtsspruch zu verlangen. Im September 1873 kam der Pater Hué mit einem regelmäßigen Paß von Peking nach Kienkiang hien, einer Stadt der Provinz Szetschuen, deren Gouverneur Kui sich durch seinen bittern Fremdenhaß auszeichnet. Den französischen Pater begleitete ein eingeborner Priester Namens Thai. Obgleich die Bevölkerung der Stadt sich anfangs sehr zuvorkommend gegen ihren Gast betragen hatte, überfiel doch plötzlich (am 5. Sept.) ein Pöbelhaufe die Wohnung der beiden Missionare, riß sie heraus auf die Gasse und schlug sie todt, ehe der Mandarin in seinem Yamen sich irgend gerührt hatte, die Ruhestörung zu beseitigen.

Alle Ausländer in China sind darüber einig, daß in solchen Fällen nicht die armen Werkzeuge der Uebelthat, sondern die Mandarinen und der Stadtrath als die wirklich schuldigen Personen zu bestrafen sind, wenn ähnlichen Vorfällen wirksam vorgebeugt werden soll. Aber um diese Forderung bei der chinesischen Regierung zu erreichen, ist es vor allem nöthig, daß die christlichen Gesandten nur Eine Sprache führen. Und voraussichtlich wird es dazu bloß dann kommen, wenn die französische Gesandtschaft von dem Anspruch auf ein Protektorat über die chinesischen Katholiken unumwunden zurück-

tritt. Ob freilich bei der gegenwärtigen Strömung der französischen Politik eine solche Selbstbeschränkung zu erwarten ist, dürfte noch lange fraglich bleiben. Allein das darf wohl ausgesprochen werden, daß eine christliche Regierung von einer heidnischen nur dann volle Gerechtigkeit verlangen und erwarten darf, wenn sie ihre eigenen Forderungen nach dem strengen Maaß der Billigkeit geregelt hat.

Eine katholische Mission in Ostafrika.

Sir Bartle Frere ließ sich neulich (8. Okt. 1873) im Congreß der anglikanischen Kirche bewegen, einige seiner auf dem Missionsgebiet gemachten Erfahrungen mitzutheilen. Er that das in folgender Weise.

Wenn die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft ihre Arbeit ausschließlich auf die Verkündigung des Evangeliums beschränkt, so folgt sie darin unstreitig dem Vorbild der Apostel. Nun haben aber diese es bei der Predigt des Worts immer nur mit civilisirten Völkern zu thun gehabt, sei es, daß sie sich an die Juden, oder an die Heiden in Griechenland, Rom und Aegypten wandten. Diese alle haben in Dingen des äußern Lebens keiner Belehrung bedurft von den Predigern aus Galiläa. Anders aber gestaltet sich die Aufgabe des Missionars unter uncivilisirten Völkern, welche noch der ersten Elemente der Bildung ermangeln. Für diese Art der Arbeit finden wir erst in der nachapostolischen Zeit Vorgänge in der Weise, wie das Evangelium nach England und Deutschland gebracht worden ist. Offenbar war es Grundsatz der alten Kirche, den heidnischen Völkern eine möglichst vollständige Christengemeinde vor Augen zu stellen, und die neuere Missionspraxis versäumt wirklich etwas, wenn sie nur ordinirte Missionare aussendet und es diesen geradezu verbietet, sich irgendwie mit Dingen des äußern Lebens zu befassen. Allerdings haben viele Missionare sich daran keineswegs gebunden, allein dann hat ihr gesunder Sinn und ihr Verständniß dessen, was Noth thut,

sie zuweilen in peinlichen Conflikt gebracht mit den Grenzen, welche ihre Instruktion ihrer Thätigkeit setzte. Es kam je und je vor, daß ganz treffliche Missionare sich die ernste Mißbilligung ihrer Muttergesellschaft zugezogen haben durch Unternehmungen, welche den ihnen geworbenen Auftrag zu überschreiten schienen.

Wer aber einen Blick thut in die erfolgreichste Missionsarbeit in uncivilisirten Ländern, wird finden, daß dieselbe sich nie innerhalb der Vorschrift hielt, ausschließlich nur das Evangelium zu verkünden. Einige amerikanische Schwestergesellschaften gehen darin noch weiter als die englisch-kirchliche und haben vor etlichen Jahren eine eigene Kommission abgeordnet, um die dahin einschlagenden Fragen zu regeln. Nach langen, theilweise auf lebhaften Widerspruch stoßenden Erörterungen, ist dann der Beschluß gefaßt worden, den Missionaren jede andère Thätigkeit als die einfache Verkündigung des Worts zu untersagen. Einige Missionare haben sich in Folge davon von ihrer Gesellschaft getrennt, weil ihre Erfahrung sie gelehrt hatte, daß es ein vergeblicher Versuch sei, großen Eindruck auf ein heidnisches Volk machen zu wollen, ohne ihm zugleich auch die Früchte christlicher Civilisation zu bringen. Jene Praxis ist jedoch nicht die allgemeine: die deutschen protestantischen Kirchen, sowie die Brüdergemeinde und in England selbst die Londoner Missionsgesellschaft betreiben ihre Missionen in der Weise, die der Missionspraxis der alten Kirche entsprechend scheint, daß sie nämlich die Hände ihrer Missionare zu stärken suchen, indem sie ihnen weislich eine Anzahl Laien zur Seite stellen. Auch die katholische Kirche gibt darin nachahmungswerthe Beispiele. So bin ich kürzlich auf meinem Wege nach Ostafrika in Kairo mit einem Veronesen zusammengetroffen, der 16 Jahre hindurch so zu sagen die Stelle eines Bischofs der centralafrikanischen Mission in Chartum bekleidet hat, welche alle jene Nilländer umfaßt, die Sir Samuel Baker kürzlich besuchte. Viele Missionare waren über der Erfüllung ihrer Pflichten gestorben; weniger aber deßhalb, als wegen der schrecklichen Wirkungen des an den Nilufern betriebenen Sklavenhandels, hatte er beschlossen, seine Mission weiter westwärts zu verlegen. Eben damals war er von einem Besuche in Europa zurückgekehrt, auf dem er die Mittel zum Beginn einer Mission in der wichtigen und volkreichen Provinz Kordofan gesammelt hatte, deren Bewohner sich auf Millionen belaufen und, verglichen mit ihren südlichen Nachbarn, einige Civilisation besitzen. Er hatte nicht weniger

als 60 Personen bei sich, worunter viele Priester und barmherzige Schwestern; damit war er im Stande eine christliche Kolonie zu gründen, in welche farbige Bekehrte sogleich eingereiht werden konnten, um alle die Unterweisung zu empfangen, die sie befähigen würde, ihren Unterhalt ehrlich zu verdienen und den Kern der zu sammelnden schwarzen Gemeinden zu bilden.

Frere konnte sich bei diesem Anlaß des Gedankens nicht entschlagen, wie froh doch mancher treffliche evangelische Missionar wäre, wenn er mit einem solchen Stabe hinausziehen könnte. Das eben angeführte Beispiel war aber kein vereinzelter Fall. In Aden traf er dann mit einem Superior der Galla-Mission zusammen, der begleitet von der für das Gelingen seines Werks nöthig scheinenden Anzahl von Personen in das südliche Abessinien zurückkehren wollte, an der Küste aber von einem der Sklavenhandel treibenden Häuptlinge aufgehalten wurde. Dieser Häuptling ergieng sich in allen möglichen Freundschaftsversicherungen für seinen Gast, während er große Sorge trug, ihn nicht durch seine Besitzungen ziehen und dem Sklavenhandel auf den Grund sehen zu lassen.

Auf seiner Weiterreise nach Sansibar, fuhr Hr. Frere fort, habe er sodann eine der vollständigsten und blühendsten Missionen, die er je gesehen, unter der Leitung einiger französischen Missionare aus dem Elsaß gefunden, und dieß trotz ihrer Verluste durch einen Orkan, der eben erst ihre Pflanzung verheert hatte, und des Ausbleibens fast aller Sendungen aus dem Elsaß. Die Mission unterhielt sich nahezu selbst, da die Missionare nicht versäumt hatten, ihre Bekehrten in den Künsten des civilisirten Lebens zu unterrichten. Ihre ansehnliche Pflanzung zog die Geistlichen nicht von ihrem eigentlichen Berufe ab, sondern setzte sie vielmehr in den Stand, demselben ungehindert nachzugehen. Eben jetzt aber waren viele Glieder der Mission gestorben und die Sendungen aus der Heimat stockten. Die meisten Menschen hätten unter diesen Umständen den Muth sinken lassen; Pater Horner jedoch, der Superior der Mission, machte sich alsbald auf den Weg nach Frankreich. Er brach auf, so lange Frere in Sansibar war, und als dieser auf der Heimreise in Paris wieder mit ihm zusammentraf, konnte der Pater ihm sagen, er habe die Runde gemacht durch einen großen Theil der französischen Manufakturstädte und Erziehungsanstalten und die Mittel zusammengebracht, um seine Mission ausgedehnter zu betreiben als je.

Warum sollte dieses Beispiel auf die römische Kirche beschränkt bleiben? Natürlich meine er damit nur die äußere Organisation. Zweifle irgend jemand an der Möglichkeit, eine solche Organisation mit dem durch und durch geistlichen Charakter der Religion zu verbinden, den fordre er auf, das Missionsschiff Harmony der Brüdergemeinde zu besuchen, wenn es sich zu einer seiner jährlichen Reisen nach Labrador anschicke. Da werde man finden, daß dasselbe nicht nur alles enthalte, was zur Verkündigung des Evangeliums erforderlich sei, sondern auch alles, was zum civilisirten Leben in jenen fernen Regionen gehöre. Bischof Mackenzie's centralafrikanische Mission sei so ziemlich nach dem von ihm angedeuteten System begonnen worden, und es sei ein Irrthum, wenn man dieselbe als verfehlt betrachte. Er habe sich große Mühe gegeben, einen Einblick in den Erfolg des von Mackenzie begonnenen und vom Bischof Tozer fortgeführten Werkes zu erlangen, und er könne nur sagen, daß was diese beide Männer geleistet haben, jeder Kirche und jeder Epoche der Missionsgeschichte Ehre machen würde; diese Mission bedürfe nur einer kräftigen Fortführung unter dem rechten Manne.

Wir besehen uns nun diese katholische Mission, zu welcher der britische Staatsmann uns einführt, indem wir einer jüngst erschienenen Schrift ihres Superiors die wichtigeren Nachrichten entnehmen.*) Es wird sich daraus manches lernen lassen, was auch evangelische Missionsfreunde interessiren und zur Nacheiferung anspornen kann.

---

1. Die Zanguebar Mission.

Rings um Afrika her zieht sich ein Gürtel katholischer Missionen, der gegenwärtig in dreizehn apostolische Vikariate, neun Präfekturen und zwölf Diöcesen eingetheilt ist. Um auch ins Innere des Landes vorzudringen, wurde 1846 die centralafrikanische Mission gegründet, welche das ganze Gebiet zwischen den Ländern der Berberei im Norden, Abessinien im Osten, dem Aequator im Süden, und Guinea im Westen umfassen sollte. Vierzig deutsche und italienische Priester brachen 1848 dorthin auf und gelangten nach unsäglichen Mühen

*) Reisen in Zanguebar in den Jahren 1867—1870 von P. Horner. Herausgegeben und erweitert von Dr. Gaume. Regensburg 1878.

dahin, vier Stationen zu gründen, von denen jedoch nur Chartum, die Europa am nächsten gerückte, noch besteht. Nicht weniger als 32 der ausgesandten Priester erlagen in kurzer Zeit dem mörderischen Klima. Da entwarf einer der Ueberlebenden, der Abbé Comboni, den Plan, den Kampf gegen das binnenafrikanische Heidenthum künftighin von minder gefährlichen Stationen aus aufzunehmen, auf welchen junge Sklaven und Sklavinnen gekauft, christlich erzogen und dann in ihre Heimat zurückgesandt werden sollten, um da den Kern von Gemeinden zu bilden, in welchen der europäische Missionar nicht beständig zu wohnen hätte, ohne dieselben doch je aus den Augen zu verlieren. Mit der Ausführung dieses von Pius IX gebilligten Planes ist in Kairo bereits ein Anfang gemacht. (Siehe Miss. Mag. 1873, S. 488).

Schon vor Comboni hatte ein andrer italienischer Priester, der Genuese Olivieri das Werk der mittelalterlichen Orden zum Loskauf der Sklaven im Kleinen wieder aufgenommen und sein Leben und Vermögen diesem Liebesdienst gewidmet. Nicht weniger als 26 mal durchschiffte der unermüdliche Mann in den Jahren 1838—1864 in Begleitung seiner treuen Magd das Mittelmeer, um auf den Märkten von Kairo und Alexandrien Negerkinder loszukaufen, die er dann in italienischen Klöstern unterbrachte. Vor seinem Tode wurde ihm die Freude, den Orden der Trinitarier in seine Fußstapfen treten zu sehen. — Ein neuer Orden zur Bekehrung der Neger, der „vom heiligen Herzen Mariä", wurde auf Anregung des im Schooße des Judenthums gebornen Pater Liebermann († 1852 in Paris) gegründet. Später entstanden noch andre Anstalten zum gleichen Zweck, so insbesondere das Seminar zu Verona zur Heranbildung von Missionaren für die Sahara und den Sudan, das Seminar der afrikanischen Missionare in Lyon, und die Bildungsanstalt für die Negermission in Marienstadt (Nassau).

Durch die Eröffnung der Mission von Zanguebar gieng man 1860 auch an die Ergänzung der bedeutenden Lücke, welche in Ostafrika noch zwischen den Inselmissionen auf Madagaskar, Mauritius ꝛc. und der Kapuzinermission unter den Gallas bestand. — Zanguebar nennen die katholischen Berichte den 600 Stunden langen Küstenstrich zwischen dem Kanal von Mosambik und dem Kap Guardafui, der von arabischen und indischen Kaufleuten häufig besucht, von Europa aber völlig vergessen war, bis Gama ihn 1498 berührte und sich

eines Theils desselben bemächtigte. Er begnügte sich hiebei jedoch mit Anerkennung des Königs von Portugal als Oberlehnsherrn von Seiten der kleinen Könige des Landes und Jahre verstrichen, bevor die Portugiesen an die Errichtung von Kolonieen dachten. Erst 1569 wurde die auf Mosambik, und 1594 die zu Mombas gegründet. Zur Schmach des Christennamens fröhnten auf denselben die Portugiesen nur ihren Leidenschaften und wurden zuletzt von dem Imam von Maskat, welcher den Eingebornen den Dienst seiner Waffen lieh, aus diesen Gegenden verjagt. Dieser Fürst wurde 1698 endlich Herr des Landes vom Kap Delgado bis zum Kap Guardafui. Nach der Revolution, durch welche 1744 die alte Dynastie entthront wurde, riß die Ostküste Afrikas sich fast ganz vom Imamat von Maskat los. Später jedoch wurde sie durch einen Fürsten der neuen Dynastie, Said-Ben-Ahmed, dem Imamat wieder unterworfen. Sein Enkel Said-Said (1807—1856) verlegte nach Unterwerfung der ganzen Küste von Zanguebar seine Residenz im Jahre 1828 auf die Insel Sansibar. Nach dessen Tode wurde das Imamat von Maskat in zwei unabhängige Königreiche getheilt, das von Maskat und das von Sansibar, welches gegenwärtig unter dem Scepter des Sultans Said-Barghasch steht. Militärbeamte (Dschemadare), welche ihre Wohnsitze auf den Hauptpunkten der Küste haben, halten seine Autorität aufrecht.

Sansibar ist eine etwa 20 Stunden lange und 5—6 Stunden breite, niedrige Koralleninsel, deren Boden sich nach dem Innern hin allmählich zu einer Höhe von 400′ erhebt. Gewürznelkensträuche und Orangen bedecken die Abhänge; in den Ebenen und Thälern baut man Reis, Zuckerrohr und Maniok. Zwischen den Kokos- und Mangohainen liegen wie in einem Parke lichte Wiesenstellen. Die Hecken bestehen aus Lorbeern, wilden Orangen, Limonen und andrem Immergrün, die durch blühenden Jasmin und mancherlei Rankengewächse verflochten sind. Blumenduft durchdringt die ganze Insel.

Die gleichnamige Hauptstadt liegt auf der Westseite der Insel. Die hohen, weißen Häuser, die das Gestade begrenzen, geben ihr vom Meere her einen imposanten Anblick. Ein Schritt ins Innere genügt jedoch, diesen ersten Eindruck vollständig zu verwischen. Die Straßen sind eng und schmutzig, und nirgends findet das von dem Licht des Aequatorialhimmels geblendete Auge einen grünen Fleck, auf dem es ruhen kann.

(Fortsetzung folgt.)





TSCHHIN MINSIU,
der erste Hakka-Prediger.

Ein Bild aus dem chinesischen Volksleben.

(II. Vortrag von R. Lechler).

Bei einer Beschreibung des chinesischen Volkes kann man von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen, indem man entweder die Chinesen der Vorzeit oder die der Jetztzeit, entweder die des Südens oder die des Nordens zum Gegenstand einer besonderen Schilderung macht. Oder aber faßt man die verschiedenen Volksstämme ins Auge, aus denen die 400 Millionen China's bestehen, und deren wir z. B. in der Provinz Kwangtung allein drei bestimmt unterschiedene haben, nemlich die Punti oder Herren des Landes, die Hakka oder Gäste, und die Hoklo oder die alten Studenten.

Ich habe mir vorgenommen, nach der letztgenannten Weise zu verfahren; und weil die Basler Mission sich ausschließlich dem Hakka-Volke gewidmet hat, ich also auch mit demselben am besten bekannt bin, so erwähle ich dieses zum Gegenstand meines heutigen Vortrags.

Der Begriff „Volk" hat in China immer eine große Bedeutung gehabt, denn, sagen die Chinesen mit vollem Recht, ohne Volk gibt es kein Reich, und der Kaiser wäre eine Null, wenn er allein auf dem Thron säße und kein Volk zu regieren hätte. Das Volk zu regieren und glücklich zu machen, ist ja des Kaisers Aufgabe, und wenn einer etwa meinte, er könne seiner eigenen Willkühr folgen, oder versuchte sogar, seine Unterthanen zu tyrannisiren, so würde er nicht nur subjectiv seines himmlischen Berufes, Vater des Reiches zu sein, sich unwürdig machen, sondern auch bald erfahren, daß ihm eine objective Gewalt entgegentritt, wodurch der Himmel ihn an fernerem Mißbrauch seiner Stellung verhindern würde. Dieß ist

das chinesische Glaubensbekenntniß in Beziehung auf des Kaisers und des Volkes Wohlfahrt.

Durch richtiges Verständniß davon haben sich vor allen die alten Kaiser Yan und Schun ausgezeichnet, die zwei ersten Herrscher in China, deren die glaubwürdige Geschichte Erwähnung thut. So heißt es im Schuking von Yan, daß er einst dem Ufer eines Flusses entlang gewandelt und dort einem Bauer begegnet sei, der auf seinen Bauch getrommelt und vor sich hin gesungen habe: „Was kümmert mich der Kaiser Yan, was kümmert mich der Kaiser Yan?!" Der Kaiser, weit entfernt dieß als eine Verachtung seiner Würde aufzufassen, sah vielmehr in diesen Worten die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches, seinen Unterthanen eine so unabhängige Wohlfahrt zu verschaffen, daß selbst die Person des Kaisers dabei in den Hintergrund treten dürfte. Ebenso heißt es von Schun: „Er saß auf dem Throne und ließ die Falten seines Mantels hinabfallen, denn die Regierung machte ihm keine Mühe." Diese zwei Kaiser wurden denn auch die Musterbilder, nach denen Confucius später seine ganze Theorie von der Staatswirthschaft gestaltet hat.

Nach ihnen sind es der Schin Thong, der Wun Wang und der Wu Wang, welche eben solche vom Himmel erweckte Retter des Volks wurden. Die Kaiser Hya ket und Schongtschu hatten den Pfad der Tugend verlassen und waren lasterhaft geworden, lebten dem Vergnügen und fröhnten der Wollust, unterdrückten das Volk und sogen es aus. Da schrie das Volk zum Himmel, und der Himmel hörte seine Stimme und erweckte tugendhafte Menschen, denen er die Macht gab, die Lasterhaften vom Throne zu stoßen und neue Dynastien zu gründen.

Darnach sollte man glauben, daß das chinesische Volk, wenn es seiner Theorie gemäß unter so besonderer himmlischer Aufsicht steht, das glücklichste Volk in der Welt sein müßte, besonders wenn man erfährt, daß der Himmel außer den tugendhaften Kaisern den Chinesen auch noch weise Lehrer geschenkt hat, die das Volk in den himmlischen Grundsätzen unterrichten und es auf dem Pfade der Tugend leiten konnten. In der That ist das die Ansicht der Chinesen selbst, und die Worte Moses an das Volk Israel (5 Mos. 4.): „Wo ist so ein herrliches Volk, zu dem Götter also nahe sich thun, und wo ist so ein herrliches Volk, das so gerechte Sitten und Gebote hat?" würde noch heut zu Tage, wo die Praxis doch sehr weit

von der Theorie abgewichen ist, jeder Chinese, als vortrefflich auf China passend, unterschreiben. Wir müssen uns deßhalb noch ein wenig mit der Theorie befassen, die dem gesammten Volke bald als Ideal, bald mehr wie ein Traum der Vergangenheit vorschwebt, ehe wir in die praktischen Erfahrungen des täglichen Lebens der Hakkas eintreten.

Was den gemeinsamen Stolz des ganzen chinesischen Volkes bildet, das ist sein hohes Alterthum, oder die lange Dauer seiner Existenz. 26 Dynastien stehen auf der chinesischen Geschichtstafel, und zuverläßige historische Erinnerung reicht hinauf bis zu Abrahams Zeit. Es gibt ein Büchlein, das alle Geschlechtsnamen der Chinesen enthält, und den Titel führt: „die Namen der 100 Familien", obgleich es über 400 Namen aufführt. Vielleicht läßt sich daraus der Schluß ziehen, daß die ersten Einwanderer nach der Sprachenverwirrung aus 100 Familien eines Zweiges des Hauses Noah bestanden, die sich dann im Verlauf von 4000 Jahren zu der jetzigen Zahl der chinesischen Bevölkerung vermehrt hätten. Das goldene Zeitalter fällt nach chinesischer Anschauung in die ersten Jahrhunderte ihres Bestehens, während der Regierung der tugendhaften Kaiser. Erst 500 vor Chr. stand Confucius auf, ein Denker, der die Grundsätze, welche im hohen Alterthum ohne Lehre praktizirt worden waren, untersuchte und fixirte, und daran seine Unterweisungen für alle Zeitalter anknüpfte. Es ist bekannt, daß sein ganzes System eine Art Moralphilosophie bildet. Er geht aus von der persönlichen Tugend, und zeigt, wie sowohl das Glück des Einzelnen, als die Wohlfahrt des ganzen Staates davon abhängt, daß Jeder sich der Tugend befleiße, indem der Mensch dadurch in Uebereinstimmung mit dem Himmel bleibe und der Segnungen desselben theilhaftig werde. Jedermann solle nur da anfangen, wo er stehe, und täglich fortfahren in der Uebung der Tugend, so werde er nicht nur selbst zur Vollkommenheit gelangen, sondern auch noch auf Andere einen vervollkommnenden Einfluß ausüben. So sollten also vor allen Dingen die Kinder ihre Pflichten gegen die Eltern kennen und ausüben, denn hier ruhe die Grundlage, von der aus das Gemeinwesen sich ersprießlich entwickeln könne. „Ich habe noch nie einen Sohn gesehen, der seinen Eltern nicht gehorcht hätte und doch ein guter Bürger geworden wäre," sagt Confucius, und umgekehrt: „Ich habe nie einen Sohn gesehen, der die Pflichten der kindlichen Liebe be-

folgt und nachher gegen den Kaiser rebellirt hätte." Durch die Einprägung solcher Grundsätze hat Confucius ganz entschieden in China ein Kapital angelegt, daß den Chinesen reichliche Zinsen getragen hat; und wenn Jehova zu Israel sprach: „Ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr dein Gott geben wird," so finden wir in China jedenfalls einen merkwürdigen Zusammenhang zwischen dem langen Volksbestand und der dort so nachdrücklich geforderten Pflicht der kindlichen Liebe.*) Bis auf den heutigen Tag bestehen noch ganz patriarchalische Einrichtungen bei den Chinesen, und diese, verbunden mit der einheitlichen Schriftsprache, dem Gemeingut des ganzen großen Volkes, sind die kräftigsten Bindemittel gewesen, durch welche das chinesische Reich so lange zusammengehalten werden konnte.

Damit hängt genau zusammen das Bedürfniß des Unterrichts, welches sich von Alters her bis in die neueste Zeit hinein geltend gemacht hat, so daß, obgleich der Staat keine Schulen errichtet und keine Lehrer auf seine Kosten anstellt, dennoch überall Erziehungsanstalten bestehen, die von dem Volke selbst unterhalten werden, und deren Wirkung eine ziemlich allgemeine Volksbildung in China ist. Freilich bildet die Erlernung der chinesischen Schriftsprache fast das einzige Pensum in den Schulen, und viele Schüler lernen nie mehr als lesen und schreiben; aber das will bekanntlich in China auch viel mehr sagen als bei uns. Diejenigen, welche im Stande sind, sich den Studien zu widmen, erhalten eine Erklärung der Bücher des Confucius, und wenn sie in die Examina gehen, so werden ihnen daraus

*) Wie gewaltig diese eine Pflicht das ganze Volksleben Ostasiens beherrscht, offenbarte sich neulich in Japan, das doch gerade in einer totalen Umwälzung begriffen ist und in diesem Augenblick auch seine Criminalgesetze nach europäischem Muster umschafft. Ein Mann hatte seine Frau getödtet und wurde dafür zum Tode verurtheilt. Allein seine Vertheidigung bestand darin, daß seine Gattin seinen Eltern das Leben sauer gemacht habe, daher er seiner Kindespflicht nach allerhand sonstigen Versuchen nicht mehr anders habe genügen können, als indem er die Friedensstörerin aus der Welt schaffte. Darüber mußte nun die Ansicht des höchsten Gerichtshofs eingeholt werden. Und dieser entschied: Nach den neuen milderen Gesetzen könnte die Todesstrafe in 10jährige Verbannung verwandelt werden; allein bei näherer Erwägung zeige sich ein so guter Beweggrund für den Gattenmord, daß was sonst ein Verbrechen wäre, sich geradezu als eine gute Handlung herausstelle, daher der Thäter eher ein Lob verdiene. Der Mann gieng straflos aus.

Themata vorgelegt, über welche die Studenten Aufsätze zu schreiben haben. Daß dem Sohne des ärmsten Bauern der Weg zu Ansehen und Aemtern durch fleißiges Studium ebenso offen steht, wie dem Reichen, bildet gerade den Sporn, der die Chinesen zum Lernen antreibt. Allerdings ist zu beklagen, daß der Stoff, mit dem sie sich befassen, nicht fruchtbarer für wahre Geistesbildung ist, weßhalb ihr Wissen immer ein beschränktes, und ihre Weltanschauung eine verkehrte bleibt. Stellen wir uns aber vor, daß diesem Volke auch einmal die Augen aufgehen und sie sich dem Studium einer gesunderen Wissenschaft hingeben, so dürfen wir große Resultate erwarten von der Lernbegierde und der Intelligenz der Chinesen.

Was die physische Beschaffenheit derselben betrifft, so können sie immer noch ein kräftiger Menschenschlag genannt werden. Es ist aber leider nicht zu übersehen, daß das Opium ein nagender Wurm ist, der die Constitution fast des Drittheils der ganzen Nation angefressen hat.

Wollte ich alle die guten Seiten hervorheben, die man im Allgemeinen an den Chinesen rühmen kann, so ließe sich von ihrer Mäßigkeit und Genügsamkeit, von ihrer Anhänglichkeit an den heimatlichen Boden, von ihrer Arbeitsamkeit, auch von einem gewissen Grad von Gemüthlichkeit noch Manches sagen; aber es ist Zeit, daß ich zu meinem eigentlichen Thema komme, und die geehrte Versammlung spezieller mit den Hakka-Chinesen bekannt mache.

Ich habe schon gesagt, daß das Wort Hakka „Gäste" bedeute; nicht als ob dieselben keine ebenso guten Chinesen wären wie die andern, sondern das Wort bezieht sich blos auf ihre Einwanderung, und bezeichnet sie, namentlich den Puntis gegenüber, die sich die ursprünglichen Besitzer des Bodens nennen, als Fremde. Wie und wann die Verschiebung der besonderen Volksschichten statt gefunden hat, darüber fehlt es uns noch an authentischen Berichten. Die allerältesten Bewohner China's scheinen die Myautz in ihren verschiedenen Stämmen gewesen zu sein, bei welchen man Aehnlichkeit mit den hinterindischen Volksstämmen entdeckt haben will, besonders in der Sprache. Die Chinesen wanderten ursprünglich von Nordwesten her ein, und traten gleich als ein Culturvolk auf, mit einer geordneten Regierung, mit Kenntniß von Astronomie und anderen Wissenschaften, während die Ureinwohner nicht nur damals noch Wilde waren, sondern auch bis auf den heutigen Tag ziemlich un-

cultivirt geblieben sind. Die Einwohner der Provinzen Kwangtung und Fukkien sollen ursprünglich auch zu den uncultivirten gehört haben, die ziemlich spät erst in den Bereich der chinesischen Civilisation gebracht werden konnten, natürlich durch Unterjochung. Die Puntis würden sich's aber verbitten, mit den Myau tz auf gleiche Linie der Abstammung gestellt zu werden, und sind, wenigstens jetzt, so ziemlich die hervorragendsten und gebildetsten Chinesen, die nicht nur den Europäern am feindlichsten gegenüber stehen, sondern auch unter ihren eigenen Landsleuten als sehr anmaßend bekannt sind. Sie nehmen die westliche Hälfte der Provinz Kwangtung ein, und überdieß die Provinz Kwangsi. Die Hakkas wohnen mehr im mittleren und nördlichen Theile der Provinz, während die an die Provinz Fukkien angränzende Präfektur meist von Hoklos bewohnt wird. Nach ihren Sprachunterschieden haben die Hakkas den feinsten Dialekt, welcher der Mandarinen-Sprache am nächsten kommt, die in den meisten Provinzen des chinesischen Reiches gesprochen wird. Die gerade nördlich über Kwangtung liegende Provinz Kiangsi soll vorherrschend von Hakkas bevölkert sein; von dorther sind ohne Zweifel die meisten der in Kwangtung wohnenden Hakkas eingewandert. Doch finden sich auch Hakkas in der Provinz Fukkien, und viele Einwanderer in Kwangtung stammen aus dieser Provinz. Miss. Piton, der einmal eine Untersuchung über diesen Gegenstand angestellt hat, berichtet darüber Nachstehendes:

Ueber die Herkunft derjenigen Hakkas, mit welchen wir Basler es hauptsächlich zu thun haben, hörte ich folgende Legende. Es gab einmal einen Räuberhäuptling, Namens Wongtshau, der in der Fukkien-Provinz sein Wesen dergestalt trieb, daß Alles vor ihm floh. Einst kam er auch in die Nähe des Dorfes Schak pyak. Die Einwohner ergriffen die Flucht. Ein Weib aber mit zwei Kindern, das größere auf dem Rücken tragend, das kleinere hingegen an der Hand führend, lief dem Wongtshau gerade in die Hände. Er fragte sie, warum sie das größere Kind trage und nicht das kleinere. Da habe sie geantwortet, das Kind auf ihrem Rücken sei der Onkel desjenigen, das sie an der Hand führe; ein eigenes Kind könne sie immer wieder gebären, aber keinen Onkel, deßhalb müsse sie für letzteren mehr Sorge tragen, als für jenes. Dem Räuberhauptmann gefiel diese Antwort des Weibes, und er hieß sie umkehren und über ihrer Hausthüre durch Aufhängen einer gewissen Pflanze ein Zeichen

machen. Er werde dann Befehl ertheilen, daß seine Leute das so bezeichnete Haus verschonen. Sie folgte dieser Weisung, und die andern Leute im Dorf, denen sie ihre Erfahrung mittheilte, ahmten ihr nach. Die Folge war, daß das ganze Dorf verschont blieb. Als nun die Kunde davon weiter drang, eilten Flüchtlinge von nah und fern in jenes Dorf und wohnten daselbst, bis die Ruhe im Lande wieder hergestellt war. Dann zogen sie von Schak pyak aus in die Provinz Kwangtung, und daher kommt es, daß die meisten unsrer Hakkas sagen, sie kommen von Schak pyak.

Wongtshau war ein Rebellenhäuptling, der die Thang-Dynastie stürzen half ca. 900 A.D., und da die Geschlechtsregister unserer Hakkas etwa 6—800 Jahre rückwärts gehen, so ist anzunehmen, daß jene politischen Wirren sie veranlaßten auszuwandern und eine Zufluchtsstätte in den ruhigern Provinzen des Südens zu suchen. Aber die Puntis betrachten sie noch jetzt als Eindringlinge, und nur da, wo die Hakkas sich fast über eine ganze Präfektur ausgebreitet haben, wie in Ka yin tschin, und einem Theil von Fuitschin, dürfen sie in Frieden wohnen, während da, wo Hakkas und Puntis aneinander grenzen, oder erstere weniger zahlreich unter die letztern hineingesäet sind, fast immer Fehde zwischen den beiden Stämmen herrscht.

Zu Anfang der 60r Jahre fand im Südwesten von Hongkong, in der Präfektur Schaukhinfu ein langer Krieg zwischen Hakkas und Puntis statt, der fast zur völligen Ausrottung der dort lebenden Hakkas führte, und von dem ich Näheres mittheilen will. Zu der Präfektur Schaukhin gehören mehrere Distrikte, in welchen Hakkas wohnen; aber die Puntis bilden die Mehrzahl der Bevölkerung. Während der Unruhen, welche die Thaiphing-Rebellion auch in jene Gegenden brachte, zeigten sich merkwürdiger Weise die Hakkas loyaler gegen die chinesische Regierung als die Puntis, und unterstützten die Mandarinen, welche gegen die aufrührerischen Puntis zu Felde gezogen waren. Dieß schrieben ihnen natürlich die Puntis nicht gut an, und sobald die Rebellion dort unterdrückt war, suchten die Puntis eine Gelegenheit, sich an den Hakkas zu rächen. Ein casus belli läßt sich immer finden, und der Krieg zwischen diesen zwei Volksstämmen brach aus. Die Puntis hatten mehr Geld und konnten stärkere Heere in den Kampf bringen, so daß sie endlich den Sieg davontrugen. Die Hakkas baten die Regierung um Hilfe, zu welcher sie um so mehr berechtigt waren, als sie ja der Regierung

gegen die Rebellen treulich Beistand geleistet hatten; aber der Gouverneur in Canton war nicht in der Lage, die gewünschte Hilfe leisten zu können. So begann denn eine Vertreibung der Hakkas aus ihrem langjährigen Besitzthum; ganz systematisch verdrängte man sie von Haus und Hof. Zuerst wurden sie aus dem mehr im Inland gelegenen Distrikt Hokfan verjagt, und was mit dem Leben davon kam, flüchtete nach Sinlen, dem Uferlande zu. Dort verschanzten sich die Hakkas in einer Seestadt, Namens Thaifusan, und ihre Existenz wurde dadurch gefristet, daß ihnen reichliche Zufuhr von Reis durch Hongkonger Kaufleute gemacht werden konnte. Der Krieg nahm aber immer größere Dimensionen an, und die Leute erzählten mir nachher selbst, daß Hunderttausende von ihnen mit dem Schwert erschlagen, wiederum Tausende Hungers gestorben, und abermals Tausende von der Hitze und Kälte, denen sie Jahre lang obdachlos ausgesetzt waren, sowie von Nässe und daraus entstandenen Krankheiten hingerafft worden seien.

Als auch ihr letzter Zufluchtsort ihnen keine Sicherheit mehr gewährte, flohen sie auf die Schiffe, die ihnen Reis von Hongkong gebracht hatten, und baten, daß man sie nur irgendwohin bringen möchte, wo sie ihres Lebens sicher wären. Viele flohen auf die Insel Hainan, etliche kamen bis nach Singapur an der Südspitze der Halbinsel von Malakka. Eine große Anzahl fand ihren Weg nach Makao, wo sie sich von den Kuli-Agenten anwerben ließen, um nach Westindien geschickt zu werden. An 3000 von diesen Hakkas wurden (1863) auf der Insel Hongkong gelandet, und ich vergesse nie den Anblick, den damals diese unglücklichen Flüchtlinge darboten. Scheu und ängstlich stiegen sie ans Land, ein buntes Gemisch von Arm und Reich, von Männern, Weibern und Kindern. Jedes hatte noch etwas zu retten gesucht, und man sah Hausgeräthe, Hühnerkörbe, Bettzeug und Kleiderkoffer in buntem Gemisch durcheinander. Die meisten hatten noch etwas Geld bei sich, einigen war es sogar gelungen, größere Summen zu retten. Ich gieng mit unserm chinesischen Gehülfen Litschinkau zu ihnen, um den Hilfebedürftigen die Hand zu bieten, wo ich etwas für sie thun könnte. Da sie auf europäischen Schiffen hergekommen waren, so hatten sie schon viel Zutrauen zu den Weißen gefaßt, und waren nun doppelt froh, einen solchen zu finden, der in ihrer eigenen Sprache mit ihnen reden konnte.

Der englische Kaufmann, dem die Schiffe gehörten, gieng mit mir zum Gouverneur, um den Schutz der englischen Regierung für diese Leute in Anspruch zu nehmen, weil auch auf Hongkong die Mehrzahl der Chinesen aus Puntis besteht, unter denen bittere Feinde dieser Hakkas waren, und weil es in China überall herzlose Menschen gibt, die kein Mitleid kennen mit der Noth des Nächsten, sondern nur Gelegenheit suchen, ihm auch noch den letzten Heller zu entwenden. So wurden diese Flüchtlinge also unter den Schutz der englischen Regierung gestellt, die ihnen sofort einen Platz anwies, wo sie sich ansiedeln konnten. Es wurde Geld für sie collectirt, womit man ihnen Hütten baute und Reis für ihren Lebensunterhalt einkaufte, so daß sie sehen konnten, welch ein Unterschied bestehe zwischen chinesischer Hartherzigkeit und christlicher Nächstenliebe. Wir hatten hier ein großes Feld für Missionsthätigkeit und ließen es uns angelegen sein, diesen Flüchtlingen nicht blos leibliche Versorgung, sondern auch geistlichen Trost darzureichen. Obgleich die Meisten in Folge des harten Schicksals, das sie betroffen, sehr abgestumpft und für Belehrung fast unzugänglich waren, so hat sich doch im Verlauf der Zeit eine schöne Anzahl dieser Flüchtlinge bekehrt; wir finden solche jetzt als Glieder fast aller unserer chinesischen Gemeinden. Ihre Unterbringung in den Hütten war natürlich nur eine temporäre Maßregel gewesen, allmählich zerstreuten sich die Leute dahin und dorthin, wie Jedes sich eine Beschäftigung, einen Erwerb und Lebensberuf zu verschaffen im Stande war.

Drei Jahre später, im J. 1866, ließ es sich plötzlich dazu an, daß ein neuer Hoffnungsstern für diese vertriebenen Hakka-Leute aufgieng. Die chinesische Regierung schien denn doch endlich zum Bewußtsein ihrer Verpflichtung, den Unterdrückten gegenüber, erwacht zu sein. Der Gouverneur von Canton schickte einen General mit Militär nach Sinlen, um die ganze Sache der Hakkas aufs Neue zu untersuchen und ins Reine zu bringen. Dieser glaubte bald seine Aufgabe gelöst zu haben, und erließ schon Proklamationen, um die Flüchtlinge einzuladen, getrost wieder in ihre verlassene Heimat zurückzukehren. Aus allen Gegenden strömten sie nach Hongkong und baten mich, ihnen ein Dampfschiff zu besorgen, das sie nach Sinlen bringen könnte. Ich warnte sie, nicht gleich in Masse zurückzukehren, sondern erst eine Deputation hinzuschicken, die genaue Einsicht von der Lage der Dinge nehmen sollte. Allein sie glaubten volles Ver-

trauen in den General setzen zu dürfen, und wollten lieber alle gleich dem Zug in die Heimat folgen. Ein Dampfschiff brachte in mehreren Fahrten die Leute nach der vorerwähnten Hafenstadt Thaifusan; der General empfieng sie und setzte sie wieder in ihre alten Rechte ein, konnte aber natürlich nicht zu ihrem Schutze bei ihnen bleiben. Kaum war er mit seinem Militär wieder abgezogen, so fielen die Puntis aufs Neue über die Hakkas her, und ich erfuhr, daß die meisten der Zurückgekehrten ums Leben gekommen seien! —

Es gab aber noch eine andere Gegend in Sinlen, wo sich die Hakkas in vier größeren Orten hatten halten können. Nun war gerade ein neuer Gouverneur nach Canton gekommen, der im Rufe stand, ein gerechtigkeitsliebender und uneigennütziger Beamter zu sein. Dieser gieng in eigener Person nach Sinlen, um sich über diese blutige Fehde zwischen den Puntis und Hakkas durch den Augenschein zu orientiren und womöglich den Frieden herzustellen. Unglücklicherweise war er aber zum Voraus von den Puntis beeinflußt worden, welche mehr schu kyok, wie die Chinesen sagen, d. h. mehr Hände und Füße (Fürsprecher) in Canton hatten, als die Hakkas. So kam er mit dem Vorurtheil nach Sinlen, daß die Hakkas die Bösewichter seien, und daß er damit anfangen müsse, diese zu züchtigen. Er erscheint also mit einer Anzahl bewaffneter Kriegsschiffe vor Tschautsung in Sinlen, und fordert die Hakkas auf, vorerst alle schlechten Subjekte, die in ihrer Mitte seien, an ihn auszuliefern. Um seiner Forderung Nachdruck zu geben, hatte er eine Anzahl Kanonen auf einer kleinen Insel der Stadt gegenüber landen lassen und die Mündungen derselben auf den bedrohten Ort gerichtet. Wie vom Donner gerührt standen die armen Hakkas da. Was war zu thun? Eine Deputation wurde an den Gouverneur gesendet, die ihm seinen Irrthum klar machen und um andere Maßregeln bitten sollte. „Es sind keine schlechten Subjekte unter uns,“ sagten die Männer der Deputation zu dem Gouverneur. „Sie seien, so gut wie die Puntis, ehrliche Unterthanen, nur leider mit letzteren in Jahre langen Krieg verwickelt gewesen; was dieser auf beiden Seiten für Gräuel mit sich gebracht habe, dafür könne kein einzelnes Individuum verantwortlich gemacht werden, auch seien sie nicht gewillt, das Anerbieten des Gouverneurs anzunehmen und sich anderswohin verpflanzen zu lassen, denn hier sei ihre Heimat, und hier seien sie bereit zu sterben, wenn es keinen andern Ausweg mehr für sie gebe.“ Leider war der Gou-

verneur nicht im Stande, den Ernst einer solcher Erklärung zu verstehen, und noch in dem Irrthum befangen, daß er Gewalt brauchen müsse; so gab er Befehl zu einem Angriff auf die Hakkas. Diese aber, als sie sahen, daß der höchste Beamte der Provinz nicht als ihr Retter, sondern als ihr Gegner auftrat, wurden zur Verzweiflung getrieben. Sie erkannten, daß es jetzt so gut als um sie geschehen sei, und wollten wenigstens ihr Leben noch um den theuersten Preis verkaufen. Sie begegneten dem Militär in offener Schlacht, und — schlugen es. Todesverachtung einerseits, daneben auch eine durch langes Kriegführen erlangte Tüchtigkeit im Waffenhandwerk gaben den Hakkas den Sieg über die Soldaten des Gouverneurs, und man kann sich denken, daß die Hakkas nun auch nicht mit der größten Schonung gegen ihre Angreifer verfuhren. Offiziere und Gemeine fielen in großer Anzahl auf diesem Schlachtfelde. Die Sieger erzählten mir nachher bei einem Besuch, den ich in Tschautsung machte, daß ein Hauptmann lebendig in ihre Hände gefallen sei, der einen blauen Knopf auf seinem Uniformhut getragen habe, was ihn als einen Mandarin vierten Rangs bezeichnete. Dieser habe sie gebeten, sein Leben zu schonen, und versprochen, ein gutes Lösegeld zu bezahlen; aber die Erbitterung sei so groß gewesen, daß man ihm gesagt habe: „Nein, wir wollen dein Hundeleben nicht schonen; wenn ihr Mandarinen euer eigenes Volk mit Krieg überzieht, anstatt ihm Recht zu verschaffen, so seid ihr nicht werth zu leben.“ Damit wurde er niedergehauen.

Dieser Sieg der Hakkas gab nun der Sache eine ganz andere Wendung. Dem Gouverneur schien weniger daran gelegen zu sein, seine militärische Ehre zu retten, als den eigentlichen Zweck seines Kommens zu erreichen, nämlich den Frieden im Lande herzustellen. So knüpfte er Unterhandlungen an, die schließlich zu dem gewünschten Resultat führten. Es wurde beschlossen, daß die Hakkas in der Gegend von Tschautsung sollten verbleiben dürfen; auch diejenigen Dörfer sollten ihnen offen stehen, die ursprünglich den Puntis gehört hatten, aus denen sie aber durch die Hakkas vertrieben worden waren. Weiter sollten die Puntis für den viel größeren Besitz, aus dem sie die Hakkas vertrieben hatten, eine Geldentschädigung zahlen, daran der Gouverneur zuerst seine Kriegskosten abziehen durfte, worauf der Rest an die Hakkas vertheilt werden sollte. Der Gouverneur ließ sogleich Grenzsteine setzen, um das Gebiet der Hakkas

von dem der Puntis abzutheilen, ließ auch an drei verschiedenen Punkten eine Garnison von je 500 Mann zurück zum Schutze der Hakkas.

So endete einer der vielen chinesischen Bürgerkriege. Wir sehen daraus, welch namenloses Elend in jenem „gesitteten" Lande durch die Zügellosigkeit der Leidenschaften in den Massen verursacht wird, wie uns auch die Schwäche und Saumseligkeit der Regierung in trauriger Weise vor Augen tritt; daher können wir uns nicht wundern, wenn bange Ahnungen und ernste Besorgnisse für die Zukunft sich auf die Gemüther der Chinesen selbst lagern. Diejenigen, welche inniger mit uns vertraut sind, haben mir schon gesagt, daß sie gar keine Hoffnung für die Herstellung besserer Zustände in China haben, es sei denn, daß die Ausländer das ganze Reich einnehmen und regieren würden. Aber die Ausländer werden das wohl bleiben lassen. —

Doch wenden wir uns von kriegerischen Zuständen hinweg, um auch noch einen Blick auf die friedlichen Verhältnisse der Hakkas zu werfen. Der harte Kampf, den sie um ihre Existenz zu führen haben, hat ihrem Charakter ein weicheres Gepräge gegeben, als dieß bei den Puntis der Fall ist. Sie sind auch bei weitem keine solchen Stockchinesen, wie jene. Ist doch die Thaiphing-Rebellion von den Hakkas ausgegangen, indem Fungshutshen und sein ganzer ursprünglicher Anhang diesem Volksstamme angehörten. Auch waren es Hakkas, die sich von den alliirten Heeren der Westmächte anwerben ließen, um als Lastträger und Arbeiter mit in den Krieg zu ziehen, was ihnen natürlich von Seiten der anderen Chinesen nicht wohl vermerkt worden ist. Lord Elgin hat es aber beim Friedensschluß ausbedungen, daß diesen Leuten um der Dienste willen, welche sie den Alliirten geleistet hatten, nichts zu Leid gethan werden dürfe.

So hat auch das Evangelium bei diesem Stamme mehr Eingang gefunden als bei den Puntis. Während unsere Brüder, die unter den letzteren arbeiten, verhätnißmäßig wenig Früchte ihrer jahrelangen sauren Arbeit einernten durften, ist es uns mit Gottes Hilfe gelungen, unter den Hakkas vier Stationen zu errichten und die Botschaft des Evangeliums weit ins Land hinein bis in den Nordosten der Provinz Kwangtung zu tragen. Um die Hauptstationen her haben sich auch Filial-Stationen gebildet. Die Gemeinden mehren sich, das Schulwesen ist in einem erfreulichen Stande, und man darf hof-

sen, daß das Werk in gedeihlichem Wachsthum sich immer weiter ausbreiten werde. Daß nichts Anderes als die heilsame Gnade Gottes, die in Christo Jesu allen Menschen erschienen ist, auch diesem Volke den wahren Frieden und die wahre Wohlfahrt bringen kann, ist meine feste Ueberzeugung, die jeder wahre Christ mit mir theilen wird; und bestärkt werden wir in dieser Ueberzeugung, wenn wir uns auch nur kursorisch vergegenwärtigen, was die Chinesen in Lehre und Leben mit ihrer eigenen Kraft erreicht haben.

Es versteht sich von selbst, daß die Hakkas, so wie alle anderen Chinesen, dem Confucius ergeben sind, und ihn ansehen als den großen Weisen oder Heiligen, der den Willen des Himmels und die himmlische Ordnung den Menschen geoffenbart habe, und der untrügliche Wegweiser zum wahren Glück sei. In allen Hakka-Schulen ist deßhalb auch ein Altar für Confucius aufgestellt, und die Schüler machen, wenn sie in die Schule kommen, erst eine Verbeugung vor ihm, um dann seine Bücher zu studiren. Es gibt für alle Chinesen, hoch und niedrig, arm und reich, in der Stadt wie auf dem Lande, in den Elementarschulen wie auf den höheren Gymnasien nur ein Lehrbuch, nemlich die Lehre des Confucius. Das ist die Bibel China's, schin' kin, oder hl. Schrift, wie sie sie nennen. Daraus empfängt der ärmste Hakka wie der kaiserliche Prinz seinen Unterricht. Wenn die Einprägung von Tugendlehren den Menschen gut und glücklich machen könnte, so sollten die Chinesen den Beweis dafür geliefert haben; denn die Schüler müssen alles auswendig lernen, was Confucius gesagt hat, und wer es so weit bringt, auch schön stylisirte Aufsätze darüber zu schreiben oder das Lob der Tugend in Gedichten zu feiern, der kann im Examen einen Grad erlangen und kommt dadurch sehr zu Ehren.

In dem ganz von Hakkas bewohnten Dorfe Lilong, wo unsere älteste und gedeihlichste Station ist, befinden sich zwei Graduirte, der eine ein Literat, der andere eine Militärperson. Letzterer braucht keine Aufsätze zu schreiben, sondern muß nur geschickt sein im Bogenschießen und Gewandtheit haben in athletischen Uebungen. Sein Ansehen ist deßhalb bei weitem nicht so groß, als das des Literaten, der durch geistige Arbeit sich Ruhm erworben und Auszeichnung erlangt hat. Als der Jüngling preisgekrönt vom Examen in sein heimatliches Dorf zurückkehrte, wurden große Festlichkeiten veranstaltet, um der Ehre, die durch ihn dem Dorf zu Theil geworden, eine fröhliche

Anerkennung abzustatten. Zuerst wird natürlich den Ahnen ein Opfer gebracht; man macht ihnen feierliche Anzeige von dem glücklichen Erfolg des Examens, und bringt ihnen Dank dar für die segensreiche Wirkung, die der geistige Einfluß der längst Verstorbenen auf die Nachkommen ausgeübt hat. Der Graduirte trägt dabei eine eigene Uniform von hellblauer Seide mit schwarzer Verbrämung, und wirft sich in der Ahnenhalle vor den Geschlechtstafeln zu Boden. Wenn die Ceremonien vorüber sind, so beginnt der Schmaus, und das ganze Dorf bringt dem Glücklichen seine Gratulation dar. Allein nach einigen Jahren geschah es, daß dieser Graduirte sich eine Unredlichkeit zu Schulden kommen ließ, indem er seine Kenntnisse dazu mißbrauchte, anderen Studenten im Examen durchzuhelfen. Die Folge davon war, daß er seines Diploms wieder beraubt wurde, und alle Versuche, den gestrengen Examinator durch Geldsummen zur Widerrufung seines Urtheils zu bewegen, sind fruchtlos geblieben. Die Volksmeinung in Lilong war jedoch nicht eben so streng in ihrem Urtheil, und der Entehrte läuft nach wie vor unter dem Titel „Syu tshoi“, was die Benennung für den Grad ist, welchen er erworben hatte. Dieser Prophet wenigstens gilt noch etwas in seinem Vaterlande, wenn er auch in offiziellen Kreisen sich jenen Titel nicht mehr beilegen darf.

Nun haben die Chinesen ein Sprichwort: tungˋ lyongˏ putˎ tshinˋ haˋ tsham, tsha, d. h. wenn der Giebelbalken nicht richtig gelegt ist, so wird am ganzen Dach eine Unregelmäßigkeit wahrzunehmen sein. Das will sagen, daß wenn die oberste Menschenklasse, wie sie in China von den Gelehrten gebildet wird, nicht richtig wandelt, die niedereren Klassen es auch nicht besser machen. Es ist unglaublich, wie viele traurige Seiten das sociale Leben unter den Hakkas selbst darbietet durch Lug und Trug, durch gegenseitige Anfeindung und Bedrückung. Oft kommt es zum Krieg zwischen benachbarten Dörfern, der zuweilen lange nicht beigelegt werden kann, nur weil die Aeltesten, die als Mittelsmänner berufen werden, die Summe Geldes noch nicht für hoch genug halten, die von beiden Seiten schon in ihre Taschen geflossen ist. Da muß erst noch mehr Schaden angerichtet werden, noch mehr Menschenleben müssen zum Opfer fallen, noch größere Summen Geldes verschwendet werden, bis endlich eine Partei so erschöpft ist, daß sie sich Friedensbedingungen vorschreiben läßt. Daß das Volk dadurch immer mehr verarmt und immer mehr

demoralisirt wird, versteht sich von selbst, und es kann einen nicht wundern zu hören, daß Diebe und Räuber überhandnehmen und Leben und Eigenthum gar ungesichert bleiben.

Ich habe die ersten fünf Jahre meines Aufenthalts in China unter den Hoklos zugebracht, und dort etwas bessere Zustände gefunden. Ich bin nie von Räubern belästigt worden, so lange ich mich unter den Hoklos aufhielt; aber unter den Hakkas machte mir diese Landplage öfters Noth. Es war gleich im ersten Jahr meines Aufenthaltes in China, daß ich mit Miss. Hamberg eine Reise im Lande machte, wobei wir hauptsächlich auf Rekognoscirung des Terrains für unsere Missionsarbeit ausgiengen. Nun hatten wir mehrere christliche Chinesen bei uns, die uns Dr. Gützlaff als Predigtgehilfen beigegeben hatte. Eines Tags kamen wir an einen Fluß, auf dem wir mit einem Boot unsere Reise weiter fortsetzen konnten. Es war im November und die Witterung schon ziemlich kühl; dabei versteht sich, daß wenn man in China reist, man Alles bei sich haben muß, was für Küche oder Bett nöthig ist, und wir waren auf eine Reise von etwa sechs Wochen eingerichtet. In der Nacht nun um 11 Uhr wurden wir auf unserem Boot angegriffen. Es mögen wohl dreißig Räuber gewesen sein, die mit Schwertern und Spießen bewaffnet, uns überfielen. Wehren konnten wir uns natürlich nicht, und mußten zusehen, wie sie unser Boot ganz und gar ausplünderten und selbst unsere Bücher mit fort nahmen, die ihnen doch von gar keinem Nutzen waren. Dieser erstmalige Verlust von allem, was wir bei uns hatten, war sehr niederschlagend für uns; aber wir wurden noch viel bedenklicher, als bei der Musterung unserer Leute einer fehlte. Konnte er in feiger Flucht seine eigene Person in Sicherheit zu bringen gesucht und uns herzlos unserm Schicksal überlassen haben, oder stand er vielleicht gar im Bund mit den Räubern und theilt nun lachend die Beute mit ihnen? Wer konnte uns den Verdacht verargen? Doch, Gottlob! derselbe sollte sich bald als unbegründet erweisen; der Mann hatte wohl im Gegentheil für uns etwas gewagt, mußte aber mit dem Leben dafür büßen. Am andern Morgen wurde sein Leichnam im Fluß gefunden; der Schädel war ihm eingeschlagen.

Später bin ich noch mehr mit Räubern in Kollision gerathen, indem sie mich einmal auf dem Wege ergriffen und auch rein ausplünderten, ein andermal heimlich in der Nacht ein Loch in die

Mauer meines Hauses machten, durch welches sie hereinschlüpften, und ausräumten, was ihnen unter die Hände kam. Das thaten sie so stille, daß Niemand im Haus erwachte und wir erst am Morgen unseres Verlustes gewahr wurden. Einmal aber haben solche Räuber den Kürzeren gezogen und sind förmlich von uns aus dem Felde geschlagen worden. Das geschah auf der Station Lilong, wo ich mich im Jahre 1862 mit meiner Frau längere Zeit aufhielt. Es fanden um jene Zeit öfters nächtliche Ueberfälle auf die Häuser oder Kaufläden der vermöglicheren Chinesen in unserer Umgegend statt, und so wollten die Räuber ihr Glück auch einmal an den ausländischen Missionaren versuchen. Die Ausländer stehen im Allgemeinen bei den Chinesen im Ruf, daß sie sehr viel Geld haben, welches sie nicht einmal zu zählen brauchen, sondern mit dem Scheffel messen. Da die Räuber auch nicht bloß Geld nehmen, sondern alles, dessen sie habhaft werden können, und manchmal sogar die Weiber eines Hauses, welche sie dann entweder verkaufen oder wieder auslösen lassen, so sollen sie gesagt haben, es wäre doch eine schöne Beute, wenn man einmal die Frau eines Europäers rauben könnte; denn da diese ihre Frauen viel lieber haben, als die Chinesen die ihrigen, so würden sie gewiß ein ungleich höheres Lösegeld bezahlen, um ihre Frau wieder zurückzubekommen. Die Bande, welche einen Angriff auf unser Haus in Lilong beabsichtigte, wollte aber gerne ganz sicher gehen, und sandte zuerst zwei Spione, die sich umsehen sollten, wie man es am Besten anzugreifen habe, um sicher zu gehen. Nun ist es in unsern Missionshäusern nichts Ungewöhnliches, daß ganz landfremde Menschen eintreten und sich ein Weilchen in einem eigens dazu bestimmten Besuchslokal niedersetzen. Man wartet ihnen sogar nach chinesischer Höflichkeit mit Thee und Tabak auf, beantwortet ihre Fragen und sucht ihnen den Zweck eines Missionshauses klar zu machen, um so allmählich an ihr Herz zu kommen. Als deßhalb eines Tages jene zwei Räuberspione in's Haus kamen, behandelte man sie gerade so. Unsern Leuten fiel jedoch auf, daß sie naseweiser waren, als die gewöhnlichen Besucher, und als sie sogar in unsere Wohnstube zu gehen wünschten, wurde das rund abgeschlagen, weil eine kranke Frau darin im Bette liege. Die Spione schienen aber gleichwohl schon ziemlich überzeugt zu sein, daß sich bei uns etwas machen lasse, und der eine flüsterte dem andern in's Ohr: tšhon'! thong, ast̡ šit̡ d. h. laß uns gehen, wir können eine Ente schlachten. Das sollte heißen: die

Beute ist uns gewiß; wir können zum Voraus einen Schmaus abhalten. Einer unserer Leute hatte diese Worte gehört und verstanden. Sie wollten uns aber nicht gleich in Angst bringen und behielten daher die Sache für sich, trafen aber in der Stille die ihnen nöthig scheinenden Sicherheitsmaßregeln. Man muß nämlich für solche Eventualitäten nothgedrungen einigermaßen vorbereitet sein, und deßhalb sind die Missionshäuser im Lande mit allerlei Waffen versehen. Das wissen die Chinesen und halten es für eine vernünftige Vorsicht. Ferner sind die Häuser auch darauf eingerichtet, im Nothfall in Vertheidigungszustand gesetzt zu werden. Hauptsächlich werden die Thüren nicht bloß mit starken Riegeln verschlossen, sondern auch mit Balken barrikadirt; ferner sind Schießscharten angebracht, daß man von innen heraus einen Angriff auf die Thüre abwehren kann. Die Räuber richten sich auch darnach ein, kommen mit Aexten, um die Thüren einzuhauen, haben Leitern, um aufs Dach zu steigen, und wenn die Ziegel aufgedeckt sind, eine Art Handbomben in die Wohnungen herabzuwerfen, was gar leicht geht, weil die chinesischen Häuser keine Zimmerdecken haben; und wenn solch eine Bombe losgeht, richtet sie furchtbares Unheil an. Nun mußte ich eines Nachts nach 10 Uhr noch einmal an den Schulzimmern vorbei und sah, daß die Schüler noch Licht hatten. Ich rief ihnen: „Jungens, was sitzt ihr noch auf? macht, daß ihr in's Bett kommt!" Da erfuhr ich erst, daß sie Wache halten wollten, weil es nicht ganz sicher sei; auch lagen die Gewehre alle geladen auf dem Tisch. Ich dachte wohl, es würde so gefährlich nicht werden, und gieng meiner Wege; aber die Räuber waren schon in der Nähe. Zwischen Eilf und Zwölf wurde es plötzlich ganz hell um unser Haus her, meine Frau erwachte und rief mir, was es gebe. Jetzt war es mir auch nicht mehr wohl zu Muthe, denn ich wußte: die Räuber sind da! Meine arme kranke Frau sprang aus dem Bett und kleidete sich schnell an. Wir warfen uns auf die Kniee, und baten den allmächtigen Herrn um seinen gnädigen Schutz und Bewahrung. Unser Haus war umringt von etwa 40 Räubern, die Fackeln trugen und mit gellendem Geschrei ihre Absicht kund thaten. In unserer Schule wirbelte aber auch die Trommel, und es ist mir noch unvergeßlich, wie damals Minsiu, Ayun*) und ihre Klassen-

*) Diese beiden Männer, in Basel ausgebildet und in Deutschland ordinirt, wirken jetzt als Prediger unter ihrem Volke, Tschhin Minsiu seit 1869, Kong Fatlin Ayun seit 1871.

genossen jungen Löwen gleich die Treppe zu unserem Zimmer heraufstürmten, um auf die Verandah hinaus zu gelangen, damit die Räuber nicht mit ihren Leitern dort heraufsteigen könnten. Wer ein Gewehr in die Hand nehmen konnte, der feuerte damit zu einer Schießscharte hinaus, um das Einhauen der Thüre zu verhindern, und ebenso schossen wir von der Verandah aus ohne ein besonderes Ziel. Das Missionshaus liegt etwas weit von dem Dorfe, und die Räuber waren noch dazu so schlau gewesen, den Hohlweg, der ins Dorf hinab führt, mit Dornen zu vermachen, damit Niemand vom Dorf uns sollte zu Hilfe kommen können. Aber wie das Volk Israel am rothen Meer, so sollten wir auch erfahren, was es heißt: „Der Herr wird für euch streiten, ihr aber werdet stille sein." Einer unserer Luftschüsse traf einen Räuber, daß er fiel, und dieß veranlaßte die ganze Bande, den Gefallenen, der nicht schwer getroffen war, aber doch nicht mehr gehen konnte, fortzutragen und sich selbst keiner weiteren Gefahr der Verwundung oder Entdeckung auszusetzen. Wir konnten es kaum glauben, als plötzlich der Lärm aufhörte, nur noch da und dort einige weggeworfene Fackeln brennend auf dem Boden lagen, die Räuberbande aber verschwunden war. Den andern Morgen — es war gerade Advents-Sonntag — fanden wir die Leitern, Speere, Körbe voll Handbomben und halberloschene Fackeln herumliegen, und konnten uns überzeugen, daß es ein ernstlicher Angriff gewesen war, den wir zu bestehen hatten, und daß es uns hätte sehr übel gehen können, wenn nicht die gute Hand unseres Gottes über uns ausgereckt gewesen wäre. Die Gemeinde, welche von Lilong und den Filialien zum Sonntagsgottesdienst kam, lobte mit uns den Herrn für diese gnädige Bewahrung und dafür, daß wir vor unsern Feinden nicht waren zu Spott geworden.

Die chinesische Regierung, welche solches Unwesen oft lange duldet, rafft sich von Zeit zu Zeit auf, um den Räubern auf den Leib zu gehen, und den friedliebenden Unterthanen mehr Sicherheit für Leben und Eigenthum zu verschaffen. Dabei fahren die Chinesen dann aber auch gewaltig zu. Wird eine Gegend allzuberüchtigt wegen häufig vorgekommener Räubereien, so kann der Gouverneur der Provinz einmal den energischen Entschluß fassen, einen extrabevollmächtigten Mandarin mit Heeresmacht auszusenden, um das Land von Räubern zu reinigen. Wir haben dieß einmal in Tshonglok und einmal in Lilong erlebt. Da läßt der betreffende Mandarin eine Kompagnie

Soldaten gegen ein Dorf marschiren, aus welchem mehr als gewöhnlich schlechte Subjekte hervorgegangen sein sollen. Der Mandarin zieht einfach die Aeltesten des Dorfes gefänglich ein, fordert die Auslieferung der übelbeleumdeten Leute und behält die Aeltesten einstweilen als Geisel, droht ihnen auch wohl mit Todesstrafe, falls die schlechten Subjekte nicht beigebracht werden. Da muß es denn biegen oder brechen.

So war in Tshonglok ein Aeltester, der großen Einfluß besaß, weil sein Stamm sehr zahlreich war; aber er war selbst ein Bösewicht, der, im Bund mit den Räubern stehend, von denselben immer einen Theil ihrer Beute erhielt. Dieser Mann hatte so durchtriebene Spitzbuben unter seinen Verwandten, daß ich von einem hörte, gegen den nicht weniger als 100 Prozesse bei dem Mandarin in der Kreisstadt anhängig gemacht worden seien. Allein der Richter war ganz und gar machtlos, und konnte des Menschen nie habhaft werden. Als jedoch der Extra-Bevollmächtigte kam und Soldaten den Aeltesten vor dessen gestrenges Tribunal brachten, da wäre es ihm beinahe selbst ans Leben gegangen. Jedenfalls wurden verdächtige Leute dem Dutzend nach ausgeliefert, und der Bevollmächtigte machte kurzen Prozeß, indem er sie ohne Weiteres enthaupten ließ. Ich sah selbst die Köpfe von solchen noch am Ufer des Flusses bei Laulung herumliegen, während andere zur Warnung für das Volk in Käfigen aufgehängt waren. Das thut dann für eine Weile gut, obgleich es, wie die Chinesen selbst sagen, nur das Abmähen des Grases ist, von dem die Wurzel noch im Boden bleibt, um seiner Zeit neue Keime zu treiben. —

Was die Beschäftigung des Hakka-Volkes betrifft, so treiben sie fast ausschließlich Landbau. Natürlich haben sie aber auch die nöthigsten Handwerker, als Schneider, Schuhmacher, Weber, Schreiner und Zimmerleute, Maurer und Steinhauer u. s. w. Die Bäcker haben bei ihnen nicht dieselbe Bedeutung wie bei uns, weil die Chinesen Reis essen, wie wir Brot. Zu jeder Mahlzeit wird Reis gekocht, und zwar nicht in Gestalt einer Suppe, sondern alle Flüssigkeit wird, wenn die Körner weich geworden sind, abgegossen, und der Reis kommt mehr als feste Masse auf den Tisch, ohne Salz und ohne Schmalz. Aber die Chinesen lieben gut zu essen, und der Reis bildet eigentlich nur die Grundlage der Mahlzeit, zu welcher dann noch allerlei hinzukommt, wie frische und gesalzene Fische, Schweine-

fleisch und Geflügel, Eier und Schmalzgebackenes, nebst allen Arten Gemüse. Ein gewöhnliches Gastmahl soll neun verschiedene Gerichte haben. Zu ihren Leckerbissen gehören Schwalbennester, Seeherz und Haifischflossen. Die Hakkas übrigens essen solche Delikatessen nicht oft; dagegen sind sie Liebhaber von Hundsfleisch, auch Katzen und sogar Ratten werden von manchen nicht verschmäht. Man darf aber nicht glauben, daß letztere Fleischsorten auch den Ausländern vorgesetzt werden, oder daß man davon essen müßte, auch wenn man nicht wollte. Ich habe immer gute und schmackhafte Speisen in China bekommen, und sogar meine Frau, die viel mit mir auf Reisen gegangen ist, hat sich bei der chinesischen Kost ganz wohl befunden und ebensogut, wie ich, die Eßstäbchen zu handhaben gewußt, mit denen die Chinesen ihre Speisen zum Munde führen. Für den Durst halten sich die Chinesen vorzüglich an ihren Thee. Zu ihren Mahlzeiten genießen sie gerne etwas Reisbranntwein, den sie sich selbst brennen. Sie brauen auch ein Getränk aus Reis, woran sich besonders die Wöchnerinnen stärken, und das auch für Europäer genießbar ist.

Von den schönen Kunstartikeln dagegen, die man jetzt gewöhnlich in europäischen Kaufläden ausgestellt findet, machen die Hakkas nichts. Ich habe zwar gehört, daß das feinste Porzellan aus der Provinz Kiangsi komme, und es könnte sein, daß dort sich auch Hakkas mit der Fabrikation von Porzellangeschirr befassen; aber in der Provinz Kwangtung ist dieß nicht der Fall, und die schönen lackirten Sachen, die künstlichen Schnitzarbeiten, feine Malereien, brillante Seidenzeuge und elegante Nesseltücher werden alle von den Puntis geliefert. Es ist auch zu bemerken, daß diese Sachen mehr für die Ausfuhr nach Europa gemacht werden, und daß man weniger davon in den Haushaltungen der Chinesen selbst sieht. Nur was Kleidung betrifft, so tragen die Chinesen selbst viel Seide und Nesseltuch. Es hat auch jede Provinz ihr eigenes Renommé für besondere Produkte. So sagen die Chinesen: Sit tshai kon tung, tsok tshai sz hong. „Um gutes Essen zu bekommen, muß man nach Canton gehen, und um schöne Kleider zu kaufen, nach Sztschu und Hangtschu;“ Fukkien produzirt den meisten Thee, die Provinz Kwuitschu edle Metalle; Sitschuan liefert Heilkräuter aller Art, und aus Lyantung oder Mukden kommt die berühmte Kraftwurzel Ginseng, womit der Kaiser besondere Gnadengeschenke macht. Formosa liefert

Kampher und Kwangsi die Cassia. (Die Hauptstadt dieser Provinz heißt Kuilim oder Cassia-Wald.) Die Seide wird in den mittleren Provinzen des Reiches gezogen, wo auch Baumwolle wächst.

China ist ein reiches Land, und viele seiner Ertragsquellen sind noch nicht einmal geöffnet, weil der Aberglaube die Chinesen bisher abgehalten hat, etwas tiefer in den Schooß der Erde einzubringen und die verborgenen Schätze an Kohlen und Metallen zu Tage zu fördern. Auf meinen Reisen in Tshonglok sah ich Steinkohlen und Eisenerz auf der Oberfläche des Bodens herumliegen, und glaube, daß man dort ergiebige Bergwerke anlegen könnte. Ein deutscher Naturforscher, Baron v. Richthofen, hat sich's zur Aufgabe gemacht, China nach allen Himmelsgegenden hin zu durchwandern und geologische Untersuchungen anzustellen, um einen wissenschaftlichen Bericht über die Beschaffenheit des Bodens und des Gesteins auszuarbeiten. Was davon veröffentlicht worden ist, läßt bereits erkennen, an wie vielen Orten noch große Schätze von Kohlen und Metallen zu heben sind. Doch das ist vorerst noch eine Sache der Zukunft.

Ein Punkt, in welchem die Hakkas sich wesentlich von den Punti- und Hoklo-Chinesen unterscheiden, betrifft die Stellung des weiblichen Geschlechts. Dieselbe ist nämlich bei den Hakkas eine viel freiere, wenn auch nicht würdigere. Zur Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts geschieht unter den Hakkas ebensowenig, vielleicht noch weniger, als unter den anderen Stämmen; aber das eiserne Gesetz der Nothwendigkeit hat es mit sich gebracht, daß die Weiber mehr ins tägliche Leben hereintreten und sich freier unter den Männern bewegen. Während bei den Puntis und Hoklos die Mädchen und Weiber verstümmelte Füße haben, die sie am Gehen, wie an schwerer Arbeit verhindern und völlig ans Haus binden, haben alle Hakka-Weiber ihre natürlichen Füße, gehen mit den Männern aufs Feld und auf den Markt, und nehmen Theil an jeglicher Arbeit, während solche bei den Puntis und Hoklos den Männern allein zufällt. Wie sehr damit bei diesem Stamme die Einführung des Christenthums erleichtert wird, liegt auf der Hand. Unsere Hakka-Weiber kommen oft Stunden weit her in die Kirche, und ihre Mädchen gehen gern in unsere Schulen, was sie ja nicht könnten, wenn sie auch verstümmelte Füße hätten. In Folge dessen sind sie natürlich auch im Umgang mit Männern nicht so zurückhaltend und scheu, wie die anderen Weiber, was freilich neben einer

guten auch seine schlechte Seite hat. So erinnere ich mich einer Hakka-Frau, die Christin wurde, und einen sehr feindselig gesinnten Mann hatte. Um den Katechismus und die Lieder auswendig zu lernen, trug sie diese Bücher immer bei sich; aber ihr Mann zerriß ihr die Bücher mehr als einmal. Nun kam sie eines Tages zu mir, und fragte mich in hohem Ernste, ob sie ihren Mann nicht durchprügeln dürfte; sie war's gewiß, sie bezwinge ihn und würde ganz gut mit ihm fertig. Ich sagte ihr natürlich, daß es sich unter keinen Umständen für ein Weib, am allerwenigsten für eine Christin schicke, sich thätlich an ihrem Manne zu vergreifen; sie solle nur mit Geduld und Sanftmuth ihren Glauben beweisen, vielleicht werde ihr Mann auch noch anders. Die zerrissenen Bücher wolle ich indessen schon gerne ersetzen.

Leider ist der Kindermord auch bei den Hakkas immer noch sehr im Schwang, und nur die Einführung des Christenthums wird dieser verbrecherischen Gewohnheit Einhalt thun können; wie denn dasselbe allein für die Bildung des weiblichen Geschlechts sorgt, und überhaupt allein im Stande ist, die beklagenswerthen Zustände in allen Heidenländern, wie verschieden sich dieselben auch da oder dort gestaltet haben, zu beseitigen und zu verbessern. Möchte doch die Zeit bald kommen, daß Hakka, Punti und Hoklo, ja alle Nationen der Welt sich zur Erkenntniß der Wahrheit bringen lassen, um sich mit uns des Heiles in Christo zu freuen!

Die Allgemeine Missions-Conferenz zu Allahabad im Dezember 1872.

(Von Miss. Hesse.)

Schon im vorigen Jahrgang unserer Zeitschrift (S. 251 u. 255) ist vorübergehend die „Allgemeine Missions-Conferenz“ zu Allahabad erwähnt worden. Der Wunsch, eine solche zu halten, war von verschiedenen Seiten fast zu gleicher Zeit laut geworden, namentlich in den Kreisen der Amerikanisch-Presbyterianischen Mission in Nord-Indien. Ihre Synode nahm denn auch die Sache praktisch in die Hand, ließ ein Cirkular-Schreiben an alle

Missionen in Indien ergehen, rief die Gründung von Lokal-Committeen hervor und stellte in Verbindung mit diesen das Programm für die Conferenz, sowie Zeit und Ort der Versammlung fest. So kamen denn in den Weihnachtstagen des Jahres 1872 die Vertreter fast aller in Indien arbeitenden Missionsgesellschaften der evangelischen Kirche in Allahabad, wo sich die Eisenbahnlinien von Calcutta, Bombay und Lahore vereinigen, zur ersten allgemeinen indischen Missions-Conferenz zusammen. Für die große Zahl von 136 Mitgliedern waren im Gehöfte der amerikanischen Mission am Ufer der Jamuna nicht weniger als 50 Zelte aufgeschlagen, welche von einigen Offizieren in Allahabad freundlichst zur Verfügung gestellt worden waren. Die Sitzungen, welche am 25. Dec. mit einer Gebetsversammlung eingeleitet wurden und dann vom 26. Dec. an sieben Tage lang dauerten, fanden in der Missionskirche statt, während die gemeinsamen Mahlzeiten im Schulsaal gehalten wurden und die schattigen Anlagen des Gehöftes zu Spaziergängen, gruppenweisem Zusammensitzen und geselligen Vereinigungen mehr privater Art Raum und Aufforderung darboten.

In früheren Jahren hatten zwar schon größere Missions-Conferenzen stattgefunden, so 1855 in Calcutta, 1857 in Benares, 1858 in Ottakamand auf den Blauen Bergen, 1862 in Lahor im Pandschab, aber diese hatten mehr einen lokalen, wenigstens provinziellen Charakter, während auf der letzten Conferenz zu Allahabad wirklich alle indischen Missionsgebiete vertreten und Gegenstand der Verhandlungen waren. Eine etwas sanguinische indische Zeitung hat damals die Hoffnung ausgesprochen, daß diese Conferenz noch einst den Anfang einer neuen Epoche in der indischen Missionsgeschichte bezeichnen werde. Und gewiß ist es mehr als ein zufälliges Zusammentreffen, daß gerade im vorigen Jahr zum ersten Mal die englisch-indische Regierung es für der Mühe werth gehalten hat, über die indischen Missionen als eine nicht zu übersehende einflußreiche Macht im socialen und politischen Leben des Landes einen eigenen Bericht auszuarbeiten und nach London zu schicken (vgl. Miss.-Mag. vom Januar d. J.). Jedenfalls aber ist diese Conferenz ein Ereigniß, das nicht nur die unmittelbar daran Betheiligten, sondern auch die aus der Ferne Zuschauenden auf eine gewisse Höhe des Gesichtspunktes gestellt hat, von wo aus auf das ganze Ausbreitungswerk des Evangeliums in Indien, sowohl

rückwärts als vorwärts, ein helles Licht geworfen wird. Das wird sich uns bestätigen, wenn wir die Hauptresultate der Allgemeinen Missions=Conferenz kurz überschauen.

Dieselbe hat nämlich, erstens, in den geschichtlichen und statistischen Aufsätzen, welche bei derselben vorgetragen wurden, reichliches Material zur richtigen Beantwortung der Frage gegeben: Was ist bei den bisherigen Anstrengungen der protestantischen Missionare in Indien eigentlich herausgekommen? und, zweitens, sehr praktische und lehrreiche Beiträge geliefert zur Lösung der anderen Frage: Was ist zu thun, damit in Zukunft die Mission der Erreichung ihres Zieles, der gründlichen Evangelisirung aller indischen Länder, Völker und Volksklassen, mit noch größerer Sicherheit, Vollständigkeit und Raschheit näher komme, als bisher? wobei beispielsweise nur erwähnt werden möge, daß mit großem Nachdruck hervorgehoben wurde, zur Umwandlung Indiens sei vor allem auch die Bekehrung seiner Frauen und Töchter — also weibliche Missionsarbeit nothwendig, und ferner, eine immer im Auge zu behaltende Hauptaufgabe der auswärtigen Missionen in Indien sei, die Selbständigkeit der eingebornen Kirchen anzustreben und somit sich selbst entbehrlich zu machen.

Aber nicht nur rein theoretisch — durch Aufstellung von anzustrebenden Zielen und durch Verhandlungen über dazu dienende Mittel — hat die Conferenz gewirkt. Nein, sie selber ist — das bezeugen alle, die an derselben Theil genommen haben — ein solches Mittel, ein zur Ueberwindung der Schwierigkeiten wie zur Herstellung des Reichs=Gottes=Baues in Indien mitwirkender Hebel schon geworden; und zwar in hervorragender Weise durch drei Dinge, welche als die eigentlichen, allen Aufwand an Zeit, Kraft und Geld reichlich belohnenden Früchte der Allahabad=Conferenz bezeichnet werden müssen. Dahin gehört vor allem die großartige Offenbarwerdung und Darstellung der wirklichen und wesentlichen, in Christo, als dem Haupte, selbst begründeten Einheit, Gemeinschaft, Uebereinstimmung und Zusammengehörigkeit des aus vielen Gliedern zu einem Leibe verbundenen Missionskörpers von Indien. Oder ist es nicht eine vom Herren selber gewirkte, große und verheißungsvolle Thatsache, ein Ereigniß im besten Sinne des Wortes, wenn 136 Männer (darunter 105 ordinirte, 17 unordinirte Missionare, 2 Regierungs=Caplane und 12 Laien), welche 19 verschiedenen Gesellschaften angehören und sich zu mindestens 10 besonderen kirchlichen Gemeinschaften bekennen, —

wenn Anglikaner und Presbyterianer, Baptisten und Methodisten, Lutheraner und Unirte, Freikirchler und Staatskirchler — wenn 136 Männer der verschiedensten kirchlichen und theologischen Richtungen oder Parteien, — wenn alle diese freiwillig, absichtlich und mit vollem Bewußtsein von dem, was sie thun, sich die Bruderhand reichen, mit einander Tage lang zum Theil tief eingreifende Fragen der evangelistischen Arbeit, der Kirchen-Gründung und -Leitung, der Jugendbildung, der Gemeindepflege, der Erziehung eingeborener Geistlichen u. drgl. berathen, auf diese ihre Berathungen wie auf alle ihre Arbeiten den göttlichen Segen herabflehen, und durch die Feier des heiligen Abendmahles gemeinschaftlich des Herren Tod verkündigen? Zwar wird es nie an Leuten unter Heiden, Muhammedanern und sog. Christen fehlen, die aus der vielbejammerten Zerrissenheit des Volkes Gottes auf Erden sich eine Waffe des Spottes gegen Christus und Seine Kirche, zu ihrer eigenen Verstockung, schmieden. Aber soviel ist gewiß: wer das in Indien nach dem vorher vielfach bezweifelten Zustandekommen und Gelingen der Conferenz in Allahabad noch thut, und die wesentliche Uebereinstimmung aller Abtheilungen der evangelische Kirche für eine Einbildung erklärt, — der thut es gegen sein eigenes besseres Wissen und Gewissen. Die große Masse der protestantischen Missionare in Indien stimmt wenigstens darin überein, daß die Allahabad-Conferenz als einzig richtiger Exponent der meisten sog. Gegensätze, Feindseligkeiten und Streitigkeiten innerhalb der indischen Kirche und Mission anzusehen sei, nämlich als Thatbeweis dafür, daß im großen Ganzen die obwaltende Verschiedenheit nichts ist als Mannigfaltigkeit in der Einheit.

Doch nicht nur die religiösen Differenzen, auch die nationalen Gegensätze, welche auf der Conferenz ihre Vertretung fanden, haben das Gelingen derselben nicht nur nicht verhindert, sondern wesentlich zu ihrem gesegneten Verlauf mitgewirkt. Wir denken dabei weniger an den Umstand, daß in dieser merkwürdigen Versammlung Amerikaner (38), Engländer (32), Schotten (19), Irländer (3), Deutsche (3) und ein Norweger friedlich mit einander tagten, sondern vor allem an die höchst erfreuliche Thatsache, daß beinahe der dritte Theil der Conferenz-Mitglieder aus Eingeborenen Indiens (28 Eingeborene auf 96 Auswärtige), d. h. Bengalis (9), Hindustanis (9), Mahrattas (4), Tamilen (3), einem Pandschabi, einem bekehrten Parsi und einem Syrischen Christen von Travancor

bestand. Wohl noch nie zuvor ist das einheimische Element in der indischen Mission so zur Geltung und Anerkennung gekommen, wie in Allahabad. Und wenn ein hitziger Bengali-Geistlicher seinen übereilten Vorschlag, die ausländischen Missionare möchten einsehen, daß es nun bald Zeit für sie sei, das Land zu verlassen, auch am nächsten Tage, und zwar von seinen eingeborenen Kollegen dazu aufgefordert, wieder zurücknehmen mußte, — so spricht doch auch dieser etwas sonderbare Zwischenfall, überhaupt aber die Anwesenheit von so vielen schwarzen Predigern, sowie das außerordentliche Interesse und die Spannung, mit welcher gerade ihre Vorträge von der ganzen Conferenz angehört wurden, selbstredend für die hohe Bedeutung, welche in der indischen Kirche bereits der eingeborenen Geistlichkeit zukommt. Und daß dies nicht nur allen Mitgliedern der Conferenz, sondern auch der ganzen indischen Welt, insbesondere den indischen Missionsgemeinden, wie noch nie, zum Bewußtsein gekommen ist, das rechnen wir zu den Hauptresultaten dieser Conferenz.

Und endlich ist als letzte, wenn auch nicht geringste Frucht derselben der reiche Ertrag an geistiger und geistlicher Anregung zu betrachten, welche alle Anwesenden und mittelbar wohl auch alle die Kreise, welche von diesen vertreten wurden, erhalten haben. Was für eine verwunderliche Erscheinung! mehr als 100 Männer, fast lauter Prediger und Theologen, gewohnt zu reden und nur sich selber zu hören, sind hier zusammengekommen, um zu l e r n e n, um aufmerksam einer langen Reihe von Vorträgen zu lauschen, um gegenseitige Vorurtheile beseitigen und Mißverständnisse aufklären zu lassen. Da hat mancher Missionar in einer Woche mehr gelernt, was für seinen Beruf nöthig ist, als sonst in ein paar Jahren. Denn auch für Männer, die im Amte stehen, bleibt es wahr, daß man mit dem Ohr, durch mündlichen, persönlichen, lebendigen Verkehr gründlichere und fruchtbarere Belehrung empfängt, als aus jahrelangem Bücherlesen. So ist denn mancher Missionar von dieser Zusammenkunft — und das sollte ihm in unseren Augen zur Ehre gereichen — mit ganz neuen, berichtigten Anschauungen, frischen Impulsen und überhaupt arbeitstüchtiger auf seine vielleicht einsame Station zurückgekehrt, als er gekommen. Und selbst für die Leser des ausführlichen Conferenzberichtes und der dort vorgetragenen Aufsätze*) wird sich

*) Report of the General Missionary Conference, held at Allahabad, 1872–1873. London: Seeley, Jackson and Halliday. 1873.

der Eindruck bestätigen: in Allahabad hat man etwas lernen können. Und was noch mehr ist als dieser intellektuelle Gewinn, den die Missionare durch den Austausch ihrer Erfahrungen und Ansichten davongetragen haben, das ist der große religiöse Impuls, den sie durch ihr brüderliches Zusammensein, gemeinschaftliche Betstunden und andere christliche Erbauungsmittel empfangen zu haben bezeugen. Jeder, der den auch für Geist und Gemüth erschlaffenden Einfluß des Lebens und Arbeitens in einem heidnischen Tropenlande aus Erfahrung kennt, wird leicht verstehen, daß auch dieser Ertrag der Conferenz keine Einbildung, sondern eine Realität ist, und sich nicht darüber wundern, wenn auch alte, erfahrene, treue Missionare davon zurückgekehrt sind mit neubelebtem Glauben, mit wiederaufflammender Liebesbegeisterung und mit befestigter Hoffnung auf den endlichen Sieg des Kreuzes auch in Indien.

So viel über die Ergebnisse der Allahabad-Missions-Conferenz. Wir haben uns in etwas apologetischem Tone über dieselben ausgelassen, weil es immer noch Gläubige und auch Missionsleute gibt, welche an die Nützlichkeit solcher Zusammenkünfte „nicht glauben". Uns scheint, selbst in dieser Beziehung „Ungläubige" werden, wenn sie die Augen aufthun, in dem Zustandekommen, Verlauf und Erfolg der besprochenen Conferenz etwas zu „sehen", vielleicht auch zu lernen finden.

Letzteres wollen wir jedenfalls uns angelegen sein lassen und zunächst einmal auf Grund des durch die Allahabad-Conferenz gelieferten Materials über das Verhältniß der Mission zum gegenwärtigen indischen Muhammedanismus uns zu orientiren versuchen.

---

1. Die Mission und der Muhammedanismus in Indien.

Noch immer bildet der Islam, sowohl als religiöse wie auch als politische Macht eines der interessantesten, aber auch der schwierigsten Probleme der Weltgeschichte. Gerade in neuester Zeit hört man die verschiedensten, ja einander völlig widersprechende Beurtheilungen desselben von Sachkundigen aussprechen. Die Einen halten dafür, nicht nur in der Türkei, sondern auch in seinen anderen Ländern sei der Muhammedanismus ein „kranker Mann", der, wenn auch nicht mit raschen, so doch mit sicheren Schritten seinem längst verdienten Ende entgegengehe; die Anderen dagegen reden von der

Religion Muhammeds als von einer in stetem Wachsthum begriffenen, Heidenthum und Christenthum überflügelnden Großmacht, gegen welche jedenfalls die protestantischen Missionen gar nicht in Anschlag kommen. Zu verkennen ist nicht, daß beide Ansichten ein gewisses Recht haben. Lassen wir alle muhammedanischen Staaten der Reihe nach die Revue auch nur vor dem Auge einer oberflächlichen Beobachtung passiren, so ist nicht schwer zu gewahren, daß sie alle so ziemlich in demselben Spital krank darniederliegen. Fangen wir mit dem Türkenreich an, so ist klar, daß dasselbe seit dem Frieden von Karlowitz 1699 keine selbständige politische Rolle mehr gespielt hat, sondern bloß noch der Uneinigkeit der Westmächte, zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichtes dienend, seine vegetirende Existenz verdankt. Und auch vom religiösen Leben der Türkei gilt wohl dasselbe. Steht auch das Hatti-Scherif zunächst nur auf dem Papier, so ist doch schon die officielle Proklamation der Gewissensfreiheit an und für sich ein Bruch mit dem Princip des Islam selbst und trägt sicherlich dazu bei, daß allmählich europäisch-christliche Anschauungen und Gewohnheiten auch unter den noch für orthodox gelten wollenden Verehrern des Koran überhandnehmen. In Nordafrika hat Frankreich mitten unter muhammedanischen Fürstenthümern sich angefangen breit zu machen; in Ostafrika hat England angeklopft; Egypten hat auch aufgehört, eine Burg des Islam zu sein und steht allen möglichen Einflüssen offen; in Chiwa und Bochara, wie überhaupt in Central-Asien haben sich die russischen Adler über dem muhammedanischen Aas gesammelt. In Persien ist es nie so weit gekommen, daß der strenge Muhammedanismus eigentlich das Volk beherrscht hätte, wenigstens haben hier immer gewisse — freilich von der Regierung nicht anerkannte, zum Theil schonungslos verfolgte — Sekten eine bedeutende Stelle eingenommen; so unter dem eigentlichen Kern der Bevölkerung, den alt-persischen Nomadenstämmen, die Sekte der Daubis, ein Gemisch aus manchen Lehren des Koran, Pantheismus und von den alten Magiern überkommenen Aberglaubens. Ferner die ausgesprochenen Feinde des herrschenden Schiismus, die Sufis, dann die durch ihre aufgeklärte, christlich angehauchte Moral so vielversprechende Genossenschaft der seit 1843 aufgekommenen Babis, und endlich die jetzt um sich greifende Geheimlehre der Susbani, die nur Gott verehren und an keinen Propheten glauben. Ueberdies ist ja zu erwarten, daß die europäische Reise des Schah Nasser-eddin

mit ihren Folgen das bisherige Princip der Intoleranz noch weiter erschüttern und den Verfall der Staatsreligion beschleunigen wird; soll doch auch der gegenwärtige, vielbesprochene Großwessir der eben genannten Sekte der Susbani angehören. Und was soll man von der Geburtsstätte des Islam, Arabien, sagen? Wenn man den Angaben des Augenzeugen Palgrave Glauben schenken soll — und etwas Anderes bleibt uns doch nicht übrig —, so sieht es kaum irgendwo trauriger aus mit muhammedanischer Dogmatik und Moral, als gerade hier. Er versichert uns, die Araber seien gar kein religiöses Volk: zum Hersagen langer Gebete zu bequem, zum Fasten zu sinnlich, zur Verrichtung der vorgeschriebenen Waschungen zu faul, verdienen sie kaum den Namen von Muselmanen, und die großen Wallfahrten kennen sie nur als Gelegenheit, harmlose Pilger zu überfallen und zu plündern; in einigen Gegenden seien sie geradezu Fetischdiener, Sonnenanbeter und opfern den Todten (Palgrave Bd. I, S. 68 ff.). Besser scheint es in jeder Beziehung um den Muhammedanismus bei den kräftigen, ernsten, streng an der Sunna haltenden Afghanen zu stehen, doch werden sie, zwischen die zunehmende russische Macht und das anglo-indische Reich mitten hineingeworfen, den rivalisirenden Einflüssen beider, wohl zu Ungunsten ihrer bisherigen Abgeschlossenheit, nicht widerstehen können.

Wo wäre also, nach all' diesem, die muhammedanische Großmacht, vor der uns bange werden sollte?! Und doch, es giebt eine gewaltige Propaganda des Islam. Die Wahabis in Arabien und die Jünger des fanatischen Saiyid Ahmed in Indien sind sicherlich für den Muhammedanismus eben dasselbe, was für den Romanismus der Jesuiten-Orden ist. Und diese Analogie geht noch weiter, d. h. gerade wie das Papstthum in allen seinen alten Herrschaftsgebieten als politische Macht unterzugehen angefangen hat, zu gleicher Zeit aber eine um so dämonischere, wahrhaft imposante Gewalt über die Gemüther vieler Neubekehrten auszuüben versteht: so scheint auch der Islam, was er an politischer Machtstellung eingebüßt, an religiösem Einfluß zu gewinnen. In den westlichen Provinzen Chinas hat diese muhammedanische Propaganda bereits eine solche Ausdehnung und Kraft gewonnen, daß sie es wagen konnte, wenigstens in einem Distrikt, das kaiserliche Joch abzuwerfen und sich zur Herrschaft des alten Moguls zu bekennen. Die allmähliche, aber sichere Ausbreitung des Islam auf den Inseln des indischen Archipel ist

eine bekannte Sache. Und von seinen reißenden Fortschritten unter den heidnischen Völkerschaften Central-Afrikas wie des Kaplandes hört man neuerdings wirklich Staunen erregende Sachen. So viel ist gewiß, daß durch das ganze Innere von Afrika ein starker Zug zur Religion Muhammeds seit Jahren sich kund gethan hat und daß die Wellenschläge dieser Bewegung bereits bis an die Westküste reichen, so daß durch die ganze Breite des Riesen-Kontinents eine feste muhammedanische Phalanx das Eindringen des Christenthums im Voraus unmöglich zu machen scheint. Man weiß freilich auch, worin der Muhammedanismus dieser Neger-Proselyten besteht: oft im bloßen Aus- oder Nachsprechen eines einzigen Satzes (La allah ill allah va Muhammed Resul-allah), und daß die Motive des Uebertritts nicht gerade oft wirklich religiöse, sondern sehr häufig bloß sociale und äußerliche sind, indem die durch kein staatliches Band zusammengehaltenen Negerstämme durch ein gewisses Bedürfniß nach Anschluß an eine politische Culturmacht dem Islam zugeführt werden. Ist es aber wahr, daß der Islam sich nicht durch die Macht der Ueberzeugung, sondern durch die Gewalt des Schwertes oder doch des politischen Druckes ausgebreitet hat, und daß, wer das Schwert nimmt, auch durchs Schwert umkommen soll: dann möchte man fast denen beistimmen, welche in der modernen Propaganda des Islam, auch im Wahabitismus und verwandten Erscheinungen nichts sehen, als die letzten Zuckungen und krampfhaften Anstrengungen eines Systems, das in Wirklichkeit nie eine religiöse, sondern immer und überall nur eine politische Macht gewesen.

Dann wäre auch der Meuchelmord des Vicekönigs von Indien, Lord Mayo (Miss.-Mag. 1872. S. 129), ein Beweis — nicht für eine bevorstehende neue, großartige Erhebung der Muhammedaner in Indien, sondern ein Zeichen ihrer Schwäche, die sich zwar in vereinzelten Fällen noch bis zum freudigen Märtyrerthum aufrafft, es aber nicht zu einem allgemeinen Religionskrieg gegen die christliche Fremdherrschaft zu bringen vermag.

Und damit gehen wir zur Betrachtung unseres eigentlichen Gegenstandes, des Muhammedanismus und der Mission in Indien über. Nirgends stehen diese beiden Mächte sich so offen und klar gegenüber wie hier. Hier kämpft wirklich, mehr als das je in einem rein muhammedanischen Lande möglich sein wird, Religion gegen Religion. Die Chancen sind für beide Theile dieselben. Kein politischer Druck

von oben trübt die Sachlage. Das macht diese Betrachtung so interessant, diesen Gegenstand so wichtig. Denn hier, auf indischem Boden, in der Atmosphäre völliger religiöser Gleichberechtigung und Freiheit muß am Ende, früher als irgendwo anders, die Frage zur Entscheidung kommen: Muhammed oder Jesus? Bibel oder Koran? Ja schon ganz äußerlich betrachtet, ist Indien der günstigste Boden für die Bekämpfung des Islam von Seiten der christlichen Mission. Sind doch in Indien nicht weniger als 50 Millionen Muhammedaner, die fast alle die nämliche Sprache (Hindustani) sprechen oder doch verstehen, dem evangelischen Prediger zugänglich, und zwar unter dem Schutze einer neutralen Regierung.

Man meint vielfach, die Muhammedaner werden in Indien gedrückt und es sei darum lächerlich, von Gleichberechtigung und Freiheit zu sprechen. Aber dem ist nicht so. Zwar liegt es auf der Hand, daß die Muhammedaner Indiens — und ihre Zahl ist mit der herkömmlichen Angabe von 30 Millionen viel zu gering veranschlagt, da sie allein in Bengalen z. B. den dritten Theil der Bevölkerung d. h. 21 Millionen ausmachen — viel mehr als die Hindu-Fürsten und Edelleute durch die englische Eroberung gelitten, da diese gerade durch die Zerbrechung des muhammedanischen Joches, das bis dahin auf den indischen Radschas gelastet, zu Stande kam, so daß die Muselmanen damit allerdings höhere Civilämter und Offiziersstellen verloren haben und in Folge dessen verarmt und social gesunken sind. Doch sind sie keineswegs grundsätzlich vom Regierungsdienst ausgeschlossen. Vielmehr hat sich neuerdings eine starke Neigung gezeigt, die Muhammedaner in jeder Beziehung zu bevorzugen, ihnen zu schmeicheln und sie so für die Interessen der englischen Regierung zu gewinnen. Wenn sie trotzdem fortfahren, eine untergeordnete, scheinbar gedrückte Stellung einzunehmen, so liegt das lediglich an ihrem grollenden Trotze, der sich von einem Dienste zurückzieht, durch welchen ihr maßloser Stolz sich erniedrigt fühlen würde. Letzterer äußert sich namentlich auch darin, daß sie sich eigensinnig von den durch die Mission nicht nur, sondern auch durch die neutralen Regierungsschulen reichlich dargebotenen Bildungsmitteln fast ganz ausschließen. Als Beleg hiefür möge dienen, daß von den 21 Millionen Muselmanen Bengalens blos 28 Tausend in die Regierungsschulen gehen, daß von 909 jungen Leuten, die das Maturitäts-Examen für die Universität in Bombay gemacht hatten, bloß zwei

Muhammedaner waren; daß während die Englisch lernenden Hindus sich immer mehr für Shakespeare oder Milton begeistern, die Muhammedaner auch in Indien nicht daran denken, irgend einen europäischen Schriftsteller mit ihrem Hafis oder Sadi auch nur zu vergleichen; und daß, als der gelehrte Dr. Sprenger vor 20 Jahren als Vorsteher der Madrasah statt des Arabischen die Volkssprache (Hindustani) einführen wollte, er von den Doktoren und Studenten mit Ziegelsteinen und verfaulten Mangos beworfen wurde! Unter solchen Umständen ist es klar, daß sie selber schuld sind, wenn unter den Beamten nur ein ganz kleiner Bruchtheil Muhammedaner sind. Wenn sie weder in die englischen Schulen gehen, noch die verlangten Examina bestehen — wie sollen sie denn angestellt werden? Und daß gerade um ihretwillen diese Examina so schwer gemacht werden, wie etliche von ihnen behaupten, das wird wohl niemand glauben. Und wenn die Regierung auch genöthigt war, seit dem großen Aufstand von 1857 ein wachsames Auge auf die fanatischen Muhammedaner zu haben, und z. B. gegen die wüthenden Wahabis, namentlich gegen ihr Lager jenseits des Indus, das Räubernest Sitana, energische Maßregeln zu ergreifen, so hat auf der anderen Seite gerade gegen das Haupt dieser Rebellen in Patna, Mulwi Ahmedulla, der Gouverneur Lord Canning eine solche Milde, ja übertriebene Nachsicht an den Tag gelegt, daß um seinetwillen der tadellose Kommissär W. Taylor wegen seines schärferen Eingreifens auf eine geringere Stelle versetzt wurde. Kurz im gegenwärtigen Augenblick ist es mehr als fraglich, ob nicht die Regierung von Indien sich vielmehr durch zu große Nachsicht, als durch zu große Strenge gegen die Muhammedaner versündigt. — Das jedenfalls ist über allen Zweifel erhaben, daß in religiöser Beziehung dieselben so frei und ungehindert sind, als irgend eine Partei oder Sekte, d. h. mindestens ebenso ungehindert als die evangelischen Missionen.

Und wie benutzt nun der Islam diese Freiheit? Macht er Proselyten? Breitet er sich in Indien aus? Das wird man wohl kaum sagen können. Zwar fehlt es nicht an Versuchen von ihrer Seite, durch allerlei Mittel Hindus auf ihre Seite hinüberzuziehen, wovon nur ein merkwürdiges Beispiel erwähnt werden möge. In Ravaneschwara, südlich von Mangalur, war ein anständiger Heide mit den Traktaten der christlichen Missionare bekannt geworden und machte sich, um weitere Belehrung zu suchen, nach dem Druckort jener Trak-

tate, Mangalur, auf. Unterwegs aber fiel er in die Hände der Maplas. Diese versuchten ihm zu zeigen, daß ihre Religion gerade das sei was er begehre: sie hätten ja keine Götzen und beteten den einen Gott an. Der gute Mann glaubte es, gab seine Reise nach Mangalur auf, ließ sich beschneiden und kehrte als Muhammedaner an seinen Wohnort zurück; freilich nicht für lange: er fand bald, daß er betrogen worden, gieng doch zu den Missionaren und wurde Christ. Auch sonst mögen Fälle vorkommen, in welchen die stellenweise überwiegend muhammedanische Bevölkerung auf die Hindus einen gewissen Einfluß ausübt. In Malabar steht namentlich die Fischerkaste in vielfacher Abhängigkeit von den Maplas der Küste. Da kommt es denn wohl oft vor, daß im Fall einer Seuche oder anderer Plagen ein Hausvater den Uebertritt zum Islam gelobt, und wenn er Erhörung zu finden glaubt, sein Gelübde wie irgend ein anderes schweres Opfer vollzieht. Sind aber erst einige Familien im Fischerdorf übergetreten, so entschließt sich leicht auch der Rest zu diesem Schritte, um die gemüthliche Eintracht herzustellen. Im nördlichen Indien aber sind Uebertritte zum Islam doch selten.

Aber vielleicht ist derselbe auf seinem eigenen Gebiete dann um so intensiver und reiner? Das kann man auch nicht geradezu behaupten. Vielmehr zeigt sich, daß in manchen Gegenden, namentlich unter der armen und verachteten Landbevölkerung selbst götzendienerische Gebräuche sich bei ihnen finden. In Bengalen soll es ganz gewöhnlich sein, daß muhammedanische Bauern, von ihrem Zemindar, der dann natürlich ein Heide ist, aufgefordert, in sein Haus kommen und an den Hindu-Ceremonien Theil nehmen; ja sogar dem Schlangengott, der Göttin der Cholera und der Pocken sollen sie regelmäßig opfern. Aber wie gesagt, das kommt blos bei dem armen Landvolk vor. Unter den höheren, gebildeten Klassen ist es ganz anders. Sie sind wirklich mit vollem Bewußtsein Muhammedaner, und für solche ist der Hauptgrundsatz noch immer Bekämpfung der Ungläubigen, und Gehorsam gegen eine christliche Obrigkeit gilt für Sünde, so daß man unter diesen Leuten allerdings auf „vulkanischem Boden" steht.

Wie es nun aber auch mit den politischen Grundsätzen, respektive Umtrieben dieser Klasse von orthodoxen Muselmanen bestellt sein mag, so viel ist gewiß, daß es ihnen an religiösem Leben nicht fehlt. Auf der allgemeinen Missions-Conferenz in Allahabad ist mehrfach

hievon geredet und die religiöse Bewegung unter den Moslem geradezu eine „Erweckung" genannt worden. Natürlich hat dieselbe zwei Seiten, eine positive und eine polemische. Nach der einen offenbart sie sich als ein wirkliches, tief ernstes Bedürfniß nach Heiligung und Gemeinschaft mit Gott, nach der anderen äußert sie sich als streng muhammedanische Opposition gegen das Christenthum, von welchem man fühlt, daß es die einzige Religion ist, die es mit dem Islam aufnehmen kann und die wohl am Ende doch noch über denselben den Sieg davontragen könnte. Nach beiden Seiten hin aber ist diese Bewegung durch die Mission mit herbeigeführt. Es wird von verschiedenen Seiten bezeugt, daß vor zehn Jahren noch der Verkauf von Bibeln und Neuen Testamenten eine sehr schwierige Sache war, während jetzt große Nachfrage nach diesen Büchern und oft auch eine keineswegs zu verachtende Bekanntschaft mit ihrem Inhalt, freilich auch ebenso große Feindschaft gegen denselben sich kund mache. Charakteristisch ist es besonders, daß der jetzige Muhammedanismus sich nicht mehr in erster Linie gegen die Angriffe der Missionare zu rechtfertigen, also eine Apologie des Koran zu liefern sucht. Das sei nach den Arbeiten von Dr. Pfander und Anderen nicht mehr wohl möglich. Dagegen haben die gelehrten Maulawis nun den Stiel umgedreht und greifen ihrerseits das Christenthum, namentlich die Grundlage desselben, die Bibel, an, deren Unglaubwürdigkeit und Unächtheit sie mit allen Mitteln des Scharfsinns zu beweisen versuchen.

Hören wir zuerst was Maulawi Safdar Ali, früher selbst ein eifriger Muhammedaner, hierüber zu sagen hat. „Es gibt, sagt er, in Indien verschiedene Sekten unter den Muhammedanern, die als Sufis, Mashaikhs, Fakire und Derwische bekannt sind. Namentlich im Pandschab finden sich zahlreiche Dörfer ganz von solchen bewohnt. Zwar finden sich auch unter ihnen manche, namentlich unter denen, welche die Namen Pirzade, Sahibzade, Makhdum Sahib, Hasratji u. s. w. führen, manche, die Weltleute sind und sich theils auf Grund ihres vorväterlichen Ruhmes, theils durch das Ansehen, das sie sich irgendwie als Derwische verschafft haben, Geld und Ehre zu erwerben suchen. Dagegen unterliege es keinem Zweifel, daß unter oben genannten Ordensbrüdern und ihren Schülern es viele gibt, welche Gott aufrichtig lieben und ernstlich nach seinem Wohlgefallen trachten, auch zu diesem Zwecke sich außerordentliche

Verleugnungen auferlegen und Tag und Nacht es sich darum sauer werden lassen. Sie verlassen die Welt, wandern in den Wäldern umher, hungrig und durstig, ihre Unbekanntschaft mit Gott und seinem Willen bejammernd, und leben in beständiger Friedlosigkeit und Unruhe. Freilich haben sie von ihren Lehrern allerlei wunderliche Lehren der alten Weisen überkommen, und glauben sogar in gewissen ihnen unerklärlichen und deßhalb für wunderbar gehaltenen Naturerscheinungen, wie Mesmerismus u. dgl., eine göttliche Bestätigung jener Lehren zu erhalten, und gerathen so in allerlei Irrthum; — Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse aber finden sie doch nicht. Solche Bedürfnisse hat offenbar Gott in ihnen erweckt, und zwar in viel höherem Grade, als bei andern Muhammedanern, er hat nach seiner wunderbaren Weisheit sein heiliges Gesetz in mächtiger Weise an ihre Herzen bringen lassen — und dadurch ist jenes tiefe Gefühl der eigenen Sünde und Unwissenheit in ihnen erwacht. Gegenwärtig, so fährt Safdar Ali fort, schläft Indien nicht und bleibt den religiösen Fragen gegenüber keineswegs gleichgültig. Es liegt am Tage, daß an verschiedenen Orten eine Bewegung eingetreten ist, die durch Verbreitung des Wortes Gottes, Predigt und Unterricht herbeigeführt worden. Viele, sowohl Hindus als Muselmanen, stehen auf dem Platz und haben Bücher, Traktate und Zeitschriften ausgehen lassen, um die Wahrheit ihrer eigenen Religion zu beweisen. In solchen Schriften wird nicht nur das Recht und die Wahrheit ihrer Religion vertheidigt, sondern auch das Christenthum mit mancherlei Gründen widerlegt. Solche Schriften werden von vielen gelesen."

Dieß bestätigt der erfahrene Missionar French. Er meint, es sei in den letzten Jahren nicht leichter, sondern schwerer geworden, den Muhammedanern zu predigen, und zwar in Folge davon, daß gewisse Leute, die sich zu Vertretern des Islam aufgeworfen, alle Kraft aufbieten, alle möglichen Widersprüche, Zweideutigkeiten und Undeutlichkeiten in der Geographie, Chronologie und Geschichte der hl. Schrift aufzufinden, dieselben zu übertreiben und mit anderen Zweifeln in Betreff der verschiedenen Lesarten in der Bibel, der Canonicität der verschiedenen Bücher ꝛc. zu Waffen gegen das Christenthum zu schmieden. Dazu kommen, namentlich in Nord-Indien und im Pandschab, heftige und bittere Vorwürfe gegen die scheinbar Gottes unwürdigen Ausdrucksweisen und Geschichten der Bibel. Und

während das Lesen der h. Schrift von solchen Eiferern aufs strengste verboten werde, ermuntern dieselben zum Lesen gewisser billiger Büchlein, in denen obige Einwürfe erhoben werden und die Bibel in den schwärzesten Farben als ein schlechtes Buch dargestellt wird. Und wo der Missionar hinkomme, da werden ihm diese Dinge, bald mit großer Grobheit, bald mit ebenso großer Höflichkeit, immer aber in gehässigem, giftigem Geiste vorgehalten.

Daß es aber an Anknüpfungspunkten, dem Christenthum verwandten Geistesregungen, unter den Muhammedanern auch nicht fehle, bestätigt ebenfalls French. Er führt z. B. an, was einer seiner Seminaristen, ein Afghane, der von christlichen „Erweckungen“ u. drgl. nie gehört hatte, aus seinem Heimatdorf bei Dschellalabad erzählte. Da sei einmal ein Prediger (wie er glaube ein muhammedanischer) hingekommen, habe in herzerschütternder Weise Buße gepredigt und alle, in Haufen versammelte Dorfbewohner dazu gebracht, daß sie unter Weinen und Stöhnen ihre Sünden bekannten und gelobten, in Zukunft besser zu leben, treuer im Gottesdienst und strenger im Gehorsam zu sein. Die Folgen dieser Bußpredigt seien noch lange bemerkbar gewesen, und wenn einer nachgelassen habe und wieder in das frühere Wesen zurückgefallen sei, so haben die Anderen ihm Vorstellungen gemacht und ihn an die damaligen Eindrücke erinnert.

Miss. French führt als Beweis für das Vorhandensein der tiefsten religiösen Bedürfnisse unter den Muhammedanern auch den Dichter Abdul Kader Gilani an, der sich mit folgendem Gebet an Gott wendet: „Gib mir, o Herr, zuerst ein Sterben, in welchem kein Leben ist, und danach ein Leben, in welchem kein Sterben ist!“ Das ist allerdings viel für einen Muhammedaner, so zu beten, so die Nothwendigkeit zu erkennen, daß das Alte in uns sterben, in den Tod gegeben werden müsse, damit wir von Gott ein neues Leben, einen neuen Menschen, der nicht stirbt, empfangen können.

Mehr die ungünstige und bedenkliche Seite der religiösen Bewegung unter den Muhammedanern, namentlich in Bengalen, hebt Dr. Murray Mitchell hervor. Er hält den Islam in Indien für sehr lebendig und sagt: „Wir sind zu eilig gewesen, wenn wir anzunehmen pflegten, daß der Islam in der ganzen Welt — gleich dem türkischen Reich — ein kranker Mann sei, der langsam dahinsterbe. Ich bin kein Lärmmacher, und sowohl in Indien als daheim

ist über diese Sache mit einer Animosität geschrieben worden, die ich nicht billige; aber die vorliegenden Thatsachen scheinen zu beweisen, daß ehe er untergeht — und untergehn muß er einmal — der Islam noch ganz Asien, wo nicht die ganze Welt erschüttern dürfte." Das Resultat seiner Beobachtung ist dieses: „Die Massen sind in grober Unwissenheit versunken, und klugplanende Männer arbeiten daran, diese Massen in wüthende Fanatiker umzuwandeln." Wie berechtigt Dr. Mitchell's Befürchtungen sind, das beweist ein ganz neuer Ausbruch muhammedanischen Fanatismus in Bombay, wo im Sommer 1873 ein Muselman den christlichen Katechisten Dawud Mokham, mit dem er eben erst ein religiöses Gespräch angefangen, an Stell und Ort durch mehrere Messerstiche schwer verwundete. Diese That ist ohne Zweifel eine Frucht der Anstrengungen, welche einige neulich aus Nord-Indien nach Bombay gekommene Muhammedaner durch öffentliches Predigen gegen das Christenthum und Aufwiegelung ihrer Glaubensgenossen gemacht haben. Der Verbrecher ist bereits zu fünfjähriger peinlicher Haft verurtheilt. Jene „klugplanenden Männer" aber sind die Wahabis und Firazis. Ueber erstere haben wir bereits früher berichtet (Miss. Mag. 1872. S. 129). Von letzteren sagt Dr. Mitchell Folgendes: „Diese Sekte, die sich in den letzten 30 Jahren hervorgethan, ist in zwei Abtheilungen gefallen: 1. Die ursprünglichen Firazis, deren Haupt Karamat Ali ist, und 2. die Anhänger von Dudu Miyan. Die ersteren wollen einfach Reformer sein, verwerfen viele Traditionen und Bräuche der gewöhnlichen Muhammedaner und führen ein strenges Leben. Die zweite Abtheilung, die Anhänger von Dudu Miyan, hatten an diesem einen Anführer von ungeheurer Energie und nicht geringem Herrschertalent. Er hauchte der ganzen Bewegung einen noch entschiedener puritanischen Charakter und einen gegen das Christenthum und die englische Regierung noch feindseligeren Geist ein. Der Unterschied zwischen dieser zweiten Abtheilung von Firazis und den Wahabiten ist bloß nominell. Dieselben sind in ihren Bekehrungsversuchen sehr eifrig und erfolgreich, und es hat den Anschein, als wollte ganz Ost-Bengalen ihrem Einfluß unterworfen werfen. Dudu Miyans Nachfolger besitzt nicht sehr viel Energie; aber unter einem geschickten und ehrgeizigen Anführer könnten die Firazis von Ost-Bengalen eine furchtbare Macht werden. Der Zweck, für welchen sie leben und für den sie wohl auch zu sterben bereit sind, ist die Ausbreitung und der Sieg

des Islam. Ueber ihren Charakter kann ich kein einziges günstiges Zeugniß finden. „Nichts gilt ihnen für verbrecherisch, was für einen Bruder im Unglück gethan wird.“ Sie zeichnen sich aus durch „unumschränkte Liebe zur Unwahrheit“. „Die ärgsten Meineid-Schwörer in den Gerichtshöfen sind Firazis.“

Hören wir auch, was Miss. Calderwood aus seiner Erfahrung mittheilt: „Der Saharanpur Distrikt, sagt er, hat ungefähr eine Million Einwohner, von denen mehr als ein Drittheil Anhänger des falschen Propheten sind. Als ich vor 17 Jahren dort zu predigen anfieng, kam der einzige Widerspruch, den ich erfuhr, von ihnen. Das ist noch so, aber der Inhalt ihrer Einwürfe in den letzten Jahren zeigt, daß die Bekanntschaft mit dem Evangelium bedeutend zugenommen hat. Vor etwa fünf Jahren erlebten wir das, was man gewöhnlich die muhammedanische Erweckung nennt. Ein Maulawi, so viel ich weiß, von Delhi kommend, besuchte uns und brachte einige Monate mit Predigen in den Städten und Dörfern zu. Man erzählte sich, daß er vor einigen Jahren nach Mekka gewallfahrtet sei und daß ihm dort die Gottheit erschienen sei und ihn gefragt habe, was sein größter Wunsch sei. Darauf habe er geantwortet, sein Wunsch sei, eine beredte Zunge zu erhalten, um so den Islam zu verbreiten. Sein Wunsch sei sogleich in Erfüllung gegangen. Er soll große Schaaren von Zuhörern um sich versammelt haben, wo immer er aufgetreten sei; oft habe er dieselben zu Thränen gerührt, oft habe er auch sehr bitter gegen die Engländer gesprochen. So soll er z. B. gesagt haben: ‘Alle die den Engländern dienen, werden auch in den Himmel der Engländer (d. h. natürlich in die Hölle) kommen,’ ein Wort, das unter den dortigen Muhammedanern sprichwörtlich geworden ist. In bloß ein paar Wochen soll er in unserem Distrikt über 100,000 Rs. zur Errichtung einer Moschee in der Stadt Saharanpur gesammelt haben. Jedenfalls ist dort eine Moschee gebaut worden, die über 200,000 Rs. gekostet hat, jetzt bei weitem das schönste und großartigste Gebäude in Saharanpur. Und das soll die fünfte große Moschee sein, deren Bau er seit seiner Rückkehr aus Mekka zu Stande gebracht, einer Menge kleinerer Moscheen nicht zu gedenken. Unsere Muhammedaner sind gegenwärtig in einem Zustande eigenthümlicher Unruhe und diese mag leicht zur Befestigung und Stärkung des Islam bei uns führen. Würde aber unter gegenwärtigen Umständen der Einfluß der wahren Religion dort recht

geltend gemacht werden können, so dürfte diese muhammedanische Erweckung wohl zur Förderung des Evangeliums ausschlagen. Bei der erhöhten Thätigkeit des Feindes wäre es nicht klug, wenn wir in unseren Anstrengungen nachließen."

Aus all diesen Zeugnissen von Männern, die das Volk beobachtet haben und kennen, geht nun allerdings hervor, daß der indische Muhammedanismus, wenigstens als religiöse Macht in den Gemüthern seiner Anhänger, eher im Zunehmen als im Verschwinden begriffen ist.

Freilich wurden auf der Conferenz auch Stimmen laut, die namentlich Dr. Mitchells Schilderung übertrieben und seine Befürchtungen zu groß fanden. Ja, der Baptisten-Missionar Kerry konnte versichern, daß er gerade in Ost-Bengalen neuerdings einen Umschwung in der allgemeinen Stimmung zu Gunsten des Christenthums wahrgenommen habe. Auf einem muhammedanischen Mela (Markt) seien neulich erst 3—400 Bibeltheile im Muselman-Bengali Dialekt verkauft worden. Auch um Kalkutta herum sei wenigstens keine Zunahme des muhammedanischen Fanatismus zu bemerken, obgleich es freilich immer noch viel leichter sei, den Hindus als den Muselmanen zu predigen. Auch Miss. Scott von Bareilly sagte: „Das Resultat meiner Beobachtung ist dieß, daß obgleich in gewissem Sinn der Geist des Muhammedanismus wieder im Aufleben sein mag, die Feindschaft und Bitterkeit gegen das Christenthum doch scheinen nachgelassen zu haben. Heutzutage hört man in den Bazars nicht mehr so rohe Schimpfreden wie früher. Ihre Einwürfe sind jetzt vernünftiger. Die frühere blinde und deßwegen so bittere Widerspruchsluft verschwindet ein wenig. Gewisse Gründe gegen das Christenthum werden nicht mit der früheren Unwissenheit und Hartnäckigkeit vorgebracht. So wird z. B. der Einwurf, daß die h. Schrift gefälscht sei, jetzt gar nicht mehr oder doch in modificirter Weise gemacht. Gebildete Männer, wie Sayud Ahmed Khan, — und dieser hat seine Ansicht in einem Commentar zum N. T. niedergelegt — sind überzeugt, daß die h. Schriften unversehrt bis auf uns gekommen sind, und solche Ansichten fangen an, sich auch unter dem Volke zu verbreiten. Auf diese Weise wird einer ihrer bisher kräftigsten Einwände allmählich beseitigt. Wenn sie wirklich glauben, daß die Bibel in ihrer Hand das unverfälschte Wort Gottes ist, dann muß es zur Entscheidung zwischen Christus und Muhammed

kommen; sie können sich nicht mehr, wie sie gern möchten, zu beiden bekennen, denn sie müssen merken, daß der Christus der Evangelien dem Islam ganz zuwider ist — und ihr Prophet muß fallen."

Der gelehrte Dr. Wilson von Bombay schien eher an das Sinken des Muhammedanismus, als an ein Wiederaufleben desselben zu glauben. Er leugnete, daß die indischen Fanatiker, die sich Wahabis nennen, irgend einen wirklichen Zusammenhang mit den eigentlichen Wahabis in Arabien haben. Und was diese selbst betreffe, so seien sie zwar noch sehr zahlreich, aber ohne Einfluß und Bedeutung, indem sie eine ganz isolirte Stellung einnehmen und sich von anderen Muhammedanern eigentlich bloß durch ihren Abscheu gegen den Gebrauch des Tabaks unterscheiden. Die Muhammedaner in Süd-Indien habe er für christlichen Unterricht nicht unempfänglich gefunden.

Noch hoffnungsvoller lautet, was Miss. Clark sagte: „Während die Wahabis allerdings dem Islam wieder aufzuhelfen suchen, so gebe es doch z. B. in Syrien auch eine Partei oder Sekte von ungefähr 30,000 Seelen, die erst neulich wegen ihrer, dem Christenthum sich nähernden Ueberzeugungen Verfolgung habe leiden müssen, ähnlich wie die Babis in Persien. In Nord-Indien seien manche Maulawis mit dem Evangelium bekannt und lesen beständig darin. Die Schriften von Dr. Pfander haben sie genöthigt, ihre frühere Politik aufzugeben, so daß sie nun nicht mehr ihre Religion vertheidigen, sondern das Christenthum angreifen, indem sie darauf bestehen, daß die christliche Bibel gefälscht sei. Aber auch diese Waffe sei ihnen neuerdings durch die Arbeiten von Imad-ed-din so gut wie aus den Händen gewunden. Die Mission unter den Muhammedanern sei aussichtsvoller als je. Zeit und Umstände seien ihr nur günstig."

Von einer andern Seite wird bezeugt, daß die muhammedanische Bigotterie in Nord-Indien zwar allgemein, aber nicht tief und nicht einmal immer aufrichtig sei. Vor anderen müsse zwar jeder Muhammedaner sich den Schein geben, als sei er ein eifriger Gläubiger, und bei Bazar-Predigten der Missionare halte jeder es für seine Pflicht zu widersprechen, aber viele seien im Herzen anders gesinnt und selbst die Zöglinge in den muhammedanischen Gelehrten- und Priesterschulen lassen sich heimlich gern christliche Bücher geben und lesen sie.

Auch die bisherigen Erfolge der Mission unter den Muhamme-

danern seien durchaus nicht entmuthigend. Wenn die Bekehrten auch nicht zahlreich seien, so befänden sich verhältnißmäßig doch viele durch Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und praktische Tüchtigkeit ausgezeichnete Männer unter ihnen. Unter den bei der Conferenz vorgetragenen Aufsätzen über die Mission unter den Muhammedanern waren zwei von solchen Bekehrten. Sie beide waren früher eifrige Vertreter des Islam, kannten die ganze religiöse und philosophische Literatur desselben, hatten in der Befolgung seiner Vorschriften sowie in der Ergründung der mystischen Geheimlehren der Sufis, Friede für ihre Seelen gesucht, aber nicht gefunden und waren endlich, der eine früher, der andere später, nach vielen schweren Kämpfen und Anfechtungen von innen wie von außen, zum Christenthum übergetreten. Der eine, Safdar Ali, (dessen Bekehrungsgeschichte schon im Miss. Mag. 1866, S. 158 erzählt worden) ist noch jetzt, wie schon zur Zeit seiner Taufe ein angesehener Regierungsbeamter in Dschabalpur; der andere, Imad-ed-din, (dessen Selbstbiographie im Miss. Mag. 1871, S. 397 zu lesen) steht seit einigen Jahren als ordinirter Prediger im Dienst der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft und ist durch mehrere apologetische Schriften, die er für seine früheren Glaubensgenossen hat ausgehen lassen, bekannt. Aus seinem, vom Geist der Milde und Liebe eingegebenen Vortrage werden wir noch einige Auszüge mitzutheilen Veranlassung haben. Die Anwesenheit und Mitwirkung solcher Männer aus den Eingeborenen bei der Allahabad Conferenz ist an und für sich schon ein erhebendes, vielsagendes Zeugniß für den Segen, welchen Gott auch auf die Mission unter den Muhammedanern in Indien gelegt hat, namentlich wenn man sich daran erinnert, daß diese beiden Männer einst unter denen waren, welche an der berühmten Disputation zwischen Dr. Pfander und den muhammedanischen Doktoren in Agra thätigen Antheil nahmen, und daß seither dem einen von ihnen fast seine ganze Familie auf dem schmalen Wege nachgefolgt ist. Ebenso erfreulich ist die Nachricht, daß vor Kurzem ein seit Jahren gegen das Christenthum sehr thätiger muhammedanischer Prediger in Kanpur getauft worden sei.

Miss. Hughes führte eine ganze Reihe von bekehrten Afghanen auf, die sich durch ihre Zuverlässigkeit und Treue nicht nur ihren christlichen Brüdern empfohlen, sondern auch der englischen Regierung in sehr schwieriger Lagen schätzenswerthe Dienste geleistet. Als Lord Mayo einst einen eingebornen Vertrauensmann mit sehr wichti-

gen Aufträgen nach Central-Asien zu senden wünschte, fiel seine Wahl auf einen bekehrten Afghanen, Sabadar Dilawar Khan, dem diese geheime Mission denn auch sein Leben kostete, da er als ein Opfer der Verrätherei des Königs von Tschitral fiel (Miss. Mag. 1870, S. 353). Als vor drei Jahren ein zuverlässiger Mann gebraucht wurde, um die Zahl und Umstände einer wahabitischen Niederlassung in Palori am Indus zu erforschen, ward auch für dies schwierige und gefährliche Unternehmen ein bekehrter Afghane bestimmt. In dem Umbeyla Feldzug von 1863 brauchte die Regierung einige Vertrauenspersonen, um gewisse Erkundigungen einzuziehen: unter den für diesen Zweck Ausgewählten befanden sich auch zwei unsrer afghanischen Christen. „Ja, fügt Miss. Hughes hinzu, das Christenthum (nach den Ansichten gewisser Politiker) ist gefährlich, aber sicherlich ist es brauchbar!" An Märtyrern zur Zeit des großen Aufstands 1857 hat es ja auch nicht gefehlt. In dem Prediger-Seminar zu Lahor waren einmal fast alle Zöglinge früher Muhammedaner gewesen. Und wo immer in Indien das Evangelium in der ihren Vorurtheilen und Bedürfnissen entsprechenden Weise den Muselmanen gepredigt wird, da fehlt es auch nicht an Früchten.

Aber an diesem rechten Eingehen, überhaupt an der rechten Missionsmethode den Muhammedanern gegenüber, hat es bis jetzt noch sehr gemangelt. Das wurde von mehreren Rednern auf der Conferenz mit Scham und Bedauern eingestanden.

Einzelne Punkte, die von den Rednern, eingeborenen sowohl als europäischen, besonders hervorgehoben wurden, sind folgende: 1) Die bisherige Missionsliteratur habe einen zu ausschließlich polemischen Charakter. Die Anknüpfungspunkte, welche der Muhammedanismus doch biete, seien zu wenig berücksichtigt, dagegen die Unterschiede der beiden Religionen oft in verletzender Weise hervorgehoben. Es fehle ein gründlicher und vollständiger Commentar über die ganze Bibel für Muhammedaner, ebenso eine vollständige Widerlegung aller Einwürfe, welche gegen die Authenticität und Unverfälschtheit der hl. Schrift gemacht werden (NB. dieß wurde von Imad-ed-din, der selbst eine solche Apologie der Bibel geschrieben hat, bemerkt). Ferner sollten die zahlreichen Bücher, Traktate und Zeitschriften, welche von Muhammedanern gegen das Christenthum geschrieben werden, fortlaufend berücksichtigt und widerlegt werden; und endlich fehle es noch

an guten, christlich-wissenschaftlichen Büchern für die Muselmanen überhaupt.

2) Noch mehr aber sei mit der direkten, mündlichen Predigt gefehlt worden. Nicht nur habe man hiezu oft halbgebildete Katechisten benutzt, die zum Theil früher Hindus gewesen und gar keine genaue Bekanntschaft mit dem Koran haben, sondern auch Leute, die keineswegs Zierden der christlichen Lehre gewesen seien. Für die Muhammedaner sei nur das Beste gut genug. Lieber solle man gar nicht predigen, und nur literarisch wirken, wenn die rechten Prediger nicht da seien. Manche versäumen die freundliche Einladung zum Glauben an das Evangelium, reden mehr von allerlei schlechten Handlungen Muhammeds, als von den köstlichen, herzgewinnenden Worten und Thaten Jesu. Hier müsse man das ganze Detail geben und ausführlich von der Person, dem Leben, Leiden und Sterben des Herren erzählen. Auch bei Kleinigkeiten müsse man sich nicht aufhalten, nicht allerlei an sich unschuldige Gebräuche der Muselmanen verdammen, sondern lieber mit Ernst und Kraft die Sünder zur Buße rufen. Ueberhaupt, so nothwendig es in den Büchern sei, speziell auf muhammedanische Irrthümer einzugehen, so nothwendig sei es, bei der Bazar-Predigt zu ihnen einfach als zu vergebungsbedürftigen Mitsündern zu reden. Das Disputiren und Zanken schade viel mehr als es nütze, selbst, wenn der christliche Theil siege.

Wichtiger und fruchtbarer sei es, weniger mit Gründen, als vielmehr mit seiner eigenen Person für die Wahrheit einzutreten und den Leuten frei und fröhlich zu bezeugen, daß man aus eigenster und innerster Erfahrung wisse, daß Jesus der Erlöser von Sünde und Fluch sei und daß man von Ihm durch den Glauben an das Evangelium Frieden fürs Herz und Furchtlosigkeit im Tode wirklich bekomme. Wie die Apostel als Augenzeugen für die Auferstehung Jesu mit ihrem persönlichen, feierlichen Bekenntniß eintraten, so müssen wir mit unserem persönlichen Zeugniß die Erfahrungsthatsache der Vergebung der Sünden und der Gemeinschaft mit Gott durch Jesum vertreten und bestätigen. So habe es ein junger Bekehrter, früher selbst Muhammedaner, in Rohilkand gemacht. Wie seine Bekehrung nicht nur eine verstandesmäßige, sondern eine herzmäßige persönliche Hingabe an den Herrn gewesen sei, so habe er auch als Prediger nicht nur die Wahrheit gelehrt, sondern den auferstandenen

Heiland als einen noch lebendigen, gegenwärtigen aus eigenster Erfahrung bezeugt. Und das habe gewirkt.

3) Wichtiger übrigens als die öffentliche Predigt, zu der doch meist nur die unartigen und ungebildeten Leute kommen, sei der Verkehr mit einzelnen Personen, Hausbesuche und Gespräche. Da ziehe oft der Muhammedaner ganz andere Saiten auf, als öffentlich auf dem Markt. Und nicht von oben herab, sondern als Freund mit Freunden solle man mit ihnen umgehen, die Lehre, die man predige, vor allem ihnen auch vorlebend und durch Liebe sie gewinnend. Was das Schwert der Kreuzfahrer nicht habe ausrichten können, das werde dem sanften stillen Sausen gelingen.

Sehr beherzigenswerth ist, was Imad-ed-din hierüber sagt: „Wir sollten den Umgang mit Muhammedanern pflegen und sie lieben. Aeltere Missionare, die schon das Vertrauen der Leute besitzen, sollten in den Städten mitten unter den Eingebornen wohnen. Wenn sie nicht freundlich und umgänglich sind, so können wir es gegen sie sein. Wenn sie uns nicht grüßen, sollten wir sie grüßen. Wenn sie das wieder und wieder sehn, so werden sie aus purer Beschämung zuletzt selber grüßen. In schweren Zeiten sollten wir ihnen helfen, wenn sie krank sind, uns freundlich nach ihnen erkundigen, in Todesfällen ihrer Bahre bis zum Grabe folgen, in der Freude uns mit ihnen freuen. So werden wir feurige Kohlen auf ihr Haupt sammeln. Solches Werben um ihre Seelen ist besser als alles Bazar-Predigen. Es nützt nichts, wenn man zum Predigen zwar ihnen nahe kommt, danach aber hingeht und fern von ihnen lebt."

In gleichem Sinne führt Miss. French eine Aeußerung von einem seiner Zöglinge an. „In anderen Ländern, habe dieser einmal bemerkt, werden Leute geachtet und gern gehört, wenn sie gelehrt, begabt und durch Geistesbildung ausgezeichnet sind: bei uns ist es anders; was einen Mann geachtet macht und ihm eine aufmerksame Zuhörerschaft zuführt, ist vor allem sein Charakter, besonders Demuth, Selbstverleugnung und Gleichgültigkeit gegen Reichthum, bequemes Leben u. dgl. Selbst ein Fakir, wenn er seine Hand nach einem Almosen ausstreckt — bekommt er nichts: sitzt er aber still da, auch nicht um einen Pfennig bittend, so fällt ihm das Geld in den Schooß von rechts und von links."

Und das ist denn auch das Ergebniß dieser ganzen Betrachtung. Mit seinen eigenen Waffen kann man den Islam nicht besiegen.

Gerade ihn muß die Mission mit geistlichen Waffen im eminenten Sinne bekämpfen. Den freiesten Spielraum dazu hat sie in Indien. Hier tritt je mehr und mehr das Politische hinter das Religiöse zurück. Neue geistige und geistliche Bedürfnisse werden wach. Die christliche Kirche ist denselben noch lange nicht gerecht geworden. Aber jetzt ist der rechte Augenblick. Noch kann man der eifrigen, keine Mittel scheuenden muhammedanischen Mission den Rang ablaufen. Man hätte ihr zuvorkommen sollen. Aber auch jetzt noch ist es nicht zu spät. Das Feld ist weiß zur Ernte. Nur eins ist noth: die Liebe, welche stärker ist als der Tod; die wird auch stärker sein als der Fanatismus der Muselmanen.

Von der Goldküste

dürften nächstens entscheidende Nachrichten über den Feldzug gegen Asante zu erwarten sein; denn die Brücke über den Grenzfluß Prah ist geschlagen, und am 15. Januar sollte das britische Heer sie überschreiten und ins feindliche Gebiet vordringen. In England wird allgemein für diese wichtige Unternehmung und die dabei betheiligten Schwarzen und Weißen Fürbitte gethan; die kirchliche Missionsgesellschaft hat auch namentlich die gefangenen deutschen Missionare den britischen Christen wieder ins Andenken gerufen. Ebenso dringlich darf gewiß den deutschen Christen die Sache ans Herz gelegt werden.

Die wesleyanische Mission denkt jetzt ernstlich an die Wiederaufnahme der Arbeit in den Fante-Stationen, welche größtentheils durch den Einfall der Asante zerstört worden sind. Dabei soll denn auch statt der beliebten englischen Predigt und dem Dollmetschersystem eine neue Methode eingeführt werden, worüber Miss. T. R. Picot in seinem Briefe vom Nov. 1873 eine interessante Andeutung gibt. Er schreibt: „Von Akra machten wir einen Ausflug ins Gebirge. Unterwegs wurde aber meine Frau vom Fieber ergriffen, das sie zwar nach drei Tagen verließ, aber nur um der viel gefürchteteren Ruhr Platz zu machen. Ihre Kraft nahm dermaßen ab, daß ich fürchtete, sie werde die Berge nicht mehr verlassen; doch durch den Segen, den Gott auf die Mittel legte, welche der alte erfahrene Miss. J. Dieterle anwandte, genas sie nach drei Leidenswochen. Wir blieben noch zwei weitere Wochen und kehrten 31. Oct. ziemlich wohl nach Akra zurück. — Dieser Besuch im

Binnenlande gab mir die erwünschte Gelegenheit, die Arbeit zu sehen, welche die Basler Missionare unter den Aquapem und Akem ausrichten. Mich freute besonders der sorgfältige Unterricht in den eingebornen Sprachen, welcher den Schulen zu Theil wird. Die Kinder lesen die Bibel, lernen Geschichte und Geographie, rechnen, schreiben und singen, Alles in ihren eigenen Dialecten! Auch Erwachsene, welche sich zur Taufe melden, werden zuerst gelehrt ihren Katechismus zu lesen. Doch ist zu bedauern, daß das Englische in ihren Schulen nicht allgemeiner gelehrt wird, da nur die erste Klasse einmal in der Woche darin Unterricht erhält. Während wir früher den eingebornen Sprachen zu wenig Zeit einräumten, sind die Basler Brüder zum andern Extrem (Extrem?) geschritten; und je bälder die beiden Gesellschaften sich gleicherweise angelegen sein lassen, in beiden Sprachen ebenmäßig zu lehren, desto besser."

Bücherschau.

Allgemeine Missionszeitschrift. Monatshefte für geschichtliche und theoretische Missionskunde. In Verbindung mit einer Reihe Fachmänner unter specieller Mitwirkung von Dr. Th. Christlieb und Dr. R. Grundemann herausgegeben von Dr. G. Warneck. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1874. Erster Band (2 Thl.).

Der Herausgeber zeigt zuerst in seinem Programm, das er „Dic cur hic?" überschreibt, daß die Mission „den gerechtesten Anspruch auf die Sympathie auch der gebildetsten Kreise" habe, und will daher versuchen, „auch da ein Verständniß für die Mission zu Stande zu bringen, wo aus Vorurtheil und Mangel an Kenntniß Indifferentismus gegen sie herrscht," will „den Aufrichtigen unter ihren Gegnern Gelegenheit zur Prüfung und den Zweiflern Material zur Bildung eines günstigen Urtheils liefern". Daher will sich diese Zeitschrift „der gewissenhaftesten geschichtlichen Treue und größtmöglichsten Nüchternheit befleißigen" und „die Fehler nach besten Kräften zu vermeiden suchen, durch welche hie und da eine kleinliche, sentimental erbauliche und unkritische Berichterstattung den Geschmack an der Mission verleibet hat." Außer den missionsgeschichtlichen Mittheilungen wird aber auch „das apologetische Interesse" ins Auge gefaßt, werden „geographische, linguistische, anthropologische, ethno-

[redacted]

logische, kulturgeschichtliche und besonders religionsgeschichtliche Fragen" in den Kreis der Betrachtung gezogen werden, wie die Zeitschrift auch ein Organ für Besprechung „missionstheoretischer, resp. -praktischer Fragen" werden soll. „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen."

In einer „orientirenden Uebersicht" beschreibt sodann Dr. Grundemann den gegenwärtigen Stand der Mission in Westafrika; es ist der Anfang „eines Rundgangs, der sich in den bestimmten Grenzen eines Jahrs zu bewegen hat", und an der Hand seines Missionsatlas den Fortschritt auf den einzelnen Missionsgebieten eingehend beschreiben soll. — Pastor Jellinghaus schildert „Die Kolhs in Ostindien und ihre Christianisirung," ein Werk, an dem er selbst 5 Jahre lang mitgearbeitet hat. (Den früher Kol geschriebenen Namen deutet er als Verderbniß aus Kolh, was „Schweintödter" heiße, ein Name, der „in den späteren Religionsbüchern der Hindus mehrere Male vorkomme". Eine bestimmtere Angabe dieser Bücher wäre von Interesse, denn bis jetzt kennt das Sanskrit-Wörterbuch nur den Namen kola, und weiß nichts von einem allerdings möglichen kolaha. So lange kein Nachweis eines älteren kolh geliefert ist, wird diese neue Schreibung nur für die Erfindung eines etymologisirenden Pandit gelten können.) — Lic. Plath beantwortet die Frage: „Warum und mit welchem Auge will der Islam angesehen sein?" — „Ein Staatsmann als Missionsapologet," von Dr. Germann, führt uns in ein Schriftchen ein, das der bekannte Sir Bartle Frere zu Gunsten der indischen Missionen geschrieben hat.

Von Herzen wünschen wir, daß es den bedeutenden Kräften, welche sich zu diesem Unternehmen vereinigt haben, gelingen möge, „die Mission ein wenig aus der Aschenbrödelstellung herauszuretten, in welche die vornehme Wissenschaft sie so gerne verweist."

Geschichte der Gründung der armenisch-evangelischen Gemeinde in Schamachi. Ein Lebensbild aus der armenischen Kirche und Basler Mission, nach handschriftlichen Quellen dargestellt von Pfr. C. F. Eppler. Basel, Missionscomptoir 1873 (28 kr.).

Bekanntlich hat die evangelische Mission an den Gliedern der alten Kirchen des Morgenlandes nur in dem Sinne zu arbeiten unternommen, daß sie in denselben Liebe zur h. Schrift und Durst

nach innerem Leben wecken wollte, ohne damit das kirchliche Band zu zerreißen, das ihnen allen die zähe Kraft des Widerstands gegen den Islam verliehen hatte. Der Gedanke war berechtigt, er hat sich aber als unausführbar erwiesen. Den Grund davon weist diese Schrift an einer Reihe von Thatsachen nach, welche sich durch ein Menschenalter hindurchzieht und einen köstlichen Beweis von der Macht des Worts in einfachen Laien liefert, gegenüber den Machtworten und Bannflüchen einer stolzen Hierarchie. Und daß den Ausgestoßenen endlich gestattet wurde, eine evangelische Gemeinde zu bilden, zeigt den erfreulichen Fortschritt, der sich trotz aller Hemmnisse im russischen Reiche anbahnt. Möge diese wunderbar geführte Gemeinde auch aus dem tiefen Elend, in welches das Erdbeben des 28. Jan. 1872 sie geworfen, — 20 Männer hat es weggerafft, die Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelt, — durch neue Gnadenwunder wieder erstehen.

Missionsbilder. XIItes Heft. Südostafrika. Calw, Vereinsbuchhandlung u. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1874. (Pr. 24 kr.).

Ein neues Schriftlein über Kaffern, Betschuanen u. s. w. kann freilich denen nichts Neues bringen, welche etwa Dr. Wangemanns Schriften, wie sie hier (Dec. 73) angezeigt wurden, alle gelesen haben. Aber für den, welcher sich einen Ueberblick über das Werk der Mission in jener Ecke Südafrika's erst verschaffen will, leistet dies Büchlein gute Dienste, und die Mannigfaltigkeit der illustrirenden Holzschnitte (62 an der Zahl) versetzt den Leser mitten in das bunte Treiben jener kräftigen Völkerstämme, die augenscheinlich noch eine andere Zukunft vor sich haben als die zerstreuten Bewohner des dürren Westlandes.

[redacted]



Götzen im Tempel von Pautingfu.

Kungfu tse.

Die Religionen China's und die Mission.

(III. Vortrag von R. Lechler).

Die Mission hat die Aufgabe, durch die Erleuchtungsmittel des aller Welt zu predigenden Evangeliums den heidnischen Nationen, aus den Irrwegen ihrer eigenen Religionen heraus, zum Eintritt in das Reich Gottes und damit zur Erlangung wahrer Wohlfahrt für Zeit und Ewigkeit zu verhelfen.

Zwar behaupten die Gegner der Mission immer noch, daß alle Völker in ihren eigenen Ueberlieferungen und religiösen Vorstellungen soviel Wahrheit und Licht besitzen, daß die Mission nur störend, nicht förderud in ihren Entwicklungsgang eingreifen könne. Aber wenn es auch von allen Missionaren nicht nur zugestanden, sondern mit Freuden hervorgehoben wird, daß fast auf allen Gebieten heidnischer Religiösität sich Goldkörner der Wahrheit finden, so beruht doch jene sentimentale Bewunderung des „unschuldigen Naturzustandes“ der Heiden auf totaler Unkenntniß des Heidenthums, ja noch mehr auf Unkenntniß des eigenen natürlichen Verderbens und der Erlösungsbedürftigkeit des sündigen Menschengeschlechts überhaupt. Vergessen wir doch nie, daß auch unsere Vorfahren einst Heiden waren und Wuotan als Allvater, Donar als Donnerer, Ziu als Kriegsgott, Freia als Göttin der Ehe &c. verehrten, und sich vor Loki, dem Bösen, fürchteten. Niemand wird wünschen in jene Zeiten des „Naturzustandes“ unserer Vorfahren zurückversetzt zu werden; aber Niemand soll auch vergessen, daß es die Mission war, welche neue Zustände in unserem eigenen Vaterlande herbeiführte. Denn Gott, der da hieß das Licht aus der Finsterniß hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, die Erleuchtung der Erkenntniß Gottes in dem Angesichte Jesu Christi. Wer von uns nun selbst dieses göttliche Licht in sich aufgenommen hat, daß

er verklärt wird in dasselbige Bild, der ist auch darüber nicht mehr im Unklaren, was die Mission eigentlich will, nach welchem Ziele sie strebt, und welche Garantien sie für die Erreichung desselben hat. Dieses Ziel ist durchaus kein zweifelhaftes, wie erst kürzlich ein Tagblatt behauptete, die Frommen würden besser daran thun, ihre Groschen für die Bedürfnisse der Heimat herzugeben, als dieselben für zweifelhafte Zwecke in ferne Heidenländer zu schicken. Unser Ziel ist, alle Völker zur Theilnahme an den Segnungen des Christenthums zu bringen, und das Reich Gottes aufzurichten in aller Welt, daß die noch umnachteten und geketteten Heiden auch zur herlichen Freiheit der Kinder Gottes gelangen möchten. Die Garantie dafür, daß wir nicht umsonst arbeiten und unsere Kraft nicht unnütz brauchen, finden wir ebensowohl in den göttlichen Verheißungen wie in dem, was von diesen Verheißungen bereits in Erfüllung gegangen ist.

Auch in China hat der Herr sich aufgemacht, um einem großen, alten und höchst merkwürdigen Volke das Evangelium verkündigen zu lassen, damit seine Hunderte von Millionen das Eine Nothwendige erkennen lernten, wozu alle ihre eigenen Anstrengungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, der Religion und Staatsökonomie ihnen nicht verhelfen konnten.

Gestatten Sie mir heute Abend, Ihnen die Religionen der Chinesen zuerst in Kürze zu skizziren, und demnach zu zeigen, was die Mission in China ausgerichtet hat.

Wenn man einen Chinesen fragt, wie viele Religionen es in seinem Lande gebe, so antwortet er Yi, sit, thau' sam, kau' d. h. es giebt drei Religionen, die des Confucius, die des Buddha und die des Lautze. Würde man ihn weiter examiniren, welcher von diesen Dreien er selbst angehöre, so würde man keine bestimmte Antwort erhalten; denn dem Chinesen gilt die Religion nicht als eine gei[illegible] Macht, welche auf den ganzen Menschen Anspruch macht [illegible] mehr als eine Sache der Bequemlichkeit, davon er [illegible] oder nach Bedürfniß Gebrauch machen kann [illegible] lich, der einen oder der andern diese[illegible] zwei oder gar alle drei mit [illegible] Niemand etwas in den W[illegible] und fanatisch in Beziehung [illegible] und viel[illegible] Chinesen würden [illegible]thum [illegible] als vierte Relig[illegible]nehmen

Cardinal=Tugenden, welche jeder Mensch als himmlische Aussteuer mit in die Welt bringt. Damit soll er wuchern, und es kommt auf des Menschen Treue und Fleiß an, wie weit er es auf der Leiter der Vollkommenheit bringt. Von dem Kaiser bis zum geringsten Unterthan ist es Jedermanns Pflicht und Schuldigkeit, persönliche Tugend zu üben und das Laster zu meiden.

Die Stufenleiter, auf der die tugendhafte Seele fortschreitet, und das Ziel, welches dabei zu erreichen ist, werden folgendermaßen angegeben. Das Erste ist, daß man sich eine richtige Erkenntniß verschaffe durch die Untersuchung des Wesens der Dinge; ist das Wissen zu einiger Vollkommenheit gebracht, so folgt daraus Aufrichtigkeit der Gesinnung; ist die Gesinnung aufrichtig, so wird das Herz rechtschaffen; aus einem rechtschaffenen Herzen folgt ein richtiger Wandel; ein solcher bringt wohlgeordnete Familien mit sich; und wo die Familien wohlgeordnet sind, da blüht der Staat, woraus wiederum Frieden für die ganze Welt erwächst. Denn Himmel, Erde und Mensch sind die drei großen Factoren der Welt. Himmel und Erde haben keinen Geist, nur der Mensch ist damit ausgerüstet, und seine Pflicht ist es, das Gleichgewicht in dem Universum aufrecht zu erhalten, was dadurch geschieht, daß er die Tugend übt. Deßhalb spricht Confucius immer von einem idealen Menschen, der alle Tugenden in sich vereinigt und das Ziel erreicht hat, welches in dem Buch der goldenen Mitte folgendermaßen beschrieben wird: „Weit und ausgebreitet sind die Wirkungen seiner Tugend, er ist gleich dem tiefen lebendigen Strom, welcher ohne Aufhören fließt, er ist fest und ausgedehnt wie der Himmel, und tief wie der große Abgrund. Wenn seine Wirkungen sich offenbaren, so ist keiner unter dem Volk, der ihn nicht verehrte, da ist keiner, der nicht seinen Worten glaubte, keiner, der sich nicht an seinen Handlungen ergötzte. Sein Ruhm erfüllt deßhalb nicht allein die Grenzen des Reiches der Mitte, sondern geht weit darüber hinaus, und reicht bis zu den Barbaren. Wo nur immer Schiffe segeln und Wagen fahren, soweit Menschenkraft reicht, ja alles was der Himmel überschattet und die Erde trägt, wo die Sonne und der Mond scheinen, wo Frost und Thau fällt, Alles was Odem hat, ehrt und liebt ihn; deßhalb wird gesagt, daß er dem Himmel gleich sei. Wer ein solcher idealer Mensch gewesen sei, sagt Confucius nicht. Man hat deßhalb in dieser Beschreibung eine Ahnung des Messias finden wollen;

aber ich glaube, daß weder dem Confucius noch irgend einem andern Chinesen eine solche Ahnung je aufgestiegen ist, ja die Chinesen der späteren Zeit haben keinen Anstand genommen, diese hochtönenden Worte geradezu auf Confucius selbst zu beziehen; er wird auch bis auf den heutigen Tag als der Allerheiligste der Vorzeit göttlich verehrt.*)

Trotz dieser Menschenvergötterung hat es aber den Chinesen doch auch nicht an einer gewissen Erkenntniß Gottes gefehlt, und zwar war dieselbe um so reiner, je weiter wir hinauf ins Alterthum steigen. Unter dem Namen Schangti oder höchster Herrscher verehrten die ältesten Chinesen den ihnen unbekannten Gott, dem sie zwar nicht die Schöpfung der Welt, aber doch die Regierung derselben zuschrieben. Dieser Schangti übrigens ist auch kein persönlicher Gott, sondern beinahe gleichbedeutend mit Himmel, als dessen Executive er auftritt. Nicht Jedermann ist berechtigt, dieses höchste Wesen mit Opfern zu verehren, dem Kaiser allein ist das ausschließliche Recht dazu vorbehalten. Mit Schangti wurden bald Geister des Himmels und der Erde, der Flüsse, Berge und Thäler, der Wege und Brücken, der Brunnen und Thüren und des Heerdes verehrt, und zwar fielen die entsprechenden Funktionen den verschiedenen Beamten je nach ihrer Rangordnung zu, während für das gemeine Volk die Anbetung der Vorfahren angeordnet wurde.

Auf die Ahnenverehrung hat Confucius sehr viel Gewicht gelegt, trotzdem daß er über den Zustand der Seele nach dem Tode keine Auskunft zu geben vermochte. Von einem seiner Schüler über diese wichtigste aller menschlichen Angelegenheiten befragt, antwortete er: Ich verstehe das Leben noch nicht einmal; was weiß ich vom Tode? Demungeachtet schärft er die Pflicht der kindlichen Liebe seinen Schülern damit ein, daß er sagt, dieselbe könne nicht in diesem Leben erschöpft werden, sondern müsse sich auch noch auf das Jenseits erstrecken, daher es nöthig sei, den Eltern nach ihrem Tode gerade noch so zu dienen, wie wenn sie am Leben wären. Hat also Confucius den Götzendienst keineswegs begünstigt, sondern eher davor gewarnt, so hat er dafür den Ahnendienst förmlich eingesetzt, so daß

*) Man rechnet, daß wohl 2000 Tempel dem Andenken des Confucius (Kung-fu-tse) geweiht sind, und auf seinen Altären jährlich mehr als 6000 Thiere (vorzüglich Schweine und Kaninchen) geopfert werden. Sein Bild ist in den Schulen aufgehängt und wird von jedem Schulknaben durch Niederfallen verehrt.

derselbe bis auf den heutigen Tag das wesentlichste Element in der Religion der Chinesen bildet.

Der Götzendienst ist aber deßhalb nicht ausgeblieben. Obgleich die Verehrung der verstorbenen Eltern ursprünglich als Ausdruck des Dankgefühls gegen dieselben angesehen wurde, so hat sich doch allmählich in der Anschauung der Chinesen die Idee festgesetzt, daß die Geister der Verstorbenen einen segenbringenden Einfluß auf die Familie, der sie angehörten, ausüben können; und heutigen Tages wird alles Gute, das einer Familie widerfährt, wie die Geburt eines Sohnes, eine Hochzeit, die glückliche Bestehung eines Examens, das Emporkommen durch Reichwerden und Erlangung von Aemtern dem Einfluß zugeschrieben, welchen die Geister der Verstorbenen auf ihre noch lebenden Angehörigen ausüben sollen. Daher werden die Ahnen auch feierlichst von all diesen Ereignissen in Kenntniß gesetzt, und werden ihnen in der Ahnenhalle Opfer dargebracht. Dieser Ahnendienst ist deßhalb an und für sich schon nichts anderes als ein Götzendienst, indem den Ahnen offenbar göttliche Eigenschaften, Werke und Ehren zugeschrieben werden.

Bekanntlich haben die Jesuiten die große Schwierigkeit, auf die man stößt, wenn man bei Einführung des Christenthums gegen diese Art Götzendienst zeugen soll, damit zu umgehen gesucht, daß sie den Ahnendienst als eine bürgerliche Institution ohne religiöse Bedeutung anzusehen beliebten; aber schon die Dominikaner sind entschieden gegen diese Anschauung aufgetreten und haben richtig erkannt, daß die chinesische Verehrung der Vorfahren durchaus nicht mit dem Christenthum sich vereinigen lasse. Bei den protestantischen Missionaren ist darüber nie eine Frage entstanden, und sind wir alle darüber einig, daß der Ahnendienst in China so gut als der Kastenunterschied in Indien fallen muß, wenn das Christenthum einen festen Boden gewinnen soll.

Es gibt jedoch noch einen andern Götzendienst in China, der erst in späterer Zeit, vielleicht durch buddhistischen Einfluß, allmählich zur Geltung gekommen. Während nämlich weder von Schangti noch von den zunächst mit diesem höchsten Wesen verehrten Geistern, noch von den Ahnen in ihren Hallen je Bilder gemacht worden sind; sieht man doch überall in China auch eigentliche Tempel mit Götzenbildern, vor denen Weihrauch angezündet wird, auf deren Altären Lichter brennen und regelmäßige Opfer dargebracht werden. Solche

sind z. B. der Gott der Wissenschaft, der Gott des Krieges, der Gott des Reichthums, die Götter des Ackerbaus, die Göttin der Seefahrer (Königin des Himmels genannt), der Gott der Aerzte, die Schutzgötter besonderer Gegenden, einzelner Handwerke, und eine Menge kanonisirter Persönlichkeiten, die sich, wie die Chinesen sagen, entweder um den Staat oder um das Volk verdient gemacht haben und nach ihrem Tode in göttliche Ehren eingesetzt wurden. Die Zahl dieser Götzen ist immer noch im Wachsthum begriffen, indem der Kaiser durch Kanonisation Götter, — wie der Papst Heilige — machen kann. Wenn daher ein Mandarine an den Kaiser berichtet, daß da oder dort sich der Einfluß eines abgeschiedenen Geistes wirksam erzeigt habe, und der Kaiser um die Gnade gebeten wird, denselben in den Götterstand zu erheben und dem Volk die Anbetung desselben zu gestatten, so kann die Hofzeitung jeden Tag einen neuen Götzen ernennen und dem Aberglauben der Menge neue Nahrung verschaffen.*)

Es ist interessant zu sehen, wie wenig Confucius damit durchgedrungen ist, den Menschen auf seine eigene Kraft und Tugend zu verweisen und vor dem Verkehr mit Geistern zu warnen; so stark hat das menschliche Gefühl der Abhängigkeit von höheren Wesen sich bei den Chinesen geltend gemacht. Ich habe selbst einmal eine Inschrift gefunden, die also lautete: „Das Gras wartet auf den Frühlingsregen, um zu wachsen, und der Mensch hängt von den Geistern ab, um zu existiren.“ Man sieht hier so recht den Gegensatz zwischen der kalten Philosophie, die Gottes nicht bedarf, und dem Gewissen, in welchem das Gottesbewußtsein auch beim Heiden nicht unterdrückt werden kann.

Es sind aber noch zwei eigenthümliche Züge, welche uns in dieser chinesischen Religion entgegentreten und besondere Erwähnung verdienen. Der eine ist die Abwesenheit eines Priesterstandes, und der andere der Mangel eines Sühnopfers. Der Confucianer bedarf

*) Gewöhnlich werden diese Götter in Gruppen vereinigt, da z. B. einer der Unterweltsgötter hinter zweien seiner Untergebenen thront, von denen der eine, sein Schreiber, auf einem Papier die Sünden eines armen Sterblichen abliest, während der andere, der Abrichter, sich zur Ausführung der dictirten Strafe bereit hält. Je nach den Umständen kann eine sonst wenig geachtete, ja schon bespottete Gottheit, z. B. die Pockengöttin, sich plötzlich eines ungeheuren Zudrangs von Verehrern erfreuen.

keiner Vermittlung durch einen Priester. Der Kaiser ist Oberpriester für das ganze Reich, die Beamten sind die Priester in ihren betreffenden Bezirken; und für die Familien fungirt der Hausvater als Hauspriester. Die Opfer werden von diesem dargebracht, und zwar niemals ein blutiges, sondern immer in der Gestalt gekochter Speisen, wie der Sterbliche sie genießt, und in der Meinung, daß auch die Götter einen Genuß daran haben. Zwar lehrt die Erfahrung, daß die Götter sowohl als die Ahnen nie etwas von den Opfern nehmen, aber die Opfernden trösten sich damit, daß solche geistige Wesen ohne Zweifel schon durch den Geruch der Speisen gesättigt werden, und benützen die Gelegenheit, sich selbst die unberührt gebliebenen Opfer schmecken zu lassen, so daß jede Opferfeierlichkeit mit einem Schmaus zu enden pflegt. Das ist in der That auch der würdigste Schluß einer Ceremonie, die alles religiösen Ernstes entbehrt. Es ist ja kein Schuldbewußtsein, das die Chinesen an den Opferaltar hintreibt. Es kommt ihnen gar nicht in den Sinn, eine Sühne für begangene Sünden darzubringen und die Götter um Vergebung derselben bitten zu wollen. Zwar hat der Chinese nie, wie andere Heidenvölker, das Laster selbst in seinen Götzendienst eindringen lassen, oder dasselbe gar unter dem Scheine des Götzendienstes sanctionirt; denn die Hochhaltung der Tugend hat wenigstens so viel bewirkt, daß die Götter alle nicht anders gedacht werden, denn als tugendhafte Wesen, welchen der Mensch mit Ehrfurcht, mit Sammlung des Geistes und unter gehörigem äußerem Anstand zu nahen habe; aber davon hat der Chinese keine Ahnung, daß er die heilige Majestät Gottes beleidigt habe und als bußfertiger Sünder Vergebung suchen sollte. Die Sünde ist ihm nur eine Verletzung der Naturordnung, die sich zwar früher oder später durch den nothwendigen Zusammenhang im Lauf der Dinge rächen wird, aber keineswegs Zorn oder Strafe eines höheren Wesens herbeiführt.

Wieder ganz andere religiöse Anschauungen hat der Buddhismus den Chinesen gebracht, welcher im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung von Indien eingeführt wurde und dem China nun fast ganz zur Beute geworden ist, doch so, daß die eine Religion die andere nicht ausschließt, sondern, wie schon oben bemerkt, beide neben einander Raum finden.

Der Stifter des Buddhismus, Sakyamuni, lebte etwa um die-

selbe Zeit in Indien, als Confucius in China wirkte. Aber wie sehr verschieden waren diese beiden Männer in ihren Grundanschauungen! Von Confucius kann man sagen: der Staat war seine Religion; und es fehlte nur noch, daß er selbst Kaiser geworden wäre, in welchem Falle er — nach seiner eigenen Versicherung — im Stande gewesen wäre, eine durchgreifende Reformation des ganzen Menschengeschlechts zuwege zu bringen. Was dem Confucius fehlt und was er wünscht — das hat Sakyamuni: königliche Abstammung und Anspruch auf einen Thron; aber freiwillig vertauscht er den Purpur mit der Kutte, und zieht als Bettelmönch umher, um zu predigen, daß alles eitel sei. Die Hauptcharakterzüge seines Systems sind folgende: in sozialer Beziehung verwirft er die Kaste und kennt keinen Unterschied zwischen Reich und Arm; in dogmatischer Beziehung lehrt er im Grunde Atheismus, vergöttert aber den Menschen; in moralischer Beziehung lehrt er, daß aller irdische Besitz eitel, von keinem Werth und Bestand sei, weßhalb seine Anhänger sich dem Cölibat und der freiwilligen Armuth hingeben mußten; ferner lehrt er die Seelenwanderung nach einem bestimmten Gesetz der Wiedervergeltung, und als eigentliches Ziel unseres Daseins gilt ihm der durch langen Läuterungsproceß zu erlangende Zustand des Nirwana, eigentlich bloß das Aufgehen in Nichts.

Wenn demgemäß der Buddhismus Verleugnung der Welt und Geringschätzung der Güter und Freuden dieses Lebens verlangt, so ist es in der That sehr verwunderlich, daß er in China so allgemeinen Eingang gefunden hat, wo alles Streben nur allein auf das Diesseits gerichtet ist, und wo die Begriffe von Glückseligkeit den buddhistischen Dogmen geradezu widersprechen. Denn unter allem was ein Chinese begehrt, steht gerade der Reichthum oben an; dann kommt Ehre und Anstellung, und endlich langes Leben. Dem Cölibat gegenüber steht die soziale Bedeutung, welche in China der Ehe beigelegt wird, so daß Confucius es gar für ein Verbrechen gegen die Pflicht der kindlichen Liebe erklärt, wenn einer keine Nachkommen habe, weil ja dadurch der Ahnendienst unterlassen bliebe; weßhalb der Chinese in seinem Gebet um Leibesfrucht die bescheidene Bitte an die Götter stellt, daß ihm sieben Söhne und drei Töchter geboren werden möchten. Der Lehre vom Fegfeuer endlich, welche mit dem Dogma der Seelenwanderung zusammenhängt, widerstrebt

gleichfalls das chinesische Gefühl, dem es unerträglich scheint zu denken, daß die geliebten Dahingeschiedenen sich anders als wohl befinden in der anderen Welt, wie ein Präfekt von Sz tsau seiner Schwester aus Veranlassung des Ablebens ihrer Eltern über die vorzunehmenden Todtenfeierlichkeiten schreibt: „Himmel und Hölle sind nicht das Machwerk von Menschen. Ueber die Bösen und und Guten verfügt eine höhere Macht unabhängig von den Priestern; es wäre gottlos zu denken, daß unsere Eltern so schlecht gewesen seien, daß sie der Fürbitte der buddhistischen Priester bedürften.“ Trotz alle dem steht aber das Factum da, daß der Buddhismus sich über ganz China verbreitet hat, und daß der Kaiser in seinem Palast, wie der Bauer in seiner Hütte, sich demselben in die Arme wirft.

Die Thüre zur Einführung des Buddhismus in China hat Confucius selbst ohne sein Wissen und Wollen offen gelassen. Er hat dem Gewissen des Menschen zu wenig Rechnung getragen, und für keinen Trost gesorgt, wenn dasselbe erwachen sollte; er vermochte nicht sich hineinzuversetzen in die geistlichen Bedürfnisse Anderer, weil er selbst keine gehabt zu haben scheint. Tz̥' put˪ koṅ' šin˩ heißt es von ihm, d. h. der Meister sprach nicht von Geistern. Er hielt es weder für nützlich noch für nothwendig auf dieses Thema einzugehen, weil er nicht begriff, daß anders angelegte Gemüther ihre Abhängigkeit von unsichtbaren Mächten auch stärker fühlen könnten als er, und nur in dem zuversichtlichem Vertrauen auf dieselben eine relative Gemüthsruhe finden würden. Am Schlimmsten aber läßt er seine Anhänger im Stich, wenn der Tod herannaht, indem aus seinem ganzen System kein einziger Lichtstrahl in das letzte Dunkel hineinleuchtet, um die Schrecken des Todes zu mildern. Er selbst betrachtete den Tod als das unvermeidliche Schicksal des Menschen, und ergab sich darein. Als einer seiner Schüler ihn auf seinem Todtenbett fragte, ob er nicht für ihn beten solle, so erwiderte Confucius: „Ich habe schon längst gebetet.“ Dieser Ausspruch wurde von den Chinesen selbst so erklärt: das Gebet zu den Göttern setzt eine Bereuung seiner Fehler und ein Fortschreiten im Guten voraus, wozu man die Hülfe der Götter anfleht. Wo dieser Sinn nicht vorhanden ist, da kann das Gebet unterbleiben. Der Heilige (nemlich Confucius) hatte aber keine Fehler zu bereuen, noch war für ihn ein Fortschritt im Guten möglich, weil sein seitheriger Wandel schon ganz in Uebereinstimmung mit dem Himmel gewesen

war; und deßhalb konnte er sagen, daß sein Gebet schon längst verrichtet sei. Wenn aber auch Confucius selbst mit einer so starken Selbsttäuschung abscheiden konnte, so war doch nicht zu erwarten, daß jeder andere Chinese mit gleicher Verblendung in den Tod gehen werde. Wenn sich deßhalb durch die Lehren des Buddhismus den Chinesen eine neue Aussicht eröffnete, den Höllenstrafen zu entkommen und, seis auch auf dem mühevollen Wege der Seelenwanderung, doch endlich noch an einen Ort des Friedens zu gelangen, so ist es erklärlich, daß die Chinesen froh waren, einen geistlichen Mangel durch den Buddhismus befriedigt zu sehen, in welchem ihr eigener Meister sie so vollständig im Stiche gelassen hatte.

Die Chinesen sind nun im Allgemeinen zu dem Resultat gekommen, daß Confucius der beste Lehrer fürs Leben sei, und diesen Ruhm wollen sie ihm durch nichts schmälern lassen; aber weil er sie selbst nur aufs Leben verwiesen hat, und ihnen kein Führer durch das Todesthal in eine andere ihm selbst unbekannte Welt sein wollte, so begehen sie auch keinen Verrath an ihrem gepriesenen Heiligen, wenn sie im Tode ihre Zuflucht zu Buddha nehmen. — Damit ist denn auch gesagt, daß es nicht richtig wäre, die Chinesen schlechthin als Buddhisten zu bezeichnen. Man könnte mit mehr Recht sagen, daß sie Confucianer seien; aber sie sind beides zugleich, weil sie finden, daß beide Religionen sich trefflich miteinander vereinigen lassen, ja daß die eine die andere ergänzt.

Es gibt jedoch in China auch solche Leute, die sich ausschließlich der buddhistischen Religion hingeben und darin ihren Lebensberuf gefunden haben. Das sind die sogenannten Bonzen oder buddhistischen Mönche, die dann zugleich auch als Priester fungiren, und die Ni ku oder Nonnen. Diese halten sich in den zahlreichen Klöstern auf, haben das Gelübde der Keuschheit abgelegt, und leben vom Bettel, sowie von den Einkünften, welche ihre religiösen Funktionen ihnen bringen. Am meisten verdienen die Priester durch die Leichenfeiern und Todtenmessen. Dabei müssen sie nicht bloß Gebete hersagen, welche der abgeschiedenen Seele den Eingang in den Himmel des Buddha verschaffen sollen, sondern haben auch den Verstorbenen ihre vermeintlichen Bedürfnisse an Kleidung, Wohnung und andern Bequemlichkeiten zu verschaffen. Die Gegenstände werden alle auf ein Verzeichniß geschrieben, und der Name des Empfängers in der Unterwelt dazugesetzt. Der Priester unterschreibt das Dokument,

und es wird dann sammt den Gegenständen im Feuer verbrannt. Dies ist ist die Weise, wie man dem Verstorbenen etwas in die unsichtbare Welt nachschicken kann. Bei der Todtenmesse sah ich die Priester ein achteckiges Gestell von mehreren Fuß Länge gebrauchen, wodurch die acht Thore dargestellt werden, welche die Seele zu passiren hat, ehe sie in den Himmel eingehen kann. Während des Lesens der Gebete wird von Zeit zu Zeit je eine Seite dieses Oktagons eingeschlagen; im gleichen Augenblick wird die Seele, welcher die Messe gilt, durch das korrespondirende Thor in der anderen Welt durchgelassen. Das geht nun oft eine ganze Nacht hindurch fort, bis alle Seiten eingeschlagen und eben damit alle Thore geöffnet sind, die Seele also zur ewigen Ruhe eingegangen ist.

Die dritte Religion, welche als die Thau-Secte bekannt ist, und den Lautze (oder Lau kyun) zum Stifter hatte, hat weniger Bedeutung erlangt. Ebenso alt als die des Confucius, hat sich dieselbe von Anfang an keinen großen Anhang verschafft, und obgleich es Zeiten gab, in welchen diese Secte sich eines besonderen Schutzes von der Regierung verschiedener Dynastien zu erfreuen hatte, so daß die Kaiser selbst dem Lautze in seinen Tempeln ihre Verehrung darbrachten, einer auch einen Commentar zu seinem Buch über Vernunft und Tugend schrieb, so entsprachen eben doch die Grundsätze des Lautze viel weniger dem Geschmack des Volkes als die des Confucius. Dieser soll zwar in seiner Jugend ein Schüler des Lautze gewesen sein; ja man räumt dem Letztern nicht nur in Betreff des Alters, sondern auch in der Tiefe und Unabhängigkeit des Denkens den Vorrang ein; aber Confucius hat sich jedenfalls nicht nach Lautze gebildet. Bei einem Besuch, welchen er bei seinem früheren Lehrer machte, warf dieser ihm Hochmuth, Habsucht und Eigensinn vor, gab ihm auch zu verstehen, daß er besser thun würde, sich zurückzuziehen und in der Stille selber die Tugend zu üben, anstatt von Hof zu Hof zu ziehen in dem vergeblichen Bestreben, die leichtsinnigen Fürsten unter den Einfluß seiner Moral zu bringen. Immerhin scheint Confucius dadurch nicht beleidigt worden zu sein; er soll immer mit Hochachtung von Lautze gesprochen haben.

Lautze setzt die Thau oder Vernunft als den Ursprung aller Dinge, selbst Gottes. Er ist viel mehr spekulativer Philosoph als der praktische Confucius. Aber bis heute sind die chinesischen Gelehrten nicht einig darüber, was eigentlich seine Lehre sei. Nur soviel

scheint festzustehen, daß er nicht Atheismus und Naturalismus, sondern einen mystisch-phantastischen Pantheismus lehrte. Heute nun gibt es zwar viele sogenannte Thauisten in China, aber Lautze würde sie gewiß nicht als seine Schüler anerkennen, denn statt mit philosophischen Spekulationen sich zu befassen und den Weg zu suchen, wie der Mensch von den Leidenschaften frei werde, um die Seelenruhe, langes Leben und Unsterblichkeit zu erlangen, wonach Lautze strebte, treiben die Thauisten nur noch Zauberei und Hexenkünste und verdienen ihren Lebensunterhalt durch Wahrsagen und Zeichendeuten. Der Thauismus ist auch in vielen Stücken so sehr mit dem Buddhismus amalgamirt, und von diesem absorbirt worden, daß man die beiden oft kaum mehr recht unterscheiden kann. Aeußerlich unterscheiden sich die Thauisten von den Buddhisten dadurch, daß sie nicht ans Cölibat gebunden sind, auch sich nicht das Haar ganz abrasiren lassen wie diese, sondern es in einen Knäuel auf dem Wirbel aufwickeln, während die gewöhnlichen Chinesen es in einem geflochtenen Zopf hinten herabhängen lassen.

(Schluß folgt.)

Eine katholische Mission in Ostafrika.

(Fortsetzung.)

In Sansibar landete 22. Dez. 1860 unter der Führung des Generalvikars Fava von Reunion die erste Expedition, bestehend aus 2 Priestern, 6 Ordensschwestern, 1 Chirurgen und etlichen Laienarbeitern (s. Miss. Mag. 1873, S. 324 ff.). Der Tag vergieng mit Ausladung des Gepäcks und Fortschaffung desselben in das für die Mission bereitete Haus — einen klosterähnlichen Steinbau, dem die Landenden den Namen „Vorsehung" gaben. Schon war es Nacht, als sie selbst ans Ufer kamen. Der französische Konsul Lerche hatte einige Soldaten geschickt, ihnen den Weg zu zeigen; sie eröffneten den Zug, vor dem die Sansibarer sich „mit von Schrecken gemischter Ehrfurcht" zurückzogen. Den Soldaten folgten die Arbeiter der Mission, ihnen die sechs Ordensschwestern, tief verschleiert, und diesen die Priester. „Wie Schatten" schlichen sie schweigend die engen Straßen

entlang, während „der Mond mit seinem wohlwollenden Lichte diese nächtliche Besitzergreifung beleuchtete".

Gleich am andern Tage wurden die Missionare von Konsul Lerche und dem französischen Stationskommandanten de Langle dem Sultan Said-Medschid vorgestellt. Hingerissen von dessen einnehmender und zugleich würdevoller Erscheinung, nehmen auch sie unbewußt eine „feierliche Haltung" an, was sie erst auf dem Heimweg bemerken, um dann schnell „ihren Gang wieder zu ändern" und zur freieren Art des Abendlandes zurückzukehren. — Sie erklärten dem Sultan, daß sie gekommen seien, „die Kranken zu pflegen, die Armen zu unterstützen, die Kinder zu unterrichten und Handwerke zu lehren", und wurden mit der huldvollen Versicherung entlassen: „Mein Haus ist das Eurige; bedient Euch desselben mit mir wie mit einem Bruder." Die Entgegnung, daß auch sie mit ihrem Hause, ihren Werkstätten und ihrem ganzen Besitz ihm zur Verfügung stehen, schloß die Audienz.

Ein nicht minder freundlicher Empfang wurde dem im Juni 1863 als Superior der Mission anlangenden Pater Horner (der schon acht Jahre unter den Aussätzigen der Insel Reunion gearbeitet hatte) von Seiten des Sultans zu Theil. Und wirklich war das von Horners Vorgängern begonnene Werk der Art, daß sich die Anerkennung auch eines andersgläubigen Souveräns leicht begreift. Bereits waren zwei Spitäler, drei Elementarschulen, eine Handwerkerschule und eine Arbeitsschule gegründet. Jeden Morgen um acht Uhr meldete die Glocke der „Vorsehung", daß die Kranken in die Missionsanstalt kommen können, um Rath, Pflege und Arznei zu erhalten. Dann sah man Krüppel und Kranke jeder Art sich dorthin schleppen, 40, 50, bisweilen 80 täglich. Staunen ergriff die Araber, wenn sie zarte Frauen Wunden auswaschen und verbinden sahen, von deren gräßlichem Anblick oft Männer, die stets den Dolch in der Hand und den Säbel im Gürtel trugen, sich entsetzt abwendeten. „Ihre Religion legt ihnen etwas ins Herz, was wir nicht haben", konnte man da Manchen im Weggehen sagen hören.

Die Schulen wurden von 170 auf dem Sklavenmarkt gekauften Kindern besucht und zeigten befriedigende Erfolge. Bereits hatte man eine Anzahl Knaben die Erlernung des Lateinischen beginnen lassen, in der Hoffnung, sie zu Priestern heranzubilden. Andre erlernten die Schreinerei, Wagnerei, Schlosserei und Mechanik und

erregten durch ihre Leistungen die Bewunderung mancher Europäer, die bis dahin an der Bildungsfähigkeit der Neger gezweifelt hatten. Die Reparaturen, welche die Werkstätten der Mission in den Zuckerfabriken des Fürsten und der Araber, sowie an den Maschinen der europäischen Kaufleute und den Schiffen aller Nationen besorgten, zogen derselben lebhafte Sympathieen zu, die nur vermehrt werden konnten durch den Umstand, daß in einem der beiden Spitäler Matrosen aller Nationen Aufnahme fanden.

Die Mädchen wurden von den Schulschwestern nicht nur in den Realien unterrichtet, sondern auch zu Handarbeiten und allerlei häuslichen Geschäften angeleitet. Es war hier in dem kurzen Zeitraum von dritthalb Jahren wirklich eine liebliche Pflanzstätte christlicher Barmherzigkeit und Gesittung erstanden. Hören wir nun aber den wackern Pater Horner selbst.

---

2. In Sansibar.

„Außerhalb unsres Hauses, das wie eine Oase mitten in der Wüste dasteht, findet man nur Ursache zur Traurigkeit. Die ganze Bevölkerung der Insel Sansibar beläuft sich auf 380,000 Seelen. Nach den offiziellen Ziffern des französischen Konsulats vertheilen sie sich in folgender Weise: 5000 Araber, 5000 Comorer, 2600 Indier, 400 Banianen, in Summa 15,000 freie Personen. Die Insel Sansibar schließt demnach 365,000 Sklaven ein, die durch 5000 Araber, die einzigen Herren des Landes, in den Ketten der Sklaverei gehalten werden.

„Und wie lebt diese Menge von Sklaven? Gekauft wie ein Stück Vieh, haben sie beinahe das Loos des Viehes. Der Sklave arbeitet fünf Tage in der Woche für den Herrn, der ihm, wenn er auf dem Lande ist, weder Nahrung noch Kleidung reicht. Zwei Tage in der Woche, Donnerstag und Freitag, kann er für sich arbeiten, um Nahrung und Kleidung zu verdienen. Die Sklaven in der Stadt, bei den Europäern oder bei den Kaufleuten, verdienen täglich acht Sous. Von diesen acht Sous nimmt der Herr sechs und läßt dem Sklaven für Nahrung und Kleidung nur zwei übrig.

„Kein Gesetz beschützt diesen. Sein Herr hat über ihn das Recht über Leben und Tod. Daher sind die Beispiele unerhörter

Grausamkeit nicht selten. Ich kenne einen Araber, welcher zwei Sklaven hatte, die vor Hunger fast starben. Durch die Noth getrieben, nehmen diese Unglücklichen ein wenig Maniok, was man die Kartoffeln Afrikas nennen könnte. Sie verschlingen ihn gierig. Was thut der Herr? Er befiehlt, ein Loch in den Sand zu graben, setzt die Beiden hinein, umgibt sie mit Holz und dürren Kräutern, zündet diese Masse an und verbrennt so lebendig die armen Sklaven. Der Barbar kam mit acht Tagen Arrest davon. Und noch wurde ihm diese Strafe nur zur Form zuerkannt, um die Europäer, welche eine exemplarische Bestrafung verlangt hatten, zu befriedigen.

„Ich würde nicht endigen, wenn ich alle die schauderhaften Mißbräuche der Sklaverei erzählen wollte. Da, wo diese sociale Wunde grassirt, ist das Unglück ohne Grenzen und das Verbrechen ohne Schranken. Der Araber reißt einer Mutter das Kind aus den Armen, um es zu verkaufen, weil alle möglichen Produkte seiner Sklaven ihm angehören. Er verkauft die Reize einer Jungfrau, weil alles ihm Geld eintragen muß.

„Und was soll ich von jenen armen Greisen sagen, die man lebendig auf die Leichenäcker trägt, weil sie unfähig sind zu arbeiten, und man für ihre Nahrung nichts ausgeben will? Diese Handlungen der Grausamkeit sind häufig genug, so daß wir schon am gleichen Tage vier Greise, die von ihren unmenschlichen Herren auf den Friedhof geworfen wurden, antreffen konnten. Aber man wirft nicht bloß Greise auf den Leichenacker, man wirft dahin auch kranke Kinder, an deren Genesung man verzweifelt. Wir haben in der Mission eine Anzahl dieser kleinen Geschöpfe, die wir auf dem Leichenacker aufgelesen haben.

„Ich ende mit einem Zug, der allen vorangehenden das Siegel aufdrückt. Als ich einmal vom Lande zurückkehrte, fand ich auf dem Wege ausgestreckt ein armes, altes Weib, dessen Rücken durch Stockschläge jämmerlich zugerichtet war. Ich fragte sie um den Grund dieser schlechten Behandlung. Sie antwortete: „Mein Herr hat mich verstoßen, weil ich alt bin und nicht mehr arbeiten kann. Packe dich fort, sagte er, stirb auf dem Leichenacker. Da der Hunger mich quälte, bin ich wieder zu ihm zurückgekehrt. Mein Anblick hat ihn in Wuth gebracht, und er hat mich mit Schlägen traktirt, um mich fortzutreiben. Ich habe an der Thüre der Nachbarn angeklopft und um

ein wenig Nahrung gebeten. Statt aller Antwort gab man mir Schläge. Von jedermann verlassen, muß ich jetzt sterben." — Ich fragte sie: „willst du in unser Haus kommen, wo du zu essen erhalten wirst?" „O ja," sagte sie und hob die Hände auf, „ich danke, aber ich kann nicht gehen." — Weit von der Stadt entfernt, und auf dem Punkte, von der Nacht überfallen zu werden, gehe ich herum, um Männer zu finden, die arme Frau zu tragen. Ich finde deren zwei. Beim Anblick der armen Alten fiengen meine vermeintlichen Träger aus voller Kehle zu lachen an und sagten: „Die Weißen sind doch drollig; sie kennen weder das Land noch seine Einwohner. Niemals wirst du diese Alte wieder so fett machen können, daß sie verkauft werden kann; dafür ist sie zu krank." — Mehr gekränkt als überrascht durch diese Worte, erwiderte ich, daß ich auch nicht aus Gewinnsucht dieses arme Geschöpf pflegen wolle, sondern einzig aus Liebe zu Gott und dem Nächsten. Da fiengen sie noch stärker an zu lachen und sagten: „Aber siehst du denn nicht, daß das ein altes Gerippe ist, womit du nichts mehr anfangen kannst?" Trotz des Geldes, das ich ihnen anbot, wollte sich keiner dazu verstehen, sie zu tragen. Während ich mit diesen Elenden unterhandle, ergreift einer aus ihnen einen Stock und schlägt das unglückliche Geschöpf mit aller Gewalt, indem er schreit: „Geh schnell fort!" — Ich entriß ihm den Stock und mußte mir die äußerste Gewalt anthun, ihn nicht denselben fühlen zu lassen. Zu meinen Vorwürfen lachte er wieder. Da ich die Sklavin nicht selber tragen konnte, mußte ich sie verlassen, und als ich des andern Morgens zurückkehrte, konnte ich sie nicht mehr finden.

„Um die Früchte des Heidenthums und des Islam mit all ihren Schändlichkeiten kennen zu lernen, darf man sich nur an das Zollhaus von Sansibar begeben im Augenblick, wo die armen Sklaven ausgeschifft werden. Das härteste Herz wird nicht ohne Erregung die Tausende menschlicher Wesen ansehen können, die ohne Unterschied des Geschlechts, groß und klein, im Zustand völliger Nacktheit ankommen. Alle sind von einer unbeschreiblichen Magerkeit und Skeletten ähnlich. Das Auge stumpf, die Arme gegen die Brust gedrückt, halb todt vor Hunger und Durst, still und traurig, haben diese Menschen nichts Menschliches an sich, als den Ausdruck tiefer Leiden. Ich sah einmal 300 Sklaven auf dem Markt ankommen, die so erschöpft waren, daß mehrere vor meinen Augen

starben. Einer der Verstorbenen wurde sogleich von den übrigen in Stücke geschnitten und verzehrt.

„Ich wette, die geschickteste Feder ist nicht im Stande, eine genau zutreffende Schilderung des Sklavenmarktes zu schreiben. In der That, wenn man einen armen Schwarzen sieht, wie ihn der Ausrufer aus der Menge herausgreift, am Arme hält und herumführt, damit er untersucht werde wie ein Stück Vieh, da schaudert man! Der Käufer öffnet ihm den Mund, schaut Zunge und Zähne an, mustert die Augen, die Füße und alle Theile des Körpers, um zu sehen, ob er keine Fehler oder Krankheit habe, und bietet einen Preis. Darauf wird der Schwarze über den ganzen Marktplatz geführt und an den Meistbietenden abgelassen. Die Scenen beim Verkauf der Weiber können durch eine anständige Feder nicht beschrieben werden, und man würde es in christlichen Ländern doch nicht für glaubwürdig halten.

„Wie oft habe ich arme Kinder, die den letzten Rest ihrer Kräfte auf die magern Lippen nahmen, mit leisem Lächeln sagen hören: „Weißer, kaufe mich!" Mein Herz blutete, wenn ich antworten mußte: „Mein armer Kleiner, ich wollte gerne, aber ich habe kein Geld!" Wie schmerzlich für das Herz eines Missionars, so vielen Seelen, denen man mit ein wenig Geld die Pforte des Himmels öffnen könnte, nicht helfen zu können! Junge Christen und Christinnen der alten und der neuen Welt, verwöhnte Kinder der Vorsehung, wir appelliren ganz besonders an euer Herz. Kommt, ach kommt zu Hilfe euren afrikanischen Brüdern und Schwestern, sie sind eurer Theilnahme würdig."

Auch Horner berechnet die jährliche Zahl der aus dem innern Afrika nach Sansibar, Aegypten und Murzuk fortgeschleppten Schwarzen auf 70—80,000, und glaubt, daß außer ihnen 3—400 tausend Menschenleben dem Sklavenhandel zum Opfer fallen. Auch steht ihm fest, daß dieser Handel nur mit dem Muhammedanismus aufhören wird. Geldlos übrigens war der Pater nicht immer; er erzählt z. B. von einem Markttage, an welchem allein er einige 40 Kinder kaufte.

3. Am Wasistma und Kingani.

Da Sansibar nur den Ausgangspunkt einer eigentlich dem Festland geltenden Mission bilden sollte, trat Pater Horner, sobald er

seinen Posten ruhig verlassen konnte, eine zweimonatliche Reise auf die gegenüberliegende Küste an, um dort die geeigneten Anknüpfungspunkte zu suchen.

Den Anfang dieser Reise machte Horner in den letzten Augusttagen 1867 als Gast des Sultans, der ihm seinen Dampfer zur Verfügung stellte und ihn dreimal benachrichtigen ließ, er habe nichts mitzunehmen als Kleider und Wäsche, der Sekretär Sr. Hoheit habe den Auftrag, ihn zu begleiten und im Namen des Sultans für alle Lebensbedürfnisse zu sorgen. Eine Ehrengarde von 40 Soldaten und eine Musikbande von sechs Portugiesen war ihm beigegeben, die Tafel stets glänzend bestellt. Kaffee und Syrup wurden des Tags 10—12 Mal servirt, auch Wein und Liqueure waren den Vorschriften des Koran zum Trotz im Ueberfluß vorhanden. Erlaubte Horner sich Einwendungen gegen all diesen Luxus, so erhielt er vom Sekretär die Antwort, es sei ihm befohlen, immer zwölf Platten Fleisch auf die Tafel zu bringen, er könne deren mehr aufstellen, aber nicht weniger. So „mußte man sich in Ehrfurcht beugen und mit der größten Demuth diese fürstlichen Ehren annehmen".

Die Fahrt gieng südwärts an die Mündung des Flusses Msisima (Perle), die am zweiten Tag erreicht wurde. Der Schwager des Sultans, ehemals Statthalter von Kiloa, leitete dort eben die Arbeiten zu einem Palaste für Seine Hoheit und bewirthete die Reisenden in einem eigens hiezu errichteten Zelte. Dann ließ er europäisch gesattelte arabische Pferde vorführen, die er seinen Gästen zur Besichtigung der Gegend anbot. Die Ehrengarde folgte den Davonreitenden singend, spielend und schießend, was die feurigen Rosse zu Sprüngen reizte, die der Pater gern entbehrt hätte. Am andern Morgen fuhr man in Schaluppen eine Strecke weit den schönen Msisima-Fluß hinauf, sah in seinen Fluthen Flußpferde und an seinen Ufern Schaaren von Affen, besuchte auch zwei Ruinen persischer Moscheen und die beiden Dörfer Msisima und Magagoni, von denen jedes 800—900 Einwohner zählt.

„Die einsiedlerische Lebensweise" der Fleisch, Fisch und Eier verschmähenden Banianen, deren Bekanntschaft Horner hier macht, entlockt dem guten Pater die merkwürdige Aeußernng: „Beim Anblick dieser strengen Götzendiener, welche eher einen Kranken sterben lassen, als daß sie ihm Fleisch geben, erinnerte ich mich oft an jenes Wort des Evangeliums: Diese Leute werden einst zu Gericht sitzen über so viele Katholiken,

die so weichlich gesinnt sind, wenn es sich um Fasten und Abstinenz handelt." Mit naivem Erstaunen schildert er die ganze Art und Weise dieser Hindus, deren heidnischer Aberglaube ihn mit inniger Theilnahme erfüllt, und schließt dann: „Die Banianen kommen niemals mit ihren Familien; ihre Häuptlinge hindern sie daran, und so müssen sie wieder nach Hause zurückkehren. Jedes Jahr schicken sie zu gewissen Zeiten ihr gewonnenes Geld nach Katsch, in ihr Vaterland. Die Banianen sind, menschlich gesprochen, sehr unglücklich. Ihr Kaufladen ist für sie die ganze Welt. Sie haben keine Familienbande, keine Zerstreuung, keine Freundschaft. Trotz ihres ungeheuren Reichthums sind sie gleich den Juden von jedermann verachtet; da gibt es keinen Schimpf und keine Beleidigung, die sie nicht tragen müssen. Sie sind so schüchtern, daß sie sich niemals zu beklagen wagen über die schlechten Spässe und die Grobheiten, die man ihnen zufügt. Der Baniane bringt den Tag mit Handeln zu, den Abend mit Einsehen seiner Bücher, und die Nacht beginnt er sehr spät, um auf einer elenden Matte vor der Thüre seines Waarenlagers zu schlafen. Er bezahlt eigens eine Nachtwache, damit sie ihn von Stund zu Stund aufwecke, in der Furcht, Diebe könnten ihm seine Schätze holen. Diese Nachtwächterübungen sind für die Nachbarn nicht sehr angenehm, da sie durch die Kolbenstöße der Soldaten an die Thüren der Banianen im Schlafe gestört werden. Nichts ist elender als so ein Haus, trotz der großen Menge von Elfenbein und Kopal-Gummi, womit sie vollgepfropft sind.... Man möchte wünschen, daß die Banianen die Liebe, welche sie den Thieren erzeigen, gegen die kranken und elenden Schwarzen, von denen es in den Städten wimmelt, ausüben würden. Da liegen nämlich Hunderte von Aussätzigen auf den Straßen, oder schleppen sich auf den Ellbogen fort, weil der Aussatz ihnen den Gebrauch der Beine unmöglich macht. Der Baniane sieht sie, ohne darauf zu achten, während er, wenn eine Kuh vorübergeht, schnell ihr etwas zu essen gibt. O welche Verirrung des menschlichen Geistes! Religion meines Gottes, sei gepriesen, du allein flößest Mitleid gegen das Unglück ein!"

Für die Mission war hier nichts zu machen, somit kehrte die Expedition schnell nach Sansibar zurück. Groß war das Aufsehen, das Horners fürstliche Reise im Lande erregte. „Die Mission von Sansibar ist nach sechsjährigem Bestande weiter gekommen, als die Missionen der Levante in einem Jahrhundert," meinte der französi-

sche Konsul. Horner aber fand die königliche Fahrt doch zu „unevangelisch und zu zeitraubend“ und wollte die Weiterreise lieber in einem „Buter“ machen*) Man forderte für einen solchen zuerst 50 Franken per Tag; der Vermittlung von Freunden gelang es aber bis auf fünf Franken täglich herunterzuhandeln, die Nahrung der Schiffsmannschaft mit inbegriffen. Um 10 Uhr Morgens stieß der Buter von Sansibar ab, und schon um 5 Uhr Abends gieng er in dem Hafen von Bagamojo vor Anker, jedoch nicht, ohne daß Horner unterwegs durch eine Ritze des Blätterdaches hindurch von einem leichten Sonnenstich getroffen worden war.

Entsetzt flohen die Bewohner von Bagamojo vor den beiden Weißen, Horner und Marcellin. Mitleidig will Ersterer sich einem armen Weibe nähern, das eine gräßliche Handwunde voll Würmer hat, aber sie verkriecht sich in ihre Strohhütte und verrammelt ängstlich die Thür. „Armes Weib,“ ruft ihr Horner von außen zu, „komm in das Haus, wo ich wohne, und ich werde deine Wunde heilen.“ — „O nein,“ erwiedert sie, „ich fürchte mich, denn die Weißen fressen die Leute.“ — Es brauchte zwei Tage, bis sie und die übrigen Dorfbewohner Vertrauen faßten. Dann aber, als nach achttägiger Kur die Wunde entschieden besser war, und der Pater sich zur Weiterreise anschickte, sagte das dankbare Weib unter Thränen: „Du gehst fort, und meine Wunde ist noch nicht ganz heil. Wenn sie aber heil sein wird, gehe ich nach Sansibar und bringe dir eine Henne.“

Bagamojo erschien Horner sogleich als der geeignete Ort zur Gründung einer Station. Muhammedanische Indier hatten hier etwa 20 hübsche Häuser gebaut, um mit den Stämmen des Binnenlandes Handel zu treiben, und zahlreiche Karawanen pflegten ihre Produkte hieher zu bringen. Doch wollte Horner auch weiter land- ein- und nordwärts die Gegend erkunden. In nördlicher Richtung gieng es daher in das Dorf Kingani am Ufer des drei Stunden entfernten gleichnamigen Flusses. Die Reisegesellschaft bestand aus Horner, Marcellin, dem muhammedanischen Commissionär Musa und zwei zur Bedeckung dienenden Beludschisoldaten. Lassen wir diese Braven uns von ihm selbst vorstellen:

*) Kleines arabisches Schiff mit dreieckigem Segel und einem Dach von Kokosblättern über dem mittleren Theil.

„Ursprünglich stammen diese Soldaten aus Beludschistan, von wo ihre Großväter, um dem Hungertod zu entgehen, nach Maskat zogen. Hier trieben sie das Geschäft von Lastträgern, Dattellesern, Dieben und Bettlern, bis der Großvater des jetzigen Sultans ihnen eine Flinte in die Hand gab und so zur Schande seiner unbotmäßigen Unterthanen Soldaten aus ihnen machte. Niederträchtigkeit und Hang zum Betteln sind heute die hervorragendsten Eigenschaften dieser famosen Soldaten, die zugleich Polterer und Hasenfüße im höchsten Grade sind. Sie werden von einem Dschemadar kommandirt, der, obwohl er niemals schreiben oder rechnen gelernt hat, doch genug davon versteht, um sein Regiment mit der Zuversicht auf Straflosigkeit zu bestehlen. Dieser Kommandant vertheilt die militärischen Grade und bringt die Zeit damit zu, mit seinen Untergebenen, die ihm vorwerfen, daß er ihnen das Geld abstehle, zu streiten. Die jüngeren Soldaten schlagen einander und verbrennen das Pulver, während die Graubärte von der Größe und dem Glücksstand des alten Beludschenthums erzählen."

Das erste Abenteuer der Reisenden war ein unfreiwilliges Schlammbad, das sie sammt ihren Eseln am Ufer des Flusses nahmen; dann setzten sie ohne gefahrdrohende Begegnung ihren Weg durch einen von Löwen, Tigern, Wildschweinen und Schaaren von Perlhühnern bevölkerten Wald fort, um beim Austritt aus demselben abermals in den Schlamm einzusinken. Während der Nacht zog eine Bande Flußpferde schnaubend an ihrem Zelte vorüber; am folgenden Morgen wanderte man weiter durch eine üppige grasreiche Ebene, um eine längere Exkursion in das Land der Wasaramo zu machen. Doch kaum wurde man deren Dörfer ansichtig, so erklärten die tapfern Beludschen, keinen Schritt mehr weiter zu gehen, denn gewiß werden die Wasaramo sie packen, ihnen die Hände auf den Rücken binden und ein großes Lösegeld verlangen, ja vielleicht sie tödten, wie sie's schon so vielen Andern gemacht. — Nicht die Feigheit seiner Begleiter, wohl aber ein furchtbares Gewitter, daß Alle bis auf die Haut durchnäßte und Horner einen heftigen Fieberanfall brachte, bewog diesen zur Umkehr und zweitägiger Rast in Kingani, die er zu fleißigen Erkundigungen über die Wasaramo benützte.

Was er von diesem Volke theils selbst sah, theils durch Andre hörte, läßt sich in Folgendes zusammenfassen. Das ausgedehnte Land, das die Wasaramo inne haben, ist ungemein fruchtbar; noch nie ha-

den sie sich von den Arabern bestehlen oder plündern lassen, dagegen machen sie auch Jagd auf Sklaven. Nie gehen die Wasaramo ohne Bogen und Köcher aus; die Pfeile sind vergiftet, die Köcher hübsch geschnitzt. In der Art, wie sie ihre Haare flechten und ihren Körper mit rothem Lehm bemalen, liegt etwas Gesuchtes. Ihre Weiber sind kleine, dicke Geschöpfe mit kastanienfarbiger Haut und hervorstehenden Augen. Als Kopfschmuck bedienen sie sich einer Art Deckel, die aus Stroh und Lehm zusammengeknetet sind. Als Kleidung tragen sie einen Gürtel um die Lenden, und auf dem Oberleib eine Art Brustharnisch aus Glasperlen. Die Fußknöchel, die Handgelenke, die Arme über dem Ellbogen sind durch Ringe von Kupferdrähten so fest eingeschnürt, daß diese in das Fleisch einschneiden. — Mit dem Verkauf gefangener Sklaven, des Viehes, das sie selbst ziehen, und der gewonnenen Ernte bringen sie es zu einem gewissen Wohlstand. Sie bauen kleine Dörfer, deren Häuptlinge meist dem Sultan von Sansibar unterworfen sind. Der Weiberkauf und der Einfluß des „Mganga", der zugleich Priester, Arzt und Zauberer ist, erinnert manchfach an kaffrische Art; die Furcht vor dem bösen Geiste „Pepo" oder „Simu" und schauerliche Opfer von Kindern beim Beginn eines Krieges an den Aberglauben und die blutigen Greuel von Westafrika. Schwächliche oder unbotmäßige Kinder werden ins Gebüsch geworfen, den wilden Thieren zur Beute. In neuerer Zeit kommt es sogar vor, daß unnatürliche Wasaramo-Mütter ihre Kinder aus Gewinnsucht an die Küste bringen, um sie für 25 Sous an Leute zu verkaufen, die sie nur mit abgefallenen Baumfrüchten nähren. „Wir werden im Durchschnitt fünf Franken für ein Kind zahlen müssen, da man sie an Weiße immer theurer als an Eingeborne verkauft," schließt Horner. „Zuverlässige Personen haben mich versichert, daß man sich jedes Jahr Hunderte dieser armen kleinen Wesen verschaffen könne. Werden wir je die Mittel bekommen, welch reichen Handel werden wir treiben!"

Tiefer ins Innere vordringend, fand Horner jenseits der Grenzen der Wasaramo trefflich angebaute Ebenen, deren oft durch Sklavenjagden beunruhigte Bewohner halb als Hirten, halb als Bauern leben. Ihre Dörfer sind, unsern mittelalterlichen Schlössern gleich, auf schroffe Bergabhänge hingestellt. Männer und Weiber tragen aus einer schilfartigen Pflanze verfertigte kurze Röcke. Elephanten, Rhinocerosse, Giraffen, Büffel, Zebra, verschiedene Arten von Anti-

lopen, aber auch Löwen und Hyänen sind in Menge vorhanden. Es gibt dort Elephanten, von denen ein einziger Zahn gegen 280 Pfund wiegt. In den Wäldern tummeln sich Schaaren grauer Affen mit schwarzem Gesicht und andre Thiere, die man gezähmt nach Sansibar schickt. Der hier gewonnene Kopal übertrifft den von Meriko und Neuseeland bei weitem. — Auch hier beherrscht der Mganga als eine furchtbare Macht das Leben des Volks.

Ende September nach Bagamojo zurückgekehrt, entschließt sich Horner sogleich zu einem neuen Ausflug nach dem südöstlicheren Kaole. Dem wohlgemeinten Anerbieten einer abermaligen militärischen Begleitung weicht er mit der feinen Schmeichelei aus: „Ich danke; ich habe sie nicht nöthig; hier sind die Leute gut; alle sind Soldaten für mich." Allein unerwartet regnerisches Wetter treibt ihn schneller als er's gewollt und fieberkrank nach Bagamojo zurück.

Hiedurch wird ihm Gelegenheit, mit Muße einen aus dem fernen Mondlande (Nya Muesi) gekommenen Stamm zu studieren, der schnell seine wärmste Theilnahme erwirbt. Denn eben jetzt ist die Zeit der Ankunft der Karawanen, und so sind in Bagamojo und Kaole wohl 6000 solcher Muesi versammelt, die aus den Gegenden am Nyanza Viktoria-See, 200—300 Stunden weit, Massen von Elfenbein, Kopal, Getreidekörnern, Thierhäuten und andern Handelsartikeln auf Kopf und Rücken hergetragen haben.

Alle diese Waaren werden am Ufer des Meres ausgestellt. In Erwartung des Verkaufs derselben, was bei dem endlosen Hin- und Herfeilschen bisweilen zwei Monate dauert, bleiben diese Fremdlinge an der Küste, um Leinwand und andere Produkte einzutauschen. — Mit kindischem Erstaunen nahmen sie zuerst beim Anblick der Europäer Reißaus, dann fiengen sie an, neugierig deren weißes Gesicht, schwarzen Leib und behufte Füße zu betrachten, um endlich halb ergötzt, halb entsetzt, zuzuschauen, wie diese Hufe abgelöst und die Füße noch ein zweites Mal geschält werden können, bis auch an ihnen dieselbe weiße Haut erscheint wie an Gesicht und Händen. Nicht enden wollendes Pfeifen ist ihre lärmende Beifallsbezeugung. Horner zeigt ihnen seine Uhr. „Halt, halt!" sagen sie da, „dieses Ding spricht; wir glaubten, bloß die Menschen sprechen." Wie er nun aber gar mit einem Zündhölzchen Feuer macht, ergreifen sie die Flucht und schreien: „Diese Weißen sind Waganga!" (Zauberer). Nur scheu

und ängstlich betrachten sie anfänglich auch Horners Bilder, doch allmählich wächst ihr Muth und sie wagen sogar, dieselben zu betasten.

Diesen einfältigen Naturkindern gegenüber glaubt leider auch der großmaulige Musa sich zu einer Mission berufen. Im Tone überlegenster Sicherheit bindet er seinen anfänglich zweifelnden, nach und nach aber halb überzeugten Zuhörern die abgeschmacktesten Dinge auf, wie z. B. daß alle Weißen vom Himmel fallen. Horner wehrt ihm: „Aber Musa, krame doch nicht solche Albernheiten aus!“ Dieser antwortet: „Pater, lassen Sie mich machen; das gibt ihnen einen hohen Begriff von den Weißen,“ und der gute Horner läßt ihn gewähren und sieht in diesen leichtgläubigen Muesi mit Freuden Seelen, in welchen „auch der gute Samen zu keimen nicht ermangeln wird“. — Und wie sehnlich wünscht er ihnen „das Wort des Lebens!“

Ergötzlich ist seine Schilderung ihrer in Bagamojo einziehenden Karawanen: „In diesen zahlreichen Banden gibt es weder Ausreißer noch Unzufriedene. Man marschirt von sechs Uhr Morgens bis um Mittag, zu welcher Zeit man das Essen einnimmt und einer zweistündigen Ruhe pflegt. Hierauf beginnt der Marsch wieder bis sechs Uhr Abends. Der Muesi trägt als unermüdlicher Läufer Alles mit sich. Er braucht kein Zelt und keine Decke. Eine einfache Thierhaut dient ihm als Bett und Kleid. Dazu kommt ein Kochtopf, ein mit Schmalz gefüllter Flaschenkürbiß und ein kleiner Schemel. Seine Genügsamkeit ist so groß, daß er auf der Reise oft täglich nur einmal ißt, und zwar Mehlbrei. Dies Mahl wird zu einem Festessen, wenn er noch einige Stücke von krepirten Thieren, wornach ihn außerordentlich gelüstet, hinzufügen kann. Die Karawanen werden stets von einem Zauberer begleitet. Er ist selbst Lastträger, aber er trägt das leichteste Bündel. Da er in Kraft der mit seinen Funktionen verbundenen Vorrechte viel ißt und wenig arbeitet, ist er gewöhnlich der Dickste in dem Trupp. Nichts destoweniger ist er ebenso schlecht gekleidet als die Uebrigen, da er sich lächerlich machen würde, wenn er auf der Reise an seinen Anzug dächte. Uebrigens besteht bei dem Muesi die Kleidung in nichts oder in wenig. Der Kopfputz allein nimmt seine Sorge in Anspruch; und wie geschmackvoll dieser ist!

„Die Einen bekränzen ihr theures Haupt mit dem Haare der Zebramähne in Form eines Diadems, Andre binden an die Stirne einen Ochsenschweif, wieder Andre verfertigen sich eine Mütze aus

Affenhaut und zieren sie mit verschiedenartigen Bändern und Straußenfedern. Der Aufputz wird aber erst durch die übrigen Schmuckgegenstände vollständig. Außer der um die Lenden befestigten Binde von Ziegenfell sind da noch vom Kopf bis zu den Füßen Ringe aus Elfenbein, Spangen aus Kupfer- und Metalldrähten, mehrere Pfund schwer, Halsketten, kleine eiserne Schellen an den Knieen und Fußknöcheln. Weiter sind sie sehr erpicht auf eine übermäßige Länge der Ohren. Um diesen Reiz zu erlangen, hängen sie schwere Stücke Holz, Kupfer oder Elfenbein an die Ohren. Zum unterscheidenden Merkmal ihrer Nationalität lassen sie sich die zwei mittleren Schneidezähne des Unterkiefers ausreißen. Außer den gewöhnlichen Negerwaffen tragen sie noch eine große Lanze, Wurfspieße, eine Streitart, und am Gürtel ein großes Messer. Endlich, um den in jenen verlassenen Gegenden nur allzu zahlreichen Dieben einen hohen Begriff von der Stärke der Karawanen zu geben, ahmen sie auf dem Wege das Brüllen der Büffel nach und machen noch mittelst Trommeln und Hörnern, durch Pfeifen, Heulen und wildes Singen einen Höllenlärm.

„Man ist erstaunt, bei diesen Wilden dieselbe Liebhaberei am Boxen zu treffen, wie bei dem englischen Volke. Wenn zwei freundlich gesinnte Karawanen einander begegnen, treten die zwei Führer majestätisch hervor, den Kopf nach rückwärts werfend. Bei jedem Schritt halten sie einen Augenblick inne, die Augen scharf auf einander gerichtet. Sind sie in der gehörigen Nähe, so stürzen sie mit den Köpfen auf einander wie zwei Widder, die sich gegenseitig angreifen. Die Karawanen folgen dem Beispiel der Führer und es entwickelt sich ein wüthendes Boxen, das mit langem Gelächter endet. Die Karawane, welche die weniger festen Stirnen besitzt, erleidet die Niederlage, zahlt einen leichten Tribut, nnd der Weitermarsch wird angetreten."

Das Land der Muesi ist in Sansibar ziemlich genau bekannt, da es viele Araber des Elfenbeinhandels wegen durchreist haben. Ein Nachbar Horners, der selbst dort gewesen war, brachte dem Pater einmal einen aus dem Unyamuesi stammenden Papagei zum Geschenk mit den Worten: „Dieser Vogel kommt aus einem Lande, das der Garten Afrikas ist; es ist eine prachtvolle Gegend, deren volkreiche Dörfer und fruchtbare, sorgfältig bebaute Felder ein irdisches Paradies bilden. Große Heerden aller Gattungen von Thieren gehen

auf den Weiden umher, beleben die Landschaft und geben ihr den Charakter eines Reichthums, wie man ihn sonst nirgends trifft. Die Luft ist dort so frisch, die Natur so schön, daß bei Sonnenuntergang sogar die Wilden, die gewöhnlich für Naturpoesie nicht sehr empfänglich sind, tiefen Eindrucks sich nicht erwehren können."

Nach einer alten Sage bildete das Unyamuesi ehemals ein großes Reich unter der Herrschaft eines einzigen Oberhauptes. Nach seinem Tode wurde dieser Fürst der schönste Baum des Landes und gab seinem Sohne und seinen Unterthanen Schatten. Deßwegen wallfahrten noch heute die Wilden zu gewissen Bäumen, die man ihrer Meinung nach nicht berühren kann, ohne zu sterben. Ein gewisser Stolz und ein stark hervortretendes Unabhängigkeitsgefühl zeichnet die Muesi vor andern afrikanischen Stämmen aus. Eigenthümlich ist bei ihnen auch die Erbauung von großen Hütten an den beiden Enden des Dorfes, worin die Männer einerseits und die Weiber andrerseits den Tag mit Essen und Trinken zubringen. Ihrer Ehrlichkeit wegen sind sie so berühmt, daß man in Sansibar sprichwörtlich sagt: „Man kann bei den Muesi im offnen Felde schlafen, ohne sich fürchten zu müssen." Sonst aber sind sie von derselben Macht des Heidenthums beherrscht, wie andre afrikanische Stämme. Der Fluch des Aberglaubens und unheimlicher Geisterfurcht lastet auch auf ihrem Leben, und die schauerlichen Bräuche bei dem Begräbniß ihrer Häuptlinge mahnen an die blutigen Greuel von Dahome.

4. Am Pangani.

Nach zehntägiger Rast brach Horner wieder von Bagamojo auf. Nordwärts steuernd, gieng es jetzt an der Mündung des Kingani vorbei, der das Land der Wasaramo von dem der Wadoe trennt. Diese Wadoe sind gleichfalls als Menschenfresser bekannt und darum der Schrecken ihrer Nachbarschaft. Sie wohnen hinter den mit Weihrauch- und Copalbäumen bedeckten Bergen von Sabani, die sich Sansibar gegenüber erheben, und von dort aus zehnstündiger Entfernung deutlich gesehen werden. Selbst die tapfern Wahamba wagen nicht, die Wadoe anzugreifen. Horner hatte in Sansibar schon soviel von ihrer Wildheit gehört, daß ihn ein dringender Wunsch trieb, diese barbarische Horde in ihrer Heimat zu sehen. Vor dem

kleinen Hafen von Sadani angelangt, hieß er darum seinen Kapitän anlegen.

Ein Schrei des Entsetzens entfährt dem wackern Seehelden, aber schnell gefaßt, antwortet er mit orientalischer Feinheit: „Das ist unmöglich; es sind zu viele Klippen da.“ — Eingetretene Windstille hindert das Weiterfahren; bei Tag lastet der Bleidruck der Sonne auf den schmachtenden Passagieren, und bei Nacht verursachen die Strömungen des Meers ein solches Schaukeln, daß das Fahrzeug wohl zwanzigmal umzuschlagen droht, bis ihnen endlich ein kleiner Windzug gestattet, in den nördlicheren Hafen von Kipombuy einzulaufen.

Dort eilt eine Anzahl am Strande versammelter Männer auf die Landenden zu, ihnen freundschaftlich die Hand zu drücken. Horner ist darüber so betreten, daß er an eine Kriegslist denkt, doch bald beruhigt ihn einer der Eingebornen durch die Begrüßung: „Wir kennen dich wohl; du bist der französische Priester, der für die Armen und Kranken sorgt!“ „Kennst Du mich nicht mehr?“ fragte ein Andrer; „Du hast mich in meiner Krankheit verpflegt. Sei willkommen!“ Man beeilt sich, ihnen Kokosnüsse zur Erfrischung zu bringen, und kaum sind sie bei dem Dorfe angelangt, so werden sie von allen Seiten schon um Arznei gebeten. Fieberkrank setzt Horner am folgenden Tage die Weiterfahrt nach Pangani fort, einem Dorfe an der Mündung des gleichnamigen Flusses, der in den schneebedeckten Bergen des Innern entspringt und sich westlich von der Nordspitze der Insel Sansibar ins Meer ergießt.

Das Ufer war bedeckt mit Soldaten und Schwarzen. Alle empfiengen die Landenden freundlich und begleiteten sie zu dem Oberhäuptling des Landes, einem reichen Araber mit vornehmen Manieren aus einer der ersten Familien von Sansibar. Durch die Vereinigung der Aemter eines Militärhäuptlings und Zolleinnehmers war derselbe eine sehr wichtige Persönlichkeit, an welche Horner schmeichelhafte Empfehlungsschreiben von dem Sultan und dem Statthalter von Sansibar mitbrachte. Bedauernd, daß er die Freunde seines Sultans nicht würdiger empfangen könne, läßt der Oberhäuptling seinen Gästen eiligst eine landesübliche Wohnung bauen — ein kleines steinernes Häuschen aus einem einzigen Zimmer von 8 □ Fuß bestehend. Es war das beste Obdach, das Horner bisher auf seiner Reise geworden. Ein Geschenk von einem Sack Reis, drei Hämmeln

und Kokosnüssen befriedigte reichlich die leiblichen Bedürfnisse der kleinen Karawane.

Die Gegend von Pangani ist sprichwörtlich fruchtbar, aber von dem hin und wieder geträumten Glück der Naturvölker auch hier kein Hauch. „Einen Monat bringt die Bevölkerung mit dem Säen und Ernten des Reises und Mtamas zu; der Rest des Jahres bleibt dem Tanz. Vom Tembo- oder Kokosnußwein berauscht, schlafen die Bewohner von Pangani den ganzen lieben Tag; die Nächte bringen sie mit lärmenden Tänzen zu, deren Annehmlichkeit noch erhöht wird durch das Getöse der an Größe und Ton verschiedenen Trommeln. So ermüdende Vergnügungen, verbunden mit den daraus entstehenden Unordnungen, machen die Bevölkerung sehr kränklich. Männer und Weiber sind wahre Todtengerippe, und es hält schwer, unter ihnen gesunde Individuen zu finden.“

Kein Wunder, daß unter diesen Umständen Musas Aufschneidereien über die ärztliche Kunst seines Herrn diesem eine ungeheure Kundschaft zuzogen. Von Morgens bis Abends hatte Horner keine Ruhe; Jedermann kam, um Arznei oder wenigstens einen Rath zu holen. Den Fieberkranken giebt er ein wenig Chinin, den Augenleidenden einige Tropfen kölnisches Wasser mit gewöhnlichem Wasser vermischt, was wenigstens augenblickliche Erleichterung verschafft, da es mit den Thränen, die es verursacht, den Sandstaub heraustreibt, den der Wind beständig in die Augen bläst. Kommt ein Kranker und sagt: „Boana (Herr), ich habe einen aufgeblähten Bauch,“ so antwortet ihm Horner: „Iß eine rohe Zwiebel, und es wird vergehen!“ Klagt ein Andrer: „Ich bin immer zornig; sobald Jemand mit mir spricht, werde ich erzürnt,“ so erhält er den gravitätischen Rath: „Verschließe dich in deine Hütte, besuche keinen Menschen, und du wirst mit Niemand Streit bekommen.“ Tritt ein noch junger, kräftig aussehender Neger herzu mit den Worten: „Boana, ich habe keinen Appetit und kann nicht schlafen,“ so entgegnet ihm Horner: „Du bist krank, weil Du zu viel tanzest,“ und da er wirklich ein leidenschaftlicher Tänzer ist, entsteht ein schallendes Gelächter. Von diesem Augenblick an gilt Horner als eine Art Prophet, der die verborgenen Dinge kennt, und immer neue Schaaren von Armen und Kranken strömen ihm zu. Während er die Kranken beräth, bereitet Bruder Mascellin die Arzneien. Gegen Abend stellt sich auch eine Schaar indischer und arabischer Frauen ein, die zum Dank für die

beanspruchten Dienste durch ihre Sklaven seine Wohnung mit Zuckerrohr anfüllen lassen.

Endlich aber ist Horners Kunst zu Ende; denn: „um das ärztliche Ansehen nicht einzubüßen, bedarf es der Abwechslung im Verschreiben von Medizinen.“ Marcellin hilft ihm aus der Noth, indem er ihm für eine hustende Alte den Rath zuflüstert: „Pater, ich sah Salzwasser mit Erfolg anwenden.“ Horner spricht also würdevoll: „Wenn die Sonne bis zu jener Bergspitze wird gestiegen sein, und wenn der Wind von der Mündung des Pangani her blasen wird, wirst du Meerwassersalz in ein Glas voll Regen- oder Sumpfwasser werfen, und es in drei Malen austrinken, indem Du jedesmal den Himmel anschaust.“ Und „wegen dieser Nebensache“ wirkte seine Arzneikunst Wunder bei allen seinen Afrikanern, „auf welche eine einfache Angabe des Mittels gar keinen Eindruck gemacht hätte.“

Von dem durch seine sumpfige Lage ungesunden Pangani gieng es nun über steile Bergwände auf prachtvolle Hochebenen hinauf, von denen aus der Blick hinabschweifte auf die Fluthen des indischen Oceans. Von Zeit zu Zeit gab es da Begegnungen mit Wasamba, welche auf dem Weg an die Küste waren, um in Pangani ihren Tabak und ihr Schmalz zu verkaufen. Ein um die Lenden gebundener Streifen von Kuhhaut war ihre Kleidung, ein enormer hölzerner Todtschläger ihre furchtbare Waffe. — Auf entsetzlichen Pfaden gelang es, einige zwanzig Dörfer der Wasigua zu besuchen, in die man nicht eindringen konnte, ohne Hecken und Dorngebüsch zu durchschreiten, wobei die Wanderer jämmerlich zerstochen wurden. Schmerzhafter noch waren die Stiche großer schwarzer und rother Ameisen, die in so eng geschlossenen Reihen über die Wege zogen, daß die Esel oft nicht darüber gehen wollten. „Madimobo“ (siedendes Wasser) werden diese Plagegeister von den Eingebornen genannt wegen des brennenden Schmerzes, den ihr Biß verursacht. Es sollen in den Wäldern der dortigen Gegend sogar riesige Holzameisen vorkommen, welche Eidechsen, Ratten und Schlangen angreifen und fressen. — Die Wasigua nahmen die Fremden sämmtlich ohne Furcht auf, boten deren Wißbegierde aber nichts Neues dar.

Man mußte an die Weiterreise denken. In Verlegenheit, für den Häuptling von Pangani, der sie mit Höflichkeiten überhäuft hatte, ein würdiges Abschiedsgeschenk zu finden, gab Horner seinem Unterhändler Musa den Auftrag: „Du wirst dem Häuptling sagen,

daß er zu groß sei, als daß ich ihm zur Bezeugung meiner Dankbarkeit für seine Güte etwas anzubieten hätte, das schön genug wäre." Und mit seiner gewohnten Art brachte Musa es so gut zurecht, daß der über dieses Kompliment entzückte Häuptling den Scheidenden noch Reis, zwei Hämmel und andre Lebensmittel zur Fortsetzung ihrer Reise schickte.

Die Fahrt geht nicht unmittelbar nach Sansibar zurück, sondern zuvor noch nordwärts nach der fast ausschließlich von Arabern bewohnten Stadt Tanga. Gleich beim Herausfahren aus der Mündung des Pangani erhebt sich plötzlich ein Wind, und die Strömung treibt das schwache Schifflein mitten in die Brandung. Bald verschwindet der Buter zwischen den Wogen, bald legt er sich rechts und links auf die Seite, und der Kapitän erklärt fluchend, es sei keine Möglichkeit der Rettung mehr. Vergeblich ermahnt ihn Horner, sich auf den Tod vorzubereiten, während er selbst das Gebet wiederholt: „Gedenke, o seligste Jungfrau u. s. w." — Doch schreibt der gute Pater es nicht der Jungfrau Maria, sondern Dem zu, „der den Winden befiehlt und dem Meere," daß nach bangen drei Viertelstunden ein leichter Wind ihnen gestattete, die hohe See zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten von der Goldküste.

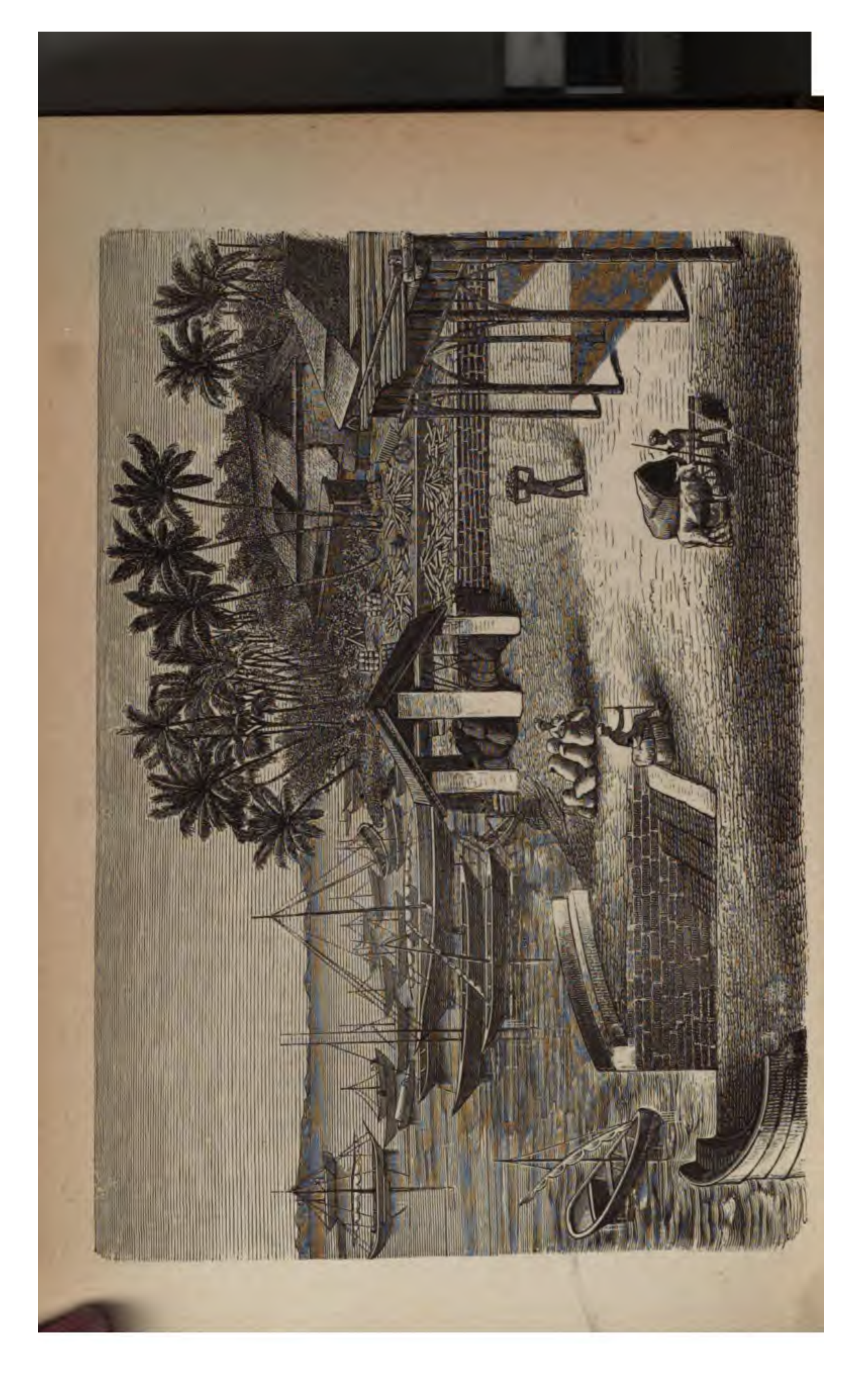
Am 6. Februar gelangte die frohe Botschaft nach Deutschland, daß den seit 4 Jahren und 7 Monaten in Kumase vom Asante-König gefangen gehaltenen Missionaren nun endlich die Erlösungsstunde geschlagen. Schon am 16. Januar war Miss. Kühne als Friedensunterhändler ins englische Lager gesandt worden, und am 24. konnte General Wolseley telegraphiren: „Alle weißen Gefangenen sind jetzt in meinem Lager", d. h. ohne Zweifel Miss. Ramseyer mit seiner Frau und der in Wegbe gefangene französische Kaufmann. Näheres über die Erlebnisse der Gefangenen während ihrer letzten Zeit, wie überhaupt während ihres ganzen, jedenfalls an Leiden und Entbehrungen überreichen Aufenthaltes unter den Asante wird man natürlich erst brieflich und hoffentlich bald auch mündlich von den Befreiten selbst erfahren. Ueber den Ausgang des Krieges ist aus den offiziellen Telegrammen soviel gewiß, daß der König, nachdem die Engländer den Prah überschritten, alle Friedensbedingungen des Siegers angenommen und 200,000 Pfund St. zu zahlen versprochen hat. Ob die Engländer einen feierlichen Einzug in die Hauptstadt

gehalten haben oder nicht, ist bisher noch unbekannt; sie werden wohl um des moralischen Eindrucks willen entschieden darauf bestanden sein.

Die vom Krieg am schwersten betroffene Mission ist die wesleyanische, in deren Gebiet die Asante nicht weniger als 9 Kapellen und 6 Missionshäuser zerstört haben. Auch die Bremer Missionare, deren Stationen im Gebiet der den Asante verbündeten Angloer gelegen sind, haben wohl durch die Kriegsunruhen eine Störung in ihrer Arbeit erlitten. Jedenfalls mußten ihre Frauen und Kinder sich auf ein englisches Schiff flüchten. Ganz verschont ist bis zuletzt das Basler Missionsgebiet geblieben. Nur hat freches Gesindel die Schreiner- und Wagnerwerkstätte in Christiansborg abgebrannt; es war ein räuberischer Plünderungsversuch, der freilich schwere finanzielle Verluste herbeiführte. Aber wie dankenswerth ist es doch, daß „im tiefsten Frieden", nach einem Brief von Miss. Zimmermann, daselbst am 6. Januar das gewöhnliche Distriktsmissionsfest gefeiert werden konnte, bei welchem 7 Redner, darunter Commandant Borke von der englischen Marine, theils Gã, theils Englisch sprachen. Nach dem von Miss. Schall vorgetragenen Jahresbericht war die Zahl der eingeb. Gemeindeglieder am Schluß des Jahres 2500, der Schüler 1000, der Taufen 300, der Betrag der von den Stationen und Gemeinden beigesteuerten Gelder 2400 fl. Daß 300 Christen mit dem Gouverneur ins Feld zogen, während die Heiden sich überaus apathisch erwiesen, trug jenen Lob von der Obrigkeit ein.

Miss. Zimmermann hat auf der Durchreise in Sierra Leone den Prinzen Ansa kennen gelernt, der in Kumase durch seine Freundlichkeit gegen die Gefangenen, wie durch eifrige Bemühungen um ihre Befreiung sich hoch verdient gemacht hat. Trotzdem traute man ihm als einem Verwandten des Königs Karikari (Ansa ist jetzt 50 Jahr alt, etwa 10 Jahr älter als der König) von englischer Seite nicht, und nach dem Ausbruch des Verheerungskrieges wurde er sogar vom Pöbel in Capecoast überfallen, ausgeplündert und beinahe getödtet, weil er um der Gefangenen willen nicht allen Verkehr mit Asante abgebrochen hatte. Zwar ließ ihn der Gouverneur durch seine Soldaten retten und sandte ihn nach Sierra Leone, scheinbar als Staatsgefangenen, doch ohne ihn eines Verbrechens zu beschuldigen, that aber sonst nichts für ihn. Jetzt lebt er dort in sehr dürftigen Umständen. Wie gut hätte man ihn für die Friedensverhandlungen im englischen Lager brauchen können! Er ist wieder Glied der wesleyanischen Gemeinde. Miss. Zimmermann und die ganze Reisegesellschaft, darunter eine Anzahl englischer Offiziere, fand in ihm einen „äußerst ruhigen, nüchternen, bescheidenen und offenen Mann". Der Herr lohne ihm, was er an den Gefangenen that!

[redacted]



Anfänge der Basler Mission auf der Goldküste.

Von P. Wurm.

Durch den Asante-Krieg und die Sorge um das Schicksal der gefangenen Missionsgeschwister ist seit einiger Zeit die Arbeit der Basler Brüder in Afrika den Missionsfreunden besonders nahe gelegt. Und wenn nun Ramseyer telegraphirt: „Halleluja, wir sind frei und befinden uns im englischen Lager“, so schweift der Blick auch schon in die Zukunft, und man fragt sich: was wird die Frucht all dieser Leidens- und Gnadenerfahrungen sein? In solch entscheidungsvollen Zeiten schaut man gerne zurück auf den durchlaufenen Weg, der ja hier von Anfang an ein Weg großer Trübsal gewesen ist, aber von dem Herrn legitimirt wurde als Sein Weg durch den reichen Segen, mit welchem diese Mission nach so vielen Opfern und nach so langem Ausharren gekrönt worden ist. Das Geschlecht von Missionsfreunden, welches noch aus eigener Erinnerung die Freuden und Leiden der Bahnbrecher dieser Mission kannte, stirbt allmählich aus. Eine zusammenhängende Geschichte der Basler Mission existirt leider noch nicht, da der sel. Dr. Ostertag, welcher die Entstehung derselben in so lieblicher Sprache, so eingehend in die Zeitverhältnisse und mit so vielen schönen, erbaulichen Zügen aus dem Leben einzelner Personen dargestellt hat, in die obere Heimat abgerufen wurde, ehe er uns in die weitere Entwicklung des Werkes einführen konnte. Darum dürfte es an der Zeit sein, daß wir wenigstens einmal die ältere Geschichte dieses einen Arbeitsfeldes nach den vorhandenen Urkunden übersichtlich zusammenstellen.

1. Die Vorbereitungen.

Eine Missions-schule war 1816 in Basel eröffnet worden. Die damalige Kommittee dachte noch nicht an selbständige Aussendung der Zöglinge. „Wir haben uns vereinigt, heißt es in dem Berufungsschreiben an Insp. Blumhardt (Nov. 1815) nach erhaltener Sanction und Bewilligung unsrer hohen Landesregierung, eine Missionsanstalt zu errichten, welche den einfach großen Zweck hat, Zöglinge zu bilden, welche von den schon lange mit glücklichem Erfolg arbeitenden englischen und holländischen Missionsgesellschaften als Verbreiter einer wohlthätigen Civilisation und als Verkündiger des Evangeliums des Friedens nach verschiedenen Gegenden der heidnischen Welt versendet werden können.“ Der Gedanke an eine selbständige Aussendung scheint zuerst von Blumhardt angeregt worden zu sein beim Jahresfest 1819. Der Bestand der Missionsschule war gesichert, mehrere Hilfsvereine hatten für die Unterhaltung von Zöglingen Beiträge gezeichnet, so daß 20 aufgenommen werden konnten; ebenso war ihre Verwendung geregelt, da die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft sich verpflichtet hatte, jährlich 8, die niederländische 6, die Edinburger und die Londoner Judenmissionsgesellschaft 4 Zöglinge zur Aussendung zu übernehmen. Nun sah sich die Kommittee legitimirt, auch die Zahl der Zöglinge über 20 zu vermehren. Dann aber mußte für diese wieder Arbeit gesucht werden. Deßhalb wurde beschlossen: 1) durch Dr. Knapp in Halle und die „altdeutsche“ Missionsgesellschaft daselbst mit der englischen Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums (Propagation Society) in Verbindung zu treten. 2) „Es mußte sich jetzt der Gedanke ergeben, ob nicht in den sich mehrenden Hilfsquellen der Anstalt ein Wink des Herrn liegen möchte, nicht nur Missionare zu bilden, sondern auch selbst Missionare auszusenden.“ Es war als ob beim Umzug aus dem kleinen Hause „zum Panthier“, in welchem die Missionsschule begonnen hatte, nach dem Gebäude, welches bis zum J. 1860 der Anstalt diente, auch der Muth der Kommittee sich gehoben, der Blick sich erweitert hätte. Aber „wartend und eilend, wirkend und leidend“ wollte man vorwärts gehen, man wagte keinen Schritt hinaus ohne bestimmte Aufforderungen; dann aber wollte man im Glauben freudig zugreifen, durch die geöffnete Thür eingehen, wenngleich der Weg noch dunkel vor den Augen lag. Be-

denken wir, wie gering der überseeische Verkehr damals noch war, wie langsam und kostspielig die Correspondenz und das Reisen, wie fern von der Weltstraße namentlich Süddeutschland und die Schweiz lagen, so begreifen wir diese Zurückhaltung.

Unter den Freunden der Mission fand sich aber namentlich ein hochgestellter Mann, der durch ein freundlich ermunterndes Wort, mit welchem er seine ansehnlichen Geldbeiträge begleitete, die Kommittee wiederholt ermuthigte, ihre Seile weiter zu spannen. Es war der Fürst Otto Victor von Schönburg-Waldenburg (geb. 1. März 1785, † 16. Februar 1859), der Besitzer einer mediatisirten Herrschaft im Königreich Sachsen. Er soll in mancher Beziehung ein eigenthümlicher Mann gewesen sein. Aber er hatte nicht nur ein Herz für die Mission, las alle Berichte der Basler Gesellschaft mit großem Interesse, war mit allen Einzelnheiten auf dem Laufenden und blieb bis an sein Ende ein treuer Freund, sondern arbeitete auch selbständige Plane aus, wie das Werk am besten betrieben werden könnte. Sein Lieblingsgedanke, der namentlich für Indien fruchtbar wurde, war die Heranbildung von Eingeborenen zu Missionaren unter ihrem Volke. Dieser Fürst übersandte am 11. August 1819 einen Beitrag von 25 Louisd'or mit dem Versprechen weiterer Hilfe und der Bemerkung: „Möge es Ihnen indessen bald gelingen, eine solche Missionsgesellschaft zu gründen, welche nicht nur für die Bildung von Missionaren sorgt, sondern solche selbst auch aussendet. Dadurch würden die wohlthätigen Wirkungen eines solchen Unternehmens anschaulicher, und zu erwarten, daß die Theilnahme des christlichen Publikums vermehrt würde. Auch zeigt das Beispiel der Brüdergemeinde, daß so etwas in Deutschnicht unausführbar sei.“ Bald darauf ermunterten auch Freunde in Bern und in Württemberg zu einem solchen Schritte.

Blumhardts Gedanken waren aber zunächst nicht auf eine überseeische Mission gerichtet, sie hiengen zusammen mit einem Plan für die Heimat, welchen er damals bewegte; er wollte sämmtliche deutsche und schweizerische Missionsvereine verbinden zu einer allgemeinen deutschen Missionsgesellschaft. Während England seine Kolonien jenseits des Meeres in allen Welttheilen hatte und daran Missionen anknüpfen konnte, sollte diese deutsche Missionsgesellschaft zunächst an die deutschen und schweizerischen Kolonien in Süd-Rußland sich anlehnen, und wie Paulus auf

seinen Missionsreisen zuerst an seine jüdischen Volksgenossen sich wandte und ihre zerstreuten Gemeinden zum Ausgangspunkt für seine Arbeit unter den Heiden machte, so sollten auch die deutschen Sendboten in den deutschen Gemeinden von Südrußland einen Stützpunkt für ihre Arbeit unter Muhammedanern und Heiden in jener Gegend suchen. Der Gedanke wurde zuerst ausgesprochen am 3. November 1819 bei einem Liebesmahl im Haus des Präsidenten der Missionsgesellschaft, des Pfr. von Brunn, am Abend nach der öffentlichen Bibelversammlung. Im folgenden Jahr machte Blumhardt eine 15wöchige Reise zur Sammlung der deutschen Missionsgesellschaft und kam sehr befriedigt über die Aufnahme des Plans bei den Hilfsvereinen zurück, so daß am 20. December 1820 das Statut für die deutsch-schweizerische Missionsgesellschaft von der Kommittee genehmigt und am 21. März 1821 die beiden Zöglinge Zaremba und A. Dittrich für die Mission in Rußland bestimmt werden konnten.

Doch die Arbeit in Süd-Rußland führte nicht zu einer Heidenmission; auch unter Muhammedanern konnten die Brüder nur wenig wirken. Darum begreifen wir, daß die Freunde, nicht ganz befriedigt von dieser Unternehmung, den Wunsch aussprachen: Basel möchte ein weiteres Arbeitsfeld suchen „im bloßen Heidenlande“. Das Elend der Neger trat in den Zwanziger Jahren in den Vordergrund und seit der großen Erweckung in Sierra Leone a. 1816 hatte man erfahren, daß auch die Arbeit in Afrika, trotz der großen Opfer an Menschenleben, die sie von Anfang an forderte, nicht vergeblich sei.

Die erste Anregung zu einer Basler Mission in Afrika findet sich im Kommitteeprotokoll vom 18. April 1823. „Es wurde eine eigene Missionsstation im Heidenlande, etwa im Innern von Afrika bei der Susu- oder Bullom-Nation in Anregung gebracht, wo das Evangelium einen so augenscheinlich gesegneten Fortgang habe und welche die Theilnahme unsrer Missionsfreunde reger erhalten dürfte, als unsre Unternehmung am kaspischen Meere, wo weit langsamere Erfolge zu erwarten seien. Zudem möchten mit einem solchen neuen Beginnen unsre Einnahmen und Ausgaben mehr ins Gleichgewicht kommen. Vor Allem müßte mit der kirchlichen Missionsgesellschaft darüber Rücksprache genommen und in Verbindung mit den Engländern gehandelt werden. Je nachdem wir von dieser Seite

Winke erhielten, dürfte vielleicht bei der nächsten Jahresversammlung eine Andeutung hievon gegeben werden." — „Als ein erfreuliches Zeichen des Waltens des Geistes Jesu Christi unter unsern lieben Missionszöglingen wurde der vor dem Herrn geprüfte Vorsatz unsrer beiden Brüder Kugler und Müller zur stillen Theilnahme vorgetragen, daß sie in Seinem Namen und im festen Glauben und Vertrauen auf Seine Durchhilfe ohne viele menschliche Unterstützung in die Heidenwelt ausgehen wollten. Die Erklärung unsrer Kommittee hierüber wollten sie als den Willen des Herrn betrachten. Als Beweggründe zur Ausführung dieses Plans wurde angeführt das große Bedürfniß der Heidenwelt, daß die Engländer ihre Kolonie Sierra Leone nicht überschreiten, daß die wackeren Missionare Nyländer und Wilhelm unsre Brüder in Erlernung der Susu-Sprache gewiß gerne unterstützten u. s. f. Eine nähere Erörterung dieses Gegenstandes blieb späteren Berathungen vorbehalten."

Die Bullom und Susu sind Völker, welche nördlich von der englischen Kolonie Sierra Leone wohnen. Die ersten Arbeiter der englischen Gesellschaften hatten nicht unter den aus den Sklavenschiffen befreiten, verschiedenen Völkern angehörigen Negern der Kolonie, sondern unter den benachbarten Stämmen, die noch eine nationale Einheit bildeten, ihr Arbeitsfeld gesucht. Aber ihre Todfeinde waren die Sklavenhändler, welche dort noch ihr finsteres Geschäft trieben, und so aufmerksame Zuhörer die Missionare zuweilen unter den Schwarzen gefunden hatten, so räumten sie doch das Feld, nachdem die Sklavenhändler ihre Stationen zerstört hatten; denn inzwischen war in der Kolonie selbst ein so frisches Leben erwacht, daß man die Missionare dort brauchte. Einigen Zöglingen des Basler Missionshauses gieng es besonders nahe, daß man diese armen Negervölker in der Nähe von Sierra Leone so ganz verlassen hatte, sie wünschten in die Lücke zu treten und noch einen Versuch zu machen; und zwar wollten sie die Missionsideale verwirklichen, die immer wieder bei einzelnen Freunden auftauchen, so oft sie schon durch den ungünstigen Erfolg in heißen Ländern und unter unkultivirten Völkern als unausführbar erwiesen worden sind; sie waren der Ansicht, daß ein europäischer Missionar auch im Tropenklima und unter einem unkultivirten Volk durch seiner Hände Arbeit sich ernähren und daneben predigen könnte wie der Apostel Paulus. Die Kommittee war damals nicht abgeneigt diesen Versuch zu unterstützen, so daß die

beiden Brüder nur Ausrüstung und Reisekosten erhalten hätten, sonst aber fortwährend in freundschaftlicher Verbindung und brüderlicher Rücksprache mit der Kommittee geblieben wären. Um der Finanzen willen hätte die Kommittee nicht nöthig gehabt diese Brüder ohne weitere Unterstützung zu lassen, denn die Kasse hatte alljährlich einen so bedeutenden Ueberschuß, daß man dadurch zum Aufsuchen eines neuen Arbeitsfeldes getrieben wurde, damit „die Einnahmen und Ausgaben mehr ins Gleichgewicht kommen."*) Allein die in England eingezogenen Erkundigungen scheinen so ungünstig gelautet zu haben, daß dieser Plan nicht zur Ausführung kam.

Vielleicht trug zur Vereitlung dieses Plans auch die Zurücksetzung bei, welche die Basler Mission im folgenden Jahre von England erfahren mußte. Die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft erklärte nämlich im Mai 1824, daß sowohl für Sierra Leone als für Westindien nur geborene Engländer als Missionare verwendet werden sollen, hier aus Rücksicht auf die kirchliche Verfassung, indem bereits 2 Bischöfe (für Jamaika und Barbados) bestimmt seien, dort auf Verlangen des Gouverneurs, indem die in Basel gebildeten Missionare Metzger und Gerber sich selbst in englischer Sprache den Negern nicht gehörig verständlich zu machen wüßten. Die Missionsgesellschaft habe nun der Regierung versprochen, englische Geistliche für diese Plätze zu besorgen, aber es sollen auch ihre lutherischen Brüder Arbeit finden; für das Mittelmeer und für Ostindien bedürfe sie Männer wie Maisch und Reichard. Die Kommittee nahm diese betrübende Nachricht als einen Wink vom Herrn in Demuth an und tröstete sich damit, daß der Umfang des Missionsgebietes noch weit genug sei, um in demselben zu wirken. Die vom Gouverneur in Sierra Leone so gering geschätzten deutschen Brüder kamen übrigens doch später wieder zu Ehren, denn sie waren unentbehrlich, da nicht genug Engländer in das Land des Todes ziehen wollten, während die deutschen Brüder stets dazu bereit waren.

Inzwischen hatte die Kommittee den Gedanken an eine afrikanische Mission im Auge behalten und war durch ihren erfahrenen Berather Dr. Steinkopf in London auf eine andere Verbindung

*) Im Jahr 1820 betrug der Ueberschuß der Einnahmen (auf jetzige Währung reducirt) 21,400 Franken, 1821 sogar 38,500 Fr., 1822 14,900 Fr., 1823 34,900 Fr.

hingewiesen worden, um zu diesem Ziel zu kommen. Als derselbe im September 1823 auf Besuch in Basel war, machte er den Vorschlag, „daß unsre Kommittee an das Missionskollegium in Kopenhagen in einem freundschaftlichen Schreiben sich diesfalls wenden solle. Es dürfte diese Adresse schwerlich fruchtlos sein, da neben den Fortschritten, die das wahre Christenthum in Dänemark seit neuerer Zeit gemacht habe, auch der Missionsgeist wieder erwacht sei. Da wir von unserm Standpunkt aus keine für sich stehende Mission haben könnten, so dürfte von einem brüderlichen Zusammentreten von dieser Seite etwas zu erwarten sein."

Der östliche Theil der Goldküste stand nämlich bis zum J. 1851 unter dänischer Herrschaft, während Cape Coast und Umgegend schon damals englisch war. Es kommt immer ungemein viel darauf an, wie die Regierung eines fremden Landes sich zur Mission stellt. Dänemark hatte im 18. Jahrhundert zwei fromme Könige, denen es zu Herzen gieng, daß ihre Unterthanen in den fernen Kolonien noch in heidnischer Finsterniß lebten. Unter Friedrich VI. waren Ziegenbalg und Plütschau 1705 als die ersten evangelischen Missionare nach Ostindien gesendet worden, unter Christian VI. begannen die Missionen der Brüdergemeinde auf den dänischen Inseln Westindiens und in Grönland, ja auch auf der Goldküste, wo aber die Missionare von 3 Sendungen (1736, 63, 69) so schnell wegstarben, daß die Arbeit in diesem gefährlichen Klima nicht fortgesetzt wurde. Zur Leitung der dänisch-halle'schen Mission war in Kopenhagen ein Missionskollegium eingesetzt worden, bestehend aus Professoren und hohen Würdeträgern der dänischen Landeskirche. Aber leider hatte der fromme Sinn des Königs wenig Anklang in seinem eigenen Lande gefunden, und so waren selbst die Mitglieder des Missionskollegiums von Anfang an keine Männer gewesen, denen die Noth der Heidenwelt zu Herzen gieng, wie Francke und seinen Schülern in Halle, wo die Seele dieser Mission zu suchen war. Als vollends in Halle der Rationalismus in das Erbe des Pietismus eintrat, sank das dänische Missionskollegium zu einer Fondsverwaltung für Kirchen und Schulen in Dänisch-Ostindien und Grönland herab. Wenn nun aber in Dänemark der Missionsgeist wieder erwachte, warum sollte die Basler Kommittee sich nicht an das Missionskollegium in Kopenhagen wenden wegen einer Mission auf der dänischen Goldküste. Es wurde weiter bemerkt: „Zur An-

knüpfung einer Verbindung mit dem Missionskollegium in Kopenhagen könnte ein ehestens zu erwartender Besuch von einem Herrn Rudelbach, Dr. phil. in Kopenhagen, gegenwärtig in Stuttgart und Tübingen sich aufhaltend, die nächste Veranlassung geben." Dieser Dr. Rudelbach, der nachmalige Professor in Kopenhagen, kam wirklich bald darauf nach Basel und ergriff den neuen Gedanken mit großer Wärme, er hoffte davon eine Wiederbelebung dieses 'sterbenden' Missionskollegiums. Er hielt es aber für räthlicher, mit dem Bischof Münter, dem einflußreichsten Mitglied des Kollegiums, der die Sache mehr vom wissenschaftlichen als vom christlichen Gesichtspunkt aus betrachte, mündlich den Plan zu besprechen, womit die Kommittee einverstanden war.

Einen weiteren warmen Freund bekam die Basler Mission in Dänemark in dem Pastor Rönne, vormaligem Erzieher des Kronprinzen. Derselbe berichtete am 6. April 1824 von den erfreulichen Fortschritten des Missionsinteresses, wie er sie auf einer Missionsreise durch Fünen und Schleswig wahrgenommen habe, und empfahl einen jungen Studenten Jörgen Wright von Cappelen aus Norwegen, der schon 2 Jahre zuvor unter seinen Mitschülern eine Gesellschaft für Zwecke des Reiches Gottes gestiftet und bedeutende Beiträge aufgebracht hatte, zur Aufnahme in das Missionshaus. „Eine merkwürdige Zeit, schrieb Rönne, haben wir doch erlebt, da der Geist der Gnaden sich so reichlich selbst über Knaben ausgießt. Es ist nicht lange her, daß die mehrsten, die sich Christen nannten, nicht einmal wußten, daß es einen heiligen Geist gebe, und nun sehen wir ihn überall in seinem herrlichen Walten."

Auch Rudelbach schrieb (September 1824): „Ihr unschätzbares, aus einer christlichen Menschenliebe entsprungenes Anerbieten, unserer jetzt ausgestorbenen Mission auf der Guineaküste aufzuhelfen oder sie vielmehr durch neue lebendig eingepfropfte Reiser wieder zu beleben, hat hier in allen christlichen Gemüthern eine große und schöne Hoffnung erregt. Aber leider sind diese nicht die, welche die äußeren in dieser Sache unentbehrlichen Hebel abgeben. Doch warum sage ich 'leider'? Die Sache ist bis jetzt wenigstens nicht verdorben, und ich darf hoffen, den einzig richtigen Weg zu ihrer Förderung eingeschlagen zu haben, denn von unsrem Missionskollegio, das jetzt so gut wie entschlafen (was besonders an der Beschaffenheit unsrer einzigen noch erhaltenen grönländischen Mission sichtbar ist) dürfte

man keine hilfreiche Hand oder Empfehlung erwarten. Der Bischof von Seeland selbst will oder kann hier nichts thun. Ich trug also bei der ersten Audienz, die ich nach meiner Zurückkunft bei dem König hatte, ihm die Sache vor und suchte sie ihm an das Herz zu legen. Er war äußerst zufrieden mit dem übrigen Resultat meiner Reise und äußerte sich über diesen Punkt gefällig: der Vorschlag hätte ihn angenehm überrascht; ich möchte eine Motivirung desselben aufsetzen und ihm überreichen, welches ich auch mit Vorbeigehung aller übrigen Instanzen ehestens thun werde. Wie es übrigens auf der Küste Guineas aussieht, das können Sie daraus entnehmen, daß in diesem Augenblick sogar nicht ein dänischer Prediger da ist, eine Sache, auf die der Bischof lange vergeblich gedrungen."

Nun dauerte es wieder mehr als ein Jahr, bis ein weiterer Schritt geschah. Inzwischen waren aus der Heimat immer zahlreichere Zuschriften gekommen, welche zur Arbeit in einem Heidenland ermuthigten. Am 31. März 1824 hatte „ein edler Freund" (der Fürst von Schönburg) 1000 fl. übersandt „zur selbständigen Aussendung von Missionaren in heidnische Länder." Freunde in Württemberg und Dräseke in Bremen hatten ähnliche Wünsche ausgesprochen. Besondern Eindruck machte der Kommittee ein Brief von der bekannten Frau Anna Schlatter in St. Gallen (30. April 1825), worin sie im Namen ihres Frauenvereins schrieb: „Es scheint uns immer, die Arbeit der ausgesendeten Reichsboten sei erfreulicher und erfolgreicher unter den Heiden als unter Türken und Juden. Doch hat uns gestern die Vorlesung eines Briefes von Mehemed Ali an Herrn Dittrich überzeugt, daß wenigstens diese Seele Jesu Christo gewonnen ist, also alle Missionskosten nach der Taxe, die Jesus einer Seele gibt, überschwänglich gedeckt sind. — Mit mir ist's auf Erden bald ausgearbeitet, da meine Kraft und Gesundheit völlig abzunehmen scheint. Tragen Sie Geduld mit diesem sterbenden Leben, bis es aus Gnaden wahres Leben aus Christi Hand empfängt."

Nachdem die Kommittee eine Zeit lang an eine Mission in Süd-Afrika oder in Westindien oder unter den Negersklaven in Nordamerika gedacht, aber durch die eingezogenen Erkundigungen keine Ermuthigung empfangen hatte, öffneten sich im J. 1826 fast gleichzeitig 2 Thüren, welche wirklich zu einer Basler Mission unter den Negern führten, die eine in Liberia, der amerikanischen Kolonie

für befreite Neger, die andere die schon besprochene auf der Goldküste. Wir verweisen für die 1828 begonnene, aber schon 1831 wieder aufgehobene Liberia-Mission auf das Leben G. A. Kißling's im Miss.-Mag. 1867, S. 305 ff. und verfolgen hier nur die Mission auf der Goldküste.

Der Gouverneur der Goldküste, Major von Richelieu, war um diese Zeit nach einem 2—3jährigen Aufenthalt in seine Heimat zurückgekehrt. Er hatte bei seiner Ankunft auf der Goldküste Alles in großer Unordnung gefunden. Seit 15 Jahren war kein dänischer Prediger mehr dagewesen. Darum stand das Haus Gottes leer. Der Gouverneur besorgte nun selbst den Gottesdienst, indem er nach Absingung einiger Liederverse eine Predigt vorlas. Auch Neger baten ihn um Erlaubniß das Haus Gottes zu besuchen, was er gerne gestattete. Nach der Anweisung eines englischen Missionars errichtete er eine Schule mit der Lancaster'schen Lehrmethode, so daß er die besseren Schüler wieder als Lehrer für die andern aufstellte. Hier unterrichtete theils er selbst, theils ein von ihm angestellter Mulatte, der früher in Europa gewesen, aber dem Trunk ergeben war. Bei seiner Abreise von Afrika, erzählte er, haben die Neger ihm zugerufen: „Vater, nimm doch einen Prediger mit Dir zurück!"

Diesem Gouverneur, der schon die Bibelgesellschaft und die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft vergeblich um Missionare für die Goldküste gebeten hatte, theilte nun Rönne mit, daß die Basler bereit wären, einen Prediger auf eigne Kosten dorthin zu senden, wenn die dänische Regierung ihm ihren Schutz zusagen würde. Zugleich bat er ihn, die Sache dem König vorzutragen. Das that Richelieu; der König hörte ihn mit Aufmerksamkeit an und übergab den Vorschlag der Kanzlei zur Erwägung. „Es ist doch ein Stern der Hoffnung, der über Guinea aufzugehen beginnt," schrieb Rönne im Februar 1826 nach Basel. „Wir wollen beten, und der Herr wird die Sache nach Seinem Willen leiten."

Der norwegische Zögling Cappelen, durch den die Korrespondenz mit Rönne schon bisher zum Theil gegangen war, erklärte sich bereit, eine Reise nach Dänemark zu machen, um die weiteren Schritte einzuleiten und namentlich Hilfsvereine für die Basler Mission in Dänemark zu organisiren. Die Reise wolle er selbst bezahlen, wenn nichts resultire; werde etwas prosperirt, so könne die Kommittee ihm etwas daran vergüten. Die Kommittee willigte mit

Freuden ein, da sie einen kleinen Versuch in Afrika mit 2 Brüdern machen wollte. Trotz dem Ueberschuß der Einnahmen wagte sie nicht, einen größeren Griff in die Kasse zu thun, sondern setzte in einem Schreiben an Rönne, welches Cappelen mitnahm, auseinander, daß Basel bereits eine Mission in Armenien habe und im Begriff sei, dieselbe auf eine Provinz Persiens auszudehnen, daß diese Unternehmungen einen bedeutenden Theil ihrer Kräfte in Anspruch nehmen, daß man aber bereit sei, mit 2 lieben Missionsbrüdern einen kleinen und stillen Versuch in der heidnischen Negerwelt zu wagen und ruhig abzuwarten, welche weitere Winke die Hand des Herrn dem Werke geben werde. Diese beiden Brüder sollen auf Kosten von Basel ausgesandt werden, alles aber so niedrig und anspruchslos und auf demselben Fuß wie bei der Brüdergemeinde. In Bezug auf den Schutz der Regierung wünschte die Kommittee die Concessionen und Privilegien, welche die Brüdergemeinde auf Grönland und den dänisch-westindischen Inseln genieße. Auch sonst wurden noch manche Fragen an Rönne gerichtet: Wo und wie die ersten Versuche zu machen seien? ob Schulen, Gebäulichkeiten? welche Erleichterungen von Seiten des Gouverneurs zu erwarten seien? wie die Ausrüstung auf einfachstem Fuß? wie hoch die Unterhaltungskosten? welches die beste Zeit der Ankunft auf der Küste? ob Erleichterung der Fahrt auf Regierungsschiffen? Weg der Korrespondenz? ob die Missionare noch einen Beruf treiben sollen u. s. f.

Noch ehe Cappelen abreiste, kam ein neues Schreiben von Rönne (30. März 1826) mit der Nachricht, daß der Gouverneur von Richelieu wiederholt versichert habe, der Mission alle Unterstützung leihen zu wollen, sobald sie zu Stande komme. Er wünschte sehr die Missionare sogleich mitzunehmen. Ende Mai werde er abreisen. Rönne erklärte ihm, es sei nicht mehr möglich die Brüder bis dahin reisefertig zu machen, doch werden sie gewiß bald nachgesendet. Auch den Bischof Münter habe er besucht. Zwar habe er den eifrigsten Gegner der Missions-, Traktat- und Bibel-Gesellschaften in ihm getroffen, aber gerade heraus habe er sich nach seiner Ansicht erkundigt, und eben so gerade habe Münter geantwortet, er sei für die Mission gestimmt, nur müssen die Missionare, wenn Prediger, von ihm ordinirt werden und unter dem Bischof von Seeland stehen, da Guinea zu seinem Stift gehöre. Rönne fügt hinzu: „Die Sache scheint mir also von unserm himmlischen König eingeleitet und be-

günstigt zu sein, und ich meine, daß die Gesellschaft sie mit rechter Zuversicht ergreifen darf, vollkommen versichert, daß Er selbst seinen Segen geben und viele theuer erkaufte Seelen aus der Finsterniß in sein herrliches Reich versetzen werde. Eine merkwürdige Sache ist's, daß wir eben in diesem Jahr am Pfingsttag unser 1000jähriges Jubiläum für die Einführung des Christenthums in Dänemark feiern."

Nachdem Cappelen am 16. April in Kopenhagen angekommen war, besuchte er mit Rönne die dortigen Missionsfreunde, hatte auch eine Audienz bei der Gemahlin des Prinzen Christian Friedrich und dann bei diesem selbst. Der Prinz forderte Cappelen auf, noch ein halbes Jahr in Kopenhagen zu studiren, dann das Examen zu machen und Prediger auf der Goldküste zu werden. Auch von Richelieu wurde er freundlich aufgenommen und bekam den Eindruck, daß derselbe es ehrlich mit der Mission meine, aber kein Erweckter sei; das sei überhaupt in Dänemark etwas höchst Seltenes. Da Bischof Münter alle Verbindung der Missionare mit Basel abschneiden wollte, wandte sich die Kommittee direkt an ihn und scheint nun besser zum Ziel gekommen zu sein als durch die Vermittlung von Rudelbach und Rönne, denen er besonders abgeneigt war. Auch schrieb Blumhardt an Rönne d. 4. Mai: „Unsre Kommittee glaubt noch zur Berichtigung bemerken zu müssen, daß unsre Missionare (nicht wie die Brüdergemeinde) keine eigenen, unabhängigen, selbständig bestehenden Christengemeinden zu bilden ausgehen, sondern daß, wenn unter des Herrn Segen ein Gemeinlein aus den Heiden durch sie gesammelt werden sollte, wir es gar wohl zufrieden sind, daß dasselbe mit der bestehenden Landeskirche in Verbindung tritt, sofern dies auf dem Fuß unsrer kirchlichen Symbole wirklich geschieht und der Missionssache nicht in den Weg tritt."

Cappelen berichtet (2. Mai), ein Major von Wriisberg übersetze die Bergpredigt in die Akkrasprache, die zwar nur einer kleinen Nation Muttersprache sei, aber um des Handels willen von vielen Negern gesprochen werde. Wahrscheinlich werde das ganze Evangelium Matthäi von diesem Mann übersetzt. Bei einigen früheren Beamten der Guineaküste, die er jetzt gesehen, sollten die Brüder die Sprache etwas lernen, ehe sie abreisen. Vor etwa 50 Jahren sei eine Grammatik in der Akkrasprache erschienen, der Verfasser, ein Student, habe sich lange auf der Küste aufgehalten. In Kopenhagen existiren aber nur 2 Exemplare davon. Sie sei sehr klein und un-

vollständig. Auch Luthers Katechismus sei in die Akkrasprache übersetzt.

Bald darauf schrieb Richelieu selbst nach Basel: Se. Majestät wird gewiß mir oder einem Andern an meiner Statt die nöthigen Befehle ertheilen, um aus allen Kräften die auszusendenden Missionare zu beschützen und ihnen auf jede Art zur Erreichung ihres edlen Ziels an die Hand zu gehen. Der Versuch, den rechten heiligen Glauben in Afrika einzuführen, müßte vom Hauptfort Christiansborg ausgehen; hier Arzt und Arzneien, hier Schule, geräumige Kirche. Wenn je noch deutliche Begriffe von Gott und göttlichen Dingen sich finden, so hier. „Zwar haben die Neger die Laster der Europäer zum Theil angenommen und sind nicht so gut und unverdorben wie im Innern. Aber immer besteht doch hier eine Art von Bildung, welche nur der besseren Richtung bedarf, um fruchtbar zu werden und durch gutes Beispiel zur Erreichung des großen Zweckes beizutragen. Das Gouvernement wird jederzeit mit der größten Willfährigkeit ein den Umständen nach schickliches Lokal zu ihrer Bequemlichkeit und zur Förderung des heiligen Zweckes einräumen nnd zwar in jedem der Forts östlich von Christiansborg. Was die Kosten betrifft, so wird der Mann nicht unter 500 Spezies brauchen. Ich wiederhole meine früheren Versicherungen, aus allen meinen Kräften zur Erreichung des Zweckes beitragen zu wollen, sowie ich es mir zur größten Ehre anrechne, daß ich durch Gottes besondere Gnade auf einen Platz gestellt bin, wo ich als Mittel und Werkzeug zur richtigen Auslegung des wahrhaftigen und einzig wahrhaftigen Wortes unsres Heilandes Jesu Christi werde wirken und mitwirken können."

Die königliche Genehmigung erfolgte am 3. Juni und war an Richelieu gerichtet, lautete aber aus Mißverständniß (oder auf Münters Betrieb?) für das dänische Missionskollegium.

„In Folge eingegangener Anzeige von der K. dänischen Kanzlei hat es Sr. Majestät allergnädigst gefallen zu erlauben (d. 3. Juni), daß für Rechnung der Missionsgesellschaft ein Missionar zu den K. Etablissements auf der Küste von Guinea gesendet werde, und daß dieser Missionar, mit dessen Berufung und Ordination es wie mit den grönländischen Missionaren zu halten ist, dem Bischof von Seeland untergeordnet werde. Doch wird derjenige, der zum Missionar

berufen wird, vor seiner Absendung darzuthun haben, daß er mit der wechselseitigen Unterrichtsmethode völlig bekannt ist.

K. Grenzzollkammer und Kommerzkollegium, d. 24. Juni 1826."

Die Kopenhagener Freunde brachten es jedoch dahin, daß diese Concession auf den Namen der Basler Mission übergetragen und auf mehrere Missionare erweitert wurde. Diese Freunde constituirten sich nun auch zu einer Hilfskommittee, bestehend aus Pastor Rönne, Prof. Rudelbach, Consul de Coningk, Katechet Rönne, Reuß, Vorsteher der Brüdersocietät. Sie konnten (16. Januar 1827) berichten, daß Basel keine besonderen Privilegien für die Mission bedürfe, da es keine eigene Kirchengemeinschaft auf der Küste bilden wolle, sondern die bekehrten Neger sich der dortigen lutherischen Kirche anschließen sollen. Sei einmal eine Missionsanlage vom König erlaubt, so genießen auch die Missionare allen Schutz und Beistand der Regierung. Es sollen allerdings Schulen errichtet werden, aber einer der Missionare sollte jedenfalls ordinirt ausgehen. Pastor Rönne werde Fürsorge treffen, daß die Brüder in Kopenhagen dänisch und vielleicht auch Akkra lernen könnten. Die Hilfskommittee werde überhaupt den Brüdern mit Rath und That an die Hand gehen.

Inzwischen hatte auch Cappelen auf seinen Reisen in Dänemark und Norwegen viele Freunde für die Basler Mission gewonnen und ungefähr 3000 Speziesthaler an Beiträgen gesammelt. Im December 1826 nach Kopenhagen zurückgekehrt, erfuhr er, daß der Gouverneur von Richelieu seines Amtes entsetzt und in Seeland in einen Prozeß verwickelt sei, denn seine Finanzverwaltung sei nicht die beste gewesen; 2 Juristen seien nun zur Untersuchung nach Afrika gesandt. So betrübend diese Nachricht für die Basler Kommittee sein mußte, so war doch die Mission nicht an die Person des Gouverneurs gebunden; die Vorbereitungen waren so weit gediehen, daß im Sommer 1827 die für die Goldküste bestimmten Brüder zunächst nach Dänemark abgehen konnten.

Wie viel Arbeit hat doch eine Missionskommittee, wie mancherlei Berathungen sind erforderlich bei der Besetzung eines neuen Arbeitsfeldes, ehe der größere Freundeskreis auch nur etwas davon weiß! In früheren Zeiten waren die Schwierigkeiten noch viel größer als heutzutage, darum darf es uns unter den damaligen Verhältnissen nicht verwundern, wenn Jahre darüber hingiengen, bis Afrika Missionare erhielt.

2. Die ersten Missionare für die Goldküste.

Es geht in der Mission manchmal wie dort in Bethlehem dem Propheten Samuel, als er einen der Söhne Isai's zum König über Israel salben sollte. Als der Erstgeborne, ein schöner großer Mann, hereinkam, dachte er: „Ha! da steht vor dem Herrn sein Gesalbter.“ Aber der Herr sprach: „Ich habe ihn verworfen. Denn es gehet nicht wie ein Mensch siehet. Ein Mensch siehet nach dem, was vor Augen ist; der Herr aber siehet das Herz an.“ — Der Gouverneur Richelieu war nicht der Mann, unter dessen Schutz die ersten Missionare ihr Werk beginnen sollten. Unter den Zöglingen hielt man den Norweger Cappelen für das auserwählte Rüstzeug des Herrn zum Anfang des Werkes auf dänischem Gebiet. Aber schon seine Gesundheit scheint auf den Reisen in Dänemark und Norwegen so gelitten zu haben, daß die Entscheidung über seine Aussendung noch auf ein Jahr suspendirt wurde. Er war im Frühjahr 1827 nach Basel zurückgekehrt, sollte aber vorläufig seine Wirksamkeit in Norwegen fortsetzen. Die Vielgeschäftigkeit und wohl auch der Beifall, den er bei den Freunden fand, scheint dem jungen Mann geschadet zu haben. Während er mit allerlei schönen und wohlgemeinten Planen für die Mission sich beschäftigte, scheint er unvermerkt innerlich dem Herrn entfrembet worden zu sein. Unter den Planen, die er mit einigen Freunden im Norden besprach, ist besonders der zu erwähnen, daß die Basler Mission ein eigenes Missionsschiff aufstellen und einen Küstenhandel in Westafrika versuchen sollte. Die Kommittee antwortete ihm darauf in seiner Reise-Instruction (14. Mai 1827): „Wir finden schon zum Voraus in ähnlichen Versuchen einiger Missionsgesellschaften einen ermunternden Vorgang, der diese Angelegenheit unsrem Herzen nahe legt. Da aber die Sache noch größerer Reife und mehrfacher Erkundigung bedarf, ehe sich ein fester Schritt in derselben thun läßt, so möchten wir Dir zum Voraus nur 2 Gedanken als leitendes Prinzip dabei nahelegen:

1) Unsre Missionskommittee als solche und unsre Missionare in Afrika als solche können und dürfen sich mit dieser Angelegenheit nie befassen. Kommt sie unter dem Segen des Herrn zu Stand, so muß sie rein und ganz ein Privatunternehmen einzelner Missionsfreunde sein, welche für sich und auf ihren Namen in dieses Werk der Menschenliebe eintreten.

2) Dabei ersuchen wir Dich und geben wir Dir als unsre bestimmte Ansicht auf, Dich weder mit einem einzelnen Freunde noch mit einem Verein über diesen Gegenstand einzulassen, so lange Du nicht von demselben die klare und bestimmte Versicherung empfangen hast, daß der etwaige Ertrag eines solchen Unternehmens nach Abzug der erforderlichen Kosten und Interessen ganz und ausschließlich der Unterstützung und Förderung unsrer evangel. Mission in Afrika gewidmet sein soll."

Nach dem Norden zurückgekehrt, schrieb Cappelen aus Kopenhagen, er finde dort die Leute zu kalt, er eile deßhalb nach Norwegen. Allein auch dort fühlte er sich nicht wohl. Seine Begeisterung war gewichen; er suchte Erlaubniß zum Ausruhen, um Kräfte zu sammeln für Geist und Leib. Er klagt über Anfälle auf der Brust, welche Schwäche an Geist, Seele und Körper zur Folge haben, so daß es ihm schlecht gehe mit Missionsarbeit und Studien, sein Herz meist leer und trocken sei. Als er im October 1828 aufgefordert wurde eine Abrechnung zu senden, erklärte er, er fühle, daß seine Instruction nicht erfüllt werden könne und bat, man möchte ihm bloß Norwegen als sein Arbeitsfeld überlassen, zu seinem Unterhalt möchte er ein eigenes Geschäft treiben, den Buchhandel. Zu näherer Besprechung wolle er nach Basel kommen. Die Kommittee antwortete, er solle nicht nach Basel kommen und auf seine Unternehmung als Buchhändler wolle man sich nicht einlassen. Er solle sich entscheiden, ob er auf sich selbst stehen oder Missionar im Dienste der Gesellschaft werden wolle. Er lehnte schließlich den Eintritt in die Mission ab, blieb bei seinem Buchhandel, wurde nie förmlich entlassen, aber das Band zwischen ihm und der Missionsgesellschaft löste sich von selbst mit der Zeit. Man hörte später nichts mehr von ihm.

Nachdem man von Cappelens Aussendung abgestanden war, mußten 4 weitere Zöglinge für die Goldküste bestimmt werden, denn Bischof Münter wünschte, daß wenigstens 3 Brüder möglichst bald gesendet werden. So wurden denn im März 1827 bestimmt:

1) C. Ferd. Salbach aus Köpenick bei Berlin, den die Kommittee wegen seines frommen Sinnes und seines für das afrikanische Klima sehr tauglichen ruhigen Temperaments schon seit einiger Zeit für Afrika ins Auge gefaßt hatte.

2) J. Gottl. Schmid aus Aarburg, Kt. Aargau, über dessen bedenklichen Gesundheitszustand der Arzt das Gutachten ausgestellt

hatte, daß seine Sendung nach Afrika nicht besonders gefährlich erscheine, vielmehr eine Seereise und ein wärmeres Klima ihm zuträglich werden könnte. Die Kommittee wollte es darauf ankommen lassen, ob er volle Freudigkeit zu dieser Sendung habe, und da dies der Fall war, durfte er mitziehen.

3) Gottlieb Holzwarth von Allmersbach in Württemberg, ein aus den württembergischen Gemeinschaftskreisen hervorgegangener Bruder, der zwar noch einer unteren Klasse angehörte, dem aber die Lehrer das Zeugniß gaben, daß er bei einem Alter von 25 Jahren viel Charakterfestigkeit, Klarheit und Gemüthstiefe besitze, so daß seine Vereinigung mit den 2 schon genannten Brüdern besonders zweckmäßig erscheine.

4) Joh. Philipp Henke aus Kirberg in Nassau, ein äußerlich gewandter, ansprechender junger Mann, aber innerlich weniger tief gegründet, so daß es schon im Hause zwischen ihm und andern Brüdern häufig Conflicte gab, und die Kommittee Bedenken trug wegen seiner Aussendung; aber sie war jetzt der Ueberzeugung, daß gerade hier, wenn irgendwo, ein Platz sich darbiete, auf welchem dieser Bruder durch Gottes Gnade noch ein gesegneter Arbeiter werden könnte. Sie fand besonders ein Probejahr außerhalb der Missionsanstalt und in der Gemeinschaft von 3 ihn überwiegenden wackeren Brüdern sehr zweckmäßig. Es wurde daher beschlossen, den Bruder Henke mit ausdrücklicher Bezeichnung, daß noch ein solches Prüfungsjahr vorbehalten werde, und wenn die andern Brüder in freiwilliger Freudigkeit sich dazu verstehen, mit denselben nach Kopenhagen zu senden.

Diese 4 Brüder wurden am 9. Mai 1827 zugleich mit Cappelen, der nun als Agent für die Basler Mission in Skandinavien seinen Dienst antreten sollte, in Basel verabschiedet. Salbach mußte sogleich abreisen, um in Berlin seinen Paß in Ordnung zu bringen, denn er war noch nicht militärfrei. Als der König seine Befreiung genehmigt und er inzwischen bei den Berliner Freunden, namentlich bei Goßner, mancherlei Mahnungen und Ermunterungen für das zukünftige Amt empfangen hatte, reiste er nach Kopenhagen, wohin die andern Brüder 3 Wochen später nachkamen. Henke war über Straßburg, Holzwarth und Schmid über Württemberg nach Frankfurt gereist. Holzwarth erzählt unter Anderem, wie in Winnenden der Hausvater Schmid in der Paulinenpflege die taubstummen

Kinder mit dem Zweck seiner Reise bekannt gemacht und sie zur geistlichen und leiblichen Unterstützung für die armen Negerkinder angereizt habe, „und siehe da: Herz, Auge, Kopf und Hände waren in Bewegung. Alle reckten die Hände in die Höhe, um durch ihre Finger zu zeigen, wie viele Kreuzer jedes geben wolle. Die Sparkasse mußte geholt werden, Hr. Schmid fieng an einzusammeln. Er nahm von einem jeden nur etwas von dem Versprochenen. Die hörenden Kinder wurden dadurch gereizt und wollten auch etwas geben, und man nahm aus ihrer gemeinsamen Sparkasse 56 kr., von den 18 Taubstummen wurden 1 fl. 6 kr. genommen. Ich wollte es nachher wieder zurückgeben; aber nein, sagte Hr. Schmid, das muß für die armen Negerkinder verwendet werden, das sind Kapitalien!"

Als die Brüder in Kopenhagen waren, rechneten sie ihre Reiseroute folgendermaßen zusammen: „56 Stunden weit fuhren uns die Kinder Gottes, etwa 40 Stunden hatten wir Retourgelegenheit, 110 zu Wasser, das Uebrige zu Fuß! Die Reise gieng langsam, nach Art eines Missionspredigers, mit häufigem Aufenthalt. Viel und mancherlei Erfahrungen und Beobachtungen auf diesem Weg; groß die uns allenthalben von christlichen Freunden erwiesene Liebe, sehr tröstlich und muthmachend die Theilnahme an unsrer Sendung. Die Fußreise war von großem Nutzen; nur ist die Reiseinstruction so zu fassen, daß es auf ein paar Wochen länger nicht ankommt." In Bremen wollte Henke seine Mutter aufsuchen, die ihn seit seinem sechsten Jahre verlassen, aber sie war schon todt; der Vater längst davongelaufen. Nur 2 Schwestern fand er, beide im Dienst, die eine bei Pastor Müller, bei dem er wohnte. Es war ein überraschendes, wunderbares Zusammentreffen.

In Kopenhagen waren die Brüder vom 5. September an beisammen, wurden in 2 Zimmer einlogirt und lernten nun dänisch, auch trieben sie für das theologische Examen, das sie zum Behuf der Ordination machen mußten, noch Griechisch und Hebräisch. Bald kamen Zeichnen und Akkra bei Wriisberg, Medizin und Chirurgie bei Dr. Wendt hinzu. Sie trafen einen Neger von der Goldküste, den Sohn eines Häuptlings in Ussu, den Richelieu mitgebracht hatte. Sein Vater soll dem Gouverneur Elfenbein und Goldstaub gegeben haben mit der Bitte: „Laß meinen Sohn unterrichten in den europäischen Wissenschaften, vielleicht auch in der christlichen Religion!" Richelieu aber soll ihn verwahrlost und wie einen Sklaven behandelt

haben. Wie der König das erfahren, habe er ihn in die Garnisons-schule genommen.

Die Differenzen zwischen Henke und den andern Brüdern brachen leider in Kopenhagen in verstärktem Maße aus. Ein unerquickliches Kapitel, das doch nicht verschwiegen werden darf, aber auch gar nicht verschwiegen zu werden braucht, da es mit ihrer Aussendung und dem Eintritt in die Arbeit, wie sich später zeigte, vollständig beendigt war. Henke warf den 3 andern Brüdern Schwärmerei und Gefühlswesen vor, womit er sich nicht einigen könne. Die andern aber erklärten: Wir fühlen uns mit Henke im Geist nicht verbunden, und mit diesem Gefühl können wir nicht nach Afrika gehen. Namentlich Holzwarth bekennt, daß er schon auf der Reise völlig uneins mit Henke geworden sei. Katechet Rönne schreibt (März 1828), daß ihm Henke's christlicher Charakter im Gegensatz zu den 3 andern Brüdern von Anfang an bedenklich gewesen, es fehle ihm die christliche Liebe und Demuth. Die 3 haben ihm eröffnet, daß Henke's Sendung nur auf Probe geschehen sei. Holzwarth berichtet über Henke, aus Veranlassung seines Benehmens gegen 2 Freimaurer, Wriisberg und Wendt, sei das Gerücht entstanden, einer der Missionare sei Maurer. Die Freunde, besonders Rudelbach, seien unwillig darüber, daß einer nur auf Probe mitgesandt, ohne daß sie davon in Kenntniß gesetzt worden seien. Henke dagegen schreibt, er könne nicht glauben, daß er von einer christlichen Missionsgesellschaft so behandelt worden, daß er nur auf Probe mitgesandt sei, versichert sein Bleiben und seine Gemeinschaft mit dem Herrn, beklagt sich über die Ungerechtigkeit der Brüder, namentlich Holzwarths, und erklärt zuletzt, sein Trieb, zu den armen Negern zu gehen, sei durch das alles vielmehr gesteigert. Henke's Benehmen läßt sich auch leichter erklären, wenn wir hören, wie er vom Bischof Münter bevorzugt wurde. Dieser schrieb nämlich (August 1828) nach Basel: „Unter den Missionaren zeichne ich besonders Henke aus; er hat allgemeinen Beifall gefunden. Auch Se. Majestät hat ihm Beifall bewiesen und sich gnädig über ihn geäußert. Um so mehr ist zu beklagen, daß seine 3 Gefährten mit ihm nicht eines Sinnes sind. Sie haben sie väterlich zur Eintracht ermahnt. Aehnliche Ermahnungen haben sie vom König erhalten. Ich fürchte, daß dessenungeachtet noch immer Verstimmung unter ihnen herrscht. Am verwichenen Sonntag giengen die 3 in der Friedenskirche zum h. Abend-

mahl ohne Henke, der in der deutsch-reformirten Kirche predigte. Dies deutet offenbar auf eine Trennung der Gemüther. Sollten Streitigkeiten zum Ausbruch kommen, so würde wohl Henke die Stimme für sich haben, weil sein redlicher, christlicher, von aller Schwärmerei freier Sinn der Regierung und auch mir, seinem Bischof, bekannt ist."

Unter solchen Umständen war der Kommittee die Entscheidung über die Brüder sehr erschwert. Insp. Blumhardt legte jedem 4 Fragen zur Beantwortung vor: 1) Willst Du nach Afrika ziehen? 2) Hast Du Dich Jesu unbedingt und ganz und für alles, was Er geschehen läßt und thut, zu seinem Eigenthum übergeben? 3) Hast Du auch für den Fall mit ihm Dich verständigt, wenn Du allein in Afrika übrig bleiben solltest? 4) Machst Du eine Auswahl unter Deinen Streitgenossen oder willst Du um des Herrn willen mit Allen ziehen? — Zugleich schrieb Blumhardt an Rönne, er möchte sich in väterlicher Liebe der Brüder annehmen; es seien so gut wie Henke die 3 andern auf Probe ausgesandt, nur daß Henke vermöge seines eigenthümlichen Temperaments einer besonderen Probe bedürfe. Die Kommittee hätte gerne die Aussendung noch verschoben. Allein der König und der Bischof drängten dazu, und so wagte die Kommittee, nachdem die Brüder die 4 an sie gestellten Fragen alle mit Ja beantwortet hatten, keinen weiteren Verzug. Der Kurs in der Normalschule war beendigt, und die Brüder hatten den Attest, daß sie mit der wechselseitigen Unterrichtsmethode hinlänglich bekannt seien. Der Bischof hatte ihnen eröffnet, daß der König ihnen den Neger Noi auf die Goldküste mitgeben werde. Nachdem Henke allein schon vorher und alle Brüder zusammen am 15. Mai eine Audienz beim König gehabt, wurden sie unter dem Vorsitz des Bischofs examinirt. Das Examen machte namentlich dem im Hebräischen noch wenig geübten Holzwarth große Noth. Doch verfuhr man glimpflich mit ihnen. Die schriftlichen Examensfragen sind so charakteristisch für des Bischofs theologische Richtung, daß wir uns nicht enthalten können, einige beizufügen: Wovon hat uns Jesus erlöst? — Worin besteht die natürliche Unvollkommenheit, die wir Erbsünde nennen? — Wodurch wird das Gebet auch dann wohlthätig, wenn keine Erhörung desselben folgt? — Welches sind die Hauptlehren des Koran? — Wie hat der Missionar sich muhammedanischen Missionaren gegenüber zu verhalten? wie den Fetischpriestern gegenüber?

— Worin besteht die wahre christliche Duldung? — Die Weisheit Gottes in der Ordnung der Natur. — Auf welche Weise können wir der Wohlthaten Jesu theilhaftig werden? — Wie soll der Missionar das Laster der Trunkenheit bestreiten?

Am 13. Juni fand die Ordination statt. Der Gottesdienst begann mit einer Messe in deutscher Sprache über 1 Kor. 12 durch Pastor Smith. „Sein Anzug und Gesang," schrieben die Brüder, sowie der der Chorkinder machten das Ganze sehr feierlich." Darauf folgte die Einweihungspredigt durch Pastor Simonsen über Apg. 16, 9. Dann wurde über den Ornat der Ordinanden ein neues Meßhemd geworfen, der Bischof im Altar mit Amtskleidern und den Orden auf der Brust hielt eine kurze lateinische Messe, las Tit. 1, 5 ff., hielt eine Rede über Ps. 68, 32 und ordinirte sie, wobei unter Auflegung der Hände durch alle Geistlichen die Salbung von oben herabgefleht wurde. Hernach predigte Henke über den vorgelegten Text Apg. 28, 28, und den Schluß bildete die Feier des h. Abendmahls.

Nach einigem Aufenthalt bei Missionsfreunden, namentlich bei einem Grafen von Holstein-Holsteinburg, traten sie mit dem Neger Darunna, der inzwischen getauft worden war, ihre Reise an. Ueber Kiel, wo sie bei Brauer und Harms freundlich aufgenommen wurden, und Hamburg, wo sie Tippelskirch und Göbel sahen, giengs nach der niederländischen Brüdergemeinde Zeist. Da sich jedoch keine Schiffsgelegenheit nach Elmina fand, mußten sie über England reisen. Während ihres Aufenthalts in Zeist schildert sie ein Basler Freund, Passavant: „Ich habe die Brüder recht lieb gewonnen, besonders die 3; wir sind wirklich recht innig zusammengeflossen. Bei Henke habe ich einige Bedenken, obgleich er ebenfalls viel Gutes hat. Holzwarth ist ein im Innern tief gegründeter Bruder und hat in Besorgung der äußeren Angelegenheiten und in Führung der Geschäfte schon einen so richtigen Blick und eine solche Gewandtheit, daß ich mich recht darüber verwundert habe. Es ist eine Gnadengabe, die ihm der Heiland geschenkt hat. Salbach ist eine innige Seele und sammelt wie eine fleißige Biene alles Gute in das innere Heiligthum des Herzens. Zu Schmid fühle ich mich besonders hingezogen. Er ist eine treue und einfältige Seele und hat dabei im Innern und Aeußeren einen so klaren, nüchternen, evangelischen und praktischen Blick, wie ich ihn bei jüngeren Leuten noch selten gefunden habe. Ich werde nach ihnen das Heimweh bekommen. Der Heiland erhalte

ihnen nur, wenn es Sein heil. Wille ist, ihr Leben! Es ist uns ein wenig bange um sie. Unsere 3 Expeditionen nach Guinea sind alle gleich weggestorben, so daß keine mehr dahin unternommen ist."

Nach langer Verzögerung der Abreise durch allerlei Unannehmlichkeiten kamen die Brüder am 10. Oktober in London an, und bereits am folgenden Tag mußten sie sich einschiffen in Gravesend. Sie waren schlecht versorgt auf dem Schiff, hatten auch an der afrikanischen Küste eine stürmische Fahrt, doch kamen sie den 10. Dezember 1828 wohlbehalten in Cape Coast an.

(Fortsetzung folgt.)

Die Allgemeine Missions-Conferenz zu Allahabad im Dezember 1872.

(Von Miss. Hesse.)

(Fortsetzung.)

2. Die indische Kirche und die Mission.

Ein Gegenstand, dem auf der Allahabad-Missions-Conferenz besondere Aufmerksamkeit gewidmet wurde, war das Verhältniß der ausländischen Missionare zu den durch ihre Wirksamkeit entstandenen einheimischen Christen-Gemeinden und die künftige Organisation derselben zu einer indischen Kirche. So verschieden nämlich auch die Methoden der einzelnen Missions-Gesellschaften und Missionare sein mögen, indem die Einen mehr durch Bibel- und Traktaten-Vertheilung, die Andern hauptsächlich durch Schulen und Erziehungs-Anstalten und einige ausschließlich durch direkte Predigt des Evangeliums ihr Ziel zu erreichen suchen; so sind sie doch alle darin einig, daß dieses ihr Ziel nicht blos die Aufklärung des ganzen Volkes oder die Herbeiführung besserer moralischer Zustände sein darf, auch nicht die Bekehrung einzelner, wenn auch noch so vieler Personen zum christlichen Glauben, sondern — die Gründung einer einheimischen Kirche, welche im Stande ist, nicht nur sich selbst religiös und social zu behaupten, sondern auch das von den Missionaren angefangene Evangelisirungs-Werk fortzusetzen, also die auswärtige

Mission entbehrlich zu machen. Mit anderen Worten: die Mission will in Indien eine unabhängige Kirche zu Stande bringen, welche an geistlicher Lebenskraft und äußerer Selbständigkeit den Kirchen Europa's und Amerika's mindestens gleichkommt.

Wie selbstverständlich dieser Satz aber auch scheinen mag, und wie bestimmt derselbe auch von den Vertretern der verschiedensten Missions-Gesellschaften in Allahabad ausgesprochen wurde, so ist seine praktische Bedeutung doch keineswegs von Anfang an erkannt worden, sondern ist den in Indien arbeitenden Missionaren, wie es scheint, erst sehr allmählich zum vollen Bewußtsein gekommen. So verwunderlich dies klingt, so begreiflich ist es doch. Der apostolische Eifer der ersten evangelischen Sendboten richtete sich natürlich zunächst auf die Rettung einzelner Seelen aus dem heidnischen Verderben heraus; und hatte sich ein Häuflein solch heilsbegieriger Seelen finden lassen, so sammelten sie sich um die Person ihres geistlichen Vaters als liebende, anhängliche, aber ganz schwache, hilfebedürftige Kinder. Der Missionar wurde ihr Pastor, ja ihr Versorger, das Missionshaus ihre neue Heimat. Vergrößerte sich ihre Zahl, so kam zum Missionshaus eine Missionskirche, eine Missionsschule, ein Missionsseminar, vielleicht sogar eine Missionswerkstätte, ein Stück Missionsland, ja ein Missionsdorf — aber notabene alles auf Kosten nicht der Neubekehrten, sondern eben der M i s s i o n.

So entstanden denn wohl Gemeinden, aber sie waren ganz nur M i s s i o n sgemeinden, Treibhäuser zur sorgfältigen, mühsamen, nebenbei auch sehr kostspieligen Heranziehung einzelner Christen. Ihre Zahl war ja auch zu klein und sie selber — noch dazu oft von Haus und Hof vertrieben — viel zu arm, als daß sie ihre Schulen und Kirchen selbst hätten bauen oder auch nur unterhalten können; an Pastoren und Lehrer aus ihrer eigenen Mitte war ohnehin nicht eher zu denken, als bis die Missionare solche herangezogen hatten; und wenn das einmal geschehen war, so schien es natürlich, daß die auf Kosten der Mission Gebildeten auch im Sold und Dienst derselben blieben. Von Unabhängigkeit, Selbsterhaltung u. dgl. konnte also nicht die Rede sein. In diesem Anfangsstadium der Mission fühlte auch fast niemand ein Bedürfniß darnach*). Es schien selbstverständlich, daß der Mis-

---

*) Der durchaus praktische Rhenius war vielleicht der erste indische Missionar, der hierin eine Ausnahme machte. Schon im A n f a n g seines gesegneten Wirkens

sionar für seine Kinder sorgte und die, welche durch seine Predigt ihren eigenen Landsleuten Feinde und Auswürflinge geworden, gleichsam auf Händen trug.

Dies liebliche kindliche Verhältniß konnte aber nicht lange dauern. Seine Stärke war zugleich seine Schwäche. Die herzliche Aufnahme und die gute Versorgung, welche die Uebergetretenen im Missionshaus zu finden pflegten, machte dasselbe bald zu einem Asyl nicht nur für viele mehr dem Leibe nach als am Geiste Arme, Kranke und Bedrückte, sondern auch für allerlei unordentliche, arbeitsscheue, heuchlerische Vagabunden. Dazu kam, daß die alten Missionare allmählich vom Schauplatz abtraten und jüngere Männer an ihre Stelle kamen, welche — durch keine persönlichen Bande an diese Missionspfleglinge geknüpft — an denselben nur Schatten-, keine Lichtseiten entdeckten, und nicht begreifen konnten, warum sie selbst — anstatt der Predigt des Evangeliums obzuliegen — „den Tischen dienen" sollten. Das Verhältniß wurde immer unerquicklicher. Missionare sowohl als eingeborene Christen litten darunter. Diese wurden immer anspruchsvoller, begehrlicher und unselbständiger, jene aber von ihrer eigentlichen Aufgabe abgezogen, in schwierige ökonomische Angelegenheiten und äußere Sorgen verwickelt, gegen ihre Pflegebefohlenen mißtrauisch, überhaupt entmuthigt und vielfach gelähmt. Zugleich fiengen die Missionsgesellschaften an zu merken, daß ihr bisheriges Verfahren allzuväterlicher Fürsorge für die Bekehrten nicht nur unersprießlich, sondern auch sehr kostspielig sei. Die eingeborenen Gemeinden hatten sich wie Schmarotzerpflanzen um die Missionsstationen her gerankt und durch ihre wachsende Zahl und steigende Begehrlichkeit denselben kaum mehr zu erschwingende Ausgaben auferlegt.

Es fieng eine neue Entwicklungsperiode der Mission an. Man sah ein, daß es anders werden müsse. Es trat eine Reaktion ein. Die Nothwendigkeit, den eingeborenen Christen nun auch zur Selb-

---

in Tinneweli (1820—38) gewöhnte er die Uebertretenden an regelmäßiges Geben, war beständig bedacht auf Weckung der Selbstthätigkeit und Uebertragung von Verantwortlichkeit; und hätte, ohne den Widerstand seiner Kollegen, die vor einem solchen Wagniß bebten, ein Dutzend der besten Katechisten zumal ordinirt, um ihnen die Leitung der am weitesten geförderten Gemeinden zu übertragen. Damit hätte, nach seinem Plane, fortgefahren werden sollen, bis die Missionare aller Pastoralthätigkeit enthoben gewesen wären, um rein nur Missionare zu sein.

ständigkeit zu verhelfen, wurde in ihrem vollen Umfang zuerst vom amerikanischen Board erkannt und 1856 von diesem der Satz aufgestellt: „Die einheimischen Gemeinden und Geistlichen müssen vor allem gewisse Verantwortlichkeiten zu tragen bekommen, wenn sie solche sollen tragen lernen." Dieselbe Ansicht äußerte der ehrwürdige Venn, ein halbes Jahrhundert lang der hochgeachtete Geschäftsführer der Englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft, als er im Januar 1867 an den Bischof von Jamaika schrieb: „Es ist eine erst neuerlich gemachte Entdeckung der Missionswissenschaft, daß ein Missionar, der einem seinen Bekehrten überlegenen Volke angehört, niemals ihr Pastor werden sollte; geschieht das, so werden sie ihm wohl in Liebe und Dankbarkeit, wie zuvor, verbunden bleiben, aber schwerlich jemals zu einem kräftigen Gemeindbebestand kommen, vielmehr meist in allzu großer Abhängigkeit von der Mission verharren, ohne wesentlich gefördert zu werden, während unter der Leitung tüchtiger eingeborener Geistlichen das religiöse Leben solcher Gemeinden an Kraft und Mannhaftigkeit zunehmen würde." Schlagend wird die Richtigkeit dieser Ansicht durch die Geschichte der Sierra-Leone-Mission bewiesen. Europa hatte seine Hände in das Blut Afrika's getaucht und viele von dessen Kindern zum Opfer unerhörter Grausamkeit gemacht. Dies schwere Unrecht einigermaßen zu sühnen, hat der christliche Missionsgeist heldenmüthige Anstrengungen zur Errettung der afrikanischen Rasse aus geistlicher und leiblicher Knechtschaft gemacht. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts giengen europäische Missionare freiwillig in jenes „Grab der Weißen", wo jetzt die Zahl derer, die auf diese Weise zu Bekennern des Christenthums geworden, sich auf 30,000 Seelen beläuft. Gleich von Anfang an wurde hier die zukünftige Selbständigkeit der schwarzen Gemeinde in's Auge gefaßt und die Bekehrten zu wöchentlichen, wenn auch noch so kleinen Beiträgen für christliche Zwecke angehalten. Im Jahre 1854 konnte die Nationalkirche von Sierra-Leone die ganze pekuniäre Verantwortlichkeit wenigstens für die Elementarschulen übernehmen, was allein der Missionsgesellschaft eine jährliche Minderausgabe von 800 Pfund St. eintrug. Anno 1861 geschah dann ein weiterer Schritt, indem die seitherige Mission zu einer festgegliederten Kirche unter einem eigenen Bischof umgestaltet ward, wobei 10 Gemeinden völlig unabhängig von der Gesellschaft wurden. Ja, diese Nationalkirche von Sierra-Leone ist bereits selbst eine Missionskirche geworden,

deren Söhne das Evangelium weiter ins Innere von Afrika hineintragen.

Sollte, was im armen geknechteten Afrika möglich geworden, nicht auch im reichen, freien Indien erreicht werden können? Dies war eine der Hauptfragen, welche auf der Missions-Conferenz in Allahabad von den anwesenden ausländischen und eingeborenen Missionaren verhandelt wurden.

Damit ist schon ausgesprochen, daß es mit der indischen Kirche noch nicht so weit ist, wie mit der von Sierra-Leone. Immerhin aber sind in den letzten Jahrzehnten bedeutende Fortschritte in dieser Beziehung gemacht worden, Fortschritte, welche die Bürgschaft dafür in sich tragen, daß eine freie, selbständige, lebenskräftige Nationalkirche von Indien, wenn auch noch eine Sache der Zukunft, so doch keine Sache der Unmöglichkeit ist, sondern bereits die ersten Kinderschuhe abgelegt und, so zu sagen, das Jünglingsalter angetreten hat. Hiefür geben die auf der Conferenz vorgetragenen Berichte ausreichende Belege.

Vernehmen wir zuerst eine Stimme aus Südindien, über welches der eingeborene Prediger Satjanathen folgendermaßen berichtet:

„Von den 224,258 indischen Christen des letzten Census kommt fast die Hälfte auf Tinneweli und Trawankor im äußersten Süden der Halbinsel, wo dieselben mit den beiden Englisch-kirchlichen und der Londoner Missionsgesellschaft in Verbindung stehen. Ihrer Abstammung nach sind sie größtentheils Schanars, d. h. Palmbauern, doch fehlt es auch nicht an wohlhabenden Grundbesitzern. Sie sind ein fleißiges, an harte Arbeit gewöhntes Geschlecht. Sowohl Männer als Weiber arbeiten fast vom Morgen bis zum Abend und essen ihr Brot buchstäblich im Schweiß ihres Angesichtes. Dabei fehlt es ihnen nicht an Fassungskraft und Geistesgaben. Obgleich die Mission sie in Unwissenheit und Aberglauben versunken fand, stehen sie jetzt doch auf der Stufe eines durch Cultur und Christenthum gesitteten Volkes. Bereits haben manche von ihnen es zur Erlangung wissenschaftlicher Grade bei der Universität in Madras gebracht, wie denn auch die Mehrzahl der eingeborenen Geistlichen diesem Stamme angehört. Solche Erfolge sind der von Anfang an in Tinneweli befolgten Methode zu verdanken, nach welcher die hoffnungsvollsten Knaben und Mädchen aus den Dorfschulen in höhere, vom europäi-

schen Missionar und seiner Gattin geleitete Erziehungsanstalten verpflanzt werden. Die vorgerückteren Mädchen erhalten dann ihre weitere Bildung im Sarah-Tucker-Stift in Palamkotta, die Knaben in der Präparanden- und Normalschule. Nach beendigtem Cursus werden schließlich die Tüchtigsten zu Lehrern und Katechisten gemacht, und aus diesen wieder die Bewährtesten zur Ordination ausgewählt.

„Darauf kommt es ja vor allem an, wenn die Gemeinden selbständig werden sollen, daß der ausländische Missionar immer mehr in den Hintergrund und an seine Stelle der eingeborene Pastor tritt. Und in diesem Stück gerade ist Tinneweli und Trawancor den meisten anderen Missionsgebieten weit vorausgeeilt, indem von den 225 einheimischen Geistlichen Indiens ungefähr 70 allein auf diese zwei Provinzen kommen. Trotz dieses erfreulichen Umstandes aber, und trotz der von Jahr zu Jahr wachsenden Zahl trefflicher Gemeindeglieder, welche darnach streben, die umwandelnde Macht des Evangeliums, die sie an ihren Herzen erfahren haben, auch durch Wort und Wandel zu offenbaren — ist die Organisation einer Tinneweli-Kirche doch nur erst am Anfang ihrer Entwickelung. Das Meiste hiefür ist erst in den letzten 10 Jahren geschehen. Im Jahr 1861 freilich schon erklärte die Kommittee der kirchlichen Missionsgesellschaft ausdrücklich: Die Aufgabe des Missionars sei nicht nur, die Heiden zur Erkenntniß Christi zu bringen, sondern die zu solcher Erkenntniß Gebrachten in feste Gemeinden zu sammeln und allmählich zur Selbständigkeit zu erziehen; die erste Stufe in dieser Entwickelung sei die Besoldung und Anstellung eines eigenen Schullehrers von Seiten der Gemeinde, dann die Aufbringung der zur Besoldung des ordinirten eingeborenen Pastors erforderlichen Summe, und endlich — nachdem eine genügende Anzahl solcher Pastorate gegründet worden — die Bildung einer Distrikts-Synode aus den Geistlichen und Delegirten der Gemeinden des ganzen Bezirks. Aber erst 1868 kam es zum ersten Versuch dieser Art, und zwar wurde der Anfang in Madras gemacht, etwas später in Tinneweli und Trawancor damit fortgefahren.

„In jedem Pastorat werden nun jährlich oder alle zwei Jahre von den männlichen Gemeindegliedern je zwei Laien-Delegirte gewählt, und diese sammt dem eingeborenen Pastor, dem von der Missions-Kommittee zum Präses ernannten Missionar und zwei seiner Kollegen, die er sich zu Assistenten gewählt hat, bilden den einheimi-

schen Kirchenrath. Bereits haben sich in Folge dieser Einrichtung die Beiträge der Gemeinden in der Stadt Madras so vermehrt (auf 1549 Rup. im Jahr 1872), daß die von der Gesellschaft bewilligte Ergänzungssumme immer kleiner hat werden können und 1872 nur noch 170 Rup. betrug. Außerdem bietet die kirchliche Mission jeder Gemeinde, die einen Pfarreifond anlegt, einen Beitrag von 500 Rup., sobald die von derselben zusammengelegten Gelder die gleiche Summe betragen. In vielen Fällen wurde dies Anerbieten mit Freuden aufgenommen und benützt; doch merkt man immer mehr, daß mit der Kapitalisirung eines Fond die Sammlung für laufende Ausgaben Hand in Hand gehen muß. Damit es in dieser Beziehung vorangehe, ist es nothwendig, daß die eingeborenen Christen auch in socialer Hinsicht gehoben werden, daß sie allmählich in einflußreiche und einträgliche Stellen kommen und nicht nur Leute seien, die aus der Hand in den Mund leben. Man sollte es aus diesem Grunde auch nicht bedauern, sondern sich freuen, wenn nicht alle Gemeindeglieder, die dazu befähigt wären, in den Missions- oder Kirchendienst treten, sondern bei der Regierung oder sonst sich Anstellungen suchen, in denen sie es zu etwas bringen können. In Indien wird der Werth eines Mannes nach seiner Besoldung oder seinem Einkommen bemessen. Deßhalb ist es ein falscher Grundsatz, daß eingeborene Prediger so wenig als möglich Gehalt bekommen sollen. Im Gegentheil sollen sie durch eine anständige Besoldung in den Stand gesetzt werden, nicht nur sorgenfrei zu leben, sondern auch unter ihren Landsleuten eine Achtung gebietende Stellung einzunehmen. Hiezu aber sei freilich noch die Hilfe der Missionskasse nothwendig."

Der Redner — Satjanathen — schließt dann mit einer dringenden Ermahnung an seine Landsleute, namentlich an die Wohlhabenderen, die einheimische Kirche nach Kräften zu unterstützen, und führt als beschämendes Beispiel der Opferwilligkeit die Londoner Missionsgemeinde in Nagerkoil (Süd-Trawancor) an, welche bereit war, den Gehalt ihres Pastors zu erhöhen, — was jedoch dieser nicht habe annehmen wollen, — wahrlich ein schöner Zug christlicher Freigebigkeit auf der einen, und christlicher Uneigennützigkeit auf der anderen Seite!

Als Seitenstück dazu ergänzen wir, was Dr. Caldwell, seit 34 Jahren in Süd-Tinneweli thätig, von den in dieser Zeit gesam-

[redacted]

melten 5,400 Gemeindegliedern neulich in einem Vortrag zu Bury in England erzählte. Diese guten Leutlein, obgleich alle arm — der Reichste von ihnen hat eine Jahreseinnahme von 600 Mark, fast alle anderen verdienen blos 1—2 Mark per Woche — haben im Jahr 1872 für kirchliche und wohlthätige Zwecke nicht weniger als 8000 Mark geopfert! Dieselben sind über 85 Dörfer zerstreut und haben mehr als 50 Kirchlein selber gebaut, freilich sehr klein und ärmlich, aber ihren sonstigen Verhältnissen ganz entsprechend. Das ist gewiß ein anerkennenswerther Schritt vorwärts zu völliger kirchlicher Selbständigkeit.

Und daß auch in geistlicher Lebendigkeit die südindischen Christen allmählich aus Kindern zu Männern heranwachsen, das beweist unter anderm die bedeutende Stellung, welche ein gewisser Arulappen, früher ein Schüler von Rhenius, dann unabhängiger, mit keiner Gesellschaft in Verbindung stehender Missionar, sich zu verschaffen wußte, indem er in beinahe 30jähriger Wirksamkeit ungefähr tausend Anhänger um sich sammelte, die wie er selber von allen ausländischen Missionaren unabhängig, nicht gerade eine Sekte, aber doch eine eigene christliche Partei bildeten. Noch jetzt, nachdem er selber gestorben, halten diese Leute zusammen, namentlich in Madura und Tinneweli. Erst in allerletzter Zeit ist durch ihre Predigt in Trawancor, namentlich unter den dortigen syrischen Christen eine merkwürdige Bewegung entstanden, die, wie es scheint, zur Erweckung und Bekehrung von manchen Heiden und Namenchristen geführt hat, so daß selbst einige außerhalb der Bewegung stehende Nayer nicht anders als sagen konnten: „Wahrlich, daß muß von Gott sein!" —

So viel über Südindien. Werfen wir nun auch einen Blick nach dem Norden, zunächst auf das Bild, welches Miss. Vaughan vom Zustande der evangelischen Gemeinden in Bengalen entwirft. „Die bengalischen Gemeinden umfassen in runder Zahl 19,000 eingeborene Christen, wovon 5,500 auch Communicanten sind. Von diesen letzteren hege ich die Ansicht, daß ihre Frömmigkeit, wenn auch nicht gerade des höchsten Ruhmes werth, doch ganz so ächt und herzlich ist wie die, welche ich in englischen Gemeinden kennen gelernt habe. Was ich vermisse, ist hauptsächlich das eifrige Zeugnißablegen nach außen: Die Mehrzahl wagt es kaum, ein kräftiges Wort für Christum zu den Heiden zu reden. Wohl könnte ich auch auf Brüder weisen, die vom lobenswerthesten Eifer beseelt mit ihrer

Feder, ihrer Börse oder ihrer Predigt für die Sache Christi einstehen; könnte Männer aufzählen (wohlverstanden: keine bezahlten Agenten der Mission), die auf der Straße, im Laden, Comptoir, Magazin von Christo zeugen, die müde von des Tages Arbeit noch an irgend eine Straßenecke hinstehen und das Evangelium verkündigen, oder — statt sich die Ruhe einer Vakanz zu gönnen — eine Predigtreise durch Städte und Dörfer unternehmen. Diese gehören natürlich zu der gebildeteren Klasse unserer Christen; aber erquickliche Beispiele eines ähnlichen Geistes finden sich auch unter den Armen und weniger Unterrichteten. So ist mir seit 15 Jahren die innige Frömmigkeit und der brennende Eifer eines blinden Alten wahrhaft erbaulich gewesen. Diesem Greis ist es nie recht wohl, wenn er nicht etwas für seinen Herren zu thun hat; wieder und wieder heftet er sich an irgend eine verfinsterte Seele und läßt sie nicht fahren, bis sie durch Gottes Gnade in das Licht des Evangeliums versetzt ist; wohl 20 Bekehrte sehen an ihm als ihrem geistlichen Vater hinauf. Auch fehlt es nicht an einer „Mutter in Israel". Da ist eine arme Frau, bescheiden, still und jeder Beobachtung ausweichend, die mit dem Geiste der Sanftmuth ein Dutzend ihrer heidnischen Schwestern zur Erkenntniß der Wahrheit gebracht hat. Ich könnte ferner auf einen bekehrten Straßenkehrer weisen, der — Besen und Rechen in der Hand — von Dem zeugt, welchen seine Seele liebt, und sich jetzt über 6 seiner Brüder freut, die er seinem Jesus hat zuführen können. Doch eben der Umstand, daß ich nur von einzelnen solcher ernsten, anspruchslosen Bekenner weiß, drängt mich zu rufen: Wollte Gott, daß all' das Volk des Herrn weissagte! Dagegen kann ich mich auch der Ueberzeugung nicht verschließen, daß in Hunderten unserer Leute ein gewisses Maß verborgenen Eifers und Zeugenmuthes sich vorfindet, das blos der zarten Pflege und liebenden Aufmunterung bedarf, um zu wachsen und auch nach außen hin Früchte zu tragen.

Die oben genannten 19,000, mit nicht weniger als acht Missionsgesellschaften verbundenen Christen Bengalens zerfallen übrigens in zwei sehr deutlich unterschiedene Klassen: die einheimischen Gemeinden von Kalkutta und die auf dem Lande (Mufassal); denn obgleich zwischen den eingeborenen Brüdern in der Stadt und denen auf dem Lande das Band gegenseitiger Liebe nicht fehlt, ist doch ihr Ursprung, ihre Geschichte, ihre Lage und vielfach auch ihr Ton sehr abweichend von einander.

Die Landgemeinden, zu welchen etwa neun Zehntel aller bengalischen Christen gehören, befinden sich — soweit mein Blick reicht — durchschnittlich noch im unmündigen Kindesalter. Es gibt, Gott sei Dank! erfreuliche Ausnahmen; aber im Ganzen stehen sie auf keiner hohen Stufe christlicher Erkenntniß, Hingabe und Selbständigkeit. Der Missionar ist ihnen „ma-bap", Vater und Mutter zugleich, die Missionsgesellschaft eine geistliche „Company Bahadur" (anspielend auf die als Königin gedachte ostindische Compagnie), deren Geschäft es ist, die Gemeinden zu beaufsichtigen, ihre Pastoren zu bezahlen und ein Heer von Predigern zur Ausbreitung des Evangeliums zu unterhalten. Fordert man sie aber zur Theilnahme an den Missionsarbeiten und -Opfern auf, so halten sie solche Zumuthungen für eine neue Lehre, die man ihnen jetzt aufbringen wolle, „von der ihre Väter aber nichts gehört haben".

Aus letzterer Andeutung geht klar genug hervor, was an diesem unbefriedigenden Stand der Dinge eigentlich Schuld ist, nämlich die Art und Weise, wie die Mufassal-Missionen gegründet und Jahre lang fortgeführt wurden. Wie es dabei zugieng, sieht man am deutlichsten aus der Geschichte der kirchlichen Missionen im Distrikt von Krischnagarh. Vor etwa 35 Jahren durchzog jene Gegend, wie man damals und lange nachher glaubte, eine Pfingstbewegung. Ganze Familien, ja ganze Dörfer nahmen das Evangelium an; Hunderte und aber Hunderte strömten zu den Missionaren und baten um Aufnahme in die Heerde Christi. Eine Station nach der anderen erblühte, und wo früher Götzentempel standen, sah man jetzt Kirchen mit ihren Thürmen gen Himmel weisen. Die Schulen füllten sich. Ehe man sich's versah, war eine christliche Bevölkerung von 5000 Seelen über den Bezirk verbreitet. Fremde besuchten den Schauplatz dieser wunderbaren Erweckung und giengen erfreut von dannen. Aber auch in der Mission ist nicht alles Gold was glänzt. So lieblich die ganze Sache sich ausnahm, glich sie doch nur einem mit fremden Früchten und fremden Lichtern prangenden Weihnachtsbaum. Sicher wäre die Begeisterung des christlichen Zuschauers bedeutend abgekühlt worden, wenn er gewußt hätte, daß fast alle diese Gottesanbeter eben so sehr am Geldbeutel, als an den Lippen des Missionars hiengen; und der Anblick so vieler schmucker Kinder in den wohlgefüllten Schulen hätte weniger Reiz gehabt, wenn allgemein bekannt gewesen wäre, daß sie alle auf Kosten der Gesellschaft genährt, gekleidet und unterrichtet

wurden, ohne daß ihre Eltern das als eine besondere Wohlthat auch nur zu würdigen verstanden hätten. Die Missionsstation war eben ein großes Armenhaus, und der Missionar ein Almosenpfleger. So kam natürlich ein, wenn auch nicht in allen Fällen heuchlerisches, so doch schwächliches, markloses Christenthum zu Stande. Der Grundmißgriff war, daß man die Leute von vornherein mehr an's Nehmen als an's Geben gewöhnt hatte. Daran laboriren diese Gemeinden noch heute.

Denn, wenn auch nicht überall in gleichem Maße, wurde ein ähnliches Verfahren doch auf den meisten Landstationen befolgt. Man that nichts für die zukünftige Selbständigkeit der jungen Gemeinden. Ferne sei es indeß von mir, den Gründern dieser Gemeinden einen Vorwurf zu machen. In ihrer Lage würden wir schwerlich anders gehandelt haben. Mehrere jener ersten Missionsstationen, wie namentlich eben Krischnagarh, wurden ja während einer großen Hungersnoth gegründet. Was sollte der Missionar machen, wenn eine verhungernde Menge ihn um Hilfe und Unterstützung angieng? Er mußte mit Almosen beginnen. So riß das Uebel ein und wurde auch in der zweiten Generation durch jenes in den Missionsanstalten aufgewachsene junge Geschlecht nicht ausgerottet. Wir aber lernen aus diesem Gang der Dinge, wie überaus wichtig es gerade in Indien ist, gleich von Anfang an nach den richtigen Grundsätzen zu handeln, mögen ungünstige Umstände die Anwendung derselben auch noch so sehr erschweren.

Von den Stadtgemeinden kann gesagt werden, daß sie im Allgemeinen viel unabhängiger sind als die Dorfgemeinden. Den letzteren erscheint der Missionar als einziger Ausländer, mit dem sie umgehen, wie eine Art Halbgott, der alles hat und alles vermag, den sie deßwegen auch alles für sich thun lassen. Der Städter dagegen ist wohlhabender, steht gesellschaftlich höher, verkehrt öfter mit Europäern und zeigt darum viel weniger Neigung, diesen gegenüber seine Eigenart aufzugeben oder sich von ihnen leiten zu lassen. Auch diese Stadtgemeinden übrigens, deren Kalkutta mit seinen Vorstädten 12 zählt, haben noch nicht viel zur Erlangung pekuniärer Unabhängigkeit gethan. Mit Ausnahme von 2—3 Gemeinden haben bis in die neueste Zeit die meisten Christen sich zwar selbstgefällig zu rühmen verstanden: „Wir sind frei und nie jemandes Knechte gewesen“, lassen aber alle ihre kirchlichen Ausgaben von der Mission bestreiten.

In den letzten Jahren jedoch hat unter den gebildeteren Gemeindegliedern in Kalkutta ein entschiedener Fortschritt in dieser Beziehung stattgefunden. Ja, unter dem Vorsitz des hochgeachteten Predigers K. M. Banarbschi hat sich eine besondere Gesellschaft mit dem Namen „Bengal Christian Association" gebildet, eine Art evangelische Allianz, welche nichts Geringeres als die Gründung einer indischen Nationalkirche anstrebt, mit anderen Kirchen brüderlich verbunden, aber von keiner abhängig sein will. Baptisten, Anglikaner, Independenten, Presbyterianer und Wesleyaner kommen da zu gemeinsamen Gottesdiensten zusammen, lernen sich ihrer Uebereinstimmung in so vielen wichtigen Stücken bewußt und froh werden, ja sich der geringfügigen Unterschiede schämen, durch welche sie sich bisher trennen ließen. Es darf dabei übrigens nicht verhehlt werden, daß in diese Strömung eine gewisse Entfrembung, ja Bitterkeit und Argwohn gegen die ausländischen Missionare mit einfließt, als haben diese mehr über das Volk herrschen, denn sich der Heerde durch ihr Vorbild empfehlen wollen.

Gewiß müssen wir bekennen, daß mancher Missionar sich schon am Anfang seiner Wirksamkeit von allerlei Zungen hat einreden lassen, die Eingeborenen seien und bleiben herzlose, liebeleere, undankbare Kreaturen, daher er, obgleich entschlossen, ihnen zu dienen, sie doch nicht mit der rechten Liebe anzufassen gewußt hat, weil eben die Hoffnung auf Gegenliebe erloschen war. Allein Liebe bleibt nun einmal der Schlüssel zu den Herzen. Und aus 17jähriger Erfahrung heraus kann ich bezeugen, daß ich nie und nirgends herzlichere Liebe und tieferes Mitgefühl gefunden habe, als unter den Hindus aller Klassen. Ebenso darf nicht verkannt werden, daß die vorhin gerügten Uebelstände im Abnehmen begriffen sind. In Krischnagarh z. B. sind die früheren Kostschulen und andere Anhängsel eines christlichen Pauperismus innerhalb der letzten Jahre verschwunden. Nachdem die Gesellschaft einmal energisch mit dem alten Wesen zu brechen begonnen, haben auch die Gemeindeglieder gelernt, daß es ihre Pflicht sei, für kirchliche Zwecke beizusteuern, und wenn auch der „fröhlichen Geber" bis jetzt nicht viele sind, so hat doch das System des Gebens angefangen das des Nehmens zu verdrängen. Auch in anderen Missionen sind in gleicher Richtung nicht erfolglose Schritte gethan worden. Jedenfalls ist die eine Thatsache nicht hoch genug anzu-

schlagen, daß gegenwärtig 28 Geistliche in Bengalen sind, die wenigstens theilweise von ihren Gemeinden besoldet werden.

Ueber eine Gemeinde, die ich selber als eine der begehrlichsten und unselbständigsten gekannt hatte, ist in Folge richtiger Behandlung ein ganz neuer Geist gekommen. Sie schämten sich ihrer früheren knechtischen Gesinnung und fiengen an monatliche Beiträge, außerordentliche Dankopfer und andere Gaben darzubringen. Durch Geschenke warmer europäischer Freunde vermehrte sich die zusammengelegte Summe, so daß der Kirchenrath beschließen konnte, daß die ganze Gemeinde sich in einem eigenen Dorfe anbauen und der eingeborene Pastor aus dem Gemeindefond, in welchen auch die Miethgelder der Einzelnen für ihre Häuser fließen, besoldet werden solle. Der Plan ist jetzt bereits ausgeführt, und verdient wohl zur Nachahmung empfohlen zu werden. In sehr armen Gemeinden sollte man den besten Mann aus ihrer eigenen Mitte zum Pastor machen und ihn bei seinem früheren Erwerb lassen, die Leute aber einstweilen daran gewöhnen, wenigstens die Kosten für ihre Kapelle selbst zu tragen und einen Fond anzulegen, aus welchem dann mit der Zeit ein regulärer Pastor angestellt werden kann."

Ein besonderes Recht, auf der Allahabad-Konferenz über die Selbständigwerdung der bengalischen Kirche zu reden, hatte der eingeborene Pastor Surja Kumar Ghos; denn seine Gemeinde, Bhawanipur, ist mit dem Januar 1873 die erste sich selbst unterhaltende geworden, nachdem sie in den zehn vorhergegangenen Jahren nicht weniger als 11,268 Rupies (ca. 2 Mark), also mehr als 1000 Rupies jährlich beigesteuert hatte. Er hebt in seiner Rede vor allem als etwas Großes hervor, daß seit dem Dezember des Jahres 1800, da Dr. Carey seinen ersten Bekehrten taufte, die Zahl der Christen in Bengalen und Assam auf 21,454 (worunter 5,798 Kommunikanten) gestiegen ist.

Freilich gehören die meisten dieser Bekehrten den mittleren und niederen Ständen an. Höchstens 500 von ihnen haben eine höhere Bildung erhalten; unter diesen aber befinde sich der anerkannt beste Literat von Kalkutta, während andere, die in England ihre Studien vollendet, von dort als Juristen und Militärärzte zurückkehrten, eine schöne Anzahl aber im Lande selbst ihre Examina gemacht und sich zu Amtleuten, Richtern, Predigern, Professoren und Evangelisten aufgeschwungen haben. Weitaus die meisten Christen seien Bauern,

die unter dem Druck ihrer Gutsherren (Zemindare) ein Sklavenleben führen und es kaum bis zum Lesenlernen bringen. Natürlich stehe denn auch ihr geistliches Leben auf einer sehr niederen Stufe, die an Unabhängigkeit von europäischer Unterstützung und Pflege kaum denken lasse.

Schwerlich werde sich übrigens leugnen lassen, daß an diesem eben nicht sehr gedeihlichen Stande der Dinge auch die Missionare eine gewisse Schuld tragen. Einige haben zu rasch getauft und dadurch manche schlechte Elemente in die Gemeinden gebracht; dann sei die geistliche Pflege dieser nur nothdürftig unterrichteten Massen an schwach ausgerüstete Gehülfen übertragen worden, so daß z. B. im Krischnagarh-Distrikt wohl ein halbes Dutzend Gemeinlein durch den schlechten Wandel unwürdiger Katechisten zerrüttet worden seien. Ferner haben fast alle Missionare durch ihre allzu große Gutmüthigkeit und Freigebigkeit geschadet, indem sie es sich zu wenig haben angelegen sein lassen, den Gemeinden die Pflicht des Gebens und der Selbsterhaltung an's Herz zu legen. Und endlich haben die Agenten einer wohlbekannten hochkirchlichen Gesellschaft sich durch ihre Proselytirwuth schwer verfehlt, indem sie die ausgeschlossenen Glieder anderer Kirchen rücksichtslos aufnahmen, Unzufriedene an sich lockten, kurz — während die ganze Heidenwelt ihnen offen stand — sich darauf legten, mit den gefallenen, schwankenden und schwachen Angehörigen fremder Kirchen die ihrige zu füllen.

Dennoch fehle es in Bengalen nicht an wahren Christen, deren stilles, gottesfürchtiges Leben und einfältiges Zeugniß für die Wahrheit sie zu einem Licht und Salz in ihren Umgebungen mache. Nicht nur eingeborene Heiden, selbst christliche Europäer haben dann und wann diesen Einfluß zu fühlen bekommen. So sei Lacroix's bekannte Tochter, die Gründerin der Zenana-Missionen, durch den sel. Gubschat Ali zu Jesu geführt worden, und so bezeuge Major Conran (Miss.-Magazin 1871, S. 134 ff.), welch tiefen Eindruck das Bekenntniß und der Wandel eingeborener Christen auf ihn gemacht habe. Eine ansehnliche Zahl solcher Christen diene ihrem Heiland als Prediger, Lehrer und Evangelisten, während Andere in freiwilligen Sonntagsschulen Heiden- und Christenkinder unterrichten, an der Straßen- und Reisepredigt sich betheiligen, christliche Zeitschriften herausgeben, Traktate schreiben und sonst nach Kräften thun, was zur Ausbreitung des Reiches Gottes diene.

Von einem großen Fortschritt, der in den letzten Jahren unter den Christen der baptistischen Mission gemacht worden, berichtet Miss. Kerry aus Kalkutta. Vierzig Jahre lang seien die Dorfgemeinden, mit deren Oberaufsicht er gegenwärtig betraut sei, ganz von der Mission abhängig gewesen, so daß selbst das Auskehren und Putzen der Gottesdienstlokale von Seiten der Mission besorgt wurde. Seit drei Jahren nun habe das aufgehört. Ihre Gottesdienst-Auslagen müssen sie selber bestreiten. Zwischen Pastoren und Evangelisten werde streng unterschieden. Die Besoldung der Ersteren solle in etwa sieben Jahren allmählich ganz von den Gemeinden übernommen werden. Die Missionskasse ziehe seither von Jahr zu Jahr immer eine größere Summe von der Besoldung der Pastoren ab und bisher haben die dadurch nöthig gewordenen Zulagen von Seiten der Gemeinden, mit einer Ausnahme, gleichen Schritt gehalten. Auch die Kirchengebäude werden von den letzteren selbst im Stande erhalten. Seit diesen Neuerungen fühlen sich die Leute, die anfangs freilich etwas stutzig über dieselben waren, viel unabhängiger, und ihr Verhältniß zum Missionar sei ein freieres und brüderlicheres geworden. Die pekuniäre Abhängigkeit der Bekehrten von der Mission sei ein Fluch, den man nie früh genug von sich abschütteln könne.

Aehnliches erzählt Dr. Mather von der Londoner Mission in Mirzapur, wo die eingeborene Gemeinde seit fünf Jahren 20 Rupies monatlich, d. h. gerade die Hälfte der Besoldung ihres Pastors selbst bezahlt habe, nachdem sie in den vier vorherigen Jahren ungefähr halb soviel gegeben. Der Rest werde natürlich einstweilen noch aus der Missionskasse verwilligt. Neuerdings habe man ihnen auch das Anerbieten gemacht, die Kirche selbst zu übernehmen, so daß die Mission nicht mehr für die Reparatur derselben zu sorgen hätte. Wenn das geschehen sei, so könnten sie ihre Gottesdienst-Angelegenheiten nach Belieben selber ordnen.

Von ganz anderer Art ist die Unabhängigkeit der Santhal-Bekehrten, über welche der norwegische Missionar Skrefsrud einige Mittheilungen macht. Diese ganze Mission (Indian Home Mission) bestehe bloß durch Beiträge, die in Indien selber gesammelt werden. Sein älterer Kollege Börresen, ein Däne, habe die Gabe des „Bettelns“ und bringe das nöthige Geld zusammen. Ihre Station haben sie mitten im Walde, möglichst weit von allen europäischen Ansiedelungen. Uebrigens haben sie ein gutes Wohnhaus; denn man müsse

leben, um arbeiten zu können. Schulen gründen sie nicht, sondern gehen von Dorf zu Dorf, ganz einfach das Evangelium predigend. Von Anfang an lehrten sie die Eingeborenen sich selbst unterhalten. Sie hatten nie Noth oder Unannehmlichkeiten mit Besoldung eingeborener Gehilfen. Alle ihre Christen seien Prediger (?). Einmal selbst bekehrt, gehen sie zu ihren Verwandten, Freunden und Stammgenossen und sagen ihnen: „Wir haben etwas Gutes gefunden!“ Ein einziger Mann habe auf solche Weise fünf Dörfer zu Christo gebracht. Ein altes Weib gehe so von Ort zu Ort, den Heiland anpreisend. Die Bekehrten haben das Evangelium im Herzen, nicht nur im Kopfe. Der für diesen Dienst Geeignetste werde Pastor in seinem Dorf, erhalte sich aber von seiner eigenen Hände Arbeit. Die Missionsthätigkeit schließe sich an's nationale Dorfsystem an. In jedem Dorfe seien sieben Aelteste. Wenn nun einige von diesen Christen geworden, sei Aussicht, daß im ganzen Ort der Götzendienst abgeschafft werde, das Stück Land aber, das bis dahin den Priestern gehörte, für Kirchenzwecke bestimmt werden werde. Ueberhaupt suche man ihre eigenen National-Gebräuche, soweit dieselben unschuldig seien, zu conserviren, ihnen überhaupt nichts Fremdes aufzubringen.

Diese allerdings sehr unabhängige, aber wohl auch etwas unsystematische und deßhalb lückenhafte Missionsarbeit unter einem halbwilden Bergvolk wird, um das hier gleich zu bemerken, in erfreulicher Weise durch die Schulthätigkeit der englisch-kirchlichen Gesellschaft ergänzt, die mit Hilfe der Regierung nicht nur eine bedeutende Anzahl von Volksschulen, sondern auch ein Schullehrer-Seminar für die Santhals gegründet hat. Ihr erster Bekehrter (a. 1864) war ein Zögling dieses Seminars. Seither ist die Zahl der Getauften beinahe auf Tausend gestiegen, abgesehen von denen, welche durch die Bemühungen von Miss. Skrefsrud und Börresen für's Christenthum gewonnen wurden. Bemerkenswerth ist es auch, daß die soeben erwähnte Regierungs-Unterstützung für die Schulen dem Umstand zu verdanken ist, daß während des Santhal-Aufstandes 1856 der englische Kommissär Yule wahrnahm, daß alle die Dörfer, in welchen Missionsschulen waren, sich nicht an der Insurrektion betheiligten, wodurch er veranlaßt wurde, die Regierung zur Errichtung weiterer Schulen durch jene Missionsgesellschaft aufzuforbern, ein Vorschlag, der dann auch theilweise angenommen wurde.

Noch merkwürdiger als die von Miss. Skrefsrud geschilderte

Selbständigkeit der bekehrten Santhals, ist ein von jeder Missionsgesellschaft oder Kirche unabhängiges Christenthum, das sich neuerdings in Ost-Bengalen in der Weise gezeigt hat, daß ein gewisser Hindu mehrere Anhänger um sich gesammelt hat, mit denen er die heilige Schrift liest und die er anfeuert, nach dem Vorbilde der Apostel und ersten Christen zu leben. Diese Leute verwerfen z. B. in Krankheitsfällen den Gebrauch von Medizin, ihre Zuflucht allein im Gebet zu Christo suchend. Miss. Bion aus Dakka berichtet noch von anderen ähnlichen Erscheinungen, die jedenfalls ein Beweis dafür sind, daß es in Indien keineswegs an religiösen Bewegungen fehlt, die nur indirekt mit der Mission zusammenhängen und das Vorhandensein der Elemente bekunden, welche einst in der indischen Nationalkirche die Hauptrolle zu spielen berufen sein möchten.

Ueber den Zustand der Gemeinden im Westen und Nord-Westen des indischen Reiches wurden auf der Konferenz zu Allahabad nur wenige Stimmen laut, wie ja die dortigen Missionen auch viel jünger und kleiner sind, als die von Madras und Bengalen. In Ahmednagar und den anderen amerikanischen Missionsstationen werden übrigens die Gemeindeglieder angehalten, den Zehnten ihres ganzen Einkommens für religiöse Zwecke zu opfern; überhaupt läßt der amerikanische Board es sich von allen Gesellschaften am meisten angelegen sein, die Bekehrten zu kirchlicher Unabhängigkeit und an die selbständige Bestreitung ihrer Ausgaben für Gemeindezwecke zu gewöhnen. Wahrscheinlich gilt auch für ihre Stationen in der Bombay-Präsidentschaft dasselbe, wie für die in Madura, von wo wir erfahren, daß kein Pastor ordinirt werde, es sei denn daß die Gemeinde, welche er bedienen soll, vorher verspricht, wenigstens den vierten Theil seiner Besoldung selber zu bezahlen.

Ein etwas voreiliger Versuch eigener Kirchenbildung und selbständiger Missionsarbeit wurde im Jahr 1871 in Bombay gemacht. Dort kamen nämlich im März des genannten Jahres eine ganze Reihe der bedeutenderen Mitglieder der verschiedenen Missionsgemeinden von Bombay und Umgegend zusammen und gründeten „zur Erhaltung und Beförderung des christlichen Einvernehmens und gemeinschaftlicher Unternehmungen für's Reich Gottes“ den sog. Einheimischen christlichen Bund für's westliche Indien, d. h. für die Präsidentschaft von Bombay. Die erste Versammlung trat sehr zuversichtlich auf, leistete aber mehr auf dem Gebiet begeisterter Rede, als auf

dem thatkräftiger Unternehmung. In Folge mancher Enttäuschungen hatte die zweite Jahresversammlung einen ganz anderen Charakter. Man hatte eingesehen, daß man die eigenen Kräfte überschätzt und zu eilig an allerlei große Aufgaben sich gewagt hatte. Der Ton des Berichtes war diesmal nüchtern und bescheiden. Die Versammlung des Jahres 1872 hatte denn auch die Frucht, daß ein junger Mann sich als Evangelist dem Bunde zur Verfügung stellte, bereit irgend wohin zu gehen, wo derselbe eine eigene Mission anzufangen gesonnen sei. Die Missionare der Gesellschaft, mit welcher jener junge Mann in Verbindung stand und von denen er noch in theilweiser Abhängigkeit war, hätten ihn zwar lieber für sich behalten, waren aber natürlich auch bereit, ihn in den Dienst dieser neuen eingeborenen Gesellschaft treten zu lassen. Aber gerade bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß es für die einheimischen Gemeinden noch nicht an der Zeit ist, eigene Missionen zu unternehmen, sondern daß sie ihre ganze Aufmerksamkeit und Kraft vor allem darauf richten sollten, selbst unabhängig von den ausländischen Missionen zu werden, ihre Pastoren selbst zu bezahlen, ihre Kirchen und Schulen selbst zu unterhalten und überhaupt jeden Geldzuschuß aus dem Auslande unnöthig zu machen. Gewiß wird auch das theilweise Mißlingen dieses verfrühten Unternehmens die gute Wirkung haben, daß alle Gemeinden der Bombay-Präsidentschaft mit Beschämung fühlen werden, wie sehr sie eigentlich noch der Hilfe der Mission bedürfen und wie angelegen sie es sich sein lassen sollten, keine Opfer zu scheuen, um zur wirklichen, d. h. nicht nur moralischen, sondern auch pekuniären und administrativen Unabhängigkeit von den verschiedenen Missionsgesellschaften zu gelangen.

Daß es an Fähigkeit und Willigkeit zum Geben von Geldbeiträgen für diesen Zweck selbst bei sehr armen Gemeinden auch in dieser westlichen Präsidentschaft nicht fehlt, das geht aus folgenden Angaben über 21 christliche Dorfgemeindlein jener Gegend hervor. Die Zahl der männlichen Mitglieder derselben beträgt 335, und diese haben zusammen im J. 1872 für verschiedene religiöse Fonds und Kassen nicht weniger als 1767 Rupies beigesteuert, so daß auf jeden also über 5 Rupies Jahresbeiträge kommen. Ihre durchschnittliche Tageseinnahme dagegen ist nicht mehr als 3 Annas (1 Rupie = 16 Annas). Jene Männer haben also ungefähr das Verdienst von 28 Arbeitstagen eines Jahres hergegeben, — und das ist bei-

nahe so viel wie „den Zehnten" opfern. Mehr wird man kaum je erwarten, geschweige denn verlangen können. So viel ist gewiß, daß kaum auf irgend einem anderen Gebiet gerade innerhalb der letzten Jahre größere Fortschritte von den eingeborenen Christen Indiens gemacht worden sind, als auf dem des Gebens.

Sehr deutlich beweisen dies die statistischen Angaben aus dem Gebiet der Basler Evangelischen Missionsgesellschaft, welche für die Allahabad-Konferenz von Miss. Gundert zusammengestellt wurden. Denselben gemäß trugen im Jahr 1861 die damaligen Gemeindeglieder, 2,857 an der Zahl, zusammen 1,168 Rupies für kirchliche und wohlthätige Zwecke bei, was für jedes einzelne Gemeindemitglied die Summe von 6½ Annas ergibt. Im Jahr 1872 dagegen wurden von 4,371 Personen im Ganzen 3,378 Rupies beigesteuert, d. h. durchschnittlich von jedem Christen 12⅓ Annas. Daraus geht die vielsagende Thatsache hervor, daß die Opferwilligkeit, vielleicht auch die Opferfähigkeit während eines Jahrzehntes sich geradezu verdoppelt hat. Die Basler Missions-Christen fangen also offenbar auch an, die große Lektion zu lernen, daß „Geben seliger ist als Nehmen". Ebenso werden die Gemeinden dieser Gesellschaft durch eine den indischen Verhältnissen angepaßte Gemeinde-Ordnung allmählich an Selbstbesteuerung und Selbstverwaltung gewöhnt. Mit wenigen Ausnahmen besitzt jede derselben bereits einen ansehnlichen Kirchen- und Armenfond, welche von den aus europäischen Missionaren und eingeborenen, von den Gemeinden selbst erwählten Aeltesten zusammengesetzten Presbyterien verwaltet werden. Das gesammte Kirchenvermögen, das theils aus früher der Mission gehörigen, dann den Lokal-Presbyterien übermachten Grundstücken, Gottesdienstgebäuden u. dgl., theils auch aus baarem Gelde besteht, repräsentirt bereits ein Kapital von 117,958 Rupies oder 235,000 Mark, wovon 63,000 Mark allein dem Kirchenfonds der Mangalur-Gemeinde gehören. Nun ist es zwar ganz richtig, was auch auf der Allahabad-Konferenz ausgesprochen wurde, daß es keineswegs wünschenswerth scheint, die indischen Kirchen durch große Stiftungen dotirt und dadurch ihre äußere Existenz für die Zukunft gesichert zu sehen. Gewiß ist es eine weisere und gesundere Methode, jede Generation von Christen für sich selber sorgen zu lassen und so auch die Besoldungen der Pastoren und anderer Gemeindediener aus jährlichen Beiträgen zu bestreiten. Dagegen ist nicht zu übersehen, daß von den verhältnißmäßig kleinen

Gemeinden unmöglich verlangt werden kann, daß sie jetzt schon alle die Lasten selbst tragen sollen, welche bisher die Missionsgesellschaft auf sich hatte. Dazu kommt, daß die von den europäischen Missionaren gebauten Kirchen, die von ihnen gebildeten Prediger, kurz fast Alles, was von ihnen herrührt, eben von ziemlich stark europäischem Gepräge ist. Sind die Gemeinden einmal an Zahl und Kraft so gewachsen, daß sie mit einander wirklich eine Nationalkirche bilden, dann wird alles irgendwie auf einen einfacheren, den orientalischen Verhältnissen entsprechenden, billigen Fuß kommen. Für die Zeit des Ueberganges ist das Vorhandensein solcher Kirchenfonds eine große Wohlthat. Dieselben sind eine zu regelmäßigem Geben ermunternde Grundlage für die künftigen Kirchenkassen der selbständig gewordenen Gemeinden, welche es ja immer wird geben müssen, da man auf die Dauer doch nicht alle Kirchenausgaben und die den Pastoren gegenüber einzugehenden Verbindlichkeiten auf laufende jährliche Beiträge wird stellen können. Jetzt haben die noch wachsenden Gemeinden bereits Gelegenheit, sich in der sparsamen Benutzung, umsichtigen Verwaltung und Vermehrung eines wenn auch kleinen Kirchenvermögens zu üben. Sie lernen Verantwortlichkeiten auf sich nehmen und die Pflichten wie Rechte der anzustrebenden Unabhängigkeit ausüben.

Daß die indische Kirche freilich jetzt und für die nächste Zeit noch nicht sich selbst überlassen werden darf, darüber ist kein Zweifel. Doch ebenso gewiß ist, daß die bereits gegründeten Gemeinden für den Nothfall stark genug wären, auch ohne die Mission zu bestehen, daß jedenfalls mit dem Verschwinden dieser nicht auch das Christenthum in Indien verschwinden würde. Nein, es gibt — das geht aus allem hervor — einen wohlgepflanzten und festgewurzelten Baum wahren christlichen Lebens in Indien, von dem gesagt werden kann, daß er „seinen Samen bei sich selber hat". Wenn es für sein Gedeihen und zur Abwehr unzähliger Gefahren von außen auch noch heilsam und nützlich ist, ihn im Gehege und unter der Pflege derer, die ihn gepflanzt haben, zu lassen; so wächst er doch seiner Eigenart gemäß fort und fängt schon jetzt an Blüthen zu treiben und Schatten zu geben, an welchem miteinander sich freuen beide, die da säeten und die da ernten. Möge er gepflanzet bleiben an den Wasserbächen, seine Frucht bringen zu seiner Zeit und seine Blätter nicht verwelken!

Daß dieser Wunsch auch das Herzensverlangen aller in Alla-

habad versammelten Missionare gewesen, erkennt man deutlich aus den zahlreichen Reden und Meinungsäußerungen, welche über diesen Gegenstand laut wurden und deren Grundton immer war: „wir, d. h. die Missionare, müssen abnehmen; sie aber — die einheimische Kirche — muß wachsen."

Die Grundsätze, deren Befolgung als sicherster Weg zur Erreichung des angestrebten Zieles vorgeschlagen wurde, sind im Wesentlichen folgende: 1) Bei jeder Missionsarbeit, die gethan, bei jeder Einrichtung, die getroffen wird, soll die Rücksicht auf die zukünftige Selbständigkeit der Kirche, nicht ein augenblickliches Bedürfniß, das Bestimmende sein (wobei ein Redner soweit gieng zu sagen, es sei fast besser, gar keine eingeborenen Missionsarbeiter zu haben, als solche aus europäischen Mitteln anzustellen und zu erhalten!); ebenso sei für die ersten eingeborenen Prediger und Pastoren eine wenn auch sehr lückenhafte, aber auf eigene Kosten erworbene Bildung einer noch so ausgezeichneten kostenfreien Erziehung vorzuziehen. Wenn diese Sätze auch etwas zu weit gehen, so bleibt doch die Richtigkeit und Wichtigkeit obiger Regel bestehen. Es ist z. B. viel besser, sich längere oder kürzere Zeit mit ganz einfachen, aber von den Eingeborenen selbst gebauten Gottesdienst- und Schullokalen zu behelfen, als auf Missionskosten schöne große Kirchen (mit Glockenthurm 2c.) und Gemeindeschulen zu errichten. Ebenso ist es jetzt fast allgemein anerkannt, daß eine etwas geringere Ausbildung eingeborener Pastoren und Evangelisten im Lande selbst fruchtbringender ist, als wenn dieselben ihre Studien in Europa machen und dabei — was unvermeidlich ist — mehr oder weniger entnationalisirt werden. Ueberhaupt soll also, nach diesem Grundsatz, das Einzelinteresse, auch die Lieblingswünsche des Missionars und der bekehrten Individuen, unbedingt dem großen Ziel der Aufrichtung einer Nationalkirche geopfert werden. Missionar und Bekehrte gehören nicht sich selbst, auch nicht der Missionsgesellschaft, nicht einmal der betreffenden Heimatkirche, — sondern dem Herren und Seiner Kirche in Indien.

2) Jede eingeborene Kraft soll für Gemeinde- und Missionszwecke ausgenutzt werden. Der Missionar soll nichts selber thun, was eben so gut und oft vielleicht besser von einem Eingeborenen gethan werden kann. Wo ein gewisses Maß von Willigkeit und Kraft vorhanden ist, soll ohne Verzug und Aengstlichkeit auch eine entsprechende Arbeit, Last, Verantwortlichkeit zu tragen gegeben werden.

Nahe liegt für den eifrigen Missionar die Versuchung, auch dann, wenn dies nicht mehr nöthig ist, alle Arbeit selber zu thun und alle Geschäfte in seiner eigenen Hand zu behalten. Aber wie ein weiser Vater seinem heranwachsenden Sohn immer mehr anvertraut, überläßt und aufträgt, so sollte auch der Gründer einer Gemeinde sich freuen die Zeit gekommen zu sehen, wo dieselbe seiner väterlichen Fürsorge und Leitung nicht mehr bedarf.

3) Damit es aber soweit kommen könne, muß im Anfang der aufblühenden Gemeinde die sorgfältigste Pflege zu Theil werden. Die Taufe eines oder vieler Heiden ist nicht das Ziel, sondern erst der rechte Anfang fruchtbarer Missionsthätigkeit. Sie, die Getauften, gilt es zu Männern in Christo heranzuziehen. Ein paar wohlgepflanzte, begossene und gepflegte Setzlinge werden mehr Frucht tragen, als ein ganzer Wald sich selbst überlassener Bäume. Die eingeborenen Christen, nicht der Missionar und seine Gehilfen, sollen das Licht und Salz der indischen Welt sein. Wenn diese salzlos, dumm werden, so hilft alles Missioniren unter den Heiden nichts. Die jungen Christengemeinden vor der Zeit sich selbst überlassen, das wäre, wie wenn man die mit großen Kosten, Mühen, ja Gefahren aus der Tiefe des Meeres gefischten Perlen wieder in dasselbe zurückwerfen würde. Die Mission lasse sich also das mühsame, aber lohnende Werk der Gemeindepflege ganz besonders angelegen sein.

4) Dazu gehört unvermeidlich auch, daß man sich der äußeren Bedürfnisse und Nöthen seiner Bekehrten annimmt. Bloß lehren und predigen, sich aber um diese sog. irdischen Angelegenheiten nicht kümmern, hieße soviel als von jenem unter die Räuber Gefallenen erwarten, daß er sich um geistlichen Zuspruch an den Priester oder Leviten wenden solle, die ihn in seinem Blute liegen sahen und — vorübergiengen. Aus Furcht hintergangen und mißbraucht zu werden, darf ein Missionar sich den Anliegen seiner Bekehrten in äußeren Dingen nicht entziehen. Ein Neubekehrter ist ein Kind. Kein Kinderbedürfniß darf dem Vater zu gering sein.

5) Ganz besonders aber muß sich die Mission der Heranziehung und Ausbildung eines einheimischen Lehrer- und Predigerstandes annehmen. Das ist die Hoffnung der indischen Kirche. Heidenpredigt, Taufunterricht, Predigererziehung — das sind die höchsten Thätigkeiten eines Missionars.

6) Von Anfang an müssen die einheimischen Gemeinden an's Geben gewöhnt werden. Der kleinste Beitrag von einem Eingeborenen übertrifft an Werth die fürstliche Gabe eines „Missionsfreundes" eben so sehr, als jenes Witwenscherflein die Geschenke der „Reichen". Und was die Gemeinden selber geben, müssen sie auch selber verwalten. Zu diesem Zweck sollen so früh als möglich Lokal-Kommitteen gebildet werden, welche die Kirchenkasse, Schulkasse, Armenkasse, Missionskasse, und was damit zusammenhängt, zu besorgen haben.

7) Sobald einmal mehrere selbständige Gemeinden da sind, müssen diese an die Organisation einer eigenen Kirche nach den lokalen und nationalen Bedürfnissen gehen, die Ordination und Anstellung der Geistlichen, das Schulwesen und überhaupt das ganze kirchliche Gemeinwesen ordnend und regierend in die Hand nehmen. Die Missionare sollten in diese Organisation nicht aufgenommen werden, sondern freie Evangelisten bleiben, ja dann erst recht werden. Am allermeisten aber müssen sie sich davor hüten, der neu entstehenden indischen Kirche ihre eigenen, aus Europa oder Amerika mitgebrachten Ideen von Kirchenverfassung und -Organisation aufzubringen. Vielmehr sollte man Gott bitten, es den indischen Christen in dieser Beziehung besser gelingen zu lassen, als es den alten Kirchen, den Reformationskirchen und auch den neueren Sekten und Parteien im Allgemeinen gelungen ist.

Man sieht deutlich, die indischen Missionare sind sich ihrer Aufgabe, der Tragweite sowohl als der Grenzen derselben, klar bewußt. Sie machen es — mit wenigen Ausnahmen vielleicht — nicht zu ihrer Aufgabe, methodistische, presbyterianische, kongregationalistische, bischöfliche oder irgendwelche andere Grundsätze und Einrichtungen auf indischen Boden zu verpflanzen, sondern was sie alle wünschen, ist das Zustandekommen eines neuen indischen Kirchentypus und einer neuen selbständigen Nationalkirche, die nicht den Namen irgend eines Menschen oder eines Systems, sondern allein den Namen Jesu Christi tragen, ausbreiten und verherrlichen soll.

Zu diesem Ende sind sie bereit, von einander zu lernen und an einander Zugeständnisse zu machen. Das beweisen die ersten Versuche einheimischer Kirchenbildung, die bereits in Indien gemacht worden sind. Bischöfliche, presbyterianische und independentische Elemente sind fast in allen Missionsgemeinden Indiens zu finden. In der gesunden Atmosphäre völliger Freiheit und Gleichberechtigung

nähern sich die Gegensätze einander und Getrenntes fließt zusammen. Solcher Sinn für das große Ganze, solche Selbstverleugnung, solch brüderliches Zusammenwirken wird gewiß in Folge der Allahabad-Konferenz unter den indischen Missionaren noch wachsen. Gemeinschaftliche Predigtreisen von Missionaren und Katechisten verschiedener Gesellschaften, Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft, Gebetsversammlungen und Konferenzen untereinander werden jetzt noch öfter und allgemeiner als bisher vorkommen, ja immer mehr zur Regel werden. Das verheißungsvollste Unterpfand hiefür ist der Geist und Ton, in welchem zu Allahabad eben diese Verhandlungen geführt wurden, deren Hauptresultate wir in Obigem wiederzugeben versucht haben.

Missions-Zeitung.

Indien.

Zwei vielversprechende Taufen werden aus Nordindien berichtet. Aus dem Pandschab meldet eine Zeitung, daß am 1. Febr. d. J. der Bruder des Radscha von Kapurthala, eines Sikhfürsten, getauft worden sei.

Golocknath, der eingeborne Missionar der Station Dschallandhar, vollzog die Taufe in Gegenwart von zwei andern Predigern der amerikanischen Mission. Eine unzählige Volksmenge begleitete den Neubekehrten aus Golocknaths Haus in die Kapelle.

Natürlich hat dies Ereigniß großes Aufsehen erregt, und wenn man dazunimmt, daß sich schon seit einiger Zeit unter den Sikhs ein gewisses Unbefriedigtsein ihrem eigenen Religionssystem gegenüber gezeigt hat, so darf dieser Uebertritt wohl zu schönen Hoffnungen berechtigen.

Noch wissen wir nichts Näheres über die innere Entwicklung von Kunwar Harnam Sing's Geistesleben. Doch sei bei dieser Gelegenheit erwähnt, daß der Vater dieses bekehrten Prinzen im J. 1859 eine Missionsschülerin, Fräul. Hodges, mit Genehmigung der britischen Regierung zur Gattin nahm, während er zu gleicher Zeit auf eigene Kosten eine Missionsstation errichtete und seine beiden Söhne aus erster Ehe von den amerikanischen Sendboten unterrichten ließ. Als im Dez. 1862 in Lahor eine große Missionsconferenz gehalten wurde, führte deren Präsident, Oberst Lake, auch den Radscha und dessen Bruder in dieselbe ein. Damals hat der Radscha sich namentlich für weibliche Erziehung interessirt und über diese Angelegenheit (in gutem Englisch) allgemein ansprechende Winke gegeben. Die Conferenz dankte ihm für seinen Eifer in der Förderung der großen Missionssache und sprach die Ansicht aus, daß es ihm ohne alle Hinterge-

danken um die höchste Wohlfahrt des ihm anvertrauten Volkes zu thun sei. Der ausgezeichnete Staatsmann (und spätere Gouverneur), D. F. Macleod machte damals die Mittheilung, wie er früher als irgend einer der Anwesenden des Radschas Hinneigung zum Christenthum erkannt und sich von seinem Abscheu gegen alle Abgötterei überzeugt habe. Ja, er habe selbst schon mit dem Radscha und seiner Familie an deren Hausgottesdienste theilgenommen und mit ihm die Kniee vor unserem Herrn und Heiland gebeugt. Man hoffte, daß er nächstens sich offen zum Christenthum bekennen würde. Leider geschah das nicht. Vielmehr sah sich im J. 1866 seine Gattin, Lady Randhir Sing, veranlaßt, den Palast zu verlassen und zu ihrem Vater zurückzukehren. Der Radscha hatte allerlei Händel mit seinem Bruder und starb endlich 1870 auf dem Wege nach Europa, worauf seine Gattin ihre beiden Töchter zur Erziehung nach England nahm. Jedenfalls ist also in einem der beiden Söhne der früher schon von Goloknath ausgestreute Same des Worts nicht verloren gegangen.

Von ähnlicher Bedeutung für ein anderes Volk, die Kassias in Ostbengalen, dürfte die am 26. Nov. v. J. vollzogene Taufe des Häuptlings Ju Borsing sein. Derselbe ist rechtmäßiger Erbe und Nachfolger eines der Kassia-Radschas, vom Volk allgemein geachtet und geliebt, hat aber durch sein offenes Bekenntniß zum Christenthum die Anwartschaft auf den Thron verloren, da eine der Hauptpflichten eines Kassia-Fürsten die Aufrechterhaltung der Stammesreligion ist. Mit ihm wurden seine älteste Tochter, einer seiner Söhne und eine Magd getauft, nachdem 5 Monate vorher schon seine Frau mit sechs anderen Gliedern seiner Familie in die Kirche waren aufgenommen worden.

Die Missionare (Calvinistische Methodisten) rühmen die umwandelnde Macht des Geistes Gottes, die sich in diesen Bekehrungen offenbart, denn, menschlich geredet, hätten sie nichts für so unwahrscheinlich gehalten, als gerade den Uebertritt dieses bedeutenden Mannes und seiner Familie zum Christenthum. Seither ist eine seiner Töchter mit einem eingebornen Prediger getraut worden, wodurch die vornehme Familie natürlich der Christengemeinde noch näher getreten ist. —

Ueber die immer zunehmende Verbreitung christlicher Anschauungen in Indien schreibt ein Hindublatt folgendermaßen: „Neulich wurde von der Missionsconferenz in Kalkutta eine sehr interessante Frage besprochen, inwieweit nämlich das Christenthum, abgesehen von den direkten Bemühungen der Missionare, die eingeborne Bevölkerung beeinflusse. Dr. Jardine soll bei dieser Gelegenheit ausgesprochen haben, es sei seine Ueberzeugung, daß viele Eingeborne christliche Bücher lesen, ohne je persönlich mit einem Missionar zusammengekommen zu sein. Dies ist buchstäblich wahr. Ja, wir könnten noch mehr sagen. Viele lesen nicht nur christliche Bücher, sondern verehren Christus selbst, ohne je von einem Missionar unterrichtet worden zu

sein. Der heimliche Einfluß des Geistes Christi auf das Innerste der indischen Gesellschaft ist eine vielbedeutende Thatsache."

Japan.

Zwei Beamte des japanesischen Kultusministeriums haben, zwar nicht im Auftrag, aber doch mit Wissen der Regierung, folgenden wunderlichen Vorschlag veröffentlicht: Da Japan es in Wissenschaft und Industrie nun so ziemlich bis zum Gipfel der Vollkommenheit gebracht, wäre es an der Zeit, daß auch in religiöser Beziehung etwas geschähe. Die Europäer glauben an die christliche, die Japanesen an die buddhistische (sic!) Religion und jede Partei meine, die andere habe Unrecht; während doch alle Religionen und Völker darin übereinstimmen, daß Tugend Tugend und Laster Laster sei, dieses wie das Wasser immer in der Richtung nach unten, jene wie das Feuer dem Himmel zustrebe und daß es vor allem eben auf ein tugendhaftes Leben ankomme. Sehr wünschenswerth sei es daher, wenn die so lächerlichen Religionsgegensätze irgendwie beseitigt werden würden. Das sicherste Mittel hiezu sei jedenfalls eine zahlreiche Versammlung von Priestern beider Religionen zum Zweck öffentlicher Religionsgespräche. Sie könnten einige Jahre beieinander bleiben und dreimal monatlich eine Diskussion halten, welche dann gleich gedruckt und in 10,000 Exemplaren einer besonders für diesen Zweck zu eröffnenden Zeitschrift in ganz Japan, China u. s. w. publizirt werden sollte. Durch den Ertrag dieser Zeitung würden nicht nur die Kosten der Versammlung bestritten werden, sondern es könnte dann auch jeder vernünftige Mensch klar und deutlich sehen, welche von beiden Religionen die wahre sei, und sich darnach richten.

China.

Die Gesammtzahl der Gemeindeglieder auf den Basler Missionsstationen beträgt jetzt 968 Seelen, wovon 627 Erwachsene und 341 Kinder sind. Der Zuwachs aus den Heiden betrug während des Jahres 1873 in Hongkong 18, in Lilong 24, in Tschongtshun 16, in Nienhangli 29 Seelen.

Bücherschau.

Missionsgeschichte in Heften. Polynesien. Berlin. (Verlag des Ev. Büchervereins, Oranienstraße Nr. 106.) 1873. Pr. 28 sgr. S. 362.

Dieses neue Heft hat alle Vorzüge seiner Vorgänger und mag wohl einige derselben übertreffen durch glänzende Schilderungen sowohl der Naturreize Polynesiens, als auch der ursprünglichen Gesellschaftszustände auf jenen Inselgruppen, deren Umwandlung im Großen und Ganzen es eingehend und ansprechend erzählt. Wir begleiten das neue Missionsschiff Duff auf seiner ersten Fahrt in die Südsee und erfahren schon auch, wie dort aus der Meuterei der Bounty-Matrosen

das vielversprechende Völklein des Pitcairn-Eilands erwächst, ein Zeichen guter Vorbedeutung für die gesammte Inselwelt. In Tahiti ringen wir uns mit den schwergeprüften Missionaren durch die lange dunkle Reihe von Wartejahren hindurch, und feiern dann mit ihnen den herrlichen Triumph des Kreuzes im J. 1816, ein Genuß, in welchem die hämischen Berichte eines Kotzebue und anderer gewissenlosen Seefahrer uns nur wenig stören. Und nun beginnt die reichgesegnete Wirksamkeit des sel. Williams, die uns nach Raiatea und den Hervey-Inseln, bald auch in Begleitung aufopferungsvoller eingeborner Evangelisten auf immer neue, zur Ernte reife Arbeitsfelder führt. Schon aber regt sich auch „die Mission der Gewalt"; wir sehen, wie das finstere Werk Roms und seiner Knechte, der französischen Machthaber, sich anbahnt, Schritt vor Schritt weiter greift und in der Vergewaltigung Tahitis seine Spitze erreicht. Indessen vollendet Williams, nachdem er noch Samoas Umwandlung erlebt, seinen Lauf durch den Märtyrertod auf Eramanga (1839). Ein „Rückblick und Vorblick" theilt uns zuletzt von der weiteren Entwicklung der Mission auf Hervey, Samoa, Tonga, Tahiti einige Bruchstücke mit. — Die ziemlich dichterisch gehaltene Behandlung des Stoffes bringt es mit sich, daß manche Punkte, welche für die Missionsgeschichte von Interesse sind, sehr kurz behandelt, andere ganz übergangen werden. Der Hawaii-Archipel wird wohl noch in einem eigenen Hefte seine Schilderung finden, da denn auch die neuere Mission auf der Marquesas-Gruppe nachgeholt werden dürfte. Die Arbeit der letzten zwei Jahrzehnte und ihre Früchte sind nur fragmentarisch erwähnt. Etwas von poetischer Licenz verräth sich in einzelnen Ausdrücken wie z. B. S. 266: „Im Februar 1847, als Louis Philipp schon anspannen ließ, um das Weite zu suchen, kehrte die Königin Pomare ins Land ihrer Väter zurück." Oder liegt hier ein Druckfehler vor?

Missionsgeschichte in Heften. Labrador. Berlin. (In der Niederlage des Ev. Bücherv.) 1873. S. 88. Pr. 11 sgr.

Die Mission in Labrador, deren hundertjähriger Bestand nun abgeschlossen vor uns liegt, ist erst kürzlich von der Brüdergemeine selbst in ihrer nüchternen Art und Weise beschrieben worden. Die Darstellung, welche der begabte Schreiber dieses „Hefts" von ihr gibt, mag als eine lebensfrische Ergänzung jener pünktlichen Geschichtsschreibung angesehen werden. Freilich kann in dieser starren Naturumgebung nur wenig von eigentlicher Geschichte zu Tage kommen; es ist auch keine Aussicht auf bedeutenden Fortschritt oder Entwicklung zu einem selbstständigen Gemeinwesen vorhanden. Der Verfasser weiß aber doch den täglichen Kampf, der auch dort sich abspielt, so zu schildern, daß wir für diese abseits wohnenden Brüder eine herzliche Theilnahme gewinnen.

[redacted]



Missionsweberei in Mangalur.

Die Allgemeine Missions-Conferenz zu Allahabad im Dezember 1872.

(Von Miss. Hesse.)

(Fortsetzung.)

3. Die Stellung der Mission gegenüber den äußeren Lebensverhältnissen ihrer Bekehrten.

Mancher, der mit den Verhältnissen heidnischer Nationen und den Arbeiten der christlichen Sendboten unter denselben nicht näher bekannt ist, meint wohl, die einzige Aufgabe der Missionare bestehe darin: durch Wort und Schrift das Evangelium zu verkündigen, zu taufen und endlich die Getauften halten zu lehren alles was Christus uns befohlen hat. Das ist — richtig verstanden — auch in Wirklichkeit so. Nur macht man sich gewöhnlich eine ganz falsche oder überhaupt keine genauere Vorstellung davon, was es mit dieser Unterweisung im Halten der christlichen Sitten und Ordnungen eigentlich auf sich hat. Wie mit den soeben gebrauchten Ausdrücken bereits angedeutet ist, handelt es sich dabei keineswegs um bloße Mittheilung dogmatischer Lehren oder Einschärfung allgemeiner moralischer Vorschriften, sondern um praktische Einführung der christlichen Grundsätze ins private wie öffentliche Leben der Neubekehrten, also um die Aufrichtung eines geordneten christlichen Gemeinwesens mitten im Heidenlande. Daß es sich hiebei gerade um die sog. äußeren Lebensverhältnisse, um Erwerb und Beruf, Handel und Wandel, Geld und Gut, Wohnung und Kleidung, ja Nahrung und Lebensweise handelt, sollte von selber einleuchten.

Um für die zuletzt genannten Stücke nur ein Beispiel zu nennen — was soll der Missionar machen, wenn, wie das wirklich vorgekommen ist, ein ganzer Haufen von Kurumbas, Najadis oder

andern wilden Berg- und Waldmenschen, die bisher von gefallenem Vieh, Schlangen u. dgl. sich nährten oder dem Trunke ergeben waren, um Aufnahme in die christliche Gemeinde bitten? Kann er sie bei ihrer gewohnten Lebensweise lassen? Gewiß nicht! Aber wovon sollen sie sich denn in Zukunft ernähren? Sie müssen an eine gesittete und nützliche Beschäftigung gewöhnt, zu regelmäßiger Arbeit angehalten, im Landbau oder einem Handwerk unterwiesen werden. Ja freilich! Aber wer soll sie zu dem allem anhalten, gewöhnen und unterweisen? — Der Missionar muß es thun, es bleibt nichts anderes übrig. — Oder ein Beispiel ganz entgegengesetzter Art: Ein in aller Weisheit der Heiden wohl unterrichteter Brahmane, der bisher durch Tempeldienste, Astrologie, Götzenhandel oder irgend etwas der Art seinen mehr als ausreichenden Lebensunterhalt verdiente, bekehrt sich und wird getauft. Was soll er anfangen? Ein Handwerk versteht er nicht, außer den auf heidnische Religionssachen bezüglichen Wissenschaften hat er nie etwas gelernt. Wer soll ihm zu einem neuen Lebensberuf und Verdienst behilflich sein, wenn nicht derselbe, der ihn seiner früheren Stellung abwendig gemacht hat, nämlich der Missionar? — Oder es bekehrt sich ein reicher Gutsbesitzer. Kaum ist sein Entschluß, die Kaste, den Götzendienst, das Heidenthum zu verlassen, bekannt geworden, so treten seine nächsten Verwandten gegen ihn auf, verklagen ihn, und beweisen, daß er als Christ nicht die Verwaltung seines angeerbten Familiengutes fortführen könne, stellen falsche Zeugen auf, daß er überhaupt nicht der Besitzer der betreffenden Güter sei — kurz suchen durch alle Mittel der Intrigue oder Gewalt ihn um alles zu bringen, was er hat. Alle seine früheren Freunde sind jetzt seine Feinde. Der Einzige, der ihn berathen, ihm beistehen, seine Sache vor Gericht vertreten kann, ist sein neuer Freund, sein zweiter Vater — der Missionar. Soll es diesem versagt sein, sich in solcher Bedrängniß seines Schützlings anzunehmen?

Es ist leicht, den Grundsatz aufzustellen: Der Missionar hat sich bloß um die geistlichen Bedürfnisse seiner Bekehrten zu kümmern und, sobald sie getauft sind, dieselben sich selbst zu überlassen. Ja, solches Gerede hat sogar den Schein größerer Frömmigkeit und völligeren Gottvertrauens. Aber wohin die Befolgung solcher Theorien in Wirklichkeit führt, das hat man vor Kurzem in Bangalur (Königreich Maisur) gesehen, wo ein Missionar es ruhig geschehen

ließ, daß ein junges Mädchen, welches er soeben getauft hatte, von ihren erbitterten heidnischen Verwandten mit Gewalt und trotz ihres Widerstrebens aus der Kirche vom Taufstein weg in das Haus ihrer zukünftigen Schwiegermutter geschleppt wurde. Man kann sich denken, welche Behandlung sie dort erfuhr. In kurzer Zeit hatte man durch Mißhandlungen und Drohungen, vielleicht auch durch noch schreckliche Mittel, sie so geknickt und vergewaltigt, daß sie, wie eine Trunkene oder Blödsinnige, selbst ihre frühere Lehrerin nicht mehr erkannte, ihre Taufe leugnete und scheinbar vom Christenthum nichts mehr wissen wollte. Was für die Folge aber das Schlimmste war, sie wurde gegen ihren Willen mit einem heidnischen jungen Manne verlobt! Durch Gottes wunderbare Hilfe ist es ihr seither gelungen, ihren Quälern zu entrinnen und bei ihrer geliebten Lehrerin Schutz und Alles, wonach sie sich sehnte, wiederzufinden. Ja, sie ist durch diese lange und schwere Leidensschule und Verfolgungshitze auch innerlich geläutert und in ihrem Glauben befestigt worden. Aber noch ist sie an den ihr aufgezwungenen heidnischen Bräutigam gebunden, dessen Recht an sie auch das öffentliche Gericht anerkannt hat. Das alles hätte ihr erspart und der großen Seelengefahr, in welche sie kam, vorgebeugt werden können, wenn der Missionar sie rechtzeitig in seinen Schutz genommen hätte!

Solche Erfahrungen zeigen, wie ganz unmöglich es für einen Missionar ist, sich der Frage zu entziehen, welche Stellung er in ökonomischer, pekuniärer und überhaupt nicht direkt geistlicher Beziehung zu den in die Kirche Uebergetretenen einnehmen soll. Wir können uns deswegen auch nicht darüber wundern, daß der Erörterung und Beantwortung dieser Frage von den zu Allahabad versammelten Missionaren ein großer Theil ihrer Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Nicht weniger als fünf längere Aufsätze über diesen Gegenstand wurden bei der Konferenz vorgetragen, an welche sich dann eine lebhafte Debatte anschloß. Der ausführlichste und bedeutendste dieser Aufsätze ist vom Basler Missionar Wenger, der hauptsächlich die industriellen Bemühungen seiner Kollegen in Malabar und Kanara, sowie die von ihnen auf diesem Gebiet gemachten Erfahrungen und erzielten Resultate schildert. Miss. Stern und sein eingeborner Kollege David Mohan dagegen berichten aus dem Gebiet der Englisch-kirchlichen Mission speziell über die Versuche, eingeborene Bekehrte vom Lande in kleinere oder größere christliche Dörfer zu

sammeln; während Miss. Clark und der eingeborene Prediger Tschatterdschi die ganze Frage mehr theoretisch und allgemein behandeln.

Wir fassen alles, was über diesen Gegenstand zu sagen ist, unter drei Hauptfragen zusammen, die wir an der Hand der genannten Referate zu beantworten versuchen: 1) Ist der Missionar wirklich berechtigt und verpflichtet, sich um die äußeren Angelegenheiten seiner Bekehrten zu kümmern? 2) Was sind die Erfahrungen, die man seither auf diesem Gebiete in Indien gemacht hat? 3) Welche Grundsätze empfehlen sich zur allgemeinen Befolgung für die Zukunft?

Was zuerst das Recht oder die Pflicht des Missionars betrifft, sich der Neubekehrten auch äußerlich anzunehmen, so muß eben vor allem Theoretisiren der wirkliche Thatbestand anerkannt werden, daß ein wahrer Missionar nicht anders kann, als sich um die äußeren Verhältnisse der Uebergetretenen kümmern. Diese Nothwendigkeit liegt in der Natur der Sache. Wie der Heidenmissionar der ungläubigen oder andersgläubigen Masse des Volkes gegenüber die ganze christliche Lehre und das ganze christliche Lebensgesetz mit seiner eigenen Person zu vertreten hat, so hat er selbstverständlich den ersten, noch nicht zu einer kirchlichen Gemeinde organisirten Gläubigen oder Bekehrten gegenüber sämmtliche Funktionen eines Evangelisten, Pastors, Aeltesten, Bischofs, Diakonen auszuüben; und weil natürlich diese Bekehrten sogleich anfangen, nicht nur ein christlich-kirchliches, sondern auch ein christlich-bürgerliches Gemeinwesen zu bilden, muß er wie ihr geistliches, so auch ihr weltliches Oberhaupt sein, ihr Berather, Vertreter, Schiedsrichter und Patron. Alle diese Aemter, welche er anfangs bewußt oder unbewußt in seiner Person vereinigt, werden mit der Zeit an besondere eingeborene Kirchenbeamte übergehen, ein Uebertragungsproceß, der aber erst in der völligen Unabhängigkeit der einheimischen Kirche seinen Abschluß finden wird. Dazu kommt, daß zur königlichen Mahlzeit, d. h. zur Theilnahme am Reich Gottes, zwar Alle berufen sind, aber thatsächlich fast nur die Armen, die Krüppel, die Lahmen, die Mühseligen, Beladenen und Geknechteten kommen. Man sei daher nicht allzu schnell mit dem wegwerfenden Urtheil: „die Kirche darf kein Armenhaus sein!“ Ebenso liegt in der Natur der Sache, daß der ausländische Missionar so schnell als möglich, und noch ehe er eine Gemeinde hat gründen

können, sich eingeborene Mitarbeiter heranzuziehen sucht, die er natürlich versorgen und bezahlen muß, zu denen er also in's Verhältniß des Arbeitgebers zu seinen Angestellten tritt. Da fangen sogleich die sog. weltlichen Beziehungen zwischen dem Missionar und seinen geistlichen Kindern an.

In Indien sind es noch eine Reihe von besonderen Umständen, die solche Beziehungen nothwendig erzeugen. Die Uebertritte finden entweder in den Missionsschulen oder in Folge der Missionspredigt statt. Durch letztere gelangt man in Indien fast nur an die unteren Schichten der Bevölkerung: die auf diesem Wege Gewonnenen werden also meist arme, abhängige Leute sein, die in Folge ihres Uebertrittes auch um ihr bisheriges Brod kommen; während die in den Schulen Bekehrten vielleicht höheren Familien angehören, aber natürlich als jüngere Leute noch gar keine eigene Lebensstellung haben. Sobald sie dem Götzendienste absagen und sich taufen lassen, werden sie aus der Kaste gestoßen. Mit der Kaste verlieren sie ihre früheren Freunde und Versorger, oft ihr Vermögen, jedenfalls allen Kredit, Verdienst, Aussicht auf Anstellung, Arbeit und alles was damit zusammenhängt. Der ausgestoßene Handwerker hat seine ganze Zunft, der Bauer sein ganzes Dorf, der Pächter seinen Pachtherrn, der Sohn seinen Vater, ja seine ganze Familie gegen sich. Indien hat ja zwar eine christliche Regierung, aber das Kastengesetz ist praktisch viel stärker als das Staatsgesetz, abgesehen davon, daß niedrigere Gerichtshöfe meist die Neutralität der Regierung nicht theilen, sondern für's Heidenthum oder den Islam Partei nehmen; von den zahllosen Mitteln des Meineids, der Bestechung und Intrigue gar nicht zu reden, welche den Christen nicht erlaubt sind, von ihren Feinden aber desto energischer in Bewegung gesetzt werden. Dazu kommt, daß manche Bekehrte zugleich mit dem Heidenthum auch ihren bisherigen Beruf aus Gewissensgründen aufgeben müssen, als Zauberer und Astrologen, Götzenpriester und Wahrsager, religiöse Bettler und Mönche; ja sogar niedere Regierungsbeamte können als Christen oft nicht in ihrer Stellung bleiben, weil Ungerechtigkeit und Betrug, wenigstens die beständige Versuchung dazu, so groß sind, daß sie es nicht aushalten können. Andere wiederum, wie z. B. die Fischer können ihr Geschäft unmöglich allein fortführen, sondern brauchen die Hilfe von Stammes- oder doch Erwerbsgenossen dazu. Zuweilen ist ein Uebergetretener geradezu genöthigt, vor Verfolgung,

wohl auch vor Versuchung zu fliehen, also Haus und Hof dahinten zu lassen. Alle diese, sammt ihren Kindern, dazu die in Zeiten der Hungersnoth und Seuche nicht abzuweisenden Wittwen, Waisen u. s. w. sind zunächst auf den Missionar geworfen. Wie kann da nach Pflicht oder Recht noch gefragt werden?!

Dazu kommt, daß das Christenthum ganz von selbst eine gewisse Civilisation bringt, die den Christen in manchen Stücken Ausgaben verursacht, welche sie als Heiden nicht hatten. Zwar haben Tempelabgaben, Götzenopfer und andere mit ihrer frühern Religion zusammenhängende Ausgaben aufgehört, aber dafür sind auch manche heidnische, aus allerlei schmutzigen Quellen fließende Einnahmen verschwunden. Für das kostspieligere Leben, welches, wie wir behauptet haben, das Christenthum mit sich bringt, sollte also auch das Christenthum neue Erwerbsmittel an die Hand geben. Aber ist es wirklich so, daß die christliche Sitte mehr kostet als die heidnische? Für die große Masse der indischen Bevölkerung wird das kaum zu bezweifeln sein. Die sittsamere Wohnung, sorgfältigere Kleidung, größere Reinlichkeit, und die ganz neuen Gewohnheiten des Bücherlesens, der Hausandacht, der gewissenhaften Kindererziehung und so manches, woran die meisten eingeborenen Christen vor ihrer Bekehrung kaum gedacht, bringt allerdings einen größeren Aufwand mit sich, der so früh als möglich zu erstrebenden Kirchensteuern gar nicht zu gedenken. Schon der eine Umstand, daß sie ihre Kinder regelmäßig in die Schule schicken müssen, ist für die meisten Uebergetretenen einerseits ein Opfer, anderseits eine Ursache verschiedener Ausgaben. Erstlich verlieren sie nämlich die in Indien schon sehr früh benutzten Dienstleistungen der Kinder, als da sind Viehhüten, kleine Feldarbeiten, Handlangerdienste im Haus und Laden; und dann sollen sie ja Schulgeld zahlen, Bücher anschaffen und auch daheim die Kinder lernen lassen. Da stellt es sich denn bald heraus, daß man einen Bücherschrank oder Kasten haben muß, um die gelehrten Schätze vor Ameisen, Feuchtigkeit und anderen Landplagen zu schützen, daß bei Tage die Fensterlöcher nicht genug Sonnenlicht hereinlassen und bei Nacht die eine trübe Oellampe nicht ausreicht. Das Haus muß heller, geräumiger, reiner werden. Und das kostet Geld. Schwer ist es, hier die Grenze zwischen Luxus und Bedürfniß zu ziehen, und bedauerliche Thatsache ist es, daß manche indische Christen — nicht ohne Schuld der Missionare — üppige und verschwenderische Ge-

wohnheiten angenommen haben. Aber diese Uebertreibung hebt die Richtigkeit des Satzes nicht auf, daß der christliche Anstand mehr Geld kostet, als das unanständige Heidenthum. Veranlaßt man die Leute aber zu solchen Mehrausgaben, so ist es eine Forderung der Billigkeit, daß man ihnen auch entsprechende Einnahmequellen aufschließt. Und wie wünschenswerth es im Interesse ihrer zukünftigen kirchlichen Unabhängigkeit ist, die Christen ökonomisch und social so viel als möglich zu heben, das liegt auf der Hand.

Aber selbst wenn diese theils in der Natur der Sache liegenden, theils aus den eigenthümlichen Verhältnissen des indischen Kasten- und anderen heidnischen Unwesens sich ergebenden Ursachen nicht da wären, müßte der Missionar doch, schon aus innersten persönlichen Gründen, sich um die äußeren Angelegenheiten seiner Pflegbefohlenen bekümmern. Man kann doch nicht erbaulich und anschaulich, ja nicht einmal verständlich predigen, wenn man nicht weiß, was der Gesichtskreis, die geläufigen Anschauungen, die tägliche Beschäftigung, die ihr ganzes Leben gestaltenden äußeren Verhältnisse der Zuhörer sind? Und wie kann man erwarten, daß diejenige religiöse oder moralische Belehrung irgend welchen fruchtbringenden Eindruck auf ihre Gemüther macht, welche ein Mann ertheilt, der sich um ihre kleinen oder großen Sorgen, Beschwerden, Mühen grundsätzlich nicht bekümmert?! Das Vorleben wirkt bekanntlich mehr als das Vorpredigen. Und wenn das für Europa wahr ist, so ist es für Indien doppelt und dreifach wahr. Erst durch herzliche Theilnahme in allerlei Nöthen und Anliegen wird der Prediger mit dem Einen, was noth ist, Eingang bei den Herzen finden.

Das gilt natürlich auch gegenüber von den Heiden. Wie sollen diese Muth und Lust bekommen, Vater und Mutter, Haus und Familie, ja alles, was ihnen lieb und theuer ist, zu verlassen, wenn ihnen nicht in der christlichen Gemeinde durch brüderliche Liebe — die nicht in Worten stehet, sondern in der That — ein Ersatz geboten wird? „Erwarten Sie, daß ich blos mit meiner Seele zur christlichen Kirche übertrete und meinen Leib dahinten lasse?“ — so fragte ein wahrheitsuchender Heide den christlichen Missionar, der ihn zu Christo zu führen suchte (Tschatterdschi, eingeb. Prediger der Amerikanisch-presbyterianischen Mission, der diese Geschichte mittheilte). Dazu kommt, daß die Heiden in Indien durchs Kastensystem an enges Zusammenhalten und gegenseitige Hilfeleistung gewohnt

sind: unmöglich kann die „Religion der Liebe“ liebloser sein, als die Religion der Kaste, deren Band nicht das der Vollkommenheit ist, sondern das des Hasses und der Verachtung gegen alle Draußenstehenden.

Also — um das bisher Gesagte kurz zusammenzufassen — die Armuth der Kirche Christi im Allgemeinen, die indischen Kastenverhältnisse und die daraus folgende äußerst bedrängte Lage bekehrter Hindus im Besonderen, die Rücksicht auf seine eigene persönliche Stellung, auf seine Gemeinde und auf die, welche noch Heiden sind — macht es für jeden Missionar in Indien zur absoluten Nothwendigkeit, sich um die äußeren Lebensumstände der Uebergetretenen ebenso wie um ihr religiöses Wohlergehen zu bekümmern.

Aber nicht nur eine durch widerwärtige Verhältnisse aufgedrungene Nothwendigkeit ist dies, sondern auch eine aus dem Beispiel und den Lehren Jesu wie der Apostel folgende Christenpflicht, genau betrachtet wohl auch ein Christenprivilegium.

Wer hatte mehr das geistliche Wohl aller Menschen im Auge, als Jesus? Und doch tritt er mindestens ebenso oft in der Eigenschaft des Arztes als des Predigers auf, heilt Kranke, gibt Blinden das Gesicht, Tauben das Gehör, Stummen die Sprache wieder und thut allenthalben Gutes. Sein erstes Wunder wirkt er, um einer (wohl) armen Familie aus einer Verlegenheit zu helfen und ihre Gäste mit Wein zu versorgen; zweimal speist er, von Mitleid getrieben, die Schaaren seiner Zuhörer; und vor dem Abschied fragt er seine Jünger: Habt Ihr auch je Mangel (bei mir) gehabt? zweimal legt er überschwänglichen Segen auf ihren Fischfang, empfiehlt ihnen im Gebet auch des täglichen Brodes zu gedenken, dachte also auch selber daran; und noch vom Kreuzesstamm herab gibt er seiner Mutter einen Sohn, seinem Johannes eine Mutter, wie er schon vorher einer Wittwe die Stütze ihres Alters durch eine Todtenerweckung zurückgegeben und die Thränen seiner Freunde in Bethanien durch eine ähnliche Offenbarung seiner Herrlichkeit getrocknet. Wer also etwa aus „frommen“ Gründen mit den äußeren Angelegenheiten seiner Gemeinde nichts zu thun haben will, darf sich auf Jesu Beispiel nicht berufen.

Aber auch die Apostel heilten, und gaben — zwar nicht Gold und Silber — aber „was sie hatten“, ja „dieneten den Tischen“ — und übertrugen diesen Dienst an Andere erst, als die Gemeinde so

groß geworden war, daß ihre eigenen Kräfte nicht mehr ausreichten. Und was die ersten Apostel zu thun nicht verschmähten, das sehen wir auch den ersten Heidenmissionar Paulus thun. Er arbeitet nicht nur zu seinem eigenen Unterhalt, sondern versorgt auch noch durch seiner Hände Arbeit die Katechisten und Evangelisten, die er um sich gesammelt und mit denen er herumreist. Er nimmt sich des Onesimus und Epaphras an, ermahnt die Schiffbrüchigen Brot zu essen, betreibt Geldsammlungen für die Armen, heilt Kranke und gibt sogar einem Jüngling, der während seiner langen Predigt, vom Schlaf überwältigt, einen tödtlichen Fall gethan, das Leben wieder.

Freilich Wunder können wir nicht verrichten; aber was wir haben, können wir geben, was wir vermögen, thun. Ist es uns nicht möglich das Brot zu vervielfältigen für unsere Bekehrten, so sollen wir sie anleiten, durch Ordnung, Reinlichkeit und Sparsamkeit mit fünf Broten zu reichen, wo sie früher zehn gebraucht hätten, und durch fleißige Arbeit zehn zu verdienen, wo sie früher nur zu fünf gekommen wären, daß sie haben zu geben dem Dürftigen; wir können den Lahmen nicht heil machen, aber wir können ihn lehren, eine leichte Handarbeit zu verrichten, die ihn aus einem Bettler zu einem ordentlichen Menschen macht; wir können Todte nicht lebendig machen, aber wir können die Lebenden durch Erziehung zu Mäßigkeit und vernünftiger Lebensweise gesund und kräftig erhalten und die Leute zu Dem führen, der im Leiblichen wie im Geistlichen ein „Liebhaber des Lebens“ ist; kurz durch Treue im Kleinen, Aufsammeln der übrigen Brocken und sonstiges Wandeln in den Fußstapfen Jesu können und sollen wir viel thun. ER will, daß wir auch den Geringsten seiner Brüder also dienen sollen in aller Weisheit und Liebe. —

Damit kommen wir auf unsere zweite Frage: was bisher in dieser Beziehung von den verschiedenen Missionsgesellschaften und Missionaren für die eingeborenen Christen geschehen ist? und was man dabei für Erfahrungen gemacht hat?

Das müheloseste Mittel, den durch ihren Uebertritt brotlos gewordenen Christen zu helfen, ist natürlich die Darreichung von Geld. Aber es liegt auf der Hand, daß dieser leichteste Weg der Hilfe sich in den meisten Fällen als gar keine Hilfe, sondern als eitel Schaden erweisen wird. Das hat auch die indische Erfahrung reichlich bestätigt, obgleich eigentliche Geldunterstützungen wohl in

sind: unmöglich kann die „Religion der Liebe" liebloser sein, als die Religion der Kaste, deren Band nicht das der Vollkommenheit ist, sondern das des Hasses und der Verachtung gegen alle Draußenstehenden.

Also — um das bisher Gesagte kurz zusammenzufassen — die Armuth der Kirche Christi im Allgemeinen, die indischen Kastenverhältnisse und die daraus folgende äußerst bedrängte Lage bekehrter Hindus im Besonderen, die Rücksicht auf seine eigene persönliche Stellung, auf seine Gemeinde und auf die, welche noch Heiden sind — macht es für jeden Missionar in Indien zur absoluten Nothwendigkeit, sich um die äußeren Lebensumstände der Uebergetretenen ebenso wie um ihr religiöses Wohlergehen zu bekümmern.

Aber nicht nur eine durch widerwärtige Verhältnisse aufgedrungene Nothwendigkeit ist dies, sondern auch eine aus dem Beispiel und den Lehren Jesu wie der Apostel folgende Christenpflicht, genau betrachtet wohl auch ein Christenprivilegium.

Wer hatte mehr das geistliche Wohl aller Menschen im Auge, als Jesus? Und doch tritt er mindestens ebenso oft in der Eigenschaft des Arztes als des Predigers auf, heilt Kranke, gibt Blinden das Gesicht, Tauben das Gehör, Stummen die Sprache wieder und thut allenthalben Gutes. Sein erstes Wunder wirkt er, um einer (wohl) armen Familie aus einer Verlegenheit zu helfen und ihre Gäste mit Wein zu versorgen; zweimal speist er, von Mitleid getrieben, die Schaaren seiner Zuhörer; und vor dem Abschied fragt er seine Jünger: Habt Ihr auch je Mangel (bei mir) gehabt? zweimal legt er überschwänglichen Segen auf ihren Fischfang, empfiehlt ihnen im Gebet auch des täglichen Brodes zu gedenken, dachte also auch selber daran; und noch vom Kreuzesstamm herab gibt er seiner Mutter einen Sohn, seinem Johannes eine Mutter, wie er schon vorher einer Wittwe die Stütze ihres Alters durch eine Todtenerweckung zurückgegeben und die Thränen seiner Freunde in Bethanien durch eine ähnliche Offenbarung seiner Herrlichkeit getrocknet. Wer also etwa aus „frommen" Gründen mit den äußeren Angelegenheiten seiner Gemeinde nichts zu thun haben will, darf sich auf Jesu Beispiel nicht berufen.

Aber auch die Apostel heilten, und gaben — zwar nicht Gold und Silber — aber „was sie hatten", ja „dieneten den Tischen" — und übertrugen diesen Dienst an Andere erst, als die Gemeinde so

groß geworden war, daß ihre eigenen Kräfte nicht mehr ausreichten. Und was die ersten Apostel zu thun nicht verschmähten, das sehen wir auch den ersten Heidenmissionar Paulus thun. Er arbeitet nicht nur zu seinem eigenen Unterhalt, sondern versorgt auch noch durch seiner Hände Arbeit die Katechisten und Evangelisten, die er um sich gesammelt und mit denen er herumreist. Er nimmt sich des Onesimus und Epaphras an, ermahnt die Schiffbrüchigen Brot zu essen, betreibt Geldsammlungen für die Armen, heilt Kranke und gibt sogar einem Jüngling, der während seiner langen Predigt, vom Schlaf überwältigt, einen tödtlichen Fall gethan, das Leben wieder.

Freilich Wunder können wir nicht verrichten; aber was wir haben, können wir geben, was wir vermögen, thun. Ist es uns nicht möglich das Brot zu vervielfältigen für unsere Bekehrten, so sollen wir sie anleiten, durch Ordnung, Reinlichkeit und Sparsamkeit mit fünf Broten zu reichen, wo sie früher zehn gebraucht hätten, und durch fleißige Arbeit zehn zu verdienen, wo sie früher nur zu fünf gekommen wären, daß sie haben zu geben dem Dürftigen; wir können den Lahmen nicht heil machen, aber wir können ihn lehren, eine leichte Handarbeit zu verrichten, die ihn aus einem Bettler zu einem ordentlichen Menschen macht; wir können Todte nicht lebendig machen, aber wir können die Lebenden durch Erziehung zu Mäßigkeit und vernünftiger Lebensweise gesund und kräftig erhalten und die Leute zu Dem führen, der im Leiblichen wie im Geistlichen ein „Liebhaber des Lebens“ ist; kurz durch Treue im Kleinen, Aufsammeln der übrigen Brocken und sonstiges Wandeln in den Fußstapfen Jesu können und sollen wir viel thun. ER will, daß wir auch den Geringsten seiner Brüder also dienen sollen in aller Weisheit und Liebe. —

Damit kommen wir auf unsere zweite Frage: was bisher in dieser Beziehung von den verschiedenen Missionsgesellschaften und Missionaren für die eingeborenen Christen geschehen ist? und was man dabei für Erfahrungen gemacht hat?

Das mühelosefte Mittel, den durch ihren Uebertritt brotlos gewordenen Christen zu helfen, ist natürlich die Darreichung von Geld. Aber es liegt auf der Hand, daß dieser leichteste Weg der Hilfe sich in den meisten Fällen als gar keine Hilfe, sondern als eitel Schaden erweisen wird. Das hat auch die indische Erfahrung reichlich bestätigt, obgleich eigentliche Geldunterstützungen wohl in

allen Missionen zu den Ausnahmen gehört haben. Geschenke sind überhaupt nur an ganz Arme gemacht worden, namentlich in Zeiten der Theurung, wo dann auch kaum ein Unterschied zwischen Heiden und Christen eingehalten wurde. Dagegen hat man öfter versucht, durch Darleben den Leuten in ihrem Geschäft aufzuhelfen; aber es hat sich fast immer herausgestellt, daß der Eingeborene es nicht für nöthig hält, dem europäischen Missionar sein Geld zurückzuzahlen, zumal wenn er weiß, daß die betreffende Summe nicht aus der Privattasche desselben, sondern aus der allgemeinen Missionskasse oder aus Gaben englischer Freunde an Ort und Stelle geflossen ist. Solches Geldgeben hat daher meist zu Verlusten für die Mission und zu gegenseitiger Abneigung zwischen den Christen und ihrem Missionar geführt. In Fällen der Noth ist es daher gut', dem Beispiel Miss. Parkers zu folgen, der seine Geldunterstützungen dem Hilfebedürftigen nie direct, sondern durch einen andern eingeborenen Christen, wo möglich seinen Arbeitgeber, zukommen läßt. An diesen wird der Betreffende seine Schuld schon zu zahlen suchen. Noch besser ist es natürlich, wenn wohlhabendere Gemeindeglieder von sich aus den ärmeren die nöthigen Vorschüsse machen, so daß der Missionar gar nichts damit zu thun hat. Doch das setzt eben schon eine Gemeinde voraus; und wo solche sind, geschieht es auch.

Das Zweite ist, daß die aus ihren Familien Ausgestoßenen im Missionshaus eine neue Heimat finden und dort auch leiblich versorgt werden. Aber es versteht sich von selbst, daß außer im Fall von Waisenkindern, Kranken, Krüppeln und Alten, dies höchstens als Uebergangsstadium vorkommt. Für die Kinder freilich müssen Waisenhäuser gegründet werden; an einigen Orten hat man auch Armenhäuser eingerichtet, aber meist nicht auf Missionskosten und ohne Rücksicht auf den Glauben der Aufzunehmenden.

Das einzig Richtige und auch fast überall zur Anwendung gekommene ist, daß man den Brotlosen Arbeit und dadurch Verdienst verschafft. An die meisten Waisenhäuser, wie z. B. in Selam und Scharanpur, Mirzapur und Sikandra haben sich deßhalb mit der Zeit Werkstätten angeschlossen, in welchen den Kindern zur Erlernung irgend eines ehrlichen und einträglichen Handwerks Gelegenheit geboten war. Ueberhaupt ist ja die ganze Erziehung, welche fast alle Missionen ihren jungen Christen zu geben sich angelegen sein lassen, darauf angelegt, denselben ihre künftige Stellung im Leben zu sichern,

sie zu nützlichen Arbeitern, Lehrern, Beamten, Kaufleuten oder sonst zu einem anständigen Beruf auszubilden. Etwas Aehnliches ist aber sehr oft nicht nur für die Kinder, sondern auch für erwachsene Bekehrte nothwendig. Wie kann diesen Arbeit verschafft werden? So lange der Bekehrten wenige waren, fanden die Gebildeteren unter ihnen wohl als Sprachlehrer, Uebersetzer, Schreiber, mit der Zeit auch als Predigtgehilfen und Schullehrer bei den Missionaren selbst Beschäftigung und Verdienst; Andere wurden Knechte, erhielten Empfehlungen an englische Beamte und Offiziere oder wurden sonst in irgend eine Stellung gebracht, bei der sie bestehen konnten. Mit der wachsenden Zahl der zu versorgenden reichte diese Art der Hilfe aber nicht aus, welche ohnedies die Leute nur selten zu einer selbständigeren Stellung kommen ließ. Es war daher natürlich, daß die Mission selbst gewisse gewerbliche Unternehmungen anfieng, um ihre Christen mit Arbeit und Verdienst zu versorgen.

Am gründlichsten ist dies von der Basler evangelischen Missionsgesellschaft in Südindien, und zwar hauptsächlich in den Provinzen Kanara und Malabar geschehen. Hier liegt bereits eine dreißigjährige Erfahrung hinter uns. Es wird daher am zweckmäßigsten für uns sein, die Entwickelung der Basler Missions-Industrie, unter welchem Namen diese Thätigkeit jetzt in Indien rühmlichst bekannt ist, kurz zu überblicken.

Die Basler Mission auf der Westküste Indiens wurde 1834 in Mangalur begonnen. Das von ihr jetzt bearbeitete Gebiet erstreckt sich der Küste entlang von Karwar (15° n. Breite) bis an den Ponnani-Fluß (11° n. Breite) und umfaßt außer der schmalen Küstenebene das Hochland von Süd-Mahratta sowie die Gebirgsländer von Kurg und den Nilagiris. Die Zahl der Stationen ist jetzt 19, mit 60 Außenplätzen, die Zahl der Missionare 62, der Katechisten 51, der eingeborenen Pastoren 5 und der eingeborenen Reiseprediger 3, der Evangelisten 10, der christlichen Lehrer 54, der Lehrerinnen 18, die Zahl sämmtlicher Gemeindeglieder 5057.

Die ersten Gemeinden wurden in Mangalur und Kannanur gegründet. Sehr bald fühlten die Missionare das Bedürfniß, den Uebergetretenen entsprechende Arbeit zu verschaffen. 1841 wurde in Mangalur eine lithographische Presse begonnen und zwar von Miss. Weigle, der keineswegs die Versorgung eingeborener Christen, sondern vor allem die Beschaffung einer christlichen Literatur in den Landes-

sprachen dabei im Auge hatte. Aber je mehr sich das Geschäft ausbreitete, desto werthvoller wurde es auch als ein Mittel der Gemeindepflege. Gegenwärtig hat die nunmehrige Druckerpresse eine solche Ausdehnung gewonnen, daß 2 europäische Laienmissionare, 40 eingeb. Christen und auch noch ein paar Heiden daran beschäftigt sind und von dieser ihrer Arbeit leben. In mehreren Sprachen werden die saubersten Drucke ausgeführt, so daß dieses Etablissement unter den indischen Druckereien beinahe die erste Stelle einnimmt, namentlich nachdem es sich durch den Druck einer sehr schönen kanaresischen Bibel und neuerdings des Malajalam-Lexikons von H. Gundert weithin empfohlen hat.

Beständig sind zwei Pressen in voller Thätigkeit, und eine besondere Gieß-Maschine, die in der Minute nicht weniger als 40 Typen auswirft, steht selten still. Für junge Lehrlinge, für erfahrene Drucker und Setzer, für gewandte Korrektoren, für einfache Taglöhner, für Mechaniker und Graveure — kurz für jeden der lernen oder arbeiten will, ist hier eine Zufluchtsstätte. Die Besoldung sämmtlicher eingeborner Arbeiter beläuft sich monatlich auf 400 Rupies, und alle Kosten des Etablissements werden durch die laufenden Einnahmen gedeckt.

Fast gleichzeitig mit der Presse entstand eine Buchbinderei. Die Missionare sandten einen zu diesem Geschäft willigen jungen Mann nach Bellary und Bombay, wo er sich ausbildete, um dann in Mangalur die für die Presse erforderlichen Buchbinder-Arbeiten zu besorgen. Seit mehreren Jahren ist dieser Mann ganz unabhängig von der Mission, besitzt das große Buchbindergeschäft mit mehreren Maschinen als Eigenthum und führt das Ganze auf eigene Rechnung fort.

Auch in Talatscheri in Malabar bestand Jahre lang eine (lithographische) Presse, wurde aber im Jahre 1864 aufgehoben, so daß sämmtliche Druckarbeit jetzt in Mangalur gethan wird.

Eine zweite, jetzt ebenfalls in großer Blüthe stehende industrielle Unternehmung verdankt ihre Entstehung der ersten Knaben-Erziehungsanstalt in Mangalur. In dieser nämlich entstand bald nach der Gründung die Frage, womit die Kinder in der vom Lernen freien Zeit beschäftigt werden und ebenso was sie nach dem Austritt aus der Anstalt für einen Beruf haben sollten. Es wurde also ein Handwerk eingeführt, und zwar zuerst das Weben, das einer der

Missionare (Metz) selber lehrte. Die kleinen Anfänge hatten einen so gedeihlichen Fortgang, daß bald ein europäischer Webermeister nöthig wurde, die Sache fortzuführen. Nicht nur Kinder, sondern auch Weiber, namentlich Wittwen, später auch Männer fanden auf diese Weise ihr ehrliches Auskommen. Jetzt bestehen auf vier Missionsstationen solche Webereien, welche 250 Personen eine nützliche Beschäftigung bieten. Aus dem Erlös der verkauften Waaren werden alle Ausgaben mit Einschluß des Unterhaltes von drei europäischen Webermeistern bestritten. Leider hat die indische Regierung, die früher sehr froh an diesen Missionswebereien war, in neuerer Zeit denselben durch Einführung des gleichen Industriezweiges in ihre Gefängnisse Konkurrenz zu machen angefangen. Immer aber noch ist die Nachfrage nach den von der Mission gelieferten Artikeln sehr groß. In Kannanur ist mit der Weberei eine Seilerei und Flechterei verbunden.

In Kalikut kam schon früh ein anderer Industriezweig, die Schreinerei auf. Dieser Ort nämlich ist ein Stapelplatz für Holz und hat schon lange durch Fabrikation von Möbeln und ähnlichen Waaren sich ausgezeichnet. Es lag deswegen nahe, daß der dortige Missionar auf den Gedanken kam, einige junge Bursche bei heidnischen Meistern in die Lehre zu thun, damit sie Schreiner und Tischler werden möchten. Bald stellte sich aber heraus, daß dies den moralischen Ruin der Knaben herbeiführte. Es wurde deswegen im Missionsgehöfte selbst eine Werkstatt errichtet und ein heidnischer Schreiner angestellt, um unter des Missionars unmittelbarer Leitung die jungen Leute zu unterrichten. Auch diese Anstalt wuchs so, daß 1856 ein europäischer Meister für dieselbe herauskam, wodurch der ordinirte Missionar von dieser Last befreit wurde.

Ueberhaupt sind alle diese Etablissements so zu Stande gekommen, daß zuerst die einzelnen Missionare, um einem augenblicklichen Bedürfniß gerecht zu werden, industrielle Unternehmungen im Kleinen anfiengen, bis die Sache sich erweiterte und dann von einer besonderen Missions-Industriegesellschaft in die Hand genommen und einheitlich betrieben wurde. Außer den genannten Handwerken sind auch einige andere mit weniger Erfolg aufgenommen und zum Theil wieder aufgegeben worden. Eines erfreulichen Fortgangs hat sich neben den anderen Anstalten in Mangalur auch eine Ziegelei zu erfreuen, und in nächster Zeit soll noch eine mechanische Werkstatt hinzukommen. —

Alle diese industriellen Bemühungen der Mission haben nicht nur in ökonomischer, sondern auch in moralischer Beziehung die schönsten Früchte getragen. Da überall nach dem Grundsatz verfahren wird, daß wer nicht arbeiten will, auch nicht essen soll, werden die Faulen abgeschreckt oder gebessert, während die Fleißigen es zu etwas bringen können, wie denn auch gar manche dieser Fabrikarbeiter — wenn man sie so nennen will — es bereits zu Haus und Hof gebracht haben. Freilich hängen sich diesem großen Betrieb auch gewisse Uebel des Fabrikwesens an, aber die genannten Geschäfte sind von der Art, daß einzeln stehende Arbeiter schwerlich die Konkurrenz der heidnischen Handwerker auszuhalten im Stande wären, weil sie als Kastenlose die ganze Zunft gegen sich haben würden. Durch den Unterricht der europäischen Meister, durch die christliche Ordnung und Aufsicht, welche in diesen Etablissements herrscht, und durch den hebenden Einfluß und den Schutz von Seiten der Mission überhaupt, ist es nun aber jedem christlichen Gemeindeglied möglich, ja leicht gemacht, sich nicht nur ein sicheres Auskommen zu verschaffen, sondern auch seine frühern Kastengenossen weit zu überflügeln. In Folge dessen nimmt denn auch die christliche Gemeinde in Mangalur eine Achtung gebietende Stellung ein, so daß schon mancher Heide sich dem Eindruck nicht hat verschließen können: „Wahrlich, das Christenthum ist so schlimm nicht und am Ende ist es doch wahr, daß Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist.“ Einen heidnischen Brahmanen hörte der Schreiber dieses sogar in einem öffentlichen Vortrage die freilich etwas gewagte Behauptung aufstellen, daß die kleine Christengemeinde in Mangalur bereits eine einflußreichere Stellung im öffentlichen Leben einnehme, als das ganze dortige Brahmanenthum; und das habe sie ihrer Industrie zu verdanken. Gewichtiger ist wohl, was eine indische Zeitung (Madras Mail v. 1. Mai 1873) schreibt: „Sie — die industriellen Anstalten der Basler Mission — geben nicht nur einer schönen Zahl eingeborner Christen Beschäftigung und Verdienst, sondern tragen auch ihren Theil bei zur allgemeinen Missionskasse. Wahrscheinlich werden manche Personen solche industrielle und kaufmännische Unternehmungen nicht billigen, weil sie meinen, es gezieme sich nicht für eine religiöse Gesellschaft, solch' weltliche Dinge zu treiben; dieselben sollten dem Unternehmungsgeist von Privatpersonen überlassen bleiben. Diese Frage sollte aber gar nicht so abstrakt ent-

[redacted]

schieden werden, sondern bloß im genauen Zusammenhang mit den eigenthümlichen Verhältnissen eingeborner Christen und dem Charakter der Hindus überhaupt. In den Werkstätten der Mission sind die Arbeiter beständig unter der Aufsicht von Personen, denen das zeitliche und ewige Wohl derselben am Herzen liegt, und das muß einen guten Einfluß auf ihre Sitten und ihren Charakter haben. Besucht man diese Etablissements, so fällt einem sogleich die Energie, Ruhe und Regelmäßigkeit auf, mit der hier gearbeitet wird, so ganz verschieden von allem, was man bei eingebornen Handwerkern zu sehen gewohnt ist. Wir glauben, daß die Basler Mission in aller Stille und mit allem Eifer ein gutes Werk thut, und daß sie von allen unterstützt zu werden verdient, die sich für die Entwickelung der Eingebornen Indiens interessiren, was auch immer ihre religiösen Ansichten sein mögen."

Von ganz besonderem Werth sind diese Einrichtungen auch deswegen, weil sie das Aufkommen und den Bestand einer christlichen Sitte und Ordnung und damit eines christlichen Gemeinwesens gegenüber der heidnischen Kaste in hohem Grade befördern. Ueberdies ist so die Zahl europäischer Missionare vermehrt worden und den eigentlichen Predigern alle oder doch viele Sorge und Mühe um äußere Angelegenheiten abgenommen, ohne daß der Missionskasse eine Ausgabe dadurch erwachsen würde; ja sie sind dem Prediger und Pastor eine positive Hilfe, erstlich sofern sie für neu Uebergetretene nicht nur eine Versorgungsanstalt, sondern auch einen sehr erwünschten Probeaufenthalt darbieten, zweitens dadurch, daß sie die Handhabung einer strengen und gerechten Kirchenzucht deswegen sehr erleichtern, weil der betreffende Laienmissionar, der immer auch Sitz und Stimme im Presbyterium hat, ganz genau mit allen Verhältnissen seiner Arbeiter vertraut ist.

Dasselbe gilt im Allgemeinen von den kaufmännischen Etablissements der Basler Mission, welche einerseits freilich nicht immer unbedingt zu empfehlende Erziehungsanstalten für eben erst aus dem Heidenthum kommende, den Versuchungen des Geldwesens so schwer widerstehende Hindu-Jünglinge sind, andererseits aber gerade dem betrügerischen Handel der Heiden gegenüber als Muster christlicher Ehrlichkeit und Solidität von unberechenbarem Werth sind; wie denn auch der pekuniäre Gewinn, den sie für die Missionskasse abwerfen, keineswegs zu verachten ist. —

Eine ganz andere Art, die ökonomischen Verhältnisse der Bekehrten zu gedeihlicher Entwicklung zu bringen, besteht darin, daß man sie in christliche Dörfer sammelt und ihnen das nöthige Land verschafft, um sich anbauen zu können. An Versuchen dieser Art hat es auch in der Basler Mission nicht gefehlt. Größere Ackerbau treibende Landgemeinden sind aber nicht zu Stande gekommen, theils wegen der Schwierigkeiten, die man in Kanara und Malabar beim Erwerb von Grundstücken hat, theils weil nur die Minderzahl der Bekehrten von Haus aus Bauern waren. Doch besitzen die Kirchenfonds verschiedener Gemeinden innerhalb der Basler Mission größere und kleinere Ländereien, die an einzelne Personen verpachtet sind.

Eigentliche Christendörfer giebt es außer in den Gegenden, wo überhaupt eine größere christliche Landbevölkerung zu finden ist, wie in Tinneweli, an folgenden Orten: Allahabad, Basharatpur, Panahpur, Borsad, Scharanpur u. s. w. Ueber die Wünschbarkeit solcher Dörfer sind die Missionare sehr verschiedener Ansicht. Die Einen vergleichen sie mit ungebrauchten Salzbüchsen und Lichtern unter dem Scheffel, während Andere dieselben eine Stadt auf dem Berge nennen. Jener Meinung ist, daß man die Bekehrten möglichst unter den Heiden zerstreut sein lassen sollte, damit sie in ihrem Theil als Missionare wirken. Diese dagegen glauben, daß der eben genannte Zweck besser durch das Zusammenwohnen vieler Christen an einem Ort erreicht werde; solches sei nicht nur für sie selbst heilsamer, sondern gebe auch den Heiden einen richtigeren und imposanteren Eindruck von der Kraft des Christenthums. Gewiß läßt sich hierüber keine allgemeine Regel aufstellen. Sind die bekehrten Individuen jeder ein ganzer, fester Charakter, voll Lebens und Geistes aus Gott, dann ist es gewiß gut, wenn sie mitten unter den Heiden ihr Licht leuchten lassen; sind die eingeborenen Christen aber nur erst willige, lernbegierige Kinder, ohne selbständiges geistliches Leben — dann ist es gewiß nicht nur erlaubt, sondern das einzig Richtige, daß sie zusammen unter specieller seelsorgerlicher Leitung und Aufsicht wohnen, so fern als möglich von den Gefahren und Versuchungen des Heidenthums. Regelmäßiger Kirchenbesuch, gegenseitige Ermunterung und Hilfeleistung, fromme Kinderzucht, christliches Gemeindebewußtsein und Sitte kommen nur zu Stande, wo die, welche eines Glaubens sind, auch an einem Ort zusammen wohnen. Lehrreich ist, was

darüber der eingeborene Prediger David Mohan sagt: „Wäre ich ein Ausländer und Indien mir fremd, so würde ich wohl gegen das Zusammenziehen und Zusammenwohnen der Bekehrten stimmen; aber ich weiß aus Erfahrung, wie unsere Landsleute uns plagen und auf tausenderlei Weise vom Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit abzuziehen suchen. Böse Gesellschaft verderbt gute Sitten. Ein Hinduhaus und ein Hindudorf sind keine Stätten, an welchen Kinder aufwachsen können, ohne Schaden an ihrer Seele zu nehmen. Von gewissen Dingen heißt es: „fliehet sie", von gewissen Leuten: „meidet sie." Viele Getaufte sind wieder gefallen, weil sie zu früh sich selbst überlassen wurden und fern von einem christlichen Gemeinwesen allein standen u. s. w."

Wenn man an die Führungen Gottes mit Abraham und dann mit ganz Israel denkt, wie er seine Auswahl Jahrhunderte lang abgesondert erzogen — damit sie endlich ein Segen für alle Völker der Erde werde, so scheint es ganz in der Ordnung, daß solche, die erst kürzlich aus dem Heidenthum heraus ans Licht des Evangeliums getreten sind, zusammengehalten, abgesondert und sorgfältig gepflegt werden. Mit der Zeit wird ihr Einfluß dann um so größer sein. Die Gründung solcher Christendörfer ist freilich oft auch mit großen äußeren Schwierigkeiten verbunden, aber ohne Schwierigkeiten geht es überhaupt nicht. Vielleicht sind manche Missionare denselben zu gern aus dem Wege gegangen und haben für die Ordnung der äußeren Verhältnisse der eingeborenen Christen nicht genug gethan.

Von einigen Seiten wurde auf der Allahabad-Konferenz jedenfalls unumwunden erklärt, gerade die weltlichen, äußern Beziehungen der Missionare zu ihren Bekehrten ließen noch sehr viel zu wünschen übrig. Manche Missionare haben zu wenig, manche zu viel in dieser Beziehung gethan. In beiden Fällen sei ein gegenseitiges Mißverhältniß, Unzufriedenheit, ja Abneigung und Unfriede die Folge davon gewesen; die Konferenz solle, was in ihrer Macht stehe, thun, um eine bessere Ordnung der Dinge herbeizuführen. —

Was sind nun — das ist unsere letzte Frage — die in Vorschlag gebrachten Grundsätze und Methoden, durch welche es in dieser Beziehung besser werden könnte?

1) Vor allem wurde anerkannt, daß es kein Universalsystem hiefür gebe, sondern das Meiste immer von lokalen Umständen und dem persönlichen Takt der Betheiligten abhängen werde. Keine der

bisher befolgten Methoden sei absolut zu verwerfen. Wo immer mit Liebe und Hingabe gearbeitet worden, da sei ein enſprechendes Maß von Segen und Gedeihen unverkennbar.

2) Deswegen sei die Hauptsache die, daß alle Missionare sich herzliche Liebe zu ihren Pflegbefohlenen von Oben schenken lassen, mit ihnen nicht als Herren, sondern als Brüder und Gehilfen ihrer Freude umgehen. Dazu gehöre auch persönlicher und geselliger Verkehr. Der alte, apostolische Schwarz sei sehr oft in einem eingeb. Christenhaus eingekehrt und habe sich etwas zu essen geben lassen. Und Miss. Hughes erzählt, er habe nie einer interessanteren Versammlung beigewohnt, als neulich zu Amritsar im Hause von Miss. Clark, wo 40 — 50 europäische und indische Christen mit dem Bischof von Kalkutta an einer Mittagstafel gesessen seien. Solch' geselliger Umgang der Missionare mit ihren Bekehrten sei sehr zu empfehlen, werde gegenseitiges Verständniß und besseres Einvernehmen befördern und die eingeb. Christen aus ihrer zum Theil gedrückten socialen Stellung herausheben.

3) Die Mission solle fortfahren, die christliche Jugend mit möglichst gründlicher Bildung auszustatten. Das sei die beste Mitgabe für's spätere Leben und das sicherste Mittel, weitere äußere Unterstützung überflüssig zu machen.

4) Im Einzelnen sei besonders das Verfahren der Basler Mission der Nachahmung zu empfehlen. Dabei sei aber nicht zu übersehen, daß das Gelingen solcher industrieller und merkantiler Unternehmungen wesentlich davon abhänge, daß die dabei betheiligten Laienmissionare den ordinirten Missionaren nicht unter- sondern beigeordnet, als ihnen gleichberechtigt angesehen und behandelt werden. In einigen Fällen (z. B. in der Londoner und Wesleyanischen Mission) seien Versuche dieser Art daran gescheitert, daß man diesen Grundsatz nicht befolgt habe.

5) Wo es geschehen könne, sei es wünschenswerth und nützlich, daß sich an Orten, wo eine Missionsstation ist, die dort wohnenden europäischen Freunde des Reiches Gottes zu einer Unterstützungsgesellschaft für bedrängte eingeborne Christen zusammenthun. In den Fällen, wo das geschehen, seien die Resultate erfreulich gewesen.

6) Ueberhaupt sei es gut, wenn der Missionar oder Pastor möglichst wenig mit eigentlich pekuniären ökonomischen Sachen zu thun habe. Wo immer thunlich, sollte das Nöthige von Laien be-

sorgt werden. Ueberdies verstehe sich von selbst, daß der Missionar sich nicht unnütz in allerlei Privatangelegenheiten der eingeb. Christen mischen solle.

7) Endlich aber dürfe nicht vergessen werden, daß die besprochenen Angelegenheiten eben doch nur äußere Angelegenheiten seien, und daß auch für das rechte Gedeihen dieser, wie aller anderen Zweige der Missionsarbeit — ein größeres Maß göttlicher Kraft und heiligen Geistes erfleht werden müsse, sowohl für die Missionare als auch für die eingeborenen Christen.

Anfänge der Basler Mission auf der Goldküste.

Von P. Wurm.

(Fortsetzung.)

3. Das Land des Todes.

In Cape Coast betraten die Brüder zum erstenmal den afrikanischen Boden. „Hier landete der Kapitän, berichtet Henke in seinem Tagebuch, und kam des Abends mit der Einladung zurück, den folgenden Tag mit ihm bei einem englischen Kaufmann zu speisen. Die Engländer leben hier fast ganz wie in ihrem Vaterlande. Nach dem Essen machten wir einen Spaziergang mit dem Kapitän. Wir wandelten zum erstenmal auf afrikanischem Boden umher. Natürlich zog Alles unsre Aufmerksamkeit an. Die Neger und Negerinnen, von denen letztere oft ein Kind auf dem Rücken und eines auf der Seite hängen haben; ihre Hütten von Lehm; die Kühe, Ziegen und Schweine kleiner als in Europa; die verschiedenen Thiere, Vögel und Pflanzen, die wir erblickten, dieß alles wurde uns ein Gegenstand der Bewunderung. Es ist hier weder Geistlicher noch Schullehrer, auch äußerte man im Geringsten kein Verlangen darnach, indem es dem gewinnsüchtigen Kaufmannsgeiste viel vortheilhafter erscheint, die Neger in der Unwissenheit zu lassen, zudem sie sich auf diese Weise um so ungestörter in ihrer fleischlichen Lust wälzen können. Die Kaufleute sind hier alle nach der schlechten Lan-

dessitte verheirathet, d. h. sie halten einen Harem, mit mehr oder weniger Negerinnen und Mulattinnen angefüllt."

Da das Schiff einige Zeit vor Cape Coast liegen blieb, machte Henke mit Salbach und Schmid und dem Neger Darunná eine Fahrt auf einem Kanoe nach der holländischen Besitzung Elmina, um zu sehen, ob dort etwas für das Reich Gottes geschehen sei. Unterwegs lernten sie den Gesang der rudernden Neger kennen, die aus jedem Gegenstand, den sie sehen, oder der ihnen einfällt, wie Kinder einen Vers machen und in beständiger Wiederholung ableiern. Keine fünf Minuten waren diese Neger still, und durch Darunna erfuhren die Brüder den Inhalt ihres Gesangs: „Die dänischen Weißen haben uns Rum geschenkt." Sie hatten ihnen nämlich eine Flasche ins Kanoe gegeben. Bei Elmina sahen sie ungefähr 200 Kanoes mit Fischfang beschäftigt. Vom Statthalter freundlich aufgenommen, erfuhren sie, daß auch hier für die Ausbreitung des Reiches Gottes nichts geschehen sei. Weder Geistliche noch Schullehrer waren da. Allein der Statthalter wünschte, daß Lehrer nach Elmina kommen; er habe sich in Holland dafür verwendet, bis jetzt vergeblich. Er zeigte ihnen die geräumige Kirche im Fort. Da lagen viele Bibeln und Gesangbücher, aber ziemlich bestäubt auf den Bänken herum. Der Statthalter sagte, es sei seit 1820 kein Prediger mehr da gewesen und der letzte habe leider seine Predigten erst fünfzehn Minuten vor dem Gottesdienste beim Branntweinglas studirt. Auf den Straßen sahen die Brüder viele Götzenbilder der Neger und Ceremonien bei denselben. „Die Geberden, Sprünge und Verdrehungen der Glieder waren ein fürchterlicher Anblick für uns, und ich zweifle, ob es in einem Narrenhaus toller zugehen kann, als bei diesen Religionsübungen. Wie hätte uns da nicht das Herz bluten sollen beim Anblick dieser unglücklichen Menschen, für welche einst auch das Blut des Welterlösers floß!"

Nach Cape Coast zurückgekehrt fühlten sie immer mehr, daß sie nicht zu den Kaufleuten im Fort paßten und daß sie ihnen in ihren Unterhaltungen und Vergnügungen hinderlich seien. Da ihr Kapitän noch immer die Zeit der Abfahrt nicht bestimmte, entschlossen sie sich in einem Kanoe nach dem etwa 30 Stunden entfernten Christiansborg zu fahren. Da mußten sie allerdings auf ein bequemes Nachtlager verzichten, aber die Sehnsucht nach Christiansborg versüßte ihnen die schlaflosen Nächte. Nachdem sie in dem Neger-

dorf Winnebah über die heißeste Zeit des folgenden Tages ausgeruht hatten, von dem dortigen Häuptling freundlich aufgenommen und bewirthet, und abermals eine Nacht durchgefahren waren, kamen sie an die Mündung des Flusses Sakumo an der Grenze des Akra-Gebiets. Dieser Fluß ist ein Hauptfetisch des Akra-Volkes, und ihre Bootsleute behaupteten, der Fetisch verlange Branntwein oder Wein. Allein die Missionare weigerten sich, ihm diesen Tribut zu geben, und kamen trotzdem wohlbehalten am 18. Dezember 1828 in Christiansborg an. So zogen die ersten Basler Missionare in Christiansborg ein, auf einem einfachen Kanoe, neugierig beschaut von den am Strande stehenden Negern. Ein dänischer Unteroffizier begleitete sie in das Fort, wo der Statthalter Lind sie sehr freundlich empfing und ihnen versprach, in allem mit Rath und That an die Hand zu gehen. Er wies ihnen ihre Zimmer im Fort an und lud sie ein, mit ihm zu speisen. In der öden Gegend um Christiansborg her war nur dürres Gras zu sehen, das jetzt in der Zeit des Harmattan, des kühlen Windes, abgebrannt wurde und ihnen Abends oft ein liebliches Schauspiel gewährte. Im Ganzen waren zehn Dänen und nur eine Frau hier, aber viele Mulatten. Den Statthalter und seine Assistenten ausgenommen waren alle nach der schlechten Sitte verheirathet, einige hatten zwei bis drei Frauen.

Merkwürdiger Weise war der erste Besuch von Eingeborenen, den die Brüder erhielten, der von 2 Fetischpriestern aus Ussu, der Negerstadt bei Christiansborg; der eine von ihnen wollte ihnen seinen 12jährigen Knaben zum Unterricht bringen. Nach der schlimmen Landessitte mußten sie ihnen mit einem Glas Branntwein aufwarten, beim Hinweggehen aber forderten sie ein zweites, indem sie sagten, sie seien nicht auf Einem Fuß gekommen. Nachdem sie das zweite empfangen, empfahlen sie sich. Den Häuptling von Ussu, den Vater Darunna's, besuchten die Brüder bald, und derselbe versprach ihnen behilflich zu sein, daß sie ein Haus in Ussu bekommen; denn sie wollten nicht im Fort bleiben am Tisch des Statthalters, um die Missionskasse zu schonen und um mehr unter den Negern zu sein.

Am 25. Dezember, am Weihnachtsfest, predigte Henke zum ersten Mal in dänischer Sprache in der kleinen, niedlichen Kirche im Fort, welche von Mulatten und Schulkindern zierlich mit frischem Grün geschmückt war. Seit 20 Jahren war die frohe Botschaft

vom Heil der Welt hier nicht mehr verkündigt worden. Die Kirche war von Dänen, Mulatten und Negern ganz angefüllt; auch der Statthalter fand sich ein. Nachmittags katechesirte Henke mit den Kindern über die Festgeschichte. Der Statthalter dolmetschte die Gedanken des Katecheten, wenn er sich den Kindern nicht verständlich machen konnte wegen mangelhafter Kenntniß der dänischen Sprache.

Am folgenden Tag mietheten sie das Haus eines Mulatten dicht an der See, das nach europäischer Weise gebaut war, für etwa 28 Franken monatlich. Es enthielt drei Zimmer und ein Packhaus. Am 27. Dezember kam endlich ihr Gepäck mit dem Schiff an. In den ersten Tagen des Jahres 1829 erhielten sie Besuche von Mulatten, welche ungetaufte Kinder hatten und meinten, die Brüder sollten dieselben ohne Weiteres taufen. Allein es ergaben sich 26 ungetaufte in einem Alter, wo sie selbst Rechenschaft geben konnten über ihren Glauben, bis zu 22 Jahre alt, so daß Henke sie zunächst in den Unterricht nahm. Unterdessen hatte auch Holzwarth sich im Dänischpredigen versucht und begann um Mitte Januars mit den Kindern und Soldaten, welche freiwillig kommen wollten, eine Bibelstunde. Auch gab er sich viele Mühe, Schullehrer und Kinder Melodien zu lehren. Henke begann seinen Taufunterricht mit sechszehn Jünglingen, von denen einige schon Soldaten waren, und zehn Mädchen am 19. Januar. Sie verstanden noch sehr wenig dänisch und lasen sehr schlecht, so daß Henke fast alles durch den Schullehrer in die Akkra-Sprache übersetzen lassen mußte. Er begann mit ihnen das Evang. Lucä und ließ sie den kleinen Katechismus Luthers auswendig lernen. „Gott wolle mir um Jesu Christi willen helfen in diesem wichtigen und schweren Geschäft, schreibt er darüber, und mächtig sein in meiner Schwachheit; Er wolle mir Weisheit, Liebe und Geduld verleihen, die jungen Seelen dem zuzuführen, der sie auf Golgatha mit seinem Blut erkaufte und der sie einst von meiner Hand zurückfordern wird." Das hl. Abendmahl in der Kirche auszutheilen trugen die Brüder Bedenken, da sie fürchteten, es möchten dazu auch die Leute kommen, welche in einem leichtsinnigen, unbußfertigen Leben verharren und sich nicht auf christliche Weise mit einer Frau trauen lassen. Sie verhehlten sich nicht, daß ihnen daraus große Schwierigkeiten erwachsen werden, vertrauten aber auf den Herrn, in dessen Namen sie hier standen.

[redacted]

In Bezug auf die Sprache des Schulunterrichts waren sie nicht einverstanden mit den Dänen, die behaupteten, die Akkra-Sprache sei zu arm an Wörtern, als daß man in derselben unterrichten könnte. Sie wollten zunächst diese Sprache lernen und dann sehen, was ihnen der Herr durch die Umstände zu erkennen gebe.

Von der Uneinigkeit der Brüder findet sich jetzt doch in ihren Briefen keine Spur mehr, und wir sehen mit Freuden, wie Henke, als der gewandteste, tüchtig angreift und keineswegs nachsichtiger ist gegen die schlechten Europäer und Mulatten als die andern Brüder. Bald wurden sie aber vom Klimafieber ergriffen. Sie waren in der günstigsten Jahreszeit angekommen. Noch am 31. Jan. konnte Holzwarth schreiben: „Ueber unerträgliche Hitze können wir nicht klagen, denn Tag und Nacht bläst der Wind. Tiefer im Lande ist's heißer. Regen fällt selten außer der Regenzeit. Landeinwärts regnet es häufig. Die Ungewitter sind erschrecklich. Arbeiten kann der Europäer nicht viel mit den Händen, denn bei unbedeutender Anstrengung kommt man so in Schweiß, daß man wechseln muß und aussieht, wie wenn man in's Wasser gefallen wäre oder gebadet hätte und sich abtrocknete. — Mit der Sprache haben wir den Anfang gemacht. Sie ist schwer zu sprechen für den Abendländer, aber nicht so arm, als sie verschrieen ist. Der Akkra-Stamm ist wahrscheinlich nicht groß, zählt etwa 20—30,000 Seelen, doch fünfmal mehr als im bekannten Grönland, wo die Brüdergemeinde eine Anzahl Geschwister unterhält, und die Sprache zur Schriftsprache geworden ist. Die Fante-Sprache ist ausgebreitet und der Aussage nach sind viele Ausdrücke und alle Gedichte im Akkraischen aus der Fante- oder Asante-Sprache entlehnt. — Von dem Leben in und aus Gott kann ich sagen, daß ich ohne dasselbe hier nicht leben könnte. In dem Augenblick, wo ich's glaube zu mangeln, ist mir rein unwohl. Zwar scheint oft, wenn ich's ernstlich suche, der Himmel wie vermauert und mein Gott als einer, der da schläft, aber dann ruft auch die Seele: „Wache auf, Gott, wache auf und hilf mir!" Und die Antwort ist: „Der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht." — Das Brot aus dem Munde Gottes, welches ich im Vaterlande oft zergliedert und dann liegen gelassen habe, kann ich jetzt oft ohne alle weiteren Umstände essen."

Aber schon am 16. Februar mußte Schmid berichten, daß Holzwarth und Henke am Klimafieber erkrankt seien. „Bei

Holzwarth war es heftiger und es gieng durch viele Anfechtungen, beides an Körper und Geist. Wir wandten uns in unserer großen Noth an unsern l. Heiland, der in jeder Noth hilft; wir fanden uns herrlich geholfen, gedemüthigt und erquickt. Br. Holzwarth sprach viel über den geistlichen Kampf und Sieg des Jüngers und Nachfolgers Jesu." Schmid rühmt sodann die Freundlichkeit der einzigen Europäerin in Christiansborg, einer verwittweten Frau Gernter, und beschreibt, wie Holzwarth dem Tode nahe war. „Mein Herz segnete ihn ein zu seinem Heimgang; ich flehte ihm Vergebung, Heil und Gnade, Frieden und Freude drüben. Mein Herz brach mir, da ich ihm den Schweiß von der Stirne trocknete. Es schien mir in meinem Gemüthe ausgemacht zu sein, daß Holzwarth heimgienge. Wir sprachen jetzt recht getrost vom Heimgehen; Holzwarth aber meint: nein, der Herr nimmt mich dießmal noch nicht. — Helfen Sie mir beten, daß ich auch bereit sein möge, wenn der Herr ruft, und wir uns drüben finden mögen!"

Wirklich genas Holzwarth wieder, und Salbach konnte am 20. März schreiben: „Das Klima Afrika's habe ich viel gesünder und erträglicher gefunden, als ich es mir vorgestellt hatte. — Uebrigens wollen wir uns der Vaterpflege Gottes getrost anvertrauen und von ihm uns versorgen lassen. Liegt es in seinem Rathschluß etwas durch uns zum Heil der Heiden zu wirken, so steht es in seiner Macht uns auch zu erhalten. Unsere Lebenstage sind in sein Buch geschrieben, so viele noch werden sollen. Deßhalb sind wir guten Muthes und fürchten uns nicht, sondern wollen im Glauben auf seine theuren Verheißungen wirken, so lang es Tag ist. — Kircheneinrichtungen auf dieser Küste für den Religionsunterricht der Neger, die angeblich getroffen sein sollen, sind gar nicht vorhanden." Er spricht weiter über die Nothwendigkeit die Akkra-Sprache zu erlernen und die Schwierigkeit der Erlernung, sowie über seine Absicht, mit Br. Schmid nach Ningo, einer Stadt an der Küste, östlich von Christiansborg, überzusiedeln.

Salbach mußte den vorläufigen Besuch in Ningo zu Ende März und Anfang April allein machen, da Schmid um dieselbe Zeit krank war. Er fuhr auf einer Jacht hinüber, die für das dänische Gouvernement eine Ladung Mais holen sollte. „Der Anblick dieses Ortes, schreibt er, war lieblich aus der Ferne, indem derselbe fast ganz mit Kokosnuß- und anderen grünen Bäumen um-

geben ist. Als ich mit dem Schiffskapitän an's Land gestiegen war, empfieng uns der Aufseher des Forts, ein Mulatte Namens Simon, freundschaftlich und führte uns hinauf auf dasselbe in seine Wohnung. Das Fort, welches den Namen Friedensburg hat (möchte es demselben bald in der That entsprechen!) liegt ungefähr 30 Schritt vom Meeresufer entfernt und bedeutend niedriger als Christiansburg. Es ist auf einer kleinen Anhöhe erbaut und hat eine freie und liebliche Lage und die Natur umher ist schön und reizend. Der Negerort Ningo, der dicht an das Fort grenzt, liegt gleichfalls niedriger als Ussu bei Christiansburg. Einige Schritte von dem Orte ist ein Fluß, welcher sich zwei Stunden nordöstlich in's Land erstreckt. Da dieser Fluß bei anhaltender Dürre sehr abnimmt und dann die Luft mit ungesunden Ausdünstungen anfüllt, so ist zu vermuthen, daß es hier nicht so ganz gesund wie in Ussu ist. Der Boden hier ist fruchtbarer und ergiebiger als der bei Ussu." — Salbach beschreibt ferner einen Besuch bei einem Fetisch-Priester in Ningo, dem er von seinem Dolmetscher als Religionslehrer vorgestellt wurde, worauf ihm der Priester sagte, es seien viele Priester hier in Ningo, die alle reiche Leute werden. Salbach erwiderte, dazu sei er nicht nach Afrika gekommen, um sich hier Reichthümer zu sammeln, sondern allein in der Absicht, die Neger in verschiedenen guten Dingen zu unterrichten und ihnen zu zeigen, auf welche Weise sie ewig glücklich werden können. Von dem Kabusir und den Aeltesten von Ningo wurde die Nachricht, daß Salbach mit einem anderen Religionslehrer sich hier niederlassen und eine Schule beginnen wolle, mit Dank und Freude aufgenommen. „Sie gaben ihre Freude dadurch zu erkennen, daß sie sich an die Brust klopften, wie dieses gewöhnlich die Kinder zu thun pflegen, wenn man ihnen etwas schenkt. Die beiden Fragen: Wollet ihr gern eure Kinder in die Schule senden? und, wünschet auch ihr selbst aus Gottes Buch zu lernen? beantworteten sie mit einem freudigen Ja. Sie äußerten: Wir selbst und die Bewohner des ganzen Ortes werden fest an euch halten und euch dienen. Als ich auf die Missionarien der Brüdergemeinde, deren Gebeine hier bis zur seligen Auferstehung in den Gräbern ruhen, zu sprechen kam, sagten sie, ich solle mich vor dem Sterben nicht fürchten, Gott werde mich wohl am Leben und gesund erhalten, und wenn ich krank werden sollte, so seien viele gute Negerärzte im Orte, die mich wieder curiren würden, und auch sie selbst wollten so viel wie möglich für mich

besorgt sein. Beim Scheiden reichten sie mir alle die Hand und dankten nochmals herzlich für alles, was ich ihnen kundgethan hatte. Der Herr erbarme sich ihrer und mache sie der großen Freude, die allen Völkern widerfahren soll, theilhaftig."

In Ningo hatte Salbach zum erstenmal Gelegenheit eine Todtencostüme mitanzusehen. „Des Morgens versammelte sich eine Anzahl von etwa 2—300 Negern mit Gewehren bei dem Meeresufer, woselbst sie sich mit ihren besten Kleidungsstücken, der Eine auf diese und der Andere auf jene auffallende Weise kleideten. Als sie mit der Ankleidung fertig waren, theilten sie sich in drei Abtheilungen. Der erste Haufe marschirte mit einer Art Trommel und einigen andern Instrumenten, mit denen sie Lärm machten, sammt einer zerrissenen Fahne voran und die beiden anderen folgten in Reihen nach. So gieng der Zug mit einem großen Gelärm und Geschrei durch den ganzen Ort hindurch. Als sie denselben durchzogen hatten, versammelten sie sich auf einem freien Platz nahe bei dem Fort, woselbst sie, während sie in einem Kreise umhergiengen, ihre Gewehre abschossen, womit sie dem Verstorbenen eine Ehrenbezeugung darzubringen gedenken. Einige Fetisch-Weiber (Priesterinnen) hatten einen Napf mit Wasser in der Hand, welches sie auf die Erde sprengten, um dadurch abzuwehren, daß kein Gewehr entzwei springe und den Anwesenden Schaden verursache. Nachdem diese Scene vorüber war, gieng das Trinkgelage an, welches in Branntwein und Pyte (eine Art Bier aus Mais gebraut) bestand. Gegen Mittag wurde die Trommel geschlagen, und auch die anderen Werkzeuge wurden dabei in Bewegung gesetzt, worauf sich die ganze Menge erhob, und Alte und Junge begannen auf eine entsetzliche Weise herumzuspringen und zu tanzen. So giengs den ganzen Tag unaufhörlich und unermüdet hindurch bis in die Nacht hinein. Bald wurde getrunken und bald wieder herumgesprungen. Der Lärm dabei war fast unerträglich. Bei der Costüme wurde auch meiner gedacht. Einige Neger kamen mit einem großen Topf voll Pyte, woran ich wohl acht Tage zu trinken gehabt hätte, mit den Worten: Die Bewohner des ganzen Ortes wollten mir dienen; weil sie nun heute eine Costüme haben, so wollten sie mir auch etwas von ihrem Getränk bringen. Ich dankte ihnen für diese Verehrung und ließ ihnen sagen, daß ich sie, wenn ich nach der Regenzeit zu ihnen komme, lehren wolle, auf welche Weise sie wahrhaft glücklich werden könnten. —

Der Gestorbene, dem diese Costüme gehalten worden ist, ist schon vor sechs Monaten verschieden. Während dieser Zeit ist er nach ihrem Aberglauben nur auf dem halben Weg zur Glückseligkeit gewesen; sobald ihm aber die Costüme gehalten worden ist, kommt er in völligen Besitz derselben. Würde dem Verstorbenen keine Costüme gefeiert, so käme er nach ihrer Meinung wieder zurück und brächte einige seiner Angehörigen ums Leben. Hat der Verschiedene Vermögen zurückgelassen, so wird ihm die Costüme gleich bei seiner Beerdigung gehalten; ist dieses aber nicht der Fall, so arbeiten seine Verwandten so lange fleißig, bis sie die Mittel zusammengebracht haben. — Beim Anblick der Costüme vermochte ich nichts zu thun, als zu dem Herrn im Stillen zu seufzen, daß Er diesen meinen unglücklichen Mitmenschen gnädig sein und sie bald aus Sklaven der Sünde und des Satans zu Seinen wahren Nachfolgern und Verehrern machen wolle."

Den Rückweg von Ningo nach Christiansborg machte Salbach zu Land, in Begleitung eines Mulatten Namens Bischoff, über Prampram, Pong, Temma, Ningua und Täschi. Allenthalben fand er freundliche Aufnahme bei den Aeltesten der Ortschaften, so daß ihn das Resultat der Reise mit Lob und Dank erfüllte. „In den Kreisen dieser Neger, berichtet er, fühlte ich mich immer gar wohl und heimatlich. Weder Widerspruch noch das geringste Vorurtheil gegen das Christenthum habe ich bei ihnen wahrgenommen, sondern sie vielmehr ganz geneigt dafür gefunden. Es war aller Wunsch, einen christlichen Religionslehrer zu erhalten. Mag es immerhin bei vielen dieser Neger der Fall sein, daß sie sich nur aus Erwartung irdischen Gewinnes hiezu geneigt zeigen, und daß wohl manche die Hoffnung hegen, ihre Kinder werden dafür, daß sie in die Schule kommen, bezahlt werden, wie dieß auf Cape Coast der Fall gewesen sein soll, und man daher kein so großes Gewicht auf ihre Aeußerung legen darf; so ist doch dadurch schon vieles gewonnen, daß sie dem Wort der Wahrheit Gehör geben, das, wenn sie einmal seinen wahren Werth erkannt haben, alles Unlautere aus ihren Herzen verdrängen wird. Meine Liebe zu ihnen hat sich vermehrt und mein Herz fließt über in Dank und Lob, wenn der Herr mich würdigen will, etwas für ihre ewige Wohlfahrt zu thun. Ich habe mich mit allem Fleiß an die Erlernung ihrer Sprache gemacht, und mein Begleiter, Hr. Bischoff, hat mir wesentliche Dienste hierin geleistet."

Diese schönen Hoffnungen mußten bald zu Grabe getragen werden, denn schon im Monat August 1829 wurden die drei Brüder Holzwarth, Salbach und Schmid in die Ewigkeit abgerufen. Lange Zeit hatte man gar keine Nachrichten von der Goldküste in Basel, denn der erste Brief von Henke, der die Trauerbotschaft enthielt, gieng durch einen Schiffbruch verloren. Kurz vor dem Jahresfest im Juni 1830 erhielt man über Sierra Leone die ersten Nachrichten, am 20. Mai 1830 berichtete Henke noch einmal an die Kommittee über ihren Heimgang, und am 2. Oktober an den Missionsverein in Frankfurt. In letzterem Briefe schreibt er: „Da das Schiff, welches meinen frühern Brief nach Europa bringen sollte, gescheitert ist, so haben Sie vielleicht noch nicht vernommen, daß es dem Herrn über Leben und Tod nach seinem unerforschlichen Rathe gefallen hat, alle meine Brüder durch den Tod von meiner Seite zu reißen und mich allein hier ohne einen gleichgesinnten Freund stehen zu lassen. Doch ich will nicht klagen, sondern anbeten die Wege der ewigen Liebe, bis ich einst im höheren Lichte sie auch verstehen und ausrufen werde: der Herr hat alles wohl gemacht und alles, alles recht bedacht; gebt unserem Gott die Ehre! — Der l. Holzwarth, von welchem man nach einigen überstandenen schweren Krankheiten hätte schließen sollen, daß er nun länger im Dienste des Herrn leben und wirken könne, wurde den 8. August 1829 von einer Leberentzündung befallen, und schon am 12. machte dieselbe seinem Leben ein Ende. Den Verlust dieses redlichen, für die Sache des Herrn mit warmem Eifer hingegebenen Bruders fühle ich um so tiefer, da wir beide beschlossen hatten, unsere Zeit und Kräfte hier in Ussu dem Dienste des Herrn zu weihen, während die beiden anderen Brüder nach der Regenzeit nach Ningo ziehen wollten, um dort Seelen für Christi Reich zu gewinnen. — Bruder Salbach, welcher sich bisher immer wohl befunden hattte, ahnete nicht, daß er bald an seiner Seite ruhen werde. Schon am 21. Aug. aber wurde er von einem Wechselfieber ergriffen. Br. Schmid ebenso unerwartet am 25. Aug.; — und denken Sie sich meine Lage, beide giengen auf Einen Tag, nämlich den 29. August, zur himmlischen Heimat ein. Ueber alle Erwartung erfüllte der Herr mein Gemüth mit Ergebung und Ruhe, so daß der Gedanke, meinen Brüdern bald nachzufolgen, woran mich mein geschwächter Körper lebhaft erinnerte, nichts Schreckliches für mich hatte und die Hoff-

nung, über ein Kleines sie wieder zu sehen, den Trennungsschmerz linderte. — So stehe ich nun von vier Streitern noch allein auf dem Kampfplatze; klein ist meine Kraft, und oft will der Muth sinken. In solchen schweren Stunden richtet sich das zagende Herz wieder auf an der Verheißung des Herrn: Fürchtet euch nicht, denn siehe ich bin bei Euch bis an der Welt Ende; so daß es harrend und betend den Kampf fortsetzt und sich im Voraus freut der seligen Zeit, wo alle Feinde überwunden zu des Herrn Füßen liegen werden."

In dem Schreiben an die Kommittee sagt Henke: „Mit Ergebung, Ruhe und Heiterkeit, womit der Herr aus Gnaden mein Herz erfüllte, blickte ich in ihre offenen Gräber, und mit Freudigkeit erfüllte der Gedanke meine Seele, vielleicht sehr bald sie wiederzusehen, woran auch mein geschwächter Körper mich mahnte. — Ungemein wehe that mir der Verlust des in Wahrheit redlichen und frommen Salbach. Wie sein Leben ruhig, sanft, stille und ergeben in des Herr Willen war, so auch sein ganzes Krankenlager und Ende. Mit Geduld trank er den ihm dargereichten Schmerzenskelch bis zur Stunde der Erlösung. Schmid war bei höherem Fiebergrade schwerer zu behandeln. — So bin ich von den vier Brüdern allein noch übrig, und obgleich auch ich Lust habe abzuscheiden und bei Christo zu sein, so fühle ich doch zugleich auch, daß es gut ist, noch länger hier im Leibe, in meiner schwachen und gebrechlichen Hülle zu wallen um der Neger und Mulatten willen; und ich danke daher dem Herrn für jede Lebensstunde, welche mir seine Gnade vergönnt, wie leidensvoll sie auch in mancher Hinsicht ist."

Henke hatte kurz vor dem Heimgang der Brüder bei der Kommittee angefragt, ob er auf den Vorschlag eines christlich gesinnten Arztes Trentepohl eingehen und um Uebertragung der dänischen Predigerstelle im Fort bitten solle. Die Kommittee berieth die Frage am 9. Dezember 1829 und kam zu dem Resultat: „Dadurch wäre man gewiß, daß kein anderer diese Stelle einnähme; Br. Henke würde in die Besoldung des Königs treten, und wir könnten noch mehrere Brüder hinbringen." Als Henke im Februar 1830 ein Regierungsschreiben erhielt, worin ihm, ohne sein Gesuch, diese Stelle angetragen wurde mit einer Besoldung von 600 Thlrn. und 200 Thlrn. Zulage, wenn er die Sprache der Eingeborenen kenne, so daß er ordinirter Katechet und Lehrer im Dienste der Regierung wäre, erklärte er „nach stiller, reiflicher Ueberlegung" sich willig und

trat am 1. März sein schweres und wichtiges Amt an. Er sagt darüber in dem schon angeführten Brief an den Frankfurter Missionsverein: „Ich bringe nun täglich sechs Stunden in der Schule zu, die 85 Kinder zählt. Daneben halte ich jeden Sonntag Katechisation mit den Mulatten und predige alle 14 Tage. Letzte Pfingsten taufte und konfirmirte ich 19 junge Mulatten beiderlei Geschlechts, welche ich zuvor anderthalb Jahre lang im Christenthum unterrichtet hatte. — Mulatten und Neger, von denen auch einige meine Schule besuchen, lernen keineswegs so schwer, wie man sich gewöhnlich in Europa vorstellt: im Gegentheil finde ich, daß sie sehr leicht fassen. Ich darf wohl sagen, daß der größte Theil obiger getauften jungen Leute den gewöhnlichen Konfirmanden auf dem Lande in Europa wenig oder gar nicht nachstehen in Hinsicht ihrer christlichen Erkenntniß, aber ihr trauriger Herzenszustand preßt mir oft schwere Seufzer und Thränen aus. Schon zweimal hatte ich den tiefen Schmerz, einen von denselben wegen schlechtem Lebenswandel aus der Kirche ausschließen zu müssen, und das Schwerste davon ist, daß diese armen Schlachtopfer häufig von ihren eigenen Eltern an die Sünde ver kauft werden. Die Mulatten sind insgesammt eine äußerst verderbte Menschenklasse und stehen sowohl in Hinsicht ihrer Unwissenheit als auch ihrer Laster den Negern durchaus nicht nach; alles Schlechte der Europäer und Neger ist in denselben vereinigt, und doch tragen die meisten von ihnen den Christennamen. Da sie dieß aber nicht zu schätzen wissen, kommen sie höchst selten oder nie in die Kirche. Manchmal möchte mein Herz an dem Segen der Arbeit verzagen; doch blicke ich hoffend auf den Herrn, dessen Wort ja nicht leer zurückkommen soll. So sieht es unter den Mulatten aus, und diese sammt einigen tief versunkenen Europäern machen meine sogenannte christliche Gemeinde aus; kaum wird es eine noch verdorbenere in der weiten Christenheit geben. Solchen Menschen verkündige ich nun das theure Evangelium bald in seinem hohen Ernste, bald in seiner freundlichen Milde, hoffend und harrend, ob doch vielleicht ein Körnlein des ausgestreuten Samens aufgehen und Früchte der Buße und des Glaubens tragen möge; denn bei Gott ist ja kein Ding unmöglich. — Daß ich mich, unter solchen Umständen so ganz allein stehend, nach Missionsbrüdern, welche eines freudigen, in Gott geheiligten Sinnes sind und Freud und Leid mit mir theilen, recht innig sehne, fühlen Sie gewiß tief mit mir. Hier in Ussu, wo unchristliche Europäer

schon so viele Jahre lang dem Namen Christi Schmach bereiteten, muß es zwar sicher äußerst langsam mit dem Missionswerke gehen aber es sind noch andere Thüren offen, wie z. B. Ningo und andere Negerdörfer, wo zum Glück keine Europäer wohnen, sowie die Sklavenkinder am Fuße der Aquapem-Gebirge, deren Herren gerne eine Schule unter denselben sehen würden." —

Die Kommittee beschloß am 23. Februar 1831 die Lücken auf der Goldküste auszufüllen durch Aussendung der drei Brüder Heinze, Jäger und A. Riis. Inzwischen fühlte sich Henke sehr einsam auf seinem Posten. Eine große Erquickung war für ihn der Besuch des Br. Kißling, der von Liberia herübergekommen war, den 17. bis 26. Novbr. 1829. Die Correspondenz mit der Heimat gieng sehr unregelmäßig, namentlich Henke's Briefe kamen einigemal sehr spät in Basel an. Der christlich gesinnte Arzt, Dr. Trentepohl, war ebenfalls vom Fieber weggerafft worden. Der Gouverneur Lind, welcher die Brüder bei ihrer Ankunft so freundlich aufgenommen hatte, wollte nicht, daß Henke den Sklavenkindern Religionsunterricht gebe; sie sollten nur dänisch und Moral lernen. Ueber den Nachfolger Lind's, den Gouverneur Hain, der nur neun Monate das Amt bekleidete, sagt Henke, er habe das schon ohnedieß fast höllenartige Leben gänzlich zur Vorhölle umgeschaffen. Von dessen Nachfolger, dem Kammerjunker von Ahrensdorph, erwartete er nichts Besseres.

Auch die Aussichten für die Arbeit unter den Negern schilderte Henke nach längerem Aufenthalt nicht so erfreulich wie Salbach. Es sei durchaus kein Verlangen nach dem Evangelium da. Die Neger seien äußerst klug und äußerst verdorben. Sie können sich verstellen und sprechen, wie man es gerne höre, im Hintergrund aber seien Geschenke und Branntwein. Doch dieses Verlangen nach etwas Höherem werde der heil. Geist durch das Wort zur rechten Zeit und Stunde noch wecken. „Darum dürfen wir den Muth nicht sinken lassen, sondern getrost harrend und hoffend beginnen. Floß doch auch für Ham's Söhne das theure Blut des Herrn, gilt ja auch ihnen die Verheißung, daß Ein Hirt und Eine Herde werden soll. Darum im Namen des Herrn fortgefahren und Brüder gesendet! Geht das Werk auch langsam, fallen die Boten des Heils zur Rechten und Linken, sind auch tausend Schwierigkeiten, besonders von den verdorbenen Namenchristen, zu bekämpfen: nur ausgeharrt

und der Sieg wird des Herrn werden! Ja Jesus wird siegen; auch in Afrika werden seine Feinde zum Schemel seiner Füße gelegt werden."

So wurde Henke in seiner Einsamkeit durch viele Nöthen und Kämpfe, wozu auch häufige körperliche Leiden kamen, geläutert und bewährte sich als ein treuer Zeuge Jesu Christi unter jenem verkommenen Geschlecht, bis der Herr auch ihn nach kurzem Pilgerlauf seinen Brüdern in die himmlische Heimat folgen ließ. Sein letzter Brief ist vom 31. Oktober 1831 datirt. Er spricht sich sehr niedergeschlagen über die Zustände in Christiansborg aus und fragt an, wie er es halten soll wegen des h. Abendmahls; ob er dasselbe diesen Menschen reichen solle. Er klagt über Brustschmerzen, starken Husten und Auswurf, weßhalb er das Predigen auf den Rath des Arztes eingestellt habe, Schule und Confirmandenunterricht aber gehen fort.

Lange Zeit hatte man nun wieder keine Nachricht von der Goldküste. Als im März 1832 die drei neu bestimmten Brüder in Christiansborg ankamen, trafen sie nur das Grab Henke's. Schon unterwegs an der Zahnküste hatten sie durch einen Schiffskapitän von seinem Tode gehört. Kein Freund war an seinem Sterbebett, der etwas von seinen letzten Stunden nach der Heimat berichtet hätte.

Damit ist ein Abschnitt in der Missionsgeschichte der Goldküste abgeschlossen. In der Sprache dieser Welt könnte man sagen: es ist ein versöhnlicher Abschluß in der tragischen Geschichte dieser 4 ersten Missionare. Die heil. Schrift aber lehrt uns nicht nur sprechen: „Herr, allmächtiger Gott; gerecht und wahrhaftig sind deine Wege, du König der Heiligen!" — sondern auch: „Es sei denn, daß das Waizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein, wo es aber erstirbt, so bringet es viele Früchte."

Eine katholische Mission in Ostafrika.

(Fortsetzung.)

5. In Tanga und Umgegend.

Der Häuptling von Tanga empfieng die Reisenden mit großem Pomp, indem er sich ihnen vom Kopf bis zu den Füßen bewaffnet und mit einem goldgestickten Gürtel vorstellte. Wieder ist es Musa, der sich zuerst beeilt, seine Beredtsamkeit auszukramen. „Der Pater," sagt er, „kommt um Dein schönes Land zu besuchen, nicht wie ein gewöhnlicher Reisender, sondern wie ein Gelehrter ersten Ranges; er will besonders alle Pflanzen, die in der Arzneikunst dienen können, kennen lernen." Und damit beginnt er die Herzählung aller Pflanzen, aller Bäume vom bescheidenen Ysop bis zur Ceder des Libanon. Horners Einsprache macht ihn nicht irre, und seine botanische Rede ist nur erst die Einleitung zur Lobpreisung aller Wunderkuren, die der Pater in Pangani vollbracht. Marcellin, der das Suaheli noch nicht verstand, fand inzwischen Zeit zu einer langen Betrachtung; dem guten Horner waren Musas Großsprechereien wirklich unangenehm. Auf den eingebornen Zuhörerkreis aber verfehlten sie ihre Wirkung nicht und bald genug bekommt der Pater das Unbequeme seiner Berühmtheit zu fühlen.

Der zuvorkommende Häuptling hat ihn eben feierlich in die für ihn bereitete Wohnung neben dem großen Nationalpavillon geführt. Vor demselben auf den Rotangsesseln sitzend, welche der Häuptling eigens für seine Gäste machen ließ, genießen sie die herrliche Aussicht. Vor ihnen liegt der unermeßliche Hafen von Tanga, durch eine grüne Insel in zwei Theile gespalten, seitwärts erblickt man die schönen Berge, hinter welchen sich der riesige Kilimandscharo erhebt. Da tritt ein Blinder herzu und bittet: „Herr, gib mir das Gesicht wieder." Horner erklärt ihm, er könne das nicht, indem Gott ihm nicht wie dem h. Franz Xaver die Gabe der Wunder verliehen habe; allein der Mann beharrt dabei: „Das thut nichts; wenn Du willst, kannst Du mich heilen, denn Du hast ein Mittel dazu." — „Mein Freund, Deine Augen sind todt," entgegnet der Pater; „kann man Todte wieder lebendig machen?" — „Freilich kannst Du es; Musa hat es mir gesagt; Du hast dazu etwas in einem Gläschen." — Um Frie-

den zu haben, gießt ihm Horner etwas verdünntes kölnisches Wasser in die Augen, und siehe da, der Mann schreit: „Namoma!“ (ich sehe!) Es war reine Täuschung, denn indem er weggieng, stieß er an einem Hause an.

Kaum hat Horner sich in seinem Hause niedergelassen, so kommt man von allen Seiten herbei, um Medizin zu verlangen. Reiche Araber erbitten sich Rath, die ausgesuchteste Höflichkeit beobachtend und Geschenke schickend; aus dem Innern gekommene Wadigo pflanzen sich in ihrer fast völligen Nacktheit von Morgens bis Abends vor den Weißen auf, sie zu bewundern.

Der Häuptling bringt freundlich in den Pater, da er nur acht Tagereisen vom schneegekrönten Kilimandscharo entfernt sei, dieses Wunder der Schöpfung doch zu besuchen; Horner macht ihm jedoch begreiflich, daß trotz Musas Reden seine Reise keinen wissenschaftlichen, sondern einen apostolischen Zweck hat, und zieht es vor, die Dörfer der faulen Wadigo zu besuchen, deren Hütten zuweilen auf einem Raume von nicht mehr als 9 □ Fuß die ganze Familie mit noch 12—15 Ziegen beherbergen. Männer, Weiber und Kinder liegen darin buchstäblich aufeinander, und ein Uebelkeit erregender Bock- und Ziegengeruch entströmt dem dumpfen Raume. Die Trägheit der Wadigo zeigt sich auch im Feldbau, für den sie nur das Nothwendigste thun. Einige Stengel Mais und das durch den Verkauf von Sklaven gelöste Geld genügen, ihnen ihr Auskommen zu verschaffen. Die Nacht bringen auch sie meist tanzend zu. Anfangs mehr nur gymnastische Uebungen, steigern diese Tänze sich nach und nach zu solcher Raserei, daß die Tänzer am Ende erschöpft und schweißtriefend zu Boden sinken. Nie aber tanzen beide Geschlechter in gemischten Reihen, sondern Männer und Weiber bilden gesonderte Kreise. — Viele dieser Wadigo hatten noch nie einen Weißen gesehen und geriethen ob deren Anblick in panischen Schrecken. Bald wurden der gute Pater und sein Begleiter für Menschenfresser, bald für Teufel gehalten, so daß einmal die gesammte Einwohnerschaft eines Dorfes die Flucht ergriff. Auch ihre Esel waren eine wunderbare Erscheinung.

In Tangatta fanden die Reisenden die Ruinen einer persischen Stadt, welche sie an die alten Schlösser im Elsaß erinnerten. Neben diesen Denkmälern muhammedanischer Herrlichkeit standen am Fuße ungeheurer Affenbrodbäume kleine Fetischhütten, in welchen alte Leinwand, irdene Geschirre und Körner geopfert wurden. Marcellin

maß einen solchen Baum. Er hatte dreißig Fuß im Umfang und schien noch nicht ganz ausgewachsen.

Aus den Dörfern der in fast thierischer Stumpfheit dahinlebenden Wabigo gieng es nun in die der größtentheils muhammedanischen Wasegebu. Gleich das erste derselben, in das Horner gelangt, ist eine Art natürlicher Festung, einerseits durch einen tiefen Fluß, andrerseits durch senkrecht aufsteigende Felsen beschützt, zwischen denen nur eine kleine, mit Pfahlwerk geschlossene Oeffnung als Durchgang dient. An diesem Thore steht ein Mann von hoher Gestalt, der Häuptling der Bergfeste. Bewaffnet mit einem knotigen, acht Fuß langen Stocke, vertritt er den Reisenden den Weg und sagt: „Halt! ihr geht nicht nach Sega hinein, denn wenn ein Weißer den Fuß auf unsern Boden setzt, verbrennt Trockenheit unsre Ernte, und ansteckende Krankheiten tödten Menschen und Vieh.“ Doch Horner entgegnet nicht minder bestimmt: „Wisse, daß Du mit einem Weißen sprichst. Du wirst mich von hier nicht forttreiben, und wenn Du mich mit Gewalt hinderst, in Dein Dorf zu gehen, so wirst Du es zu thun haben mit Said-Medschid, dem Sultan von Sansibar, dessen Freund ich bin.“ Der Häuptling fragt nach Horners Empfehlungsbriefen; dieser hat sie aber ungeschickter Weise in Tanga zurückgelassen. Geradezu lügen will er nicht, zurückweichen ebenso wenig, da greift er zu einer List. Er merkt dem Manne an, daß ihn das Jahrhundert der Aufklärung noch wenig berührt hat, zieht seinen lateinischen Kirchenkalender heraus und weist ihn vor mit den Worten: „Da sieh.“ Der Häuptling schaut das Ding an und blättert bedenklich darin herum, bis er auf der letzten Seite endlich den Namen des Generalsuperiors in fetten Buchstaben gedruckt findet. In der Meinung, es sei die Unterschrift des Sultans, neigt er ehrfurchtsvoll das Haupt und sagt: „Was soll ich machen? Wenn es der Sultan will, so gehe hinein, Herr.“

Noch nie war ein Weißer in Sega gewesen; daher floh beim Anblick der Beiden jedermann; als jedoch der erste Schrecken vorüber war, bot man ihnen Eier zum Geschenk an. „Um dem Häuptling, der sie so schlecht empfangen hatte, eine Lehre zu geben,“ schlug Horner alle diese Höflichkeiten aus, was die Leute sichtlich betrübte. Es wurden deßhalb zwei der vornehmsten Einwohner beauftragt, ihre Entschuldigung bei den Fremden vorzubringen, und sie als Sicherheitswache zu begleiten. „Unser Häuptling ist ein Dummkopf,“ sagten

sie, „denn er hat nie Weiße gesehen. Aber wir haben Weiße gesehen, da wir in Sansibar gewesen sind.“ Beim Abschied fragen sie Horner noch, ob er jetzt zufrieden sei? und dieser verläßt sie mit der Erklärung: „Ja, ich bin jetzt zufrieden. Ihr seid rechtschaffene Leute, aber euer Häuptling ist ein Dummkopf. Sagt es ihm nur, und überdieß soll er wissen, daß ich keine Furcht vor ihm habe.“ — Horner war noch nicht in Sansibar zurück, als man in Bagamojo schon diese Geschichte wußte und sich auf Kosten des armen Häuptlings von Sega darüber belustigte.

Hören wir nun auch Horners Schilderung der arabischen Küstenbevölkerung. „Morgens um vier oder fünf Uhr verrichtet der Araber gewissenhaft seine Waschungen und Gebete neben seinen Zimmern. Hierauf begibt er sich, wenn er reich ist, in den Barza, ein Gemach am Eingang des Hauses. Dahin kommen dann seine armen Verwandten und seine Freunde, um ihn zu begrüßen. Seine Sklaven bringen nun Becken zum Waschen der Hände und eine Platte mit Halua zum Frühstück. Der Halua ist eine für den Europäer abscheulich schmeckende Süßigkeit aus Mehl, Zucker und Butter bereitet. Der arme Araber ißt bei seinem Verwandten oder Beschützer. Nach dem Halua trägt man den Kaffee auf und unterhält sich bis neun Uhr. Jetzt begibt sich der Araber zu seinem Häuptling, bei dem er eine Stunde verweilt, ohne ein Wort zu sprechen, es müßte nur sein, daß der Häuptling ihn anredet. Von da begibt er sich zu den Banianen, um die Ernte, die noch steht, zu verkaufen. Um zwölf Uhr geht er nach Hause oder in die Moschee, um sein Gebet zu verrichten, worauf er das Mittagsmahl einnimmt mit denselben Personen, mit denen er gefrühstückt hatte. Nach dem Essen wird eine Stunde geschlafen. Um drei Uhr ist wieder Gebet. Darauf folgt eine Unterhaltung oder eine einsame Betrachtung bis Sonnenuntergang. In diesem Augenblick verrichtet er ein neues Gebet, auf welches eine neue Unterhaltung im Barza folgt bis sieben Uhr, zu welcher Stunde das Abendessen eingenommen wird. Ist dieß vorbei, so zieht er sich zurück und geht schlafen.

„Wer einen Araber gesehen hat, der hat alle gesehen; denn ihre Sitten sind unveränderlich. Einige seltene Ausnahmen abgerechnet, sind diese Araber von einer Unwissenheit und Trägheit, daß selbst jede Art von Zerstreuung ausgeschlossen ist, mit Ausnahme einiger nächtlicher Zusammenkünfte, die man Molidis heißt. Wollen

Sie einen Begriff von diesen Zusammenkünften? Stellen Sie sich ein schlecht beleuchtetes Zimmer vor, in dem diese Araber dahocken. Hier tragen sie in einem schreienden, falschen Tone Lieder vor, dann erzählen sie zwischen hinein mehr oder weniger absurde Legenden über die Geburt Muhammeds. Jeden Augenblick servirt man Kaffee, Zuckerwasser und Halbgefrorenes. Von Zeit zu Zeit besprengt man sie mit Rosenwasser und räuchert sie an mit Storax und Aloe. — Seit einiger Zeit sind diese Versammlungen weniger häufig, weil die jungen Leute sich an geheimen Orten versammeln, um sich dem Trunke zu ergeben. Da sie im Allgemeinen europäische Getränke nicht kaufen können, vertilgen sie enorme Quantitäten Palmwein, eine abscheuliche Flüssigkeit, die den Trinker in einen Zustand wilder und stumpfer Trunkenheit versetzt.

„Je reicher der Araber, desto schmutziger sein Haus. Das kommt von der großen Anzahl Sklaven, die er besitzt, und die bei ihrem Betelkauen an die Wände spucken, an denen sie auch ihre Hände abwischen. Man kehrt das Haus nur sehr selten aus und weißt es bei Lebzeiten des Eigenthümers nur ein einzigesmal. Der Araber ist gewöhnlich gravitätisch, scherzt niemals und liebt keinen Spaß. Er ist sehr zurückhaltend, bewundert nichts, läßt sich durch nichts in Staunen versetzen. Geschenke gibt und nimmt er gern. Er hält es für keine Unehre, zum Geschenk Geld anzunehmen, ja sogar um welches zu bitten. Gegen Fremde sind sie sehr höflich und haben in ihrer bessern Kleidung ein so vornehmes Aussehen, daß selbst der Europäer darüber staunt. Es wohnt ein Araber in Tanga, dessen Bekanntschaft mich wahrhaft glücklich machte, ein ehrwürdiger Alter, den man wie einen Heiligen verehrt. Er hat es aus Bescheidenheit ausgeschlagen, der Oberhäuptling der ganzen Umgegend zu werden. Da man mir diesen Mann gerühmt hatte, besuchte ich ihn. Und ich bereute es nicht, denn er gab mir ausgezeichnete Aufschlüsse über Gegenden, welche die Reisenden bisher unberührt gelassen."

Diese Aufschlüsse betrafen hauptsächlich das Land der Masai, durch das er oft gewandert war, um mit Elfenbein zu handeln, an dem dort solcher Ueberfluß sein soll, daß man es zum Schmuck der Gräber und zur Umzäunung der Dörfer benützt. Um seine Mittheilungen interessanter zu macheh, hatte der Alte einen Masai und zwei Frauen dieses Stammes, die im Dorfe wohnten, herbeschieden. Die martialisch aussehenden Weiber traten auf Horner zu und sagten:

„Gib mir die Hand." Vergeblich erwiderte er: „Ich will nicht." Die beiden Reckinnen unterhandeln und drängen, und als er sich's am wenigsten versieht, ergreifen sie seine Hand mit Gewalt und schütteln sie auf englische Weise. Dann sagen sie: „Mein Herr, bei uns ist es Sitte, daß die Frauen Fremden die Hand geben. So lange wir Deine Hand nicht berührt haben, könnten wir uns auch nicht mit Dir unterhalten." — Der Mann trug das Kostüm seines Landes: auf dem Kopfe einen breiten Federbusch, auf den Schultern und an den Füßen einen Schmuck von Zebra-, um die Hüften ein Ziegenfell; in der Linken einen großen Schild von Büffelhaut, in der Rechten eine 7 Schuh hohe Lanze und überdieß wie Alle, die einen Sieg davon getragen haben, einen 8 Schuh hohen Stock. Dieser Marschallsstab ist mit Ziegenhaaren und Vogelfedern verziert.

Schon der Anblick dieser Leute bewies, daß sie einem kriegerischen Volke angehörten; ihre gelbliche Hautfarbe ließ auf eine Vermischung der Racen schließen.

Was Horner über ihre Sitten hörte, läuft auf eine grausige Schilderung hinaus: Obgleich Nomaden, können sie ohne Krieg nicht leben. Wollen sie ihren Durst stillen, so machen sie einen Schnitt in die Haut ihrer Ochsen und trinken daraus das Blut als ächte Blutegel. Wenn sie genug getrunken haben, verbinden sie die Wunde, um den Blutverlust zu verhindern. Sie trinken auch die Milch ihrer Kühe; um ihr aber mehr Geschmack zu geben, vermischen sie dieselbe mit Ochsenblut. Ihr Land soll westlich von Dschagga und nicht weit vom Ukerewe-See liegen. Frauen, die sich schlecht betragen, werden als Sklavinnen verkauft oder gegeißelt, oder gehen vom Range der Frau über in die Stellung einer Magd. Die Väter können ihre Kinder verkaufen, wie sie wollen. Die Häuptlinge der Masewe und Masawa, beides Stämme von M a s a i, lassen sich von Frauen ohne alle Kleidung bedienen. Wenn eine von ihnen ihren Dienst schlecht versieht, schneidet man ihr einen Finger ab, einen andern am nächsten Tage, und so andre Glieder, eines nach dem andern, bis sie dem Schmerze erliegt. — Eine Sitte, welche Speke bei andern afrikanischen Völkern beobachtete, scheint ebenso bei den großen Häuptlingen von Masai im Gebrauch zu sein, daß man nämlich, um die Fürstinnen ihres Ranges würdig zu machen, sie vom zartesten Alter an so mit Milch mästet, daß sie wegen Ueberfüllung nicht mehr stehen können und wie vierfüßige Thiere einhergehen. Jene zwei Masaiweiber be-

haupteten, die Frau eines Häuptlings gesehen zu haben, welche nach ihrer Schilderung Arme von zwei Fuß und Waden von drei Fuß, über die Brust aber vier und einen halben Fuß im Umfang gehabt hätte. — Stolz auf ihre helle Farbe, beugen die Masai sich nur schwer unter das Joch der Sklaverei. Ihre Religion besteht darin, durch einen Tribut den Haß der bösen Geister zu besänftigen, um Landplagen abzuwenden und Fruchtbarkeit zu erzielen. Als Kriegsvolk sind sie muthig, so lange ihr Aberglaube nicht dabei im Spiele ist. Aber sobald sie einen Fuchs bellen hören, treten die in Schlachtordnung aufgestellten Truppen den Rückzug an. Der Gesang der Vögel und das Geschrei andrer Thiere bringt dieselbe Wirkung hervor. Außer diesem Aberglauben wird jeder Soldat, der sich feige zeigt, in Stücke gehauen. Zur Sühne für geringere Vergehen gegen die Disciplin werden die Schuldigen mit einem glühenden Eisen auf die Stirne gebrannt. Krieger, die sich sehr ausgezeichnet haben, reiten auf Straußen in ihre Heimat zurück. Zur Belohnung geben ihnen die Häuptlinge Frauen, denen man in der Kindheit schon mehrere Zähne ausgezogen hat, etwa die sechs untern Schneidezähne. Eine Frau, die keine solche Verstümmlung aufzuweisen hätte, wäre nicht würdig, aus der strohgeflochtenen Schaale des Masai-Helden zu trinken.

Um keinen Preis wollen die Masai Fremde in ihr Land eindringen lassen, daher unterhalten sie an den Grenzen eine Art Nationalgarde mit rother Uniform. Die Schwarzen, aus denen diese Garde besteht, beschmieren nämlich ihren ganzen Leib mit rother Thonerde. Die Offiziere tragen Mäntel von Baumrinde oder von Antilopenfellen. Als eine Art Helm dienen ihnen die durch ein Gewebe mit einander verbundenen Hauzähne des wilden Ebers. In gewissen Stämmen nehmen auch die Frauen am Kampfe Theil. Sie tragen dann zwei kurze Lanzen und einen breiten Schild. Die Trommel, welche mit großen Schlägeln geschlagen wird, lärmt unter dem ganzen Handgemenge fort. Während des Krieges besteht die Nahrung des kommandirenden Generals ausschließlich aus Milchspeisen und Hundefleisch. Nur unter dieser Bedingung kann er siegen. Hat er mit Glanz den Sieg davon getragen, so führen die Soldaten auf dem Rückmarsch in ihr Lager Tänze vor ihm auf, nach Art des Bärentanzes.

Die muthigsten Stämme des Landes führen nach der Behaup-

tung der Araber noch in ganz andrer Weise Krieg als die übrigen. Den Wurfspieß und die Pfeile verachtend, kämpfen sie Leib an Leib mit blanker Waffe. Sie marschiren in einer Anzahl von mehreren Tausenden in drei oder vier Gliedern, um den Feind zu umzingeln. Nie lösen sie die Schlachtordnung auf; selbst nach einer Schlappe verstehen sie es noch, auf dem Rückzug sich in Ordnung zu schlagen. Bei ihnen hört man kein Kriegsgeschrei, keine Trommeln, keinen Lärm während des Kampfes. Das Kommando wird vermittelt durch große eiserne Pfeifen, und der kommandirende General begnügt sich damit, seine Befehle aus der Ferne zu geben. Gerade die ruhige Kaltblütigkeit aber, womit diese Truppen sich schlagen, macht sie unbesiegbar.

Wenn der Häuptling unter seinen Unterthanen erscheint, wird er mit Händeklatschen bewillkommt. Die Frauen grüßen sich mit einer Kniebeugung, die Männer schlagen einander mehrere Minuten lang im Takt in die flache Hand. Die Kinder bringen die Zeit damit zu, daß sie einander kratzen, beißen, oder die Heerden hüten. Als Beweis von Zärtlichkeit kratzen oder kneipen Vater und Sohn einander. Da ihre zahlreichen Heerden viele Mücken anziehen, tragen gewisse Masai, um sich vor dem Stiche der Insekten zu schützen, eine Art von Schweif, welcher hinten vom Gürtel herabhängt. Daher wohl die Fabel von geschwänzten Menschen.

Ueber die Fruchtbarkeit des Landes herrscht nur Eine Stimme. Spuren von großen, jetzt verwüsteten Straßen scheinen auf eine frühere, vermuthlich von Abessiniern herrührende Civilisation hinzudeuten.

---

6. Ostafrikanisches Heidenthum.

Horner und Marcellin wurden nun beide von starkem Fieber ergriffen, daher sie die Heimkehr beschleunigten; doch rissen sie sich ungern von dem Festlande los. „Der Herr hat bisweilen die Gnade, den armen Priester, der alles verlassen hat, um sich für das Heil der Seelen zu opfern, gleichsam wie zur Ausgleichung mit innerer Wonne zu erfüllen. In jenen Tagen, als ich das Glück hatte, in Tanga und an andern Orten, wohin noch nie ein katholischer Missionar gekommen war, das erhabene Opfer der Messe darzubringen, begriff ich vollständig, daß der h. Franz Xaver über die übergroße Fülle von Tröstungen klagen konnte.“

Die viertägige Ueberfahrt war schwer. Im bestimmten Gefühl, daß wenn dieselbe sich noch länger verzöge, er Sansibar nicht mehr sehen würde, appellirte der fieberkranke Horner an Musas Beredtsamkeit, nachdem er seine eigene vergeblich erschöpft hatte, den Kapitän zu bewegen, auch die Nacht durchzufahren, anstatt allabendlich die Segel einzuziehen. — „Wie", hob nun Musa an, „Du wärst wie ein Stück Holz beim Anblick der Krankheit des Paters, der so gut gegen Dich gewesen ist? Indem Du aus Trägheit ihn hier sterben läßt, wirst Du viele Schwarze tödten, die er noch hätte heilen oder durch Loskauf retten können, und wer weiß, ob Du selbst nicht zuerst bereuen wirst, ihn hier den Fischen zum Fraße gelassen zu haben, wenn Du einmal krank sein und ihn nöthig haben wirst?"

Das wirkte. Das dreieckige Segel wurde aufgezogen, und die Reise glücklich vollendet. Einen ganzen Monat hatte Horner nun das Bett zu hüten; nach seiner Wiederherstellung war sein Erstes, daß er an die Aufzeichnung der hier mitgetheilten Erlebnisse gieng, denen wir nur noch den Ueberblick beizufügen haben, welchen er über die Religion der Küstenvölker von Abessinien bis Mosambik gibt.

Vom Kap Guardafui bis zum Kap Delgado glaubt man an Gott, den man in der Suaheli-Sprache Monggu heißt. Bei den Suaheli, den Mogindo und den Miro ist Monggu der Schöpfer aller Dinge. Nach dem Glauben dieser Völker hat noch Niemand Gott je gesehen. Er wohnt in der Höhe, und alles ist nach seinem Willen entstanden. Man erkennt an, daß Monggu gut ist, aber man befaßt sich nicht mit ihm. Kaum singt man hie und da bei religiösen Ceremonien: „Ombe Monggu, bitte Gott!"

Die Seele des Menschen ist unsterblich, aber kaum vom Körper getrennt, wird sie Kiwuli, d. h. Schatten, und geht in den Peponi, d. h. in die Wohnung der Geister. Die Seele einer kinderlosen Frau geht nach ihrem Tode in das Feuer Moboni, die Hölle. Die Seelen der Verstorbenen behalten für Personen, die sie auf der Erde lieb hatten, ihre Zuneigung bei und beschützen dieselben. Nach einem Volksglauben nimmt die Seele einer Mutter die Gestalt einer Kuh an, um ihre Tochter zu ernähren; dann bestimmt sie, in einen Stern verwandelt, einen König, dieselbe zu heirathen. Diesen Seelen ist es so sehr darum zu thun, im Andenken der Menschen fortzuleben, daß sie ihnen erscheinen, um eine Gedächtnißfeier von ihnen zu verlangen.

Am ersten Tage des Jahres geben die Reichen den alten Leuten ein Mahl, um die im Laufe des eben verflossenen Jahres Verstorbenen zu ehren. Der Arme legt zu diesem Zweck eine Hand voll Reis auf einen Scherben, den er an einen Kreuzweg stellt.

Eine unendliche Welt von Geistern bewegt sich zwischen Gott und den Menschen. Die Msimu sind die Gottheiten der Quellen, der Grotten, der Berge, der Ruinen, der durch die Schönheit der Natur begünstigten Orte, oder derjenigen, welche durch die Arbeit der Menschen verschönert wurden. Als Opfer werden ihnen alte Lumpen, spanischer Pfeffer, Stücke von zerbrochenen Gefässen und Getreidekörner dargebracht.

Die Schutzgeister der Felder heißen Muwuo. Sie sind schwarz und haben die Gestalt eines gewöhnlichen Menschen. Die Mohadim bauen ihnen kleine Hütten, in die sie oft Nahrung bringen. Sie weisen ihnen sogar einen Theil ihrer bestbesäeten Felder an. Am Schluß der Ernte laden sie diese Geister mit Trommelschlag ein, ihren Theil zu ernten. Daß sie ihre Ernte nie einsammeln, schreibt man ihrer Großmuth oder ihrem Mangel an Bedürfnissen zu.

Der Kinguha ist ein schwarzer, mit Haaren bedeckter Zwerg, der die Leidenschaft hat, den Wanderer während der Nacht irre zu führen, aber sonst nicht bösartig ist. Als Gegenstück des Schutzengels reißt dieser neckische Geist Gras aus, mit dem er den falschen Weg bezeichnet. Hat er damit seinen Zweck erreicht, so lacht er triumphirend auf. Kinguha nährt sich von den Samenkörnern gewisser Gemüsepflanzen, deren Hülsen er mit einem kleinen, langen Steine zerstößt. Dieser Stein besitzt die wunderbare Kraft, gewisse Krankheiten zu heilen. Will man sich dieses Steines bemächtigen, so muß man Kinguha bei den Haaren nehmen und ihn tüchtig schütteln. Durch diese Erschütterung läßt er den Stein fallen; dann stirbt er und verwandelt sich in ein Thier.

Von den Ceremonien, durch welche diese Geister namentlich dann geehrt werden, wenn der Mganga eine Krankheit für Besessenheit erklärt hat, schildert Horner Eine mit großer Ausführlichkeit. Es ist dieß der Tanz Mana-Wa-Mana zu Ehren des Kitimiri.

Nachdem der Mganga von dem Dämon oder Pepo erkundet hat, an welchen Opferpriester (Fundi) er sich wenden muß, begibt er sich zu diesem. Der Fundi antwortet: „Ich will diesen Pepo anrufen und ihn fragen, welches Opfer er wünscht.“ Bis die Ant-

wort erfolgt, muß der Kranke sieben Tage lang einen Aufguß von wohlriechenden Kräutern trinken, dann andere sieben Tage lang Dampfbäder nehmen, die wegen ihrer narkotischen Beimischung dem Patienten zuletzt alle Symptome von Trunkenheit geben. Dann verkündet der Opferpriester die Ankunft des Geistes und die Verhandlung beginnt.

„Warum quälst du diesen Kranken?“ — Weil ich ein Opfer will. —

„Welches Opfer willst du?“ — Einen Ochsen. —

„Aber weißt du nicht, daß dieser Kranke arm ist, und du ihn eher sterben lassen müßtest, als daß er einen Ochsen geben könnte?“ — Nun so will ich mich mit einer Ziege begnügen. —

„Aber er kann dir nicht einmal eine Ziege geben. Habe Geduld bis zur Reisernte. Dann wird der Kranke Töpferwaaren und Matten verfertigen, um ein wenig Geld zusammenzubringen, und du wirst mit einem Opfer beehrt werden, mit einem nächtlichen Tanz und mit einem Turban.“

— Das ist genug — antwortet der Pepo.

Und er entfernt sich wie der Opferpriester. Der Kranke wird in der Regel kurz darauf gesund. Zur bestimmten Zeit bringt ihm der Kranke seinen Lohn, der in zwei Silberpiastern besteht. Diesen fügt er dem Opfer bei: eine Ziege, drei Stück weiße Leinwand, das eine zum Turban, die beiden andern für den Fundi, drei Maß Mehl für den heiligen Kuchen, sieben kleine Tassen, eine Porzellanschale, sieben Stück Zuckerrohr, sieben Eier, sieben weiße Wasserrosen, ein wenig Honig, ein Stück Sandelholz, eine weiße Matte, zwei Maß Reis für den Tisch des Fundi und vier Maß für den Tisch der Eingeladenen. Sogleich ladet der Fundi die Wari und die Fundi Kitimiri der Nachbarschaft ein, d. h. die Eingeweihten und Priester dieser Pepo. (Das Wort Wari ist die Mehrzahl des suahelischen Wortes Mari, welches so viel heißt, als Schützling oder Eingeweihter.)

Gewöhnlich sind diese Wari Frauen, und ebenso die Besessenen. Die Wari beginnen damit, der neuen Mari die Toilette zu machen. Sie rasiren ihr den Kopf, waschen sie, bestreuen ihren Leib mit Staub von Sandelholz und reiben ihn mit Rosenblättern. Mit einem aus Sägmehl bereiteten Teige zeichnet man ihr verschiedene Figuren auf den Kopf, dann zieht man ihr zwei weiße Kleider an, die sie bereit gehalten hat. — Nun beginnt die Zubereitung des großen Opfer-

tellers. Die Wari kneten einen großen Kuchen, den sie ans Feuer setzen. Während des Backens taucht jede Wari den Finger in einen Teig von Sandelmehl und schreibt sieben Zeichen auf den Opferteller. — Nachdem man sieben Stück Zuckerrohr, sieben Wasserrosen und sieben Aehren vom wohlriechenden Pandanus darauf gelegt hat, bedeckt man ihn mit Basilienblättern und stellt im Umkreis sieben Tassen, sieben Eier, Honig und Weihrauch herum. In die Mitte des Tellers legt man den Kuchen, auf den man eine Schale voll wohlriechender, sorgfältig zerriebener Kräuter stellt.

Alle diese von sonderbaren Gesängen begleiteten Vorbereitungen geschehen mit dem feierlichsten Ernste religiöser Ceremonien. Die weiß gekleideten Wari sind bedeckt mit Turbanen von derselben Farbe. Jede ist im Gesicht roth, weiß und schwarz beschmiert und trägt in der Hand einen Maulthier- oder Zebraschweif. „Ich gestehe, daß, als ich das erstemal diese verkleideten Frauen sah, ich glaubte, die Teufel seien aus der Hölle heraufgestiegen; denn das Bild, das ich von ihnen entwerfe, ist sehr matt, verglichen mit der Wirklichkeit." — Wenn Alles zum Opfer bereit ist, tritt die älteste Wari in den Saal und ruft: „Taireni: seien wir bereit!" — „Tairi, tai: ich bin bereit!" antwortet der Opferpriester.

Jetzt tritt in Holzschuhen die Mari herein, unterstützt von drei Wari, von denen die älteste sie siebenmal in der Mitte des Zimmers niedersitzen und aufstehen heißt. Wenn die Mari sich gesetzt hat, setzen sich ihre Führerinnen in der gleichen Ordnung, wie sie gekommen sind. Einen Augenblick darauf sagt die Aelteste von Neuem: „Taireni!" Der Fundi antwortet: „Tairi tai!" und ladet die fremden Fundi ein, die Ceremonie zu beginnen. Sie nehmen diese Ehre in der Regel nicht an.

Der Oberpriester nimmt dann eine kleine eiserne Glocke, mit der er siebenmal klingelt, wobei er sie ebenso oft weglegt und wieder nimmt. In diesem Augenblick beginnt der Tanz beim Wirbeln der Trommeln. In den Pausen singt man um die Mari meistentheils unverständliche Strophen. Bald zerarbeitet sich der Fundi mit immer heftigeren Bewegungen, und der Gesang wird durchaus traurig.

Wenn die Ceremonien bei Nacht stattfinden, haben sie etwas Erschreckendes. Der orientalische, für den Europäer so ungewöhnliche Tanz, der Anblick des schlecht beleuchteten Saals, der angefüllt ist mit einer schweigenden Menge weißer Gespenster, welche krampfhafte

Verzerrungen machen, das dumpfe Geräusch der Trommeln, die Gesänge, welche hie und da dem Choral in unseren Kirchen ähneln, überraschen die Phantasie derart, daß man nicht von ferne daran denkt, über solch ein Schauspiel zu lächeln.

Gegen Mitternacht fängt die Mari an, sich von links nach rechts zu balanciren. Die Trommeln wirbeln in schnellerem Takte. Es bildet sich eine Runde von Wari, und in der Mitte des Saals bleibt nur die Eingeweihte und der Opferpriester. Man wiederholt mehreremal unter Trommelwirbeln: „Blumendame, man ruft dich; steig auf den Berg, daß man dich sieht." — Die Mari macht hastigere Bewegungen; der Ringeltanz der Wari, welche schwindelerregend sich drehen, beschleunigt sich. Die Trommeln wirbeln, daß sie beinahe platzen. Die Menge schreit ganz betäubend: „Seht den Fremden, da ist er!"

Im Augenblick der Erscheinung bleibt die Mari regungslos. Ein tiefes Schweigen entsteht in der ganzen Versammlung, und der Fundi stimmt an: „Tuombe Monggu: bittet Gott!" Nach öfterer Wiederholung dieser Worte durch den Chor umgibt er sein Haupt mit einem Kranze von Basilienkraut, wozu Pandanusblätter und Aehren kommen. Darauf sagt er: „Bittet Gott!" und jeder Gesang und alles Geräusch hört auf. — Nach einer Pause sagt die Mari: „Ich grüße euch!" Niemand gibt Antwort. Dreimal wiederholt sie dann: „Ich grüße euch!" und dreimal verneigen sich die Anwesenden. Hierauf wickelt der Fundi ein Stück weiße Leinwand zu einem Turban zusammen und setzt ihn der Mari auf. Die älteste der Wari legt ihr eine silberne Kette oder eine Schnur von weißen Glasperlen um den Hals, und Armspangen an die linke Hand und den linken Fuß.

Der Fundi seinerseits nimmt eine Anzahl Kräuter, die in dem auf den Kuchen gestellten Gefäße gesotten wurden, legt sie in eine Tasse, vermischt sie mit einem Ei und Honig und gibt der Mari davon zu kosten. Die weißgekleideten Wari theilen den Rest unter einander und essen alles, sogar die Wasserrosen. Am Ende dieses Mahles schlachtet man das Opferthier. Der Fundi fängt das Blut auf, mit dem er die Kranke besprengt. Er trinkt einen Theil davon und gibt den Rest den Wari zu trinken.

Der Priester opfert nun dem Geiste, von welchem die Mari besessen ist, und sagt: „Nun bist du mit einem Opfer und einem

Tanze beehrt; du hast überdieß einen schönen Turban; sag' uns jetzt, wer du bist." — Der Pepo antwortet: „Ich bin Gungoni, die Tochter von Gungoni. Meine Familie wohnt in Mahri, sie stammt ab von Mana Wamuna, und unsre Vorfahren stammen von der Insel Pomba." — Nun halten sich alle anwesenden Frauen, die mit dem Geiste der Neueingeweihten verwandt sind, für besessen. Sie umgeben sie um die Wette und überschütten sie mit Liebkosungen.

Um zu beweisen, daß der Pepo sich gewiß in der neuen Mari befindet, verlangt nun der Opferpriester, daß sie übermenschliche Dinge thue. Die Trommeln fangen an zu wirbeln, und der Fundi heißt die Mari aufstehen und tanzend die gewöhnlichen Lebensbeschäftigungen verrichten. Sie mißt, stößt und wascht den Reis unter Tanz, spült tanzend Schüsseln, schürt tanzend das Feuer, schöpft Wasser aus dem Brunnen und trägt es tanzend nach Hause. Sind diese Arbeiten zu Ende, so läßt man sie ihren Mann und ihre Kinder umarmen, mitten unter bizarren und mitunter grotesken Tänzen, die sich bis gegen den Morgen ausdehnen. In diesem Augenblick essen der Opferpriester und die alten Eingeweihten die Ziege, die zum Opfer gedient hat.

Die Wari oder Besessenen bilden unter sich eine Art Brüderschaft, die sich durch gegenseitige Hilfeleistung kund gibt. Sobald eine Besessene erkrankt, kommen alle Wari sie zu besuchen und ihr Geschenke zu bringen. Bei einer Feuersbrunst vereinigen sich alle, um die Wohnung ihrer Genossin aufbauen zu lassen.

„Man fragt sich natürlich", so schließt Horner, „welches der Ursprung all der verschiedenartigen Ceremonien unter den Bewohnern der Ostküste von Abessinien bis Mosambik sei. Die Antwort kann keinem Zweifel unterliegen. Um nur von dem dem Kitimiri erwiesenen Kult zu sprechen, wer sollte in dem so häufigen und so gewissenhaft angewendeten Gebrauch der Zahl „sieben", in dem Gebrauch der Glocke, der weißen Kleider, des heiligen Kuchens, des Opfertellers, der Procession, des Strophengesangs, der Worte: „Bittet Gott!" begleitet von Stillschweigen, der weißen Leinwand, mit welcher man das Haupt der Neueingeweihten bedeckt, der Nahrung, der man ihr reicht, der Arm- und Halsbinde, nicht die satanische Nachäffung unserer heiligen Gebräuche bei der Taufe, der Firmung, dem heiligen Meßopfer, der Kommunion, vielleicht selbst der Ehe erblicken?

„In vergangenen Zeiten wird die Religion in diesen Gegenden

gepredigt worden sein, wo sie sich nun ganz verloren hat und der Teufel, der geschickte Affe Gottes, der hier that, was er überall und immer gethan hat, wird einen Theil unsrer heiligen Gebräuche zu seinen Gunsten gewendet haben. — Diese abergläubischen Gebräuche wirken mächtig auf die Sitten unserer unglücklichen Völker an der Ostküste Afrikas ein. Ich sah und sehe täglich Dinge, die ich nicht erzählen kann. Man fühlt in seinem Herzen das Gefühl eines unendlichen Schmerzes beim Anblick der unermeßlichen Verlassenheit so vieler Millionen Seelen, welche Missionare nöthig haben."

(Schluß folgt.)

Missions-Zeitung.

In Pegu ist Anfangs März 1874 nach mehr als 43jährigem Dienst der bekannte Dr. Mason gestorben, dem die Karenen ihre Bibelübersetzung verdanken, ein Werk, das mit der vielbewunderten barmanischen Uebersetzung Dr. Judsons in jeder Hinsicht wetteifern soll. Ebenso dankbar ist ihm die gelehrte Welt für sein gründliches Sammelwerk „Burmah", das 1860 zu Rangun in zweiter Auflage erschien. — Der gute Mann hat aber eine zweite Frau hinterlassen, die so viel dazu beigetragen hat, ihm die letzten Jahre seines Lebens zu verbittern, daß man seinen Heimgang als eine Erlösung aus peinlichster Lage bezeichnen darf. Er heirathete nämlich im Jahr 1854 eine bekannte Schriftstellerin, welche sich mit großer Energie in die Missionsarbeit warf und bald ihren Mann — wenigstens unter den Karenen — weit überstrahlte. Sie erkannte in diesen Gottes auserwähltes Volk, das schon in seinen heidnischen Ueberlieferungen eine „Gottsprache" gelehrt worden sei, und die Karenen verehrten ihre „Mamma" wie eine Prophetin. Das amerikanische Missionscommittee sah sich daher veranlaßt, erst die Frau, dann auch den Gatten aus ihrem Dienste zu entlassen, worauf sie fortfuhr, 3 bis 4000 Karenen, die ihr anhiengen, in ihrer Weise zu unterrichten. (S. Miss. Mag. 1866, S. 37 ff).

Später schloß sich Dr. Mason der Baptistenmission wieder an, ohne daß doch seine Frau ihren excentrischen Weg verlassen hätte. Immerhin minderte sich die Spaltung unter den christlichen Karenen von Taunghu; Frau Mason aber machte vor Kurzem eine neue Schwenkung und wurde — hochkirchlich gesinnt. Fortan lag ihr vor Allem an, ihre Karenen unter die Leitung des ritualistischen Bischofs von Kalkutta

zu bringen: sie übermachte also alle ihre Anstalten in und um Taunghu der Ausbreitungsgesellschaft. Ein junger Eiferer, Miss. Warren, den diese nach Taunghu beordert hat, sucht von dort im Wettstreit mit katholischen Priestern die leidige Spaltung auszunützen und möglichst viele Karenen mit bischöflichem Regiment zu beglücken.

Der alternde Veteran Mason, bemitleidet von allen Parteien, sah sich durch diese Verwicklungen aufs Neue genöthigt, von der Verbindung mit seinen Missionsbrüdern auszutreten. Gegen das Ende des Jahres 1873 zog er mit seiner Gattin auf eine Erholungsreise in den Norden von Barma, bis Bamo, von wo er mit gestärkter Gesundheit in die Hauptstadt des eigentlichen Barma, Mandaleh, zurückkehrte. Hier wurde er wieder schwächer, reiste aber noch den Fluß hinab nach Rangun, um daselbst die ihm übertragene Stelle eines Pali-Professoren an der neuen Hochschule, welche die britische Regierung gegründet, zu übernehmen. Er lebte dort nur noch zehn Tage. In einem zugigen Hause von Schnupfen befallen, lag er bald in starkem Fieber. Seine Gattin sandte noch nach dem presbyterianischen Geistlichen, dem Schotten Kerr Bain, der am Bette knieend mit der armen Frau betete, ohne von dem Kranken irgend bemerkt zu werden. Am folgenden Tage war das Fieber bedeutend verringert, aber des Nachmittags stand plötzlich der Athem still.

Ein anderer Todesfall ist den Lesern längst bekannt, darf aber hier nicht übergangen werden. Am 18. April wurden die irdischen Ueberreste des großen Reisenden und Missionspioniers Dr. Livingstone mit vielem Gepränge in der Westminsterabtei zu London beigesetzt. Seine Begleiter, ostafrikanische Jünglinge, welche in der Missionsschule zu Nasik ihre Erziehung erhalten hatten, begleiteten die Leiche aus dem Innern Afrikas bis zur letzten Ruhestätte. Von der Ruhr gepeinigt, hatte er sie zuletzt in Ilala aufgefordert: „Baut mir eine Hütte, daß ich darin sterbe." Unter ihren Gebeten entschlief er am 4. Mai 1873. Sie nahmen die Eingeweide aus dem Leichnam und bestatteten jene, während sie diesen einsalzten und in einem Sarg aus Baumrinde oder Leder nach Sansibar trugen. Die Britten aber ehrten ihn durch eine Theilnahme, wie sie seit dem Tode Lord Palmerstons keinem Landsmann zu Theil geworden ist.



Eine katholische Mission in Ostafrika.

(Schluß.)

7. Resultate.

Das Facit, welches Horner aus den während seines dreizehnjährigen Aufenthalts in Afrika gesammelten Erfahrungen zieht, lautet also:

„Das größte Unglück für Afrika ist, daß es in Europa so wenig, oder vielmehr nur nach seinen schlechten Seiten bekannt ist. Zwei Vorurtheile sind es hauptsächlich, die wie Scheidemünze circuliren; das eine betrifft das Land, das wir bewohnen, das andere die angebliche Unfähigkeit der Negermasse. Im Interesse der Wahrheit und der künftigen Civilisation Afrikas wolle man einige Worte als Antwort hierauf anhören.

„Erstlich hat man sich in den Kopf gesetzt, die Küste von Zanguebar in einem falschen Lichte darzustellen. Die Ungunst des Klimas, die Feindseligkeit der Einwohner und die Schwierigkeit des Verkehrs sind auf eine lächerliche Weise übertrieben worden. Die Wahrheit aber ist, daß die Insel Sansibar sich eines viel gemäßigteren Klimas erfreut, als ihre geographische Lage es vermuthen läßt. In der Nähe des Festlandes gelegen, wird sie durch den Windzug vom Land und vom Meer her erfrischt. Die Regenzeit dauert 40 Tage. Während der starken Hitze ersetzt der Nachtthau den Regen auf dieser Insel, die von merkwürdiger Fruchtbarkeit ist. Die Europäer, welche sie das erstemal besuchen, können nicht umhin, ihre Fruchtbarkeit zu bewundern, und ihr Klima gilt bei allen, welche dort gelebt haben, mit Recht für gesund.

„Ich komme zum zweiten Vorurtheil, nämlich daß die Neger der Geselligkeit, der Erziehung und des sittlichen Fortschritts nicht fähig

seien. Es geschieht bisweilen, daß Reisende, die zum erstenmal mit diesen erniedrigten Naturen zusammentreffen, auf ihre Unfähigkeit für alle sittliche Entwicklung schließen. Sie urtheilen zu oberflächlich. Was den Missionar betrifft, der sie ohne Vorurtheil studirt und liebt, weil sie Seelen sind, die gerettet werden sollen, so schließt er nicht von ihrer gegenwärtigen Verdorbenheit auf einen immerwährenden Zustand der Verthierung; er knüpft an das wenige Gute an, das in ihnen ist, um es zu entwickeln, und oft ist er erstaunt über die Fähigkeiten, welche er in diesen ohne jegliche Bildung gebliebenen Seelen antrifft.

„Ich bin glücklich, hiefür den Beweis zu liefern, und zwar nicht durch Vernunftschlüsse, sondern durch Thatsachen. Die Anzahl der von uns losgekauften Kinder beläuft sich auf 170; davon sind 90 Knaben und 80 Mädchen. Die jüngsten sind nur vier Jahre alt, die ältesten ungefähr 20. Unsere Afrikaner haben im Allgemeinen ein gutes Gedächtniß. Sie besitzen besondere Geschicklichkeit für mechanische und mathematische Künste. Namentlich aber zeichnen sie sich in der Instrumentalmusik aus. Der hochwürdigste Bischof von Reunion hatte die Großmuth, uns 1000 Franken zur Errichtung einer Militärmusik zu schenken. Von da an verrichteten unsere Kinder Wunder. Sie spielen jetzt einige zwanzig, und darunter sehr schwierige Stücke; das ist ein wahres Ereigniß im Lande. Daher werden sie jedesmal, wenn sie in die Stadt gehen, von einer lärmenden, staunenden Menge begleitet. — Im Lesen, Schreiben, Katechismus machen unsere kleinen Afrikaner ungefähr dieselben Fortschritte, wie die Kinder in Europa. Wir haben sogar Kinder von hervorragendem Verstande.

„Die moralischen Eigenschaften unserer Kinder geben uns süßen Trost. Man hat anfänglich geglaubt, daß wir niemals unsre kleinen Schwarzen das Messedienen oder den Chorgesang lehren könnten. Nun verrichten sie schon vollkommen gut diese heiligen Funktionen. Ueberdieß sind sie gerade, sanftmüthige, fromme, gehorsame und arbeitsame Kinder. Daher kommt es sehr selten vor, daß wir genöthigt sind, ihnen kleine Strafen zu ertheilen. Es herrscht unter ihnen ein guter, vertraulicher Geist.

„Sie fühlen ihr Glück so sehr, daß ihr größter Wunsch ist, es mit ihren unglücklichen Landsleuten theilen zu können. Als Pater Bauer kein Geld mehr zu neuen Einkäufen hatte, kamen die Kinder

eines Tages traurig zu ihm und sagten: 'Vater, warum kaufst du denn keine Kinder mehr?' — 'Ich habe kein Geld mehr, und ich habe kaum so viel, um euch Tag für Tag zu ernähren.' Sogleich tragen sie ihre kleinen Sparbüchsen zusammen, in welchen sie die Geschenke hatten, die sie von europäischen Besuchen bekommen. Sie bringen eine Summe von 70 Franken zusammen, welche sie triumphirend dem Pater zu neuen Einkäufen von kleinen Kameraden übergeben.

„Der Wunsch, den jungen Europäern, ihren Wohlthätern gleich, an dem Loskauf der Kinder mitzuarbeiten, wächst bei unsern Schwarzen mit dem Alter. Neulich haben sie bei einer gewissen Veranlassung großmüthig ihre kleinen Ersparnisse bei Seite gelegt, und um die Summe zu vergrößern, kamen sie von selbst darauf, die Zuflucht zum h. Joseph zu nehmen. Sie sagten: 'Der h. Joseph muß uns Geld geben, komme es woher es wolle, vorausgesetzt, daß es nicht gestohlen sei'. In dieser Meinung haben sie den ganzen Monat März gebetet, sie wollten aber auch selbst Hand ans Werk legen, um zu erreichen, was sie wünschten. Es wurde ihnen auf ihre Bitte ein Stück des Gartens überlassen, welches sie nun während der Ausgangszeit bearbeiteten, um sodann den Erlös in ihre Kasse zu legen. Der h. Joseph wollte aber nicht zurückbleiben; die von ihm erbetene Hilfe sollte ihnen nicht fehlen. Am Charfreitag schrieb uns der Sultan folgende Zeilen: 'Den Patres 300 Rupien zum Loskauf von Kindern'. Niemals zuvor hatte der sonst für die Mission so wohlwollend gesinnte Sultan den Gedanken geäußert, zum Loskauf junger Sklaven etwas beizutragen; der glorreiche h. Joseph hat also von ihm diese Hilfe für seine Pflegebefohlenen erlangt.

„Sansibar wurde von der Pockenkrankheit verheert, und unser Haus blieb nicht verschont. Während der Dauer dieser Plage war die Hingebung unserer Kinder bewundernswürdig — die noch kurz zuvor auf dem Sklavenmarkt gesessen waren. Unsere kleinen Mädchen waren zu barmherzigen Schwestern geworden und hielten sich Tag und Nacht bei ihren Mitschülerinnen auf, von denen einige durch die Krankheit derart zugerichtet worden waren, daß sie keine Haut mehr hatten. Um zu verhüten, daß die Wäsche an den Wunden kleben bleibe, war man genöthigt, diese kleinen Wesen in Bananenblätter einzuhüllen. Nie verließen unsre acht bis vierzehnjährigen

Krankenwärterinnen ihre armen Freundinnen, noch zeigten sie den geringsten Widerwillen. Da sie die Schwestern so hatten handeln sehen, wollten sie dieselben nachahmen. — Die kleinen Knaben gaben ebenfalls ein rührendes Beispiel ihrer Aufopferung. Um die durch die Krankheit in ihren Reihen entstandenen Lücken auszufüllen, vereinigten sie sich und kauften vier Knaben los.

„Am Fronleichnahmsfest haben wir zum erstenmal das Glück gehabt, mehrere unserer Kinder am heiligen Abendmahlstisch zu sehen. Zum Zeugniß ihrer Dankbarkeit für die empfangene Gnade legten alle Knaben und Mädchen, ihre Ersparnisse zusammen, um einen kleinen Schwarzen zu kaufen, der den Namen 'Deobatus' Gottgeschenkter, erhielt.

„Wir hoffen, daß die Erneuerung der Taufgelübde, die Weihe an Maria, das ihnen als Andenken gegebene Skapulier und kleine Kreuz unsre Kinder noch lange an einen der schönsten Tage in ihrem christlichen Leben erinnern wird. In Europa geschieht es nur zu oft, daß die guten Vorsätze der Kinder bei der ersten Kommunion sich schnell verwischen. Hier haben wir den Trost, daß sie bleiben. Daher haben wir schon anfangen können, einen kleinen Kern christlicher Familien zu bilden. Fünf unserer ältesten Zöglinge haben sich mit fünf Mädchen verheirathet. Sie wohnen nahe bei uns auf einem Platze, den wir ihnen gemiethet haben. Seit dem Tage ihrer Ehe sind diese jungen Leute wahrhafte Muster christlicher Familien. Alle machten in ihren Hütten kleine Oratorien, und es ist in der That rührend, sie ihre Gebete, sowie den Rosenkranz, alle Tage vor dem Bilde der h. Jungfrau verrichten zu sehen und zu hören. Sie sind sehr eifrig in Empfang der h. Sakramente der Buße und des Altars, und zwar ohne daß man es ihnen sagt. Wir werden das Höchste unserer Wünsche erreicht haben, wenn sie immer in diesen glücklichen Gesinnungen verharren. Möge das heilige Herz Mariä sie darin bewahren!“ —

Gleich nach Horner's Rückkehr von seiner Untersuchungsreise wurde in Bagamojo eine Station gegründet, das als der wichtigste Küstenpunkt zwischen Mombas und Kiloa seit 1869 nun der Hauptort der Mission in Zanguebar ist. Schon 1871 zählte man dort über 30 wohlgeordnete christliche Ehen. Die Wohnungen der Christen bildeten ein eigenes Dörfchen neben Bagamojo. Die Häuser waren für die Landesverhältnisse recht ansehnlich, obwohl einfach aus Erde

gebaut und mit Stroh gedeckt. Bei dem ungemein fruchtbaren Boden war Aussicht, daß sich die Mission bald werde selbst erhalten können. Am Meere hin hatte man Kokosbäume gepflanzt; der Rest des Landes wurde zum Getreidebau verwendet. Mit dem Nützlichen hatte man auch das Angenehme verbunden, indem eine 450 Meter lange, von astreichen Mangobäumen beschattete Allee angelegt wurde; sie sollte zum Spazierengehen, ganz besonders aber zu Prozessionen benützt werden. Das ganze Missions-Gehöft war mit einer Hecke umgeben, um Diebe und wilde Thiere abzuhalten.

„Es besteht in Bagamojo eine Knaben-, und Mädchenschule, worin beide Geschlechter in den für sie nothwendigen Gegenständen unterrichtet werden. Nach der Schule werden die Kinder zur Arbeit im Felde angehalten. Zur Heranbildung einer einheimischen Geistlichkeit ist eine lateinische Schule errichtet worden, und die kleinen schwarzen Studenten machen recht ordentliche Fortschritte. Einige der älteren Mädchen, welche Neigung zum klösterlichen Leben zeigten, wurden von den übrigen getrennt, um ihnen eine besondere Erziehung angedeihen zu lassen.

„Die Lebensweise der Neger in der Mission ist im Grunde afrikanisch. Man darf die Eingeborenen nicht an europäische Bequemlichkeiten gewöhnen; besser ist's sie bei ihrer hergebrachten einfachen Lebensweise zu lassen. Auch würde man durch Schaffung neuer Bedürfnisse der Mission nur eine schwere Last aufladen. Die Nahrung der Schwarzen besteht in der Mission hauptsächlich in Früchten und Gemüsen. Fleisch verschafft man sich vom Flußpferd, das eingesalzen nicht weit unter dem Ochsenfleisch steht. Ein solches Thier kostet bei einem Gewicht von 15,000 Pfund nur zwölf bis fünfzehn Franken.

„Wenn die jungen Christen in das Alter treten, da sie sich verheirathen sollen, sorgt die Mission für ihre fernere Existenz. Man weist ihnen ein Stückchen Land an, baut ihnen die Hütte und unterstützt sie in der Haushaltung, bis sie sich selbst genügen können.“

Am 7. Oktober 1870 starb Sultan Said-Madschid, der Gönner der Mission. Wenige Wochen vor seinem Tode gab er derselben noch einen Beweis seines Wohlwollens. Ein Schwarzer erhob nämlich Ansprüche auf ein Grundstück, das der Sultan „als alleiniger Besitzer des Landes“ den Missionaren geschenkt hatte. Damit jener Mann denselben keine Plackereien bereite, ließ der Sultan ihn

kommen, übergab ihm eine Summe Geldes im Werthe des Platzes und verabschiedete ihn mit den Worten: „Gib aber Acht, daß du die Patres nicht mehr beunruhigst.“ *)

Ein schwerer Schlag traf die Mission im Frühling 1872 durch einen Orkan, der am Nachmittag des 15. April über Sansibar hinbrauste, fast alle Häuser niederriß oder abdeckte, die schönsten Kokosnußpflanzungen vernichtete, die Kapelle und die Werkstätten auf der Insel verwüstete und auch in Bagamojo die Frucht vierjährigen Fleißes zerstörte. Von den fünfzig Gebäuden der Niederlassung blieben nur vier stehen, 250 Waisenkinder wurden obdachlos.

---

*) Diese können auch kaum Worte genug finden zum Lobe jenes Fürsten „Er war unermüdlich, Civilisation und Wohlstand durch Beförderung der modernen Industrie in seinen Staaten zu verbreiten; er war ein Freund des Fortschritts. Seine Großmuth gegen die Armen war unerschöpflich, und seine Freigebigkeit überschritt vielleicht oft die Grenzen. Er hatte so feine und leutselige Manieren, daß er Alle entzückte, die sich ihm nahten. Es war daher jedesmal ein wahres Fest für die Europäer, alljährlich bei ihm im Palast zu Dari=Salama die schöne Jahreszeit zubringen zu können, wo er sie mit wahrhaft königlicher Munifizenz bewirthete. — Ueber den jetzigen Sultan, Said=Bargasch, sagt ein Anhang: „Weniger intelligent, als sein Vorgänger, dessen Anschauungen er nicht theilt, scheint er Alles ändern zu wollen. Als Rathgeber hat er drei oder vier Marabuten um sich, die selbstverständlich allem Europäischen abhold, fanatisch für die Interessen des Islam eingenommen sind, dem sie gerne die Alleinherrschaft in Sansibar verschaffen möchten. Daraus folgt, daß der neue Sultan Alles reformiren will, um Imam oder religiöses Oberhaupt zu werden, wie es ehemals sein Vater Said=Said gewesen war. Er hat auch schon erklärt, daß er keine, oder möglichst wenige Europäer in seinem Dienste zu haben wünsche, und einen seiner Schiffskapitäne und alle portugiesischen Musiker entlassen. Ebenso hat er mehrere deutsche Mechaniker, die in die Werkstätten von Sansibar berufen worden waren, weggeschickt. Anfangs glaubte man, er werde ein Werkzeug der englischen Politik sein, nach dem, wie er sich früher gezeigt hätte, als er noch Said=Medschid's Rivale und Mitbewerber um den Thron war. Heute ist er ganz anders. England wünschte die Abschaffung der Sklaverei und des Sklavenhandels in Sansibar und ließ ihm dieß durch seinen Konsul vortragen. Da durch die Aufhebung dieses Handels der Ruin vieler arabischer Familien herbeigeführt würde, hat er leider jenem menschenfreundlichen Ansinnen die entschiedenste Weigerung entgegengesetzt. — Was die Beziehungen des neuen Sultans zu uns betrifft, so dürfte es ihm schwer werden, im Wohlwollen gegen uns seinem Bruder gleich zu kommen. Das hat die Mission bezüglich einer neuen Schwierigkeit wegen eines Platzes in Bagamoyo bereits erfahren müssen. Indessen ist er doch viel günstiger gesinnt, als man anfangs zu hoffen wagte. Von Zeit zu Zeit schickt er der Mission Geschenke, was das gute Verhältniß aufrecht erhält.“

Ein Glück war's, daß vom Personal der Mission Niemand verunglückte, obwohl sonst viele Menschen das Leben einbüßten.

Wie energisch Horner sich daran machte, das Eingerissene wieder aufzubauen, ist in seiner Schrift nicht erzählt. Sie wird aber das Ihrige beigetragen haben, ihm in dem schwer heimgesuchten Frankreich neue Hilfsquellen zu eröffnen, welche nach dem vorangeschickten Berichte Freres ihm reichlich geflossen sein müssen.

Die Religionen China's und die Mission.

(III. Vortrag von R. Lechler).

(Schluß.)

Die erste Kunde vom Evangelium drang schon vor mehr als 100 Jahren nach China. Ein steinernes Denkmal, welches in Si ngan fu, der Hauptstadt der Nordwest-Provinz Schen si a. 1625 aus der Erde gegraben wurde, hat die Angabe des Venetianers Marco Polo bestätigt, daß nestorianische Christen schon im siebenten Jahrhundert nach China gekommen seien und die christliche Religion dort verbreitet haben. Auf diesem steinernen Denkmal, dessen Aechtheit freilich manchen Bedenken unterliegt, war ein Kreuz gemeißelt und in syrischer Schrift zuerst der Hauptinhalt der christlichen Religion angegeben, sodann der Name eines nestorianischen Bischofs, Olopuen genannt, der unter der Regierung des Kaisers Thai tsung (a. 620) von dem westlichen Reiche Ta tsin (Syrien) nach China gekommen sei und Viele bekehrt habe. Im J. 638 habe der Kaiser Thai tsung ein Gesetz zum Schutze des Christenthums herausgegeben; sein Nachfolger habe christliche Tempel in allen Provinzen China's erbauen lassen, und der Kaiser Sian tsung, der 742 den Thron bestieg, soll sogar selbst Christ geworden sein. Es scheint, daß sich diese nestorianischen Christen lange in China gehalten haben, aber jetzt sind keine Spuren mehr von ihnen vorhanden.

Sodann hat die mittelalterliche Kirche Anstrengungen gemacht, um die Völker des östlichen Asiens in ihren Schooß zu bringen. Im Jahre 1246 gieng der Mönch Carpini nördlich vom kaspischen Meer, längs der Nordgrenze Central-Asiens hin nach dem Lande

der Mongolen, wo ein Enkel Dschingiskhans eben zum Herrscher ernannt worden war. Ihm folgte 1253 der Mönch Rubruquis, von Ludwig dem Heiligen zu den Tataren gesandt. Johann de Corvino, im Jahr 1288 durch Papst Nikolaus IV nach Asien abgesendet, war der erste, welcher die katholische Religion mit Erfolg in China verbreitete, so daß Clemens V ihn zum Bischof von Kambalu, dem jetzigen Peking, ernannte. Leider haben aber auch diese Bemühungen keine bleibenden Erfolge für die Christianisirung Chinas gehabt, und da im 15. Jahrhundert die Verbindungen mit Ostasien überhaupt unterbrochen wurden, so verschwand auch die chinesische Mission wieder ganz aus dem Gesichtskreis der abendländischen Kirche.

Erst im Jahre 1552, nachdem der Seeweg um Afrika herum entdeckt war, kam der Jesuite Franz Xavier von Indien her nach Japan und wollte auch in China missioniren; auf der Insel Schong tschhon (St. John), nahe bei Hongkong, ans Land gestiegen, starb er, ehe er seinen Fuß auf das Festland gesetzt hatte. Es ist dort eine steinerne Kirche zu seinem Gedächtniß erbaut, aber seine Gebeine wurden nach Goa gebracht und dort bestattet. Ihm folgten jedoch bald andere katholische Missionare, unter welchen einige rühmlichst bekannte Namen sind, als Matthäus Ricci, Adam Schaal von Köln, Ferdinand Verbiest, auch ein Deutscher, Gerbillon, Visdelou le Comte, und andere, welche unter großen Schwierigkeiten vom Süden des Reiches herauf bis zur Hauptstadt vordrangen und durch ihre Kenntnisse in der Mathematik, Astronomie und andern Wissenschaften sich selbst am Hofe Eingang zu verschaffen wußten. Eine wahre Blüthezeit hatte die katholische Mission in China unter Khanghi, dem zweiten Kaiser der gegenwärtigen Tatsin oder Mantschu-Dynastie, welche seit 1644 China beherrscht. Die Missionare wurden vom lernbegierigen Kaiser begünstigt, der unter anderem auch den Kalender von ihnen berichtigen ließ, eine Neuerung, welche bis auf den heutigen Tag anerkannt wird, indem alle chinesischen Kalender die Anmerkung enthalten: „Berichtigt durch die Europäer." Unter dem Sonnenschein der kaiserlichen Gunst mehrte sich die Zahl der Missionare, die in alle Provinzen zogen, große Schaaren um sich sammelten, Gemeinden gründeten, Schulen errichteten und auch theils durch Ankauf, theils durch Schenkung bedeutenden Grundbesitz erwarben.

Jedoch blieb das nicht lange so. Sobald Khanghi gestorben war (1723), ergriff sein Sohn Yungtschin feindselige Maßregeln gegen den Katholicismus, den er als staatsgefährlich erkannte. Die Missionare wurden vom Hofe entfernt, und außer zweien, welche für wissenschaftliche Zwecke bleiben sollten, des Landes verwiesen; man schloß die Kirchen, hob die Schulen auf und zwang die Christen zum Abfall. Mit wechselndem Glück hat seitdem die katholische Mission ihre Arbeit in China fortgesetzt. Obgleich geächtet, sind doch immer wieder Missionare ins Land eingedrungen, und haben für ihre Kirche zu retten gesucht, was zu retten war. Mehr als einer hat den Märtyrertod erlitten und ihr Eifer, ihre Opferwilligkeit und heldenmüthige Hingebung an ihr Werk verdienen alle Anerkennung. Der Friedensvertrag von Tientsin hat der katholischen Mission Freiheit der Bewegung im ganzen Lande verschafft, wie auch den Chinesen, welche Christen werden wollen, Gewissensfreiheit zuerkannt wurde, so daß dieselben von Seiten ihrer Regierung aus keine Verfolgungen mehr zu leiden haben.

Nach der neuesten statistischen Tabelle der römisch-katholischen Mission vom Jahre 1866 sind in China und den Nachbarländern sechs katholische Missionsgesellschaften thätig, nemlich Lazaristen, Jesuiten, Franziscaner, Dominicaner, Missions-Etrangères und Mission-Belgique. Man zählte 20 Bischöfe, 233 europäische und 237 eingeborene Priester. In 12 Erziehungsanstalten oder Collegien werden 331 junge Leute für den Dienst in der Mission gebildet, während 41 Waisenhäuser und 10 von barmherzigen Schwestern geleitete Spitäler den Gemeinden zu stetem Zuwachs verhelfen. Die Zahl der Christen beläuft sich auf 363,580. Mit Einschluß von Japan, Tübet, Korea, der Mongolei und Mantschurei, von Cochin-China und Tonkin sind es 34 Bischöfe, 348 Priester, 453 eingeborene Geistliche, 18 Erziehungsanstalten, 801 Studenten und 836,747 Christen. —

Die protestantische Mission hat erst in diesem Jahrhundert das chinesische Arbeitsfeld in Angriff genommen, und war die Londoner die erste Gesellschaft, welche im Jahre 1807 den Dr. Morrison als ihren Missionar nach China sendete. Ihm folgten Dr. Milne, Marshman und Medhurst, und auch unser Landsmann Dr. Gützlaff; aber wenn es in dieser Periode den Katholiken schwer wurde, das Alte zu erhalten, so war es noch viel schwerer für die



Protestanten, neue Unternehmungen anzufangen. Ganz nur auf die äußersten Grenzen des Reiches beschränkt, weil die mantschurische Dynastie keinem Europäer den Zutritt aufs chinesische Festland gestatten wollte, mußten sich die ersten protestantischen Missionare mit Vorarbeiten begnügen. Und das thaten sie, indem sie die chinesische Sprache studirten, Lexika zusammenstellten und die heilige Schrift ins Chinesische übersetzten, von Zeit zu Zeit auch Reisen an der Küste hin mit Schiffen zu machen versuchten.

Erst durch den Frieden von Nanking, der im Jahre 1842 zwischen England und China abgeschlossen wurde, wurden sechs Hafenstädte des großen Reiches für den Verkehr mit Ausländern geöffnet und die Insel Hongkong ganz den Engländern abgetreten. In diesen Städten war es nun auch den Missionaren gestattet ihre Arbeit zu treiben; und von da an haben englische, amerikanische und deutsche Missionsgesellschaften dieses große Arbeitsfeld in Angriff genommen. Es war zwar den Ausländern nicht erlaubt, auch über diese sechs Hafenstädte hinauszugehen und das Evangelium in den zahlreichen Städten und Dörfern des Inlandes zu verkündigen; aber das Evangelium brach sich der Natur der Sache gemäß dennoch Bahn auch über jene Schranken hinaus, indem einestheils die Missionare dem Grundsatz des Apostels Petrus folgten, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen, und anderntheils die in den Hafenstädten bekehrten Chinesen selbst die frohe Botschaft in Gegenden trugen, wohin einem Europäer der Zutritt verwehrt gewesen wäre. Der Friedensvertrag von Tientsin 1858—1860 hat aber die Thore Chinas wieder um etwas weiter geöffnet, indem zu jenen sechs Freihäfen noch weitere sieben hinzugethan wurden und außerdem den Ausländern gestattet ward, mit einem Passe versehen, auch im Inlande zu reisen. Dadurch wurde der Mission ein bedeutender Vorschub geleistet, und die Missionare bringen nun immer tiefer in die 18 Provinzen des chinesischen Reichs ein. Eine statistische Tabelle der evangelischen Mission von 1869 gibt folgende Uebersicht: Es arbeiten in China 20 Missionsgesellschaften; drei deutsche, acht englische und neun amerikanische in fünfzehn Städten und neun Provinzen. Die Namen der Städte, in denen sich Missionare niedergelassen haben, sind Peking und Tientsin in Tschili, Newtschwang, Mukden, Tschifu und Tungtschau in Santhung, Schanghai in Kiangsu, Kiukiang in Kiangsi, Hankau in Hupe, Ningpo und

Hangtschau in Tschekiang, Futschau und Amoy in Fukkien, Takau und Taiwan auf der Insel Formosa, Swatau und Canton in Kwangtung, und Victoria auf der Insel Hongkong; außer einer Anzahl Stationen, die jetzt schon im Inlande entstanden sind, deren die deutsche Mission allein sechs besitzt, wo Missionare wohnen, um ihren Gemeinden vorzustehen, oder ihre Erziehungsanstalten zu leiten.

Ueberdies sind eine Anzahl Engländer und Engländerinnen, ohne von einer Gesellschaft gesendet worden zu sein, ins Innere von China gegangen, um dort zu missioniren. Diese haben sich in der Mitte des Reichs auf etwa zehn verschiedene Plätze vertheilt, und nicht ohne Segen gewirkt. In der Stadt Yangtschau haben sie viele Nöthen durchgemacht in Folge feindseliger Gesinnung des Volkes und wohl auch der Beamten, die jedenfalls den Fremdlingen nicht den nöthigen Schutz und Beistand gewährten. Durch obige Stadt ist diese Mission unter dem Namen der Yangtschau Mission bekannt geworden und sind seiner Zeit über die Verfolgungen derselben durch die Chinesen Verhandlungen im englischen Parlament gepflogen worden.

Die Arbeiterschaar der protestantischen Mission in China beläuft sich auf 129 ordinirte und 28 unordinirte Missionare, 129 Frauen und Jungfrauen, 19 ordinirte Gehülfen aus den Chinesen, 365 unordinirte Catechisten und Lehrer. Die Zahl der Stationen und Außenstationen beläuft sich auf 306, und gibt es 296 Kapellen, Kirchen und Predigt-Lokale, wo das Evangelium den Chinesen verkündigt wird, und wo christliche Gemeinden sich zum Gottesdienst versammeln; 275 Jünglinge stehen im Unterricht, um für den Dienst in der Mission gebildet zu werden. 556 Mädchen und 1558 Knaben werden in Missionsschulen christlich erzogen. Die Zahl der Communikanten belief sich im Jahre 1869 auf 5743, mit 1446 Catechumenen, die der Aufnahme in die Gemeinden durch die h. Taufe warteten. An Geldbeiträgen von den chinesischen Gemeinden stehen im Jahre 1869 verzeichnet 4289½ Dollar = 10,723 Gulden. Niemand wird sagen, daß diese Resultate einer eigentlich nur 30jährigen Arbeit der protestantischen Mission in China unbefriedigend seien. Dr. Legge konnte sich bei seinem Abgang von China noch wohl erinnern, wie er anno 1843 von Malakka her drei Christen mitgebracht und bei seiner Landung drei andere vorgefunden habe; daraus seien dann in 30 Jahren ihrer 10000 geworden!

Gestatten Sie mir, nur noch ein paar einzelne Züge hinzuzufügen. Als ich vor 26 Jahren, am 19. März 1847, zum erstenmal in China landete, da wollte mir selbst manchmal das Herz entfallen, wenn ich die Größe meiner Aufgabe mit meiner kleinen Kraft verglich; aber das Wort des Herrn: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig", habe ich reichlich an mir selbst und an denen, die aus den Chinesen Christen geworden sind, erfahren. Ich führe einige Beispiele an.

Vor 26 Jahren hatte die Basler Mission noch keinen Fuß breit Landes in China erobert; jetzt haben wir in einem Umkreis von 60 Stunden in der Länge und Breite vier Hauptstationen mit zehn Nebenstationen, welche alle gegründet wurden, nachdem in Folge der Predigt des Evangeliums zuerst eine Anzahl Heiden an den betreffenden Orten sich zum Christenthum bekehrt hatten. Auf diesen Stationen haben wir Wohnhäuser für die Missionare, Kirchen oder Betsäle für die christlichen Gottesdienste und Schulen für die Knaben und Mädchen bekehrter Chinesen. Auf einer Hauptstation, Tschongtschun in Tschonglock haben die bekehrten Chinesen selbst ein Haus erworben, das ein reicher Mann hatte dreistöckig erbauen lassen, um seine Güter und Schätze darin aufzubewahren. Der Mann war verarmt, und wie die Wahrsager behaupteten, waren schädliche Einflüsse der Geister Schuld an seinem Unglück. Er wollte das Haus verkaufen, fand aber keinen Liebhaber, weil der Aberglaube das Haus als Unglück bringend, in Verruf gebracht hatte. Die Christen, frei von abergläubischer Furcht, kauften das Haus um billigen Preis, und nun ist es ein Missionshaus, in welchem Gottes Wort gepredigt und christlicher Unterricht ertheilt wird. In einem kleineren Dorfe, aus welchem die Mehrzahl der Bewohner Christen geworden sind, stand ein alter Götzentempel, welchen zu repariren es den Heiden an Mitteln fehlte; die Christen baten um das zerfallene Gebäude, um es zu einem Tempel Gottes zu machen. Es wurde ihnen gestattet; die Mission gab auch einen Beitrag zu den Unkosten; und das Dorf hat nun ein Kirchlein, in welchem christlicher Gottesdienst gefeiert wird. — In einem dritten Dorfe stand eine zerfallene Ahnenhalle und nachdem auch dort erst die Predigt des Evangeliums ihre Wirkung gethan hatte und Seelen gewonnen worden waren, ist auch diese Ahnenhalle in ein Gotteshaus verwandelt worden. Hier sehen wir also erfüllt, was Bahnmaier

ausspricht: „Falscher Götter Tempelhallen sind zerfallen; auf den Trümmern siehet man das Kreuz nun schimmern.“

Was den Gehalt der chinesischen Christen betrifft, so gibt es natürlich ächte und unächte, Spreu unter dem Waizen. Am hiesigen Missionsfeste hat vor zwei Jahren ein junger Chinese aus unserer Gemeinde in Lilong, der in Basel gebildet worden ist, ein Zeugniß seines Glaubens in deutscher Sprache abgelegt und darauf die kirchliche Ordination zum Missionsdienst unter seinem Volke empfangen. Wer ihn selbst gehört hat, dem mußte gewiß der Eindruck werden: an diesem Chinesen ist Gottes Gnade „nicht vergeblich“ gewesen. Solche haben wir noch mehr in China. Und welche Verfolgungen haben unsere Christen sich nicht schon gefallen lassen müssen, weil sie die Sitten der Väter verlassen und nicht mehr mit dem großen Haufen dahingehen. Nicht nur daß sie zuweilen den Raub ihrer Güter und Vertreibung von Haus und Hof, nebst unendlichen Plackereien, Verachtung und Schmähungen zu erdulden hatten, sondern es ist ihnen auch schon ans Leben gegangen. Ein National-Gehülfe der Londoner Mission, der von seinen wüthenden Feinden in der Stadt Poklo vor die Götzen in den Tempel geschleppt wurde, wo er seinen christlichen Glauben abschwören und den Götzen Weihrauch anzünden oder sein Leben verlieren sollte, erwiderte seinen Verfolgern standhaft, daß er sich nicht vor ihnen fürchte, weil sie nur seinen Leib tödten, aber seiner Seele nicht zu schaden vermögen; und so wurde er hinausgeschleppt an den Fluß, ihm der Kopf abgehauen und sein Leichnam ins Wasser geworfen. Wie manchen erfreulichen Zug könnte ich auch aus unsern Schulen mittheilen, wo das junge Geschlecht herangezogen wird, um einen kräftigen Nachwuchs zur Consolidirung der Gemeinde zu bilden. Schüler und Schülerinnen lernen alle das Wort Gottes lesen, das ganz in die chinesische Sprache übersetzt ist, und weit und breit durch die Colporteure in Umlauf gesetzt wird.

Würde die Zeit es gestatten, Sie mit noch specielleren Details aus dem Leben und Leiden der Missionare sowohl, als auch der eingeborenen Christen in China bekannt zu machen, so bin ich gewiß, daß sich bei ihnen die Ueberzeugung befestigen würde, daß die Mission, auch die chinesische, ein Werk des Herrn ist, der Seine Gnadenabsichten mit den Völkern der Welt durch so schwache Werkzeuge, wie schon die Fischer von Galiläa es waren, und wir Missionare



noch mehr es sind, doch herrlich hinausführt. Jedenfalls dürfen wir auch im Blick auf das was in China theils schon geschehen ist, theils noch zu thun übrig bleibt, mit Freuden sagen:

Die Sach' ist dein, Herr Jesu Christ,
Die Sach', an der wir stehn;
Und weil es deine Sache ist,
Kann sie nicht untergehn!

Anfänge der Basler Mission auf der Goldküste.

Von P. Wurm.

(Fortsetzung.)

4. Die zweite Aussendung und ihr Schicksal.

Als im Mai 1830 die erschütternde Kunde vom Heimgang der drei Brüder Salbach, Schmid und Holzwarth nach Basel kam, betrachtete man das in der Kommittee nicht als ein Signal zum Aufgeben der afrikanischen Mission; man erinnerte sich vielmehr an jene Verse von Zinzendorf, welche er den auf derselben Goldküste so schnell weggerafften Missionaren als Grabschrift gedichtet hat:

Sie wurden ausgesät,
Als wären sie verloren;
Auf ihren Gräbern aber steht:
Das ist die Saat der Mohren.

Man war darauf gefaßt, daß beim ersten Sturm auf die Festung des afrikanischen Heidenthums etliche Streiter fallen werden. Es galt jetzt, Verstärkung nachzusenden. Aber man wollte doch vorher genauer wissen, wie die Sache jetzt stehe, denn die Todesnachricht war nicht durch Henke berichtet worden, sondern durch Missionar Hänsel, einen Basler Zögling in Sierra Leone. Die Kommittee fürchtete, auch Henke sei gestorben, denn mehrere seiner Briefe giengen verloren oder kamen verspätet an. Erst im Dezember 1830 erhielt man wieder ein Lebenszeichen von ihm, und im Februar 1831 konnte man, aufgemuntert durch Schreiben von Henke und von dem Gouverneur von Hain, zur Bestimmung der neu auszusendenden Brüder schreiten.

Es waren damals zwei Nordschleswiger im Hause, die das Dänische als ihre Muttersprache redeten: Peter Petersen Jäger aus Loit bei Apenrade und Andreas Riis aus Lygumkloster; daß sie auf der dänischen Goldküste ihr Arbeitsfeld finden sollten, ergab sich als das Natürlichste. Mit ihnen wollte man in das Land der Krankheit und des Todes einen Bruder schicken, der sich so viele medicinische Kenntnisse erworben hatte, daß er vor seinem Abgang noch auf der Universität Basel als Doctor promovirte, Heinze aus Runewalde in Sachsen. Sie waren alle drei bereit, dem Rufe zu folgen, Heinze wünschte jedoch verheirathet auszuziehen, theils seines eigenen Bedürfnisses wegen, theils um leichteren Eingang beim weiblichen Geschlecht zu finden. Da er zugleich erwähnte, wie er sich schon vor einigen Jahren verlobt habe, wurde ihm die „Verfehlung gegen die Hausordnung“ verwiesen und der Bescheid ertheilt: „er solle sich vorher akklimatisiren, dann möchte sein Wunsch, sowohl wegen seiner Wirksamkeit als Arzt, als wegen seiner Persönlichkeit Berücksichtigung verdienen.“ Heinze fügte sich nicht ohne Widerstreben in diese Beschränkung; doch reiste er am 20. Juni 1831 von Basel ab, zunächst in seine Heimat und von da nach London. Ein Brief aus Basel, wornach er vorher nach Kopenhagen hätte gehen sollen, traf ihn nicht mehr auf dem Festland und von England wollte er nicht dahin zurückreisen. In London machte ihm der aus Sierra Leone zurückgekehrte Br. Hänsel etwas bange wegen des Klima's, er aber ließ sich nicht abschrecken, sondern schrieb: „Wir wollen einmal hin im Namen des Herrn und im Vertrauen auf ihn.“ Er wünschte, daß die Kommittee den Br. Weible ebenfalls auf die Goldküste schicke, der passe ganz zu ihnen.

Die beiden Nordschleswiger waren anspruchslose Leute. Durch Rönne empfohlen war Jäger 1826 in das Haus eingetreten und korrespondirte von da aus mit dem Pastor seiner Heimatgemeinde, dem warmen Missionsfreund Matthiessen. Dieser schrieb 1827 von einem 23jährigen Glaser, Andreas Riis aus Lygumkloster, dem Sohn frommer Eltern, der bald nach seiner Confirmation gründlich erweckt worden war: derselbe möchte gern in die Mission eintreten; er habe keine wissenschaftliche Bildung, verstehe und spreche die dänische und deutsche Sprache, ohne sie grammatikalisch zu kennen, habe aber gute Geistesanlagen und Fähigkeiten. Als hierauf Riis seinen Lebenslauf einsenden mußte, der den Gang seines innern

13 Neger zum Rudern mit, auch einen Vorrath von Lebensmitteln und Empfehlungsschreiben an die ihm bekannten Dänen. In 24 Stunden erreichten sie ihr Ziel und wurden auch in Christiansborg, wo man schon aus Kopenhagen von ihrem Kommen benachrichtigt worden war, freundlich empfangen. Von der Hinterlassenschaft der verstorbenen Brüder bekamen sie nur noch die Bücher; das Uebrige war verkauft. Am 13. März 1832 waren sie gelandet; eilf Tage später bezogen sie das Haus eines Mulatten in Ussu, nicht weit vom Fort entfernt. Ihr Augenmerk war aber sogleich auf das Aquapemgebirge und die Erlernung der Asante-Sprache (Otschi) gerichtet. Noch im März machten Heinze und Jäger einen Besuch auf der höhergelegenen Plantage des Herrn Lutterodt, der schon 27 Jahre auf der Küste wohnte und den Missionaren viel Liebe erwies. Sie giengen hinauf und herunter zu Fuß, so daß sie ermüdet ankamen. Riis war inzwischen in Christiansborg mit dem Einräumen ihrer Effekten beschäftigt. Nach Ostern wollten sie für längere Zeit hinaufgehen. Aber am 6. April kehrte das Klimafieber bei ihnen ein und warf zuerst Riis auf's Krankenlager, am folgenden Tag Jäger und wenige Tage später auch Heinze. Vierzehn Tage lagen Riis und Jäger in großer Fieberhitze da. Heinze's Krankheit war bis zum 25. April gelinde. Dann aber wurde sie schnell so heftig, daß er schon Nachmittags 5 Uhr bewußtlos und mit geschlossenen Augen da lag und der Regierungs-Arzt für sein Leben fürchtete. Am folgenden Morgen war er eine Leiche, wie der Arzt sagte, durch einen Schlagfluß weggerafft. „Unsern Herzen gieng dieser Verlust eines geliebten Mitarbeiters sehr nahe", schrieb Jäger, „und in unserer großen körperlichen Schwachheit mußten wir uns in der stillen Kammer satt weinen; aber der Herr war uns dennoch nahe mit seinen Tröstungen. Noch an demselben Abend wurde unser geliebter Bruder, von allen hiesigen Europäern begleitet, unter dem Gesang der Schulkinder, neben dem vollendeten Bruder Henke auf dem hiesigen Gottesacker beerdigt, indeß wir beide zu Bette bleiben mußten."

So war unter den neu ausgesendeten Brüdern der Arzt zuerst eine Beute des Todes geworden und bald sollte zu den fünf Missionsgräbern noch ein sechstes kommen. Kaum waren die beiden andern wieder hergestellt, so giengen sie den 13. Juli in Begleitung des freundlichen Herrn Lutterodt nach seiner Plantage auf den

Bergen, um sich dort vollends zu erholen. Nur den halben Weg ließen sie sich in der Hängmatte tragen, so daß sie sehr ermüdet anlangten. Schon zuvor hatte Jäger an fieberhaften Kopfschmerzen gelitten, die sie jedoch keineswegs für bedenklich hielten. Bald darauf stellte sich Dysenterie und Blutbrechen ein. Am 17. fand ihn der herbeigerufene Arzt so schwach, daß er die Hoffnung für seine Genesung aufgab, und am folgenden Tag schon hatte auch er seinen Lauf vollendet. „Meinem Herzen schnitt diese bittere Erfahrung tief ein“, schreibt Riis, „und hätte nicht die Hoffnung, ihm bald nachzufolgen, meine Seele aufgerichtet, so würde mich der Gedanke, bald allein und aller meiner theuren Brüder beraubt auf diesem Kampfplatz zu stehen, zu Boden geworfen haben. Aber da auch ich von anhaltendem Erbrechen ganz abgemattet war, und meinen innigsten Wunsch, daheim bei dem Herrn zu sein, bald erfüllt zu sehen glaubte, so versüßte mir diese Hoffnung allen Trennungsschmerz. Allein nach wenigen Tagen wendete es sich bei mir zur Besserung, und nun wurde ich nach Ussu hinabgebracht, nachdem wir zuvor die geliebte Leiche unsres theuren Bruders zur Erde bestattet hatten. Aber wie es mir zu Muthe war, als ich jetzt krank und aller meiner unvergeßlichen Brüder beraubt in meine Hütte eintrat, läßt sich mit keinen Worten beschreiben. Tiefe Wehmuth und heiße Sehnsucht erfüllten meine Seele, und Niemand war, in dessen Schooß ich mein gepreßtes Herz ausschütten konnte. Die Empfindung zwei innig geliebte Brüder zu missen, mit denen ich seit vielen Jahren in ununterbrochener Liebe gelebt und Freud und Leid getheilt hatte, werde ich, so lange ich als Fremdling hienieden pilgern soll, nimmermehr vergessen; aber auch nie werde ich die köstlichen Segnungen vergessen, welche uns der Herr seit unserer ersten Bekanntschaft bis zur letzten Trennungsstunde auf dem afrikanischen Boden so reichlich erwiesen hat. Ich befinde mich, Gott Lob! jetzt wieder so ziemlich gesund und bin vom Herrn angewiesen, ohne alle Aussicht kindlich mit dem Glauben an seine allmächtige Durchhilfe mich zu begnügen und dem getrost zu vertrauen, welcher bisher alles herrlich hinausgeführt hat. Der Herr erbarme sich dieses armen unglücklichen Negervolkes, unter dem ich, der Geringste und Unwürdigste, jetzt allein und wie von einer finsteren Nebelwolke umgeben, seinen Winken nicht ohne Zuversicht entgegenharre.“

Im Spätjahr schien es, als ob auch Riis den beiden heim=

gegangenen Brüdern rasch in die Ewigkeit folgen sollte. Ein heftiges Kopf- und Ohrenweh gieng allmählich in Selbsucht über, welche in Afrika für unheilbar galt. Aber die Hand des Herrn half auf unerwartete Weise. Alle Europäer drangen in Riis, einen Neger-Doktor rufen zu lassen, der sich durch seine einfachen Heilungen einen Ruf in der Kolonie erworben hatte. Dieser verordnete sogleich kalte Bäder, deren er täglich sechs bis acht nehmen mußte. Sie waren für seinen abgelebten, vom spanischen Fliegen-Pflaster ganz wunden Körper nicht nur sehr wohlthuend und stärkend, sondern wirkten auch so schnell, daß Riis nach 4 Tagen völlig hergestellt war. Nun zog er am 24. Oktober auf die Aquapemberge, um in der gastfreundlichen Familie des Hrn. Lutterodt sich erst zu erholen. Die Bewegung in der erfrischenden Bergluft der Morgen und Abende und der kräftige Palmwein, welcher hier im Ueberfluß wuchs, wirkten so wohlthätig auf seinen Körper, daß er nach 14 Tagen sich genugsam erstarkt fühlte.

Ueber die Gegend, in welcher er sich jetzt aufhielt, schrieb er: „Das Land in den Aquapem-Bergen ist ungemein schön und fruchtbar. Wenn nicht Mangel an Regen die Saaten im Wachsthum hindert, so schießt alles innerhalb weniger Tage zu einer überraschenden Höhe empor. Beim Anblick dieser herrlichen Natur dachte ich oft tief verwundert über die wunderbaren Wege Gottes mit seinen Menschenkindern nach. In Europa müssen viele wegen Mangel an Boden oder Eigenthum beinahe Hunger leiden, und hier liegt ein großes Land wie ein Garten Gottes ausgestreckt, das mit ganz geringer Mühe viele Millionen Menschen reichlich zu ernähren im Stande wäre. Dieses wurde bis jetzt durch das ungesunde Klima verhindert, das auch der Ausbreitung des Christenthums unter den unglücklichen Einwohnern so mächtige Hindernisse in den Weg gestellt hat. Doch wer weiß, was der Herr zu thun beschlossen hat? — Soll etwas unter den Negern zur Beförderung ihres ewigen Heils ausgerichtet werden, so kann dieß nur dann geschehen, wenn der Missionar ganz unter ihnen lebt, ihre Sprache fließend reden lernt und mit gänzlicher Hingebung seiner selbst sich der Jugend freundlich annimmt. Wenn man mit Erwachsenen über Religion spricht, wozu ich während meines Aufenthalts im Gebirge öfters Gelegenheit hatte, so sagen sie kopfschüttelnd: dieses ist nicht für mich, ich bin dazu zu alt; aber meine Kinder will ich dir schicken,

diese kannst du im Christenthum unterrichten. Wie weit es den Negern damit ein Ernst ist, weiß ich freilich noch nicht. Ein glaubwürdiger Mann erzählte mir, daß vor wenigen Jahren in englisch Akkra, eine halbe Stunde von Christiansborg, ein Schullehrer von der Regierung angestellt wurde. Dieser ließ nun die Neger wissen, daß er bereit sei, ihre Kinder unentgeldlich zu unterrichten, wenn sie ihm dieselben zur Schule schicken wollten. Dieselben glaubten dem Manne einen Dienst damit zu thun und ließen ihn fragen, was er jedem Kinde monatlich dafür zu geben entschlossen sei. Die Neger sind gewohnt, von den Europäern, welche sie sämmtlich für reich halten, für alles eine Belohnung zu erwarten. Indeß sind sie sehr gastfrei, und wo es keine große Anstrengung erfordert, auch dienstfertig; doch zeichnen sich die Neger des Innern auch hierin, wie in so viel anderem, vortheilhaft vor den Negern der Küste aus."

Riis kehrte nach Christiansborg zurück, um dort die dänische Kirche und Schule zu versehen. Er fühlte sich sehr einsam, um so mehr, da er im Jahre 1832 gar keinen Brief von Basel erhielt, während die Briefe dahin regelmäßiger ankamen als in den vorhergehenden Jahren. Und welchen Eindruck machten die wiederholten Todesbotschaften in der Heimat? — Inspektor Blumhardt sagt im Jahresbericht von 1833: „Auf den Grabhügeln von sechs entschlafenen Brüdern stehen wir gerade wieder auf demselben Punkt, von welchem wir vor zwei Jahren mit unsrem erneuerten Missionsversuche ausgegangen waren." Die Kommittee hatte dießmal nicht den Muth, sogleich neue Arbeiter auszusenden, sondern beschloß den 9. Januar 1833: „Dem Br. Riis, der nun nach Jägers Heimgang auf der Goldküste ganz allein steht, soll die Wahl gelassen werden, dort zu bleiben, wenn er Freudigkeit dazu hat; im Fall er nicht aushalten könnte, soll er wieder zu uns heimkehren. Für beide Fälle sollen ihm die nöthigen Gelder angewiesen werden, damit er beim Bleiben sich die nöthige Pflege verschaffen oder für sein Hierherkommen die Reisemittel besitzen möge."

Diese besondere Fürsorge der Kommittee, daß er in der Geldverwilligung nicht karg gehalten werde, darf wohl hervorgehoben werden; denn man mußte in diesem Stück die Bedürfnisse einer afrikanischen Mission erst kennen lernen. Es steht ja wohl das Leben jedes einzelnen Menschen in Gottes Hand; aber wer die Berichte der ersten Sendboten liest und die Gefahren des afrikani-

schen Klimas einigermaßen kennt, wird sich des Eindruckes nicht erwehren können, daß sie etwas mehr menschliche Vorsicht hätten gebrauchen dürfen, z. B. in Bezug auf die Fußtouren in der heißen Jahreszeit, in welche die Männer der zweiten Sendung sogleich hineinkamen. Die Erstangekommenen berichteten als etwas ganz Erschreckliches, daß die Europäer in Christiansborg auf ihren Ausflügen sich von Menschen tragen lassen! Natürlich, manchen Missionsfreunden in der Heimath, die nicht wissen, daß man auf der Goldküste keine Pferde und Wagen haben kann, kommt es sehr unapostolisch vor, wenn Missionare in einer Hängematte reisen. Aber wer für Belehrung empfänglich ist, wird zugeben, daß die späteren Missionare nach den Erfahrungen der Anfänger verpflichtet waren, zur Schonung ihrer Gesundheit mehr Umsicht und größere Kosten aufzuwenden; er wird auch im weiteren Verlauf finden, daß zwar immer noch einzelne Brüder schnell wegstarben, aber nicht mehr in dem Verhältnisse wie im Anfang.

Riis entschied sich zum Bleiben und versah das Predigtamt in Christiansborg, bis im Sommer 1833 ein dänischer Prediger dorthin kam; da derselbe jedoch bald erkrankte, mußte er wieder für ihn eintreten. Riis hatte inzwischen sein Augenmerk auf Ningo gerichtet, wo er weniger Hindernisse für die Missionsarbeit erwartete, weil dort keine Europäer wohnten. Aber ein Besuch, welchen er daselbst machte, fiel nicht ermuthigend aus; die Leute nahmen ihn ziemlich kühl auf, nicht wie den Br. Salbach vor vier Jahren.

Von der Reise zurückgekehrt, war Riis wieder einige Zeit krank, und als er hergestellt war, entschloß er sich auf den Wunsch des Gouverneurs, eine Schule auf den Plantagen zu errichten, wobei die Regierung ein einfaches Schulhaus und eine Wohnung für den Missionar errichten, ihm auch einen Gehilfen geben sollte, welcher dänisch und Akkra (Ga) verstünde. Aber der Tod des dänischen Predigers im September 1833 vereitelte diesen Plan und hielt Riis in Christiansborg fest. Er fragte bei der Kommittee an, ob er die Predigerstelle definitiv annehmen solle, falls sie ihm angetragen werde, und erhielt zur Antwort: „er solle sich in dieser Angelegenheit leidend verhalten und im Falle eines wirklichen Rufes denselben provisorisch und mit der Erklärung annehmen, daß seine eigentliche Bestimmung den armen Negern an der Küste zugewendet

sei, und daß er für diesen Zweck die Unterstützung der Regierung noch immer wünschen müsse."

So harrte Riis in großer Geduld unter dem verdorbenen Geschlecht in Christiansborg aus, bis zu Anfang des Jahres 1835 wieder ein dänischer Prediger hinkam. Nur selten wurde er in seiner Einsamkeit durch Briefe von Europa erquickt; noch immer giengen die meisten verloren, oder kamen sie verspätet an. Aber er ließ sich dadurch nicht entmuthigen, sondern sobald er in Christiansborg frei war, machte er sich auf nach Akropong, dem Hauptort des Aquapemlandes. „Mehr als je", schrieb er am 27. Febr. 1835, „ist die Hoffnung in meiner Seele lebendig geworden, daß der Herr es uns gelingen lasse, einen kleinen Anfang mit der Anpflanzung des Christenthums unter den Bewohnern dieser Küste zu machen. Zwar wage ich kaum mehr von Hoffnungen zu reden, so lange sie noch ganz unerfüllt sind, da ich Sie schon so oft damit hinhielt; und überhaupt darf man hier, wenn man nicht ermüden soll, die Gleichnisse unsres Heilandes von dem kleinen Beginn und langsamen Fortschritt des Reiches Gottes nie aus dem Auge lassen. Hier, wo alles noch so wild und öde ist, wird das Werk kaum bemerkbar fortschreiten. Aber dadurch darf der Bote Christi sich nicht irre machen oder zu Schlüssen verleiten lassen, die ihn in seiner Thätigkeit stören könnten. Es braucht freilich Glaubensmuth, Treue und Kraft von oben; aber der Herr verleiht sie jedem, der darum bittet."

Die Europäer belachten sein Unternehmen als eine Thorheit. Nur der freundliche Hr. Lutterodt erbot sich selbst zu seinem Begleiter und Dolmetscher auf der Untersuchungsreise. Den 18. Jan. machten sie sich Nachts 11 Uhr bei hellem Mondschein auf den Weg nach den Plantagen, und von da am 24. Jan. weiter nach Akropong. „Der Weg dahin ist wie überall ein enger Fußpfad, der durch undurchdringliche Wälder, aus welchen man nie herauskommt, über Berge und Thäler, Felsen und hingefallene Bäume, über Steine und Stoppeln führt, so daß wir bald zerrissene Schuhe und verwundete Füße bekamen. Mitten in diesen Wäldern liegen die Dörfer so eingeschlossen, daß man nur wenige Schritte davon sie zu sehen bekommt. Durch solche ziemlich große Negerdörfer führte uns der Weg. In jedem Dorfe wurden wir auf eine höchst feierliche Weise von den schwarzen Bewohnern empfangen. Mit einem Gefühl von Wehmuth

durchwandelte ich sie, während die Neger von einem Ende zum andern uns begrüßten, und lärmend und trommelnd begleiteten. Wir verweilten in jedem wenigstens eine halbe Stunde, um mit den Negern zu reden, die es immer für eine Ehre ansehen, wenn ein Europäer sich mit ihnen in ein Gespräch einläßt. Weil wir immer Schatten unter einem Baume auf der Straße fanden, kehrten wir nirgends in einem Hause ein. Um uns her versammelten sich dann Männer und Weiber, Alte und Junge schaarenweise. Es ist erstaunlich, welch eine Volksmenge in einem verhältnißmäßig so kleinen Dorfe Raum gewinnen kann, da sie wenigstens in der Regenzeit sich in die Häuser flüchten müssen. Sonst schlafen sie nur im Hofe unter freiem Himmel. Ihre Häuser sind meist so gebaut, daß vier Flügel einen kleinen viereckigen Raum einschließen und einen Hof bilden. Das ganze Haus besteht so aus 4 Stübchen, die zur Hofseite entweder ganz ohne Mauer sind oder nur eine einzige Thüre haben."

In Akropong wurde die Ankunft der Reisenden durch drei Flintenschüsse angezeigt. Vor dem Dorf kam ihnen eine Botschaft entgegen, welche sie bat, hier zu warten, bis man dem Fürsten ihre Ankunft gemeldet habe. Dann wurden sie bei demselben vorgelassen, während er unter einem großen Baum mitten auf der Straße von seinen Offizieren und Großen umgeben saß. Lächelnd stand der greise Fürst von seinem Stuhl auf und drückte den weißen Gästen die Hand, während Andere für sie Stühle herbrachten, die ihm gegenübergestellt wurden. Unter den Versammelten zeichneten sich besonders zwei Neger aus. Der Eine, ein Jüngling von gutem Aussehen, saß zur Linken des Fürsten und hatte über dem Kopf zwei silberne Hörner, wie Kuhhörner geformt, und mitten auf der Stirne eine goldene Platte, und sonst noch andere Sonderbarkeiten. Der andere war ein Fetischpriester, saß zur Rechten und trug eine Kleidung, die aus den verschiedensten Lappen zusammengesetzt war. Er machte mehrere sonderbare Verbeugungen vor Riis. Nachdem man den Gästen Wasser gereicht hatte in verschiedenen europäischen Geschirren auf einer messingenen Platte, giengs in Prozession nach dem neu errichteten Rathhaus oder Palast; doch auch dieses größte Gebäude war nur aus Lehm gebaut und mit Blättern bedeckt. Dort wurde den Gästen ein Zimmer angewiesen und europäisches Getränke servirt, während der Fürst in einem gegenüberliegenden Zimmer saß. Nach einer Stunde begleitete er sie ins Dorf und wies ihnen ein

Haus zur Wohnung an, eine kleine, finstere, sonst ziemlich reinliche Hütte. Stühle schickte er ihnen nach. Abends besuchte er sie allein, und Riis benützte die Gelegenheit, um ihm die Frage vorzulegen, ob er ihm erlauben würde. in seinem Dorfe zu wohnen und die Kinder durch christlichen Unterricht in jedem Guten zu fördern. Der Fürst antwortete, er müsse das mit den Aeltesten besprechen; er werde ihm noch vor seiner Abreise Antwort sagen. Inzwischen sah sich Riis die Gegend an und bemerkte, daß das Thermometer auch an einem windstillen Tag nur bis 24° Reaumur stieg, während es auf den Plantagen 26½ und noch Abends 9 Uhr 25° zeigte. Ferner fand er die Gegend sehr wasserreich, unter den Quellen eine bei dem Dorfe Abru am Fuß eines hohen Berges mitten im Felsen aus einer fast bodenlosen Tiefe hervorsprudelnd. Da dieselbe für einen mächtigen Fetisch gehalten wurde, mußten die Reisenden den Fetischpriestern Branntwein geben, ehe sie derselben nahen durften. Auf dem Wege zwischen Akropong und Abru kamen sie an eine Stätte, wo die jährlichen Menschenopfer fallen. Den Kopf eines hingerichteten Fetischpriesters sahen sie bei Tutu. Am Morgen des 29. Januar kam der Fürst, um das Resultat seiner Berathung mit den Aeltesten mitzutheilen. Dasselbe lautete: „Wir wünschen, daß du zu uns kommst, wünschen aber auch vorher noch durch eine Botschaft von Christiansborg die Zusicherung zu haben, daß das Gouvernement damit einverstanden sei, damit wir nicht zur Rechenschaft gezogen werden, falls dir etwas bei uns begegnen sollte, was wir jedoch nicht hoffen.“ Diese Bemerkung veranlaßte Riis, von dem Zweck seiner Sendung zu reden und dem Fürsten zu erklären, wie wenig er im Grunde vom Gouvernement abhängig sei, wie er vielmehr ganz auf den Herrn im Himmel vertraue.

Getrosten Muthes kehrte Riis mit seinem freundlichen Begleiter nach Christiansborg zurück, um etwa drei Wochen später ganz nach Akropong überzusiedeln. Es war ein weiterer Schritt zur Arbeit unter den Negern geschehen. „Daß mir Leiden und Trübsale genug auch dort begegnen werden, weiß ich; indessen fürchte ich mich nicht, wenn ich auch zuweilen Thränen vergießen muß. Ich kenne einen Gott, der über alle reich ist an Gnade und Erbarmen, habe einen Herrn bei mir, der Wunderbar heißt, Rath, Kraft, Held, Friedefürst, Ewigvater. Sein Gnadenlicht leuchtet auf meinem dunkeln Wege, daß ich, wohl tief gebeugt, dennoch freudig wandle den Weg,

der mir verordnet ist. Möge mein Herz nur immer ein Eigenthum dessen bleiben, der für mich gestorben und auferstanden ist; da wird auch Sein Ruhm durch mich, den geringsten seiner Knechte, in den Wüsten Afrika's umherwandelnd, geoffenbart werden denen, die in Finsterniß und Schatten des Todes sitzen. Er gebe es aus Gnaden, daß ich von Akropong aus bald gute Nachricht von meinem Wege möge geben können."

Ein mißlungener Missionsversuch.

Auf dem äußersten Vorposten des indo-britischen Reiches nach Afghanistan hin, am Eingang des Chaiber-Passes, in Peschawer, befinden sich schon seit 18 Jahren Missionare der englisch-kirchlichen Gesellschaft. Die eigenthümliche Lage dieser Station auf der Nord-West-Grenze von Indien bringt es mit sich, daß sie nicht nur mit den Ein- und Umwohnern von Peschawer, sondern öfters auch mit einzelnen Personen aus den verschiedensten Gegenden Afghanistans, Kabuls, Kaschmirs u. s. w. bekannt werden. So waren sie auch mit ein paar Männern aus Kafiristan, diesem merkwürdigen Bergländchen jenseits der hohen Nordgrenze von Kabul, im eigentlichen Hindukusch, zusammengetroffen. Diese Heiden hatten lebhaftes Verlangen nach christlichem Unterricht gezeigt; nachdem sie in ihre Heimat zurückgekehrt waren, dringend um den Besuch eines Missionars gebeten; und, als bald darauf zwei bekehrte Afghanen wirklich zu ihnen kamen, dieselben aufs Liebevollste aufgenommen und mit ihrem eigenen Leben beschützt (s. Fazli Haq Miss.-Mag. 1869. S. 121 ff).

Zu diesem interessanten Völklein nun, das in seinen Bergen dem von allen Seiten andringenden Muhammedanismus einen tausendjährigen Widerstand geleistet, den Westländern aber blutsverwandt zu sein sich rühmt, zu diesen, nach dem Urtheil von Capitain Raverty, Lieutenant Wood und jenen zwei christlichen Afghanen für die Mission besonders zugänglichen Siaposch-Kafiren*) hatte es Missionar Downes gezogen. Derselbe war früher Artillerieoffizier gewesen, bis er den Regierungsdienst aufgab, um Missionar zu werden, hatte

*) Siah = schwarz; posch = gekleidet; Kafir = Ungläubiger.

dann eine Zeitlang in der Tschamba=Mission neben dem schottischen Missionär Ferguson gewirkt und dort schon schöne Proben seines Eifers und seiner Tüchtigkeit abgelegt, und war zuletzt Laien=Gehilfe bei den englisch-kirchlichen Missionaren in Peschawer gewesen.

Nachdem er sich dort von der Nothwendigkeit und Möglichkeit, freilich auch von den großen Schwierigkeiten einer Mission unter den Siaposch=Kafiren überzeugt hatte, entschloß er sich — es koste was es wolle — das Unternehmen zu wagen und die Reise nach Kafiristan anzutreten. Diese geht aber etwa fünf Tage lang durch das Gebiet fanatischer Afghanen=Stämme, die einerseits womöglich jeden Christen tödten, dessen sie habhaft werden können, und anderseits in beständiger, überaus blutiger Fehde mit den Kafiren (Ungläubigen) stehen. An warnenden Exempeln, die wohl jeden, der sein Leben lieb hat, von einem solchen Unternehmen abzuschrecken geeignet sind, fehlt es auch nicht. Schon vor mehreren Jahren wurde in Tschitral, dem Nachbar=Ländchen von Kafiristan, der Reisende Hayward ermordet, wie denn dem Verrath des dortigen Königs auch der im Auftrag der englischen Regierung reisende Dilawar Khan (s. Miss.=Mag. 1870. S. 364 f.) zum Opfer fiel; 1867 wurde der Akrobat Beau am Eingang des Tartara=Passes ermordet; und erst im März 1873 fiel der englische Major Macdonald ebenfalls durch die Hand von Meuchelmördern aus einem jener Grenzstämme, als er mit einem Freunde unbewaffnet in der Nähe des Forts Mitschai herumstreifte. Die Mörder entkamen über die Grenze und wurden nicht weiter behelligt.

Das alles wußte Downes. Aber er hatte sein Leben nicht lieb. Er theilte seine Absicht einem Missionar mit, der wohl seine Bedenken aussprach, aber doch nicht abzurathen wagte. Und ehe er sich auf den Weg machte, ließ er noch an den Vicekönig ein Schreiben abgehen, in welchem er ausspricht, er wisse welchen Gefahren er entgegen gehe, und bitte für den Fall, daß er ermordet werde, die Regierung möchte seinen Tod ununtersucht und ungerächt lassen. Er gebe seine Nationalität als Brite auf, um bloß ein christlicher Missionar zu sein.

Am 16. April 1873 brach er von Peschawer auf, natürlich nicht allein, sondern von einem erfahrenen eingebornen Führer begleitet, auch nicht als Europäer und Missionar, sondern in persischer Tracht als einfacher Reisender. Letztere Vorsicht war nöthig, weil —

wenn seine Reise bekannt geworden wäre — die englischen Beamten ihn an Fortsetzung derselben verhindert haben würden, und auch deßwegen, weil sonst das Gerücht davon, daß ein Fremder ins Land einbringen wolle, ihm vorausgeeilt wäre und leicht sein Unternehmen hätte vereiteln können.

Bereits hatte er die britische Grenze überschritten und durch Vermittelung seines Führers, eines angesehenen Muhammedaners, Namens Sahib Zaba, freundliche Aufnahme bei einigen Eingebornen gefunden, schon waren die wenigen Vorkehrungen für die Nacht getroffen, schon hatte er, von dem beschwerlichen Tagesmarsch ermüdet, sich zur Ruhe gelegt — als er den Sahib Zaba und einige von den Dorfleuten sehr angelegentlich miteinander verhandeln hörte. Bald darauf kam denn auch von jenem die Mittheilung: wir sind entdeckt; was ist zu thun? Es stellte sich heraus, daß, nachdem die Abreise des muthigen Missionars in Peschawer bekannt geworden, ein eingeborner Beamter, im Auftrag des Regierungscommissärs, eiligst einen Mann gesandt hatte, um ihn zurückzubringen. Unterdessen war Downes aufgestanden. Es war sehr dunkel. Mit einemmal fühlt er sich von hinten gepackt und werden ihm die Hände auf den Rücken gebunden.

Die Dorfleute, die eben noch seine besten Freunde gewesen waren, behandelten ihn als einen Gefangenen, nahmen ihm sein Geld und einige andere Sachen aus den Taschen und betrugen sich eine Zeit lang so, daß man an Mordabsichten hätte denken können. Doch bald hatte eine freundlichere Partei unter ihnen die Ordnung hergestellt, er wurde wieder losgebunden und wegen der schlechten Behandlung um Verzeihung gebeten. Ja sogar sein Geld und alles, was sie ihm genommen hatten, bekam er zurück, als verlautete, daß die Regierung 800 Rupies zahlen würde, wenn sie ihn und den Sahib Zaba aufs britische Gebiet zurückbringen würden. Das war freilich ein aus der Luft gegriffenes Versprechen jenes eingeborenen Beamten, aber kräftig genug, ein geringeres Angebot von Downes, falls sie ihn weiterziehen lassen würden, kraftlos zu machen. Wäre er ein Verbrecher gewesen, der um sein Leben zu retten, über die Grenze geflohen, — dann hätten sie, wie sie ihn ausdrücklich versicherten, seinen Verfolgern ihn nicht ausgeliefert. So aber half alles Protestiren und Demonstriren nichts. Schon am Nachmittag mußte er seine Rückreise antreten; bald war er wieder in Peschawer,

und im Nu flog die Nachricht von diesem fanatischen Streich, den nur eine weise Regierung verhindert habe, durch ganz Indien und nach Europa.

Aber Missionar Downes ist weit davon entfernt, nun sein Ideal — den Plan einer Siaposch-Mission — fahren zu lassen. Zwar hat er, wie es scheint, nicht die Absicht, die Regierung zu hintergehen und gegen ihr ausdrückliches Veto zu handeln. Dagegen ist er fest entschlossen, alle Mittel aufzubieten, damit dies Veto zurückgenommen und seine Reise von der Obrigkeit nicht verhindert werde.

Zunächst suchte er den Vicekönig in Simla auf, um mit ihm und anderen hochgestellten Personen seine Sache zu verhandeln. Sie haben ihn, wie man hört, mit großer Zuvorkommenheit behandelt, ihm aber auch nicht die geringste Aussicht eröffnet, daß die Regierung jemals, so lange die central asiatischen Fragen noch in der Schwebe sind, seine Reise nach Kafiristan zulassen werde. Die Sachen stehen mit Rußland, Persien, Kabul eben so, daß man allerdings jeden Schritt vermeiden muß, der zu weiteren Verwicklungen führen könnte. Es liegt auch nahe zu denken, die Regierung wolle weiteren Mordthaten in jenen Gegenden deßhalb zuvorkommen, weil sie sonst am Ende sich genöthigt sehen würde, um der Ehre des britischen Namens willen einen Kriegszug zur Bestrafung der Uebelthäter zu unternehmen. Aber da sie bis jetzt in solchen Fällen und sogar in Folge der Ermordung eines ihrer Offiziere nichts gethan, so ist doch wohl anzunehmen, daß ihr eigentliches Motiv die bloße Furcht vor etwaigen politischen Unannehmlichkeiten ist, wie denn das Vorschreiten der Russen bis Chiwa die anglo-indischen Politiker etwas nervös gemacht zu haben schein.

Wie dem auch sein mag, jedenfalls ist es ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, daß eine christliche Regierung, unter dem Vorwande, ihn vor dem sicheren Untergange zu retten, einen heldenmüthigen Missionar an der Ausführung seines uneigennützigen Unternehmens mit Gewalt verhindert, aus Furcht, es möchte das Gelingen desselben internationale Verwickelungen herbeiführen! Was doch die Mission für ein gefährliches Ding sein muß!

Aber auch das ist merkwürdig, daß unsere Zeichen- und Wundersüchtige Zeit doch kein Martyrium haben will. Lange und oft schon hat man unter Freund und Feind geredet und geschrieben von dem Mangel an Opfermuth und Unternehmungseifer, von dem bequemen

Leben und den behäbigen Gewohnheiten unsrer modernen Missionare: — und nun ist ein Mann da, der gleichsam die Schiffe hinter sich verbrannt hat, der, seine Seele in den Händen tragend, wie ein Lamm mitten unter die Wölfe zu gehen begehrt, um Christum da zu predigen, wo er noch nicht verkündiget worden; — und siehe da! der Arm der menschlichen Obrigkeit verhindert ihn daran.

Man sieht: Heldenmuth und Opferwilligkeit sind unter Jesu Jüngern noch nicht ganz ausgestorben; so oft etwas Neues geschehen, ein weiteres Missionsgebiet für das Reich Gottes in Beschlag genommen und überhaupt irgend ein Schritt vorwärts gethan werden soll — kommt in der einen oder anderen Gestalt das Martyrium zum Vorschein. Aber unsere Zeit will kein Martyrium. Ein Mann, wie Downes, wird mit Gewalt daran verhindert, ein Märtyrer zu werden, und muß nun statt des Hasses der Muhammedaner und Heiden, den Spott der Christen auf sich nehmen, welche ihn als einen Fanatiker lächerlich machen, so daß man fast versucht ist, ihm wenigstens die erste Hälfte jenes wunderlichen Gebets in den Mund zu legen: „Herr, behüte mich vor meinen Freunden; mit meinen Feinden will ich selber fertig werden!"

Diese Sache ist jedenfalls noch nicht zu Ende. Daß Missionar Downes Aussichten auf Erfolg hat, dafür bürgt die Thatsache, daß er im Oktober 1873 von der Committee der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft in London förmlich in Dienst genommen worden ist, und zwar mit der ausdrücklichen Versicherung, daß er, wenn irgend möglich, zu den Siaposch-Kafiren gesandt werden soll. Er bedauert tief die Stellung, welche die Regierung eingenommen hat, weil er der festen Ueberzeugung ist, England stünde besser zu Centralasien, wenn es seine Pflicht thun und die Evangelisation jener Länder nicht verhindern würde. Die evangelische Presse und die öffentliche Meinung in Indien sowohl als in Europa wird auch das Ihrige zur Umstimmung der Regierung beitragen, und vielleicht greift, schneller als wir es ahnen, der Herr selber in die Geschicke Centralasiens ein und eröffnet dem Evangelium jetzt noch verschlossene Bahnen. Möglich daß schon eine Wirkung dieses Vorgangs in dem bis jetzt nur geheimnißvoll besprochenen Unternehmen eines Miss. Johnson zu finden ist, der kürzlich bei Peschawer die Grenze überschritt, ohne entdeckt oder aufgehalten zu werden*).

*) Er ist zuletzt doch auch von Dschellalabad aus zurücktransportirt worden.

Inzwischen ist es schon eine nicht zu verachtende Frucht des gescheiterten Missionsversuches, daß auf einmal nicht nur Hr. Downes, sondern seine Sache, die Sache der Siaposh-Kafiren, nun in vieler Mund ist und gewiß alle, die um das Kommen des Reiches Gottes auf der ganzen Erde beten, ihre Augen und Herzen auf die schwarzröckigen Ungläubigen im Hindukusch hinzurichten beginnen.

Missions-Zeitung.

Zur Religionsfrage in Japan.

Bereits haben die Anhänger Buddhas in Ceylon und China ihre bisherige Opposition der Gleichgültigkeit gegen das Christenthum aufgegeben: sie sind zu der Erkenntniß gekommen, daß einem hartnäckigen Gegner nicht durch Verfolgung, sondern mit Geisteswaffen widerstanden werden muß. Disputation, öffentliche Predigt, Wetteifer in allerlei Liebeswerken — dies sind die Mittel, durch welche Buddhistenpriester in den genannten Ländern ihren bisherigen Glauben zu vertheidigen und neuzubeleben suchen. Auch Japan gürtet sich nun zu diesem Kampfe.

Neuerdings haben zwei Beamte des Cultusministeriums in Jeddo einen Vorschlag in Druck gegeben und — wenigstens unter der stillen Zustimmung der Regierung — veröffentlicht. Es solle eine gründliche Verhandlung über die religiöse Frage zwischen buddhistischen und christlichen Lehrern angeordnet und in einer Zeitschrift die beiderseitigen Argumente mitgetheilt werden, „damit jedermann erkennen möge, welches die beste Religion sei“.

Die Verfasser dieses Vorschlags beginnen mit einer interessanten Umschau auf das Maß des Fortschritts, welches Japan bis heute erreicht hat. „Die fernen Westländer sind mit uns in so innigen Verkehr getreten, daß wir sie nun als Brüder betrachten können. Unser Wissen nimmt täglich zu, so daß sich wohl behaupten läßt, wir haben in der Scheidekunst, in Medicin und Ackerbau, wie in Gewerben und Manufacturen aller Art beinahe den Punkt der Vollkommenheit erreicht. Jede fremde Nation bewundert unsere Seide, unsern Thee, unsere Fossilien. Nur die Frage der Religion ist zwischen uns noch nicht verhandelt worden. Sie glauben an Einen Gott und halten jeden andern Glauben für irrig. Wir glauben nur an den Buddhismus und verwerfen jede andere Religion. Aber alle wahren Religionen huldigen der Wahrheit und hassen das Laster. Wahrheit und Laster sind so entgegengesetzte Dinge, daß sie nicht zusammen bestehen können. Dieses vergleicht sich dem Wasser, welches von selbst nach niederem Lande hin fließt; jene der Flamme, welche eben so

sicher sich zum Himmel erhebt. Ausländer und Japaner werden darin übereinstimmen; aber sie sowohl als wir kleben mit hartnäckigem Vorurtheil an den anerzogenen Begriffen und verschmähen es, die Wahrheit oder Falschheit beider Religionen zu untersuchen; die Folge aber ist, daß wir einander verachten. Bei dem Bildungsgrade, welchen die ganze Welt jetzt erreicht hat, scheint diese Thorheit höchst unnöthig zu sein; und doch ist sie die Krankheit, an welcher Europäer wie Japaner leiden. Weder diese noch jene können behaupten, ihre Religion sei gut, außer sie werfen die Windeln des Vorurtheils und der Bigotterie ab, in welche sie bisher gehüllt waren."

Was soll nun geschehen? „Wir versammeln an einem passenden Orte die Priester verschiedener Religionen; da legen sich diese unter einander Fragen vor über die Grundlehren jedes Glaubens und disputiren zusammen über deren Wahrheit. Die verschiedenen Ansichten dieser Priester werden dann in den Zeitungen veröffentlicht, damit Jedermann in der ganzen Welt sie erfahre; denn alle Völker, welche überhaupt Religionen besitzen, werden nach diesen Mittheilungen gierig greifen. Solche Versammlungen werden in bestimmten Zeiträumen wiederholt, und nach vielen Disputationen werden in wenig Jahren alle Zeitungsleser in der ganzen Welt befähigt sein, zu entscheiden, was wahr und was falsch ist!"

Ein besonderes Anliegen der beiden Staatsmänner verdient noch Erwähnung. „Um die gewünschten Verhandlungen unverkürzt wiederzugeben, soll eine besondere Zeitschrift in einer Auflage von mindestens 10000 Ex. erscheinen, und in Japan und anderswo verbreitet werden. Die Versammlung würde dreimal in jedem Monat gehalten; und der Verkauf von 36 Nummern des Jahres dürfte wohl die Auslagen decken, welche die Unterkunft und Ernährung so vieler Religionslehrer erfordern würde." Dieser Anschlag mag uns viel zu hoch gegriffen dünken; jedenfalls zeigt er, wie weit verbreitet das Interesse an religiösen Fragen wohlunterrichteten Japanern erscheint.





Die Jubiläumskirche in Akropong.

Anfänge der Basler Mission auf der Goldküste.

Von P. Wurm.

(Fortsetzung.)

5. Riis in Akropong. Die dritte Aussendung.

Den 21. März 1835 war Riis in Akropong eingezogen, um hier oben auf dem Gebirge, in der gesünderen Luft, die Basler Missionsstation zu errichten. Der Häuptling und die Einwohner kamen ihm wie bei seinem ersten Besuch freundlich entgegen und versprachen ihm ein Haus zu bauen. Allein das gieng trotz einem Contract, den er mit ihnen gemacht, nach Neger-Art so langsam und gleichgültig, daß er selbst Hand anlegen, das Holz aus dem Walde holen und behauen mußte, um die Leute bei der Arbeit zu erhalten. Im Oktober machte er, aufgefordert vom Gouverneur, einen Besuch in Christiansborg und mußte dort bis zum 30. November bleiben, denn dieser hohe Herr selbst wollte ihn zurückbegleiten, um für seine angegriffene Gesundheit in Akropong Erholung zu suchen und zugleich den Frieden bei den seiner Regierung unterworfenen Negerstämmen herzustellen. Sie kamen übrigens zu Fuß herauf, und der Gouverneur zog sammt seinen zwei Begleitern in die von Riis bewohnte Negerhütte ein; trotz der engen und schlechten Wohnung fühlte er sich in dieser Bergluft wohler als an der Küste.

Die Neger freuten sich über die Rückkehr von Riis. Dem Gouverneur wurden von den Aquapemern sogleich viele Klagen über die weiter nordöstlich gegen den Volta-Fluß wohnenden Kroboer vorgebracht, die mit ihnen in beständiger Fehde lebten. Es wurde berichtet, daß Angehörige der Aquapemer von einem Kroboer getödtet oder in die Sklaverei verkauft worden seien u. dgl. Also schickte der Gouverneur einen Boten nach Krobo, um die Aeltesten des Stammes nach Akropong zu rufen. Diese aber ließen ihm sagen, wenn er mit

ihnen sprechen wolle, möge er zu ihnen kommen. So mußte er sich dazu verstehen und gieng, von bewaffneten Negern aus Ussu und Aquapem begleitet, mit Riis ins Krobo-Land, indem er seinen Negern einschärfte, sie dürften keine Gewaltthätigkeit gegen die Kroboer verüben ohne seine Einwilligung. Riis hoffte zur Vermittlung des Friedens und durch ärztliche Pflege nützlich zu sein. Wirklich erkundigten sich auch die Neger bei ihm nach den Absichten des Gouverneurs, und als sie erfuhren, daß dieselben friedlich seien, schickten die Kroboer eine Gesandtschaft mit dem Anerbieten, alles zu thun, was der Gouverneur forderе. Allein die Aquapem-Neger konnten sich nicht enthalten, auf den Krobo-Berg, der eine natürliche Festung bildet, loszustürmen, und der Gouverneur erfuhr das erst, als die Verwundeten sich zu Riis ins Zelt drängten. Der Missionar verband ihre Wunden und redete mit ihnen von ihrem wahren Wohl. Er fand damit wenig Gehör, Viele begehrten nur Köpfe abzuschneiden. Doch nach vier Tagen gelang es, einen Frieden zu Stande zu bringen, indem die Häuptlinge der Kroboer am 16. Jan. 1836 zu dem Gouverneur herunterkamen, und die Europäer zu einem Besuch auf dem Berge eingeladen wurden.

Riis sagt über die Kroboer: „Dieser überaus rüstige und fleißige Negerstamm scheint ebenso schüchtern als boshaft und rachgierig. Einige derselben klagten, daß sie niemand haben, der sie etwas Gutes lehren oder mit gutem Rath unterstützen könne; sie seien alle dumme Leute und bäten daher den Gouverneur, Geduld mit ihnen zu haben. Daß ein Missionar hier freundliche Aufnahme fände und viel Segen stiften könnte, ist, so Gott ihm Segen gäbe, nicht zu bezweifeln. Es hat sich in vielen Jahren kein Weißer zu ihnen gewagt, weil alle in der Meinung standen, daß solches mit Lebensgefahr verbunden sei. Dieß ist irrig. Sobald es die Umstände gestatten, wird es mich freuen, sie auf einige Tage zu besuchen, wie ich ihnen versprochen habe. Für den Missionar, der nicht vergißt, daß sein König und Beschützer das Regiment allenthalben führt, steht ganz Afrika offen, und ich würde keinen Augenblick Bedenken tragen, in die Hauptstadt des Asante-Reiches zu ziehen, sobald mein Beruf mich hinführte. Daß ich in der letzten Zeit dazu aufgefordert wurde, ist natürlich noch kein Beruf, so lange ich hier, auch wenn ich zehnmal mehr thun könnte, im Vollauf Arbeit habe."

Am 19. Jan. kam Riis nach Akropong zurück und fand hier

alles noch sehr aufgeregt gegen die Kroboer. Doch wurden die Leute allmählich ruhiger, hörten auf sein Wort und gewannen namentlich um seiner ärztlichen Hilfe willen mehr Zutrauen zu ihm. „Aber, schreibt er weiter, was kann ein armer Missionar, — er mühe sich noch so sehr, — was kann er thun, wenn der Herr nicht selbst das Werk in den Herzen beginnt und fortführt. Wahrlich, die Anpflanzung des Christenthums an irgend einem Orte ist sein Werk allein und muß es bleiben, wenn etwas daraus werden soll. Der Herr bleibe darum aus Gnaden stets mein Anfang, Mittel und Ende! — Es freut mich, daß ich, wann einmal neue Brüder hieher kommen, eine Wohnung für sie habe, in der sie ohne Nachtheil für ihre Gesundheit leben können. Das Missionshaus ist so weit fertig, daß ich innerhalb weniger Tage in dasselbe einziehen kann. Was noch daran mangelt, will ich nach und nach mit meinen eigenen Leuten und meinen eigenen Händen zu vollenden suchen."

Diese Nachrichten brachten bei der Basler Kommittee den Entschluß zur Reise, der schon mehrmals bewegt worden war, die afrikanische Mission zu verstärken. Schon am 30. Sept. 1835 hatte man sich entschlossen, Riis im Dienste der Basler Mission festzuhalten, als der Graf von Holstein auf Holsteinburg im Namen der dänischen Missionsfreunde den Wunsch aussprach, der Missionsposten auf der Goldküste möchte ganz an das dänische Missionskollegium abgetreten werden und Riis in dessen Dienste treten. Dadurch würde das Missionsinteresse in Dänemark geweckt, und die Missionsfreunde hätten einen bestimmten Wirkungskreis. Dieser Gedanke, meinte Blumhardt, habe manches für sich, aber auch vieles gegen sich. Jetzt habe Basel die allerschwersten Anfänge gemacht; sechs Brüder liegen auf der Goldküste begraben; durch viele Trübsale und Anfechtungen sei man durchgegangen; nun gehe der erste erheiternde Lichtstrahl auf; Riis sei akklimatisirt und lasse eine gesegnete Wirksamkeit hoffen; zudem könne ihm Basel besser Gehilfen zusenden als die Missionsdirektion in Kopenhagen und habe mehr Mittel in Händen dieses Werk des Herrn zu fördern. Der Kommitteebeschluß lautete: „Wir dürfen den Br. Riis, der sich unsre volle Zufriedenheit und Liebe erworben hat, nicht ohne sein Vorwissen abgeben; er muß vor allen Dingen um seine Meinung befragt werden. Sollte es gegen seine Ueberzeugung sein, so wollen wir ihn gern behalten. Er kennt die Dänen auch und weiß, was von ihnen

zu hoffen ist. Sollte es zu einer Uebergabe kommen, so könnten wir zu den Dänen in dasselbe Verhältniß treten wie zu den Engländern." — Als am 24. Febr. 1836 diese Frage wieder zur Sprache kam, war inzwischen die Kommittee durch das Tagebuch von Riis in der Ueberzeugung bestärkt worden, daß sie diesen Missionsposten festzuhalten habe, und schlug den dänischen Freunden vor, sie sollen, da das Land groß und stark bevölkert sei, an einer andern Stelle der dänischen Goldküste eine Station errichten. Die Missionare könnten mit den Baslern in brüderlicher Verbindung stehen, und Collisionen wären nicht zu fürchten, namentlich wenn die Arbeiter für die dänische Station aus dem Basler Missionshaus genommen würden. Allein es kam nie zur Errichtung einer solchen.

Riis hatte in seinen letzten Briefen nicht nur um Zusendung von neuen Brüdern gebeten, er wagte noch einen Wunsch auszusprechen, dessen Erfüllung unter den damaligen Verhältnissen in Afrika einen größeren Glaubensmuth voraussetzte als heutzutage: er bat um Heirathserlaubniß; und zwar wünschte er wo möglich eine Schwester aus der Brüdergemeinde Christiansfeld, wo er ziemlich bekannt sei, als seine Gehilfin zu bekommen. Die Kommittee gieng darauf ein und theilte den Wunsch dem Prediger Röntgen in Christiansfeld mit. Dieser konnte schon im April 1836 berichten, daß sich eine für Riis sehr passende Schwester gefunden, die im Namen des Herrn bereit sei, als die erste und einzige europäische Frau auf die Berge der Goldküste zu ziehen: Anna Margaretha Wolter. Er rühmte ihren kindlichen, dem Heiland ergebenen Sinn, ihre Demuth und Anspruchslosigkeit; daneben besitze sie schöne Talente und eine gewisse angeborene feine Bildung. Sie habe keine Eltern mehr, aber zwei brave Brüder, Herzensfreunde des Br. Riis.

Nun schritt die Kommittee auch zur Bestimmung der Brüder, welche die Mitarbeiter von Riis werden und mit seiner Braut abreisen sollten. Riis hatte vorgeschlagen, weil die Auswahl der für Afrika zu bestimmenden Brüder besonderen Schwierigkeiten unterliege, so möchte das Beispiel der Apostel, über eine vorher gemachte Auswahl das Loos entscheiden zu lassen, Berücksichtigung verdienen; freilich dürfte es dabei nicht an Glauben, weder von Seite der Kommittee noch der Brüder fehlen. Einige Kommitteeglieder waren der Ansicht, man sollte den Herrn durch das Loos anfragen, ob Basel überhaupt fernerhin Brüder nach der Goldküste senden solle; andere

[redacted]

aber wollten den göttlichen Wink zur Fortführung des Werks darin erkennen, ob Brüder vorhanden seien, welche sich selbst zu diesem Werk anböten. Der Inspektor aber schlug in der bisher üblichen Weise die Brüder vor, von welchen er glaubte, daß sie für dieses Arbeitsfeld die tauglichsten wären, und dieselben erklärten, daß sie mit aller Freudigkeit auf diesen Posten gehen. Es waren zwei Württemberger: Johannes Mürdter von Adelberg und Andreas Stanger von Möttlingen. Blumhardt schilderte sie als schlichte, einfache, dem Herrn ergebene und bewährte Brüder. Stanger habe zwar keine besondere Sprachengabe, dafür aber andere ausgezeichnete Fähigkeiten (z. B. in Mathematik) und eine klare Erkenntniß des Christenthums. Mürdter sei ein geschickter Schreiner.

Diese beiden Brüder wurden am Jahresfest 1836 in Basel verabschiedet, reisten über Hamburg und Kiel nach Kopenhagen, wo sie mit Schwester Wolter zusammentrafen, und kamen den 3. Nov. in Christiansborg an. In Cape Coast hatten inzwischen die Methodisten ihre Arbeit unter den Negern begonnen, und der dortige Missionar Wrigley, der einzige Mitarbeiter auf der Goldküste, hatte den durchreisenden Geschwistern viel Freundlichkeit erwiesen, wie auch der englische Gouverneur. In Christiansborg wurden sie von Hrn. Lutterodt freundlich aufgenommen; Riis, durch einen Boten von ihrer Ankunft benachrichtigt, kam alsbald herunter, um sie in Akropong einzuführen. Da war freilich nicht viel von der Herrlichkeit dieser Welt zu sehen. Wenn auch das neue Haus des Missionars den Negern wie ein Palast vorkommen mochte gegenüber ihren Hütten, so war's eben für europäische Bedürfnisse und Ansprüche eine gar bescheidene Wohnung. Allein die Herzen der Neger schlugen den neuen Ankömmlingen entgegen; und was wollten sie lieber denn das? Die Akroponger hatten ihre große Freude bezeugt, als Riis ihnen im August mittheilen konnte, daß noch einige Weiße zu ihm kommen, und versprochen, alles Mögliche für sie zu thun.

Inzwischen hatte Riis eine schwere Zeit durchlebt. Der König oder Herzog von Akropong (wie die Missionare damals ihn gewöhnlich titulirten) Ado hatte sich gegen den dänischen Gouverneur aufgelehnt und suchte sich unter englischen Schutz zu stellen. Das schrieb der argwöhnische, der Mission feindliche Gouverneur Mörck dem Einfluß von Riis zu, verklagte diesen bei der Regierung in Däne-

mark und rief ihn im April 1836 nach Christiansborg zurück. Erst im Juni erlaubte er ihm wieder seine Station zu beziehen. Aber der Streit war noch nicht geschlichtet. Der widerspenstige Negerfürst sollte durch dänische Soldaten als Gefangener nach Christiansborg geliefert werden. Allein er entkam unterwegs und flüchtete sich nach Jamestown oder Englisch-Akkra, wo der englische Gouverneur ihn unter seinen Schutz nahm. Riis betrachtete es als eine gnadenreiche Bewahrung des Herrn, daß er in diesen Tagen noch nicht in Akropong war, so daß der Gouverneur und die Häuptlinge erkennen konnten, wie fern er diesen politischen Händeln stehe. Er erhielt nun Erlaubniß, sein Werk in Aquapem fortzuführen, nur habe er nicht auf die Unterstützung der Regierung zu rechnen. „Am 20. Juni (1836), schreibt Riis, verließ ich Ussu, begleitet von drei jungen Negern, welche mit mir nach Akropong zu ziehen entschlossen waren. Die Zukunft lag dunkel vor mir und erfüllte mein Herz mit Trauer. Wie schwer fällt es uns nicht bisweilen, alle Sorgen in den Schooß unsres liebevollen Vaters im Himmel niederzulegen! Doch der Herr machte mich wieder getrost, indem er bald die trüben Wolken vorbeiziehen ließ. In Frederiksgowe genoß ich zwei Tage lang die Liebe des dortigen Plantagenverwalters Grönberg; von dort führte der Weg über Blekusse und Ajem. Von hier an wurde der Weg äußerst schlecht, und an vielen Orten stand das Wasser so hoch, daß ich barfuß bis an die Kniee durchwaten mußte. Meine Begleiter konnten mit ihrem kleinen Gepäcke kaum fortkommen und blieben oft weit hinter mir zurück. So wandelte ich in dieser Wildniß ganz einsam in den Sümpfen unter den hohen Bäumen hin, deren blätterreiche Kronen mich nur selten den Himmel erblicken ließen, während oft der Donner mit mächtigem Getöse über die Wälder dahinrollte. Wunderbare Gefühle erzeugt eine solche Umgebung in der Seele des einsamen Wanderers.“ Die Nacht war schon angebrochen; als Riis Aburi erreichte. Aber es war schwer, etwas zu essen zu bekommen, da der gefangene Negerfürst mit seinen Begleitern dieselbe Nacht auf dem Weg nach der Küste in Aburi zubrachte. Doch Riis durfte es hier schon erfahren, wie die Aquapemer an ihm hiengen. Sie wetteiferten in kleinen Dienstleistungen für ihn und begleiteten ihn am folgenden Morgen. Da erhob sich in jedem Dorf, durch welches der Weg führte, ein Geschrei: „Der weiße Vater ist gekommen.“ In seiner Friedenshütte auf dem Berge traf er alles

unangetastet in guter Ordnung, wie er es verlassen hatte. Da sank er auf die Kniee nieder, um dem treuen Führer seines Lebens zu danken.

Die Sorge für seine kleine Haushaltung überließ er nun einer Negerin, welche täglich zweimal für sich und seine Leute die Speisen ins Haus brachte. Er fand dieselben, obgleich höchst einfach, doch gesund und für die Nothdurft völlig hinreichend. Besuche machte er anfangs wenige; dennoch rief die Nachricht von seiner Ankunft täglich Leute aus den Dörfern herbei, die ihm, um ihre Freude über seine Rückkunft auszudrücken, kleine Geschenke in Lebensmitteln mitbrachten. Für diese hatte er immer ein Wort der Liebe und christlicher Ermahnung. Aber so dankbar einzelne sich aussprachen für seine Lehren, während andere die Genesung von Krankheit ihm zuschrieben, so durfte er doch in der Hauptsache noch keinen Erfolg seiner Arbeit wahrnehmen. Auch mit den Negerjünglingen, welche er im Hause hatte und auf ihre Bitte im Lesen unterrichtete, — natürlich im Dänischen, denn die Otschi- oder Asante-Sprache war damals noch nicht bearbeitet, — erlebte er wenig Freude. Wenn er abwesend war auf seinen vielen Wanderungen in der Umgegend, so gaben sie sich ihren jugendlichen Ausschweifungen hin.

Drückten ihn schon diese Erfahrungen nieder, so blieb auch das Verhältniß zu dem Gouverneur ein mißliches, unklares. Derselbe wollte ihn wieder zurückrufen, nachdem er kaum in Akropong angekommen war, indem er ihm vorstellte, wenn er in Akropong bleibe, könne seine Stellung durch die politischen Händel gefährdet werden, und auf seinen Schutz dürfe er für diesen Fall nicht rechnen. Allein als die Neger ihn baten, er möchte trotz alledem bei ihnen bleiben, erkannte er darin einen Wink des Herrn und schrieb nach Europa: „Wenn nun auf der einen Seite der dänische Gouverneur alles Mögliche thut, mich von Akropong fortzuschaffen, so hat auf der andern der Herr, wie ich getrost glaube, feste Bande geknüpft, welche die Ausführung dieses Vorhabens wohl hindern werden. Wo Er wirken will, da läßt Er sich die Hände von Menschen nicht binden. Ist Er für uns, wer mag wider uns sein?"

So standen die Dinge, als Frau Riis und die Brüder Stanger und Mürdter in Akropong ankamen. Die feindselige Stellung des Gouverneurs Mörck gegen Riis dauerte fort, so lang beide in Afrika standen. Die Kommittee wurde im Oktober 1837 auch von

Kopenhagen aus durch den Präsidenten des dänischen Missionskollegiums, Fenger, benachrichtigt, daß der Gouverneur den Miss. Riis beim König, mit Umgehung der Kolonialbehörde, wegen ungebührlicher Verbindungen mit den Asante verklagt und darauf die Vollmacht erhalten habe, den Missionar, wenn er sich dazu veranlaßt finde, nach Kopenhagen zu schicken. Die Kommittee suchte nun, als ihr die Anklagepunkte durch Vermittlung von Propst Harms in Kiel genauer mitgetheilt wurden, in einer Eingabe an die dänische Regierung unter Darlegung des geschichtlichen Hergangs, so weit er aus den Briefen des Br. Riis ersichtlich war, die Anklage Punkt für Punkt zu widerlegen. Dem Br. Riis aber wurde gerathen, im Fall der Noth der Gewalt nachzugeben, ja auch zu seiner Rechtfertigung nach Europa herüberzukommen, oder aber sich mit den zwei andern Brüdern auf britisches Gebiet zu begeben, worüber ihnen das Urtheil überlassen bleibe. Jedenfalls werde dafür gesorgt werden, daß sie von Sierra Leone aus dem Gouverneur auf Cape Coast empfohlen werden. Schon verlautete auch, daß Aquapem möglicher Weise unter britischen Schutz kommen werde.

Doch gieng das erste Jahr nach der Ankunft der Geschwister ohne besondere Störung vorüber. Am 25. Oktober 1837 schrieb Mürdter: „Vor allem dürfen wir Ihnen berichten, daß der treue Gott uns in dieser Zeit gesund und wohl erhalten hat. Auch unsre Schwester Riis, welche am 14. Sept. von einem Töchterchen glücklich entbunden wurde, ist sammt dem Kinde wohl geblieben und kann ihre häuslichen Arbeiten unausgesetzt verrichten. Die Termiten haben uns diesen Sommer viel zu schaffen gemacht, indem sie zwei unsrer Nebengebäude so sehr zerfressen hatten, daß an eine Ausbesserung derselben nicht zu denken war, und wir uns entschließen mußten, dieselben ganz neu aufzubauen, was uns natürlich viele Zeit wegnahm. Wir dürfen jetzt hoffen, durch die Erfahrung belehrt, das Werk so ausgeführt zu haben, daß sie dasselbe nicht mehr so leicht zu beschädigen im Stande sein werden. — Wir befinden uns nun in der erwünschten Lage, um die Erlernung der Landessprache uns kräftiger als bisher zu bemühen, indem wir von Cape Coast her einen Mulatten als Sprachlehrer bekommen haben, welcher ordentlich englisch, gut Fante und auch Asante versteht; zugleich kam ein Sklave des alten Herzogs von Akkra mit dem Wunsch, bei uns bleiben zu dürfen. Da er ein geborner Asante ist, nahmen wir ihn gerne auf

und benützen ihn nun, um diese Sprache zu lernen. Wir haben vorerst ein kleines Wörterbuch der Asantesprache angelegt, welches uns viel Mühe macht, da die Leute in ihrer Aussprache nichts Bestimmtes haben, und oft ein Wort auf vier- oder fünferlei Weise ausgesprochen und geschrieben werden kann. Im Ganzen glaube ich, daß diese Sprache, wenn einmal grammatisch bearbeitet, für die Erlernung keine großen Schwierigkeiten darbietet, weil ihr Bau ziemlich einfach zu sein scheint. Die größten Schwierigkeiten bietet für den Anfang der Umstand dar, daß innerhalb eines eben nicht großen Landbezirkes mehrere abweichende Mundarten gesprochen werden, daher erst durch eine gründliche Bekanntschaft mit denselben ausgemittelt werden muß, welcher unter den verschiedenen Dialekten die eigentliche Grund- und Wurzelsprache sei, und welcher von den meisten Einwohnern verstanden und gesprochen werde. So viel scheint gewiß, daß der Aquapem- und vielleicht auch der Akuambu-Dialekt mit der Fantesprache ungleich näher verwandt ist, als die Asantesprache, obgleich es mir mehr als wahrscheinlich vorkommt, daß die letztere die Ursprache ist, aus welcher die übrigen Mundarten hervorgegangen sind. Möge uns der Herr zu diesem Werke die nöthige Weisheit und Geduld schenken, damit es zu seiner Ehre und zum Heile vieler Seelen ausschlage. Kann einmal in der Sprache dieses Volkes das Wort von dem Gekreuzigten verkündigt werden, so wird es gewiß auch Eingang finden in vielen Herzen."

In ähnlicher Weise rühmt Riis (14. Nov.) den stillen Frieden, den sie unter allen Geduldsübungen und Arbeiten genießen durften, „während die unglücklichen bürgerlichen Zerwürfnisse in diesem Lande eine Trauerscene um die andere uns vor die Augen stellten. Wenn wir aber auch diese Feindseligkeiten der Neger gegen einander tief betrauern, schon weil wir um derselben willen uns von ihnen ferner halten mußten, als zu wünschen wäre, durften wir dennoch die erfreuliche Erfahrung machen, daß das allgemeine Zutrauen und die Liebe, welche wir von allen Parteien genießen, keineswegs geschwächt wurden. Diese Erfahrung gereicht uns zu großer Ermunterung, indem sie einen deutlichen Beweis enthält, daß Gott uns in Gnaden ansieht und seinem heiligen Werke unter diesem Volke auf verborgene Weise die Wege bahnt. Nicht selten kommen arme nackte Neger, welche in den blutigen Händeln schwere Wunden davongetragen haben, vor unsre Wohnung uns um Hilfe anzusprechen. Wir thun

dieß gerne, so gut wir es vermögen, theils um ihnen unsre Theilnahme durch die That zu bezeugen, theils um Gelegenheit zu haben, ihnen das Thörichte und Verderbliche ihrer Zwistigkeiten und die Nothwendigkeit, sich mit Gott versöhnen zu lassen, ans Herz zu legen. Und der Herr hat auch bisher Gnade gegeben, daß sie alle durch unsere geringe Hilfe bald wieder hergestellt wurden. Dieser Umstand erweckte unter den Negern so großes Zutrauen zu uns und unsern Mitteln, daß wir immerfort Kranke vor unsrer Thüre haben, welche aus entfernten Dörfern hergebracht werden."

Bald sollte sich jedoch ein Fall ereignen, wo die ärztliche Kunst des Br. Riis zu seinem großen Schmerz dem Kranken nicht zur Genesung verhalf. Auch die Station Akropong sollte ihre Opfer fordern. Br. Stanger entschlief den 24. Dez. 1837, noch ehe er in der eigentlichen Missionsarbeit hatte etwas leisten können. Riis sagte später von ihm, er habe seine Gesundheit zu wenig geschont, indem er sich nicht abhalten ließ, selbst in der heißen Mittagssonne zu arbeiten.

Auch den zwei übrig gebliebenen Brüdern gelang es nicht, irgend ein bleibendes Werk anzufangen; es fehlte ihnen noch immer die nöthige Sprachkenntniß, um ohne Dolmetscher mit den Negern zu verkehren, und die Zustände in Akropong wurden immer verworrener. Der auf englisches Gebiet entflohene Herzog Ado beanspruchte noch immer die Herrschaft und sandte strenge Befehle von Akra herauf, vor welchen seine Leute sich beugten, denn er hatte den Herzogsstuhl noch in Besitz, und damit war der Fetisch auf seiner Seite. Mittlerweile hatte jedoch ein junger Mann, Namens Adum, einen ziemlichen Anhang gesammelt und sich in Late, auf dem gegenüber von Akropong liegenden Bergrücken, niedergelassen. Er war auch von der dänischen Regierung als rechtmäßiger Häuptling anerkannt. Bis auf drei Ortschaften, zu denen auch Akropong gehörte, fiel ihm nach und nach ganz Aquapem zu, und von Akropong selbst zogen manche Familien hinüber, so daß der Ort allmählich entvölkert wurde. Durch diese Zwistigkeiten wurde der Aberglaube der Neger noch befördert. Die Akroponger stellten an der Grenze gegen Late ein abscheuliches Bild aus Lehm als Schutzwehr gegen die Feinde auf und brachten ihm ihre Opfer. Die Missionare waren überdieß durch Handarbeit vielfach in Anspruch genommen, da ihr Haus an mehreren Stellen von Termiten zerfressen wurde und sie keine Arbeiter

zur Heistellung bekamen. Das Einzige, was sie für das geistliche Wohl der Neger thun konnten, waren ihre Sonntags- und täglichen Abendversammlungen, welche freilich meistens nur von ihren eigenen Leuten besucht wurden. Von der Landessprache hatten sie allmählich 1200 Wörter mit Hülfe ihres Dolmetschers gesammelt, so daß sie sich nothdürftig verständlich machen konnten.

Auf den Rath der Kommittee machten sie nun ihre Predigtreisen nicht nur wie bisher in der nächsten Umgebung von Akropong, sondern auch in weitere Entfernungen. So zogen sie im Apr. 1838 über Late nach der Ebene hinab, welche zwischen dem Südabhang des Aquapemgebirges und der Mündung des Volta-Flusses sich ausdehnt und nur spärlich angebaut und bewohnt ist. Dann giengs nach dem Berge Schai, welcher ähnlich wie der Krobo-Berg als ein einsam stehender Fels aus der Ebene hervorragt und als Sitz eines Fetisch für Fremde schwer zugänglich ist. Von da wanderten sie ans Ufer des Volta und kehrten über Krobo nach Akropong zurück. Sie wurden allenthalben freundlich aufgenommen und erhielten von da an zuweilen auch Besuche aus Schai.

Eine größere Reise nach der Landschaft Akuambu, jenseits des Volta, hatten die Brüder längst projektirt, da sie von dort her manche Besuche bekamen. Allein der dortige König Akoto war seit längerer Zeit in einen Krieg mit den Krepeern verwickelt, einem andern Stamm jenseits des Flusses. Nun benützten sie im Oktober 1838 eine ruhigere Zeit, um mit ihren jungen Leuten diese Reise zu machen. Die Wanderung war bald für Riis, bald für Mürdter beschwerlich, da sie sich mehrmals unwohl fühlten. Doch kamen sie glücklich an den Strom, ließen sich übersetzen und giengen nördlich über die verfallene Hauptstadt Akuambu nach dem Dorfe Mem, wo der König residirte. Als sie in einem Dorfe unterwegs mit den Negern von der wunderbaren Vaterliebe Gottes redeten, mit der er uns Menschen umfaßt, und ihnen klar zu machen suchten, wie wir alle als Kinder dieses Einen Vaters und als Brüder zu betrachten hätten, von welcher Farbe wir auch seien, da entgegnete einer: „Wir haben Lust zum Kriege; wir haben ein gutes Herz und wünschen nur unsern bösen Feinden den Kopf abzuschneiden.“ Als die Missionare fragten, ob ein Mann mit einem guten Herzen seinen Bruder ermorden und an solcher Schandthat seine Freude haben könne, wurde der geschwätzige Neger von allen Umstehenden laut ausgelacht.

Die Brüder bezeugten wiederum, wie sie zu ihnen nur mit dem Worte des Friedens gekommen seien, das sie ewig selig machen könne. Da rückten die Neger heraus mit ihren Gedanken: „Wir sind nicht da, um eure Worte zu hören, sondern euch um ein kleines Geschenk zu bitten; gebt uns dieses, so wollen wir gehen, wo nicht, so sagt es, so wollen wir auch gehen.“

Von dem Akuambu-König dagegen bekamen sie einen sehr guten Eindruck. Er nahm sie mit großer Freundlichkeit auf und sagte: „Ich wollte wünschen, daß ihr bei mir wohntet, aber ich weiß, daß die Aquapem-Neger und der Herzog Ado damit nicht zufrieden wären; darum kann ich euch nicht auffordern zu mir zu kommen. — Von den Kindern Gottes,“ sagte er in einem andern Gespräche, „kann man sich alles sagen lassen, und ich wollte mich freuen, euch stets bei mir zu haben.“ Der König versicherte sie, wenn sie dafür sorgen wollten, daß ein anderer Weißer nach Akuambu käme und da bliebe, um die Leute das Wort zu lehren, so würden sie große Freude haben. Auf diese Aeußerung entgegneten die Brüder, daß sie oft an Akuambu denken und Gott den Herrn bitten werden, den Leuten gnädig zu sein, sie zu segnen und den Wunsch des Königs zu erfüllen. Aber 38 Jahre nach diesem Besuch gibt es noch keine Christen in Akuambu. Die erste Bremer Station Peki, welche in jener Gegend, etwas weiter nordöstlich, errichtet wurde, mußte wieder verlassen werden; die Basler Station Anum, unmittelbar nördlich stromaufwärts, wurde im Asante-Krieg zerstört, und durch die Kriege der Akuambuer ist seit Jahren der Verkehr auf dem Fluß häufig gesperrt.

Die Rückreise machten die beiden Brüder eine Strecke weit, bis zwei Stunden unterhalb Krobo auf dem Strom in Booten, die ihnen der König verschafft hatte. Während der Fahrt wurde von ihren Ruderern ein unverständliches Fetischgemurmel gesprochen und immer dreimal nach einander wiederholt, wobei sie immer Wasser vom Fluß mit der rechten Hand in den Mund führten. Dabei verlangten sie, daß die Missionare den Hut abnehmen, denn es sei hier ein böser Fetisch. Es war eine gefährliche Stelle in den Stromschnellen des Volta. Doch die Missionare gaben natürlich nicht dem Fetisch die Ehre, und die Bootsleute beruhigten sich allmählich und kamen glücklich hinüber. Nachdem die Brüder ans Land gestiegen waren, hatten sie noch einen heißen Weg zu gehen über die Plan-

tagen der Schai-Neger. Um Mittag erreichten sie den nördlichen Theil des Late-Gebirges. Dann gieng es mühsam hinauf. In Abonse hatten sie im Sinn zu übernachten, aber weil sie noch frühe genug ankamen, wollte Br. Mürdter lieber die drei starken Stunden nach Akropong vollends gehen, und Riis war damit einverstanden, da es den Leuten in Abonse wegen der politischen Unruhen gar nicht darum zu thun schien, daß sie länger blieben. So schleppten sie sich an jenem Tage noch bis Akropong, wo sie spät Abends ankamen. Damit war Mürdters Gesundheit gebrochen.

Es war gewiß für Frau Riis keine geringe Glaubensprobe, wenn ihr Mann mit Br. Mürdter auf Reisen gieng, und sie einsam, weit und breit als die einzige Europäerin, vollends in diesen unruhigen Zeiten, zu Hause bleiben mußte, um ihre Kinder zu pflegen (als zweites Kind war den Geschwistern im J. 1838 ein Söhnlein geschenkt worden). Während dieser Akuambu-Reise hatte sie aber besonders schwere Zeit. Zwei Tage nach der Abreise des Gatten war sie erkrankt. Durch Nachtwachen und Anstrengung bei der Pflege ihres Säuglings und des kranken Töchterleins nahm ihre Schwäche täglich zu; im Bette liegend hatte sie doch selbst die Kinderchen mit großer Mühe aus- und angekleidet und gepflegt. „Nach unsrer Rückkunft, schreibt Riis, konnte sie das nicht mehr. Die Krankheit stieg auf einen so hohen Grad, daß uns wenig Hoffnung für ihr theures Leben übrig blieb. Allein der Heiland erhörte unser inbrünstiges Flehen und gab Gnade, daß die Krisis am 20. Okt. vorüber war. Unser Töchterlein aber wurde von Tag zu Tag elender, bis es nach einem heftigen Todeskampf am Morgen des 21. Okt. die Augen schloß. Knieend vor dem Bettchen, auf welchem sie lag, übergaben wir sie den treuen Jesushänden, die sie uns geschenkt hatten, und baten zugleich den Heiland um Vergebung für alles, dessen wir uns in Beziehung auf sie schuldig gemacht haben möchten. Dem l. Br. Mürdter, an welchem sie mit zärtlicher Liebe hieng, gieng ihr frühes Verscheiden gar nahe; er ahnte es nicht, wie bald er ihr in die ewige Heimat nachfolgen sollte. Am 28. Okt. erkrankte er selbst. Die Krankheit fieng, wie gewöhnlich, mit Kopfschmerzen und etwas Fieber an; so mild, daß es keineswegs gefährlich schien. Noch am 4. Nov. befand er sich so wohl, daß er einige Stunden in unsrem kleinen Saal verbrachte und sich munter unterhielt. Um drei Uhr Nachmittags trat das Fieber mit außer-

ordentlichem Froste wieder ein, so daß er mit dem ganzen Bette zitterte. Als ich ihn fragte, wie es ihm gehe, antwortete er: 'im Ganzen ordentlich, aber ich kann nicht wieder warm werden'. Man deckte ihn nun stark zu, und gegen sechs Uhr schlief er ein, ein Schlaf, von dem er nur zweimal halb erwachte. Der Abend kam, und Mürdter schlief so ruhig, daß ich durchaus keine Gefahr vermuthen konnte; bald aber bemerkte ich, daß dieser Schlaf ungewöhnlicher Natur sei, und erkannte, daß der theure Bruder nicht wieder in diesem Leben erwachen werde. Mit den drei Negerjünglingen, die vor seinem Bett standen, knieete ich nun nieder und empfahl seine Seele den Händen seines Heilandes, der ihn uns zugesendet hatte und jetzt wieder zurückforderte. Gegen zehn Uhr gieng er ohne ein Zeichen des Todeskampfes von dem einen Schlaf zum andern über, von dem er erst am Tage des Herrn wieder erwachen wird. Wie tief mich der Heimgang dieses theuren Bruders verwundet, kann ich nicht sagen. Diese Wunde kann nur der heilen, der verwundet worden ist, um mich armen Sünder zu heilen. Nach menschlicher Ansicht ist der Tod dieses vielbegabten Bruders ein großer Verlust für die hiesige Mission; — aber der Herr ordnet alles nach Seinem ewig weisen Rath und weiß gewiß die Sache Seines Reiches zum Siege zu führen."

Der Sieg ist nicht ausgeblieben. Dreißig Jahre später, am 4. Advent (20. Dez.) des J. 1868 wurde auf der Stätte dieser Leiden die Jubiläumskirche eingeweiht, welche unsre Abbildung darstellt. Sie füllte sich so ziemlich mit den Aquapem-Christen, denen an jenem Tage 35 Heiden durch die Taufe hinzugefügt wurden, während auch noch der heidnische König, seine Aeltesten und das Volk herbeiströmten, um sie über das Maaß zu füllen. Auch letztere betheiligten sich am Kirchenopfer, das 120 fl. betrug. Jetzt zählt Akropong allein 900 Christen, die ganze Mission auf der Küste 2500. Riis hat diese Erfolge nicht erlebt, im Glauben aber durfte er gewiß solche oder ähnliche Bilder gerade in den schwersten Stunden schauen und den wankenden Muth daran aufrichten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Allgemeine Missions-Conferenz zu Allahabad im Dezember 1872.

(Von Miss. Hesse.)

(Schluß.)

4. Weibliche Missionsarbeit in Indien.

Sehr stark ist in neuerer Zeit die Bedeutung weiblicher Missionsarbeit für Indien hervorgehoben worden, und mit Recht; denn es liegt am Tage, daß, wenn Indien ein christliches Land werden soll, seine Mütter, Frauen und Töchter ebensosehr unter den Einfluß des Evangeliums gebracht werden müssen, wie der männliche Theil seiner Bevölkerung. Trotz der verhältnißmäßig niedrigen Stellung, welche das Weib in der indischen Gesellschaft einnimmt, ist selbstverständlich ihr stiller Einfluß in Haus und Familie, ganz besonders in religiösen Dingen, nicht weniger mächtig als in anderen Ländern. Nur allzu oft macht man schmerzliche Erfahrungen in dieser Beziehung. Nicht selten ist ein junger Hindu, nachdem er in einer Missionsschule oder auf andere Weise mit dem Christenthum bekannt geworden, auf dem Punkte, sich taufen zu lassen; er wäre sogar bereit, Verlust und Verfolgung zu erdulden, aber was ihn von dem entscheidenden Schritt abhält, ist die zärtliche Liebe seiner heidnisch-bigotten Mutter oder Frau, der er durch offenen Uebertritt zur christlichen Religion das Herz brechen würde. Ebenso oft kommt es vor, daß Mütter und Großmütter, Tanten und Großtanten, kurz irgendwelche weibliche Verwandte daran schuld sind, daß junge, hoffnungsvolle Leute, welche bis dahin fleißig die Schule besuchten oder zum Missionar ins Haus kamen, — plötzlich verschwinden und sich nicht mehr sehen lassen. Auch manche Bibel und manches christliche Buch mag durch die Hände solcher Eifererinnen seinen Untergang gefunden haben. Dazu kommt, daß sich in den christlichen Gemeinden selbst der Mangel an tüchtigen, gebildeten und frommen Frauen, an einigen Orten der Mangel an weiblichen Gemeindegliedern überhaupt, vielfach fühlbar macht.

Alles das kann natürlich nur dann anders werden, wenn an den indischen Frauen ebenso systematisch und eifrig gearbeitet wird,

ordentlichem Froste wieder ein, so daß er mit dem ganzen Bette zitterte. Als ich ihn fragte, wie es ihm gehe, antwortete er: 'im Ganzen ordentlich, aber ich kann nicht wieder warm werden'. Man deckte ihn nun stark zu, und gegen sechs Uhr schlief er ein, ein Schlaf, von dem er nur zweimal halb erwachte. Der Abend kam, und Mürdter schlief so ruhig, daß ich durchaus keine Gefahr vermuthen konnte; bald aber bemerkte ich, daß dieser Schlaf ungewöhnlicher Natur sei, und erkannte, daß der theure Bruder nicht wieder in diesem Leben erwachen werde. Mit den drei Negerjünglingen, die vor seinem Bett standen, knieete ich nun nieder und empfahl seine Seele den Händen seines Heilandes, der ihn uns zugesendet hatte und jetzt wieder zurückforderte. Gegen zehn Uhr gieng er ohne ein Zeichen des Todeskampfes von dem einen Schlaf zum andern über, von dem er erst am Tage des Herrn wieder erwachen wird. Wie tief mich der Heimgang dieses theuren Bruders verwundet, kann ich nicht sagen. Diese Wunde kann nur der heilen, der verwundet worden ist, um mich armen Sünder zu heilen. Nach menschlicher Ansicht ist der Tod dieses vielbegabten Bruders ein großer Verlust für die hiesige Mission; — aber der Herr ordnet alles nach Seinem ewig weisen Rath und weiß gewiß die Sache Seines Reiches zum Siege zu führen."

Der Sieg ist nicht ausgeblieben. Dreißig Jahre später, am 4. Advent (20. Dez.) des J. 1868 wurde auf der Stätte dieser Leiden die Jubiläumskirche eingeweiht, welche unsre Abbildung darstellt. Sie füllte sich so ziemlich mit den Aquapem-Christen, denen an jenem Tage 35 Heiden durch die Taufe hinzugefügt wurden, während auch noch der heidnische König, seine Aeltesten und das Volk herbeiströmten, um sie über das Maaß zu füllen. Auch letztere betheiligten sich am Kirchenopfer, das 120 fl. betrug. Jetzt zählt Akropong allein 900 Christen, die ganze Mission auf der Küste 2500. Riis hat diese Erfolge nicht erlebt, im Glauben aber durfte er gewiß solche oder ähnliche Bilder gerade in den schwersten Stunden schauen und den wankenden Muth daran aufrichten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Allgemeine Missions-Conferenz zu Allahabad im Dezember 1872.

(Von Miss. Hesse.)

(Schluß.)

4. Weibliche Missionsarbeit in Indien.

Sehr stark ist in neuerer Zeit die Bedeutung weiblicher Missionsarbeit für Indien hervorgehoben worden, und mit Recht; denn es liegt am Tage, daß, wenn Indien ein christliches Land werden soll, seine Mütter, Frauen und Töchter ebensosehr unter den Einfluß des Evangeliums gebracht werden müssen, wie der männliche Theil seiner Bevölkerung. Trotz der verhältnißmäßig niedrigen Stellung, welche das Weib in der indischen Gesellschaft einnimmt, ist selbstverständlich ihr stiller Einfluß in Haus und Familie, ganz besonders in religiösen Dingen, nicht weniger mächtig als in anderen Ländern. Nur allzu oft macht man schmerzliche Erfahrungen in dieser Beziehung. Nicht selten ist ein junger Hindu, nachdem er in einer Missionsschule oder auf andere Weise mit dem Christenthum bekannt geworden, auf dem Punkte, sich taufen zu lassen; er wäre sogar bereit, Verlust und Verfolgung zu erdulden, aber was ihn von dem entscheidenden Schritt abhält, ist die zärtliche Liebe seiner heidnisch-bigotten Mutter oder Frau, der er durch offenen Uebertritt zur christlichen Religion das Herz brechen würde. Ebenso oft kommt es vor, daß Mütter und Großmütter, Tanten und Großtanten, kurz irgendwelche weibliche Verwandte daran schuld sind, daß junge, hoffnungsvolle Leute, welche bis dahin fleißig die Schule besuchten oder zum Missionar ins Haus kamen, — plötzlich verschwinden und sich nicht mehr sehen lassen. Auch manche Bibel und manches christliche Buch mag durch die Hände solcher Eifererinnen seinen Untergang gefunden haben. Dazu kommt, daß sich in den christlichen Gemeinden selbst der Mangel an tüchtigen, gebildeten und frommen Frauen, an einigen Orten der Mangel an weiblichen Gemeindegliedern überhaupt, vielfach fühlbar macht.

Alles das kann natürlich nur dann anders werden, wenn an den indischen Frauen ebenso systematisch und eifrig gearbeitet wird,

chen hätte, die einzige Hoffnung Indiens liege in einer völligen Umgestaltung alles dessen, was die Erziehung und die Stellung des weiblichen Geschlechts betreffe. So vieles sie auch an der englischen Civilisation bewunderten, die bedeutendste Frucht derselben schien ihnen doch der Reichthum an christlichen Hausfrauen und Hausmüttern."

Dazu kommt, daß unter den Frauen der höheren Stände selbst die Nachfrage nach Bildung und Unterricht immer lauter wird. Sie fangen an, sich ihrer Unwissenheit zu schämen, sich aus der Abgeschlossenheit ihrer Zenanas herauszusehnen und den meist aus verachteter Kaste stammenden Christenmädchen nachzueifern, welche sie so geschickt nicht nur mit allerlei hübschen Handarbeiten, sondern auch mit einheimischen oder gar englischen Büchern umgehen sehen; Verkehr mit europäischen Damen scheint ihnen etwas Wünschenswerthes, selbst eingeborne Christenfrauen werden gern gesehen. Wo man früher nur durch Geschenke an Geld und Kleidern und Büchern die Mädchen zur Schule lockte, da kann man jetzt bereits Schulgeld von ihnen erheben. Kurz, das Feld ist weiß zur Ernte. Es fragt sich nur, ob die christliche Mission ihre Aufgabe in dieser Beziehung erkannt und die reichlich sich darbietenden Gelegenheiten benutzt hat, oder nicht? —

Versuchen wir, uns ein Bild davon zu machen, was auf diesem Gebiet in Indien geschieht; vergegenwärtigen wir uns aber auch gleich, wie sehr es in der Natur der Sache liegt, daß hier gar Vieles, vielleicht das Meiste und Beste, sich dem Blicke der Oeffentlichkeit und selbst des aufmerksamen Beobachters entziehen muß. Wie manche stille Missionsfrau, wie manche edle Dame, wie manche unbekannte Hindu-Christin mag hie und da ihren heidnischen und muhammedanischen Schwestern in aller Verborgenheit, aber mit großer Aufopferung und Liebe nachgehen, ohne daß die Welt etwas davon weiß!*) Und wie Vieles müssen selbst diejenigen, die berufsmäßig in

*) Der Hindu-Missionar Behari Lal Sing erzählte kürzlich von solchen verborgenen Anfängen der häuslichen Frauenbildung. Eine Londoner Missionsfrau sei schon 1824 von einem reichen Hindu in der Nähe Kalkuttas gebeten worden, doch seine Tochter zu unterrichten. Sie folgte der Einladung, hatte bald ein ganzes Zimmer voll gelehriger Schülerinnen, junger und älterer, und fühlte sich selig in ihrer Arbeit; allein bald drang auf den Vater eine solche Fluth des Spottes über diese Neuerung ein, daß er darunter erlag. Ungemein treu arbeitete auch Miß Bird, keine Missionsfrau, sondern die Tochter eines hohen Beamten, in muhammedanischen Frauengemächern. Sie erbot sich selbst irgendwelche Frauen

dieser Arbeit stehen und über dieselbe berichten, wie Vieles müssen sie aus verschiedenen Rücksichten verschweigen! Frau **Winter**, die 18 Jahre lang in Nordindien thätig gewesen und die für die Allahabad Missionskonferenz einen Aufsatz über diesen Gegenstand geschrieben, fängt denselben mit folgenden charakteristischen Bemerkungen an: „Als ich aufgefordert wurde, für diese Konferenz einen Bericht über weibliche Erziehung in Indien zu schreiben, hatte ich große Lust, derselben ein leeres Heft mit der einzigen Inschrift zu übersenden: „Der Erfolg der Zenana-Mission hängt vom Stillschweigen ab!“

„Die öffentliche Meinung in Indien ist **im Allgemeinen** noch nicht für die Erziehung des weiblichen Geschlechts. Durch Reden und Schreiben darüber setzt man daher die kleine Minorität, welche dafür ist, dem Unwillen und Haß ihrer Gegner aus. Ueberhaupt können es die Eingeborenen nicht leiden, wenn von ihren Frauen öffentlich gesprochen wird. Darauf müssen wir Rücksicht nehmen. Wir dürfen uns nicht in ihre Häuer einschleichen, ihr Vertrauen zu gewinnen suchen und dann in die Welt hinausposaunen, was wir bei ihnen gesehen, gehört und erlebt haben. Vierzehn Jahre lang habe ich daher geschwiegen. Auch die Konferenz sollte über diesen Gegenstand nicht verhandeln, sondern die durch Stillschweigen gewonnene Zeit dem Gebet um Arbeiterinnen und Geldmittel, vor allem aber um den Geist der Liebe für dieses Werk widmen.“

Ganz so denken übrigens nicht Alle. Frau Winter selbst hat sich erbitten lassen, Einiges aus ihren Erfahrungen mitzutheilen, was wir der Hauptsache nach hier wiedergeben wollen, da es uns so ziemlich in alle Gebiete der weiblichen Missionsthätigkeit einen Blick thun läßt.

„Zwischen Europäern und Eingeborenen — so fährt sie fort — findet gegenwärtig weniger als je ein freundlicher Verkehr statt. Die Engländer in Indien lieben nichts Indisches, als die Rupie. Sie sind wie ein Bach, der mitten in einen gewaltigen Strom einmündet, aber so reißend, daß die beiden Gewässer sich gar nicht mit

---

und Mädchen zu besuchen und nützliche Dinge zu lehren, und die Rücksicht auf ihren Vater öffnete ihr viele vornehme Häuser; übrigens hielt sie sich im Gewissen gebunden, auf vorsichtige Bereitung der Wege für den Herrn sich zu beschränken, und vergeblich ist ihr Dienst nicht geblieben.

einander vermischen, außer etwa an niedrigen sumpfigen Stellen. Wir Missionsleute jagen nicht so durch Indien, sondern leben in Indien: wir sollten den Antagonismus der Rassen bekämpfen. Ein aufgeklärter Hindu schreibt: ‚Wenn englische Damen mit eingeborenen Frauen Umgang gepflogen hätten, wäre mehr für die sociale Reform Indiens geschehen, als durch alle Gesetzgebungen.‘ Englische Damen in Indien — wenn sie ihre Kinder zur Erziehung ‚nach Hause‘ geschickt haben — sind ohne Beschäftigung; sie leben für die Kleinlichkeiten der Gesellschaft und lesen unendlich viel Romane! Weil ihre Ajah, aus der niedersten Kaste, ein schlechtes Exemplar ist, denken sie, das ganze weibliche Geschlecht in Indien sei nicht besser. Ueberall in Indien findet man junge Damen, die zu Hause Sonntagsschul-Lehrerinnen waren oder sonst auf dem Gebiet der innern Mission zu arbeiten pflegten; aber in Indien entschuldigen sie sich mit ihrer Unkenntniß der Sprache und Sitten des Volkes. Es ist eben nicht Mode, sich in Indien mit solchen Dingen zu beschäftigen, und niemand will excentrisch scheinen. Ich bitte die Konferenz, einmüthig nach Amerika, Deutschland und England um Hilfe zu rufen. Ich selber habe es gethan, aber von der amerikanisch-bischöflichen Kirche kam die Antwort: ‚Wir haben keinen Beruf für Indien‘; von Deutschland: ‚es bieten sich keine gebildeten Frauen für den Missionsdienst an‘; und in England meinen die Meisten, es sei ganz genug, wenn sie ein paar Gulden jährlich für solche Zwecke hergeben. Ueberhaupt denkt man in Europa, irgend etwas und irgend jemand sei gut genug für Indien. Aber wir brauchen das Beste und die Besten. Was wir wünschen, ist nicht ein ganzes Heer weiblicher Missionare aus Amerika und Europa; die hingebendsten Missionsarbeiterinnen, die ich gesehen habe, waren Eingeborne und Indobritinnen; was wir brauchen, ist bloß eine geringe Anzahl ausgezeichneter, höher gebildeter, frommer Damen, um in Indien selbst einheimische Arbeiterinnen heranzuziehen und ihnen vorzustehen.

„Früher beschrieben englische Zeitungen die Frauengemächer Indiens als Abgründe der Schändlichkeit, welche keine junge englische Dame je betreten sollte. Damals fand ich in ganz Bengalen nur 5 Zenanas offen. Vor 10 Jahren siedelten wir ins Pandschab über. Ich fand, daß dort, wie im Nordwesten des Reiches, nicht eine einzige Zenana für regelmäßigen Unterricht offen stand, obgleich einige Missionsfrauen gelegentliche Besuche in den Häusern machten. Auf

einer Station fanden wir drei Damen in einer Knabenschule unterrichtend in der Hoffnung, auf diese Weise an die Herzen der Mütter zu kommen. Als ich nach Delhi kam, gab mir Jemand die Losung: ‚Ihre Stärke ist, stille zu sitzen'! Ich war krank. Aber stille sitzen konnte ich nicht. Die eingebornen Christenfrauen meiner nächsten Umgebung nahmen mich völlig in Anspruch, aber ich wußte, daß ich durch allzugroße Gefälligkeit gegen diese nichts Gutes thun, sondern nur Dornen für die Frau des zukünftigen eingebornen Pastors säen würde. Ich gründete eine Leihbibliothek für sie, es wurden Bibelstunden für sie und eine Sonntagsschule für ihre Kinder gehalten. Auch setzte ich natürlich den vertraulichen Umgang mit ihnen fort, ließ ihnen aber durch meinen Mann erklären, daß ich fortan zu den Heiden und Muhammedanerinnen gehen werde und hoffe, daß sie mich auf diesen Gängen begleiten werden. So wurde es denn auch von da an gehalten.

„In Kalkutta hatte sich mir die erste Zenana durch eine meiner Schülerinnen geöffnet, die nach ihrer Verheirathung im eigenen Hause weiter zu lernen wünschte. In Delhi besuchte ich die Regierungsschulen, in welchen angeblich 3000 Mädchen waren, fand aber höchstens 100! Eine Lehrerin (oder Lehrer?) konnte nicht bis 20 zählen! eine Andere kannte das Alphabet nicht! eine Dritte benutzte als einziges Schulbuch den Koran! Aber meine Besuche dauerten nicht lang. Durch einen Magistratsbefehl wurde es mir untersagt, dieselben fortzusetzen!

„Ueberall fast fehlte es an Lehrerinnen. In Bengalen freilich hatte Miss. Hasell viel Zeit und Mühe auf die Erziehung solcher verwandt und gab seine besten Schülerinnen uneigennützig weg. Im Pandschab aber und in Delhi fand sich nichts der Art. Dagegen öffneten sich mir immer mehr Häuser. Eine eingeborene Christenfrau führte mich bei ihren Verwandten ein, zugleich kam ich in einige Bengali Hindu-Familien, fürchtete zwar, daß diese leichter zugänglichen Leute mich von den Muhammedanern abziehen würden, sah aber bald ein, daß es ganz in der Ordnung sei, zuerst das dürre Holz anzuzünden, weil das grüne dann zuletzt auch Feuer fangen werde.

„So gründeten wir 1863 eine Normalschule für Hindufrauen. Ein heidnischer Lehrer gab die meisten Stunden, aber immer in der Gegenwart einer eingeborenen christlichen Matrone, die auch den

Bibelunterricht gab, während ich selbst das Ganze beaufsichtigte. Auf diese Weise wurden einige eingeborene Witwen zu Lehrerinnen ausgebildet und fanden als solche eine nützliche und lohnende Beschäftigung. Eine andere Gelegenheit, den eingebornen Frauen nahe zu kommen, hatte ich durch die Missionsreisen, auf welchen ich meinen Mann zuweilen begleitete. Da kamen manchmal ganze Schaaren zu unserem Zelt, um sich unsere biblischen Bilder zeigen und erklären zu lassen. Auch konnten so Bücher vertheilt und Hausbesuche gemacht werden.

„Im Jahre 1864 eröffneten wir eine muhammedanische Normalschule. Einige der Ersten, die sich zur Aufnahme meldeten, waren halbverhungerte Frauen, die zur Familie des alten Königs gehörten. Die ersten Zöglinge, welche das Regierungsexamen bestanden hatten, erhielten Anstellungen mit je 35 Rupies monatlich. Das machte Eindruck. Im selben Jahr wurden wir aufgefordert, in einer muhammedanischen Zenana zu unterrichten. 1865 konnten zwei Damen aus England für diese Mission gesandt werden. Sie lernten die Sprache und übernahmen die Arbeit. Jetzt ist ihre Zahl auf 5 gestiegen, die 2 Normalschulen für Hindu-, muhammedanische und christliche Lehrerinnen, 4 Tagschulen für muhammedanische Mädchen, eine Industrie-Schule haben und in verschiedenen Zenanas Unterricht ertheilen. Eine Sechste zieht englische und indobritische Mädchen zu Lehrerinnen heran. Eine Siebente arbeitet als weiblicher Missionsarzt und steht einem Frauen-Spital vor."

Damit kommen wir auf die Thätigkeit der Frauen-Missionsvereine, welche sich die Evangelisirung und Erziehung des weiblichen Geschlechtes in Indien zur Aufgabe gemacht haben. Bereits gibt es in Amerika, England, Schottland, Deutschland und in der Schweiz eine ganze Anzahl solcher Gesellschaften. Die meisten derselben schließen sich zwar als Hilfsvereine an die eigentlichen Missionsgesellschaften an, einige senden aber auch selbständig Arbeiterinnen aus und haben eigene Stationen an verschiedenen Orten Indiens.

So die amerikanische Zenana-Mission, welche 1864 in Kalkutta von Frl. Brittain eröffnet wurde, nachdem dieselbe schon ein Jahr vorher nach Indien gekommen war und sich während desselben auf ihre Thätigkeit unter den eingebornen Frauen Kalkuttas vorbereitet hatte. Jetzt, also nach 9—10 Jahren, hat diese

Mission schon 19 Arbeiterinnen, und aus den 9 Mädchen, mit welchen Frl. Brittain anfieng, sind im Lauf dieser Jahre 900 geworden. Außer diesen in eigentlichem Unterricht stehenden Mädchen und Frauen hören aber noch viele Tausend jährlich in dem einen oder anderen Hause, wo sie zufällig oder absichtlich mit der Missions-Lehrerin zusammentreffen, das Evangelium. Denn in keinem Hause wird Unterricht ertheilt, wo es nicht erlaubt ist, offen von Jesu zu reden. Handarbeiten, an welchen die Meisten große Freude haben, werden nicht eher gelehrt, als bis die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens bemeistert worden. Sobald sie buchstabiren können, fangen sie an, etwas Biblisches zu lesen. Vorher erzählt die Lehrerin biblische Geschichten und läßt Sprüche auswendig lernen, was später natürlich mit Hilfe der Bücher fortgesetzt wird. Eingeborne Christenfrauen besuchen jedes dieser Häuser täglich und geben allen weltlichen Unterricht, d. h. außer dem Lesen und Schreiben etwas Arithmetik und Geographie. Die eigentliche Missionsfrau besucht jede Zenana einmal wöchentlich, examinirt über das in der Woche Durchgenommene und gibt eine Bibel-Lection.

Ungefähr die Hälfte der Lernenden besteht aus unverheiratheten Mädchen, ein Drittel von den Uebrigen sind Witwen, zwei Drittel Verheirathete. Die, welche bloß in der einheimischen Sprache unterrichtet werden, müssen eine Rupie, die, welche auch Englisch lernen, zwei Rupies monatlich bezahlen. Jedoch sind die Witwen meist nicht im Stande, etwas zu zahlen, und auch bei den Anderen ist man in dieser Beziehung nachsichtig, weil, wenn sie viel Geld für diesen Zweck verwenden, sie natürlich auch die Unterrichtsfächer vorschreiben wollen, wobei der religiöse Theil derselben manchmal zu kurz kommen würde. Daher beträgt die Summe der eingehenden Schulgelder monatlich nicht mehr als 150 Rupies. Sehr gern werden die allegorischen Schriften von Bunyan, auch Barths biblische Geschichten in den Zenanas gelesen. Anfangs sind oft die älteren Frauen eines Hauses feindlich, lernen aber in der Regel bald die Liebe und Freundlichkeit der Missionsdamen gar sehr schätzen. Oft sagen sie: „Wenn wir jünger wären, könnten wir noch anders denken lernen, aber so alt, wie wir sind, dürfen wir nicht an unserer eigenen Religion zu zweifeln anfangen.“ Die Vorgeschritteneren lieben sehr, Poesie zu lesen und zu schreiben, einige ergehen sich im Versemachen. Manches dieser Art ist auch

schon im Druck erschienen. Wichtiger ist, daß einige, die englisch verstehen, angefangen haben, christliche Schriften und Bücher in ihre Muttersprache zu übersetzen. Alle schätzen sehr, was sie gelernt haben, wenn auch bei Manchen die Handarbeiten die Hauptsache ausmachen, mit welchen sie sich auch vor denen sehen lassen können, die den eigentlichen Studien nicht gerade hold sind. Oft werden die besuchenden Damen gebeten, bald und öfters wiederzukommen, auch andere Europäerinnen mitzubringen, überhaupt von der Außenwelt soviel als nur irgend möglich an sie gelangen zu lassen. Zuweilen wird dergleichen aber vom Hausherrn nicht geduldet, wenigstens nicht auf die Dauer. In solchen Fällen ist's schon vorgekommen, daß die betreffenden Frauen dringend um Fortsetzung der Besuche trotz des Verbotes gebeten und zu diesem Zweck eine geheime Hinterthür offen zu halten versprochen haben. Aber es ist Grundsatz, nur mit Wissen und Genehmigung des Hausherrn eine Zenana zu besuchen.

Kommt in einer Familie ein Uebertritt vor, so ergreift die ganze Verwandtschaft ein Schrecken und manches Frauengemach schließt sich für einige Zeit wieder dem Evangelium. Doch sind in vielen Häusern schon soviel christliche Schriften, namentlich Neue Testamente, daß auch ohne persönlichen Umgang mit Christen, der heilige Geist durch das geschriebene Wort an den Herzen weiter arbeiten kann. Von einer großen Anzahl bengalischer Frauen, namentlich in Kalkutta, weiß man, daß das Neue Testament ihr liebstes Unterhaltungs-, Trost-, Erbauungs- und Gebetbuch ist. Von den meisten freilich gilt, was 2. Kön. 17, 33 von den Samaritern gesagt ist: „Also fürchteten sie den Herrn und dieneten auch ihren Göttern"; wenn man aber die fast unübersteiglichen Hindernisse bedenkt, welche dem Christwerden solch erweckter Hindufrauen entgegenstehen, so muß man sich nur darüber wundern, daß hie und da doch immer wieder solche Fälle vorkommen. Von manchen weiß man auch, daß sie im festen Glauben an Jesus entschlafen sind, ohne daß sie öffentlich zur Kirche übertreten konnten.

Das bisher Gesagte gilt besonders für Nordindien, wo nicht nur bei Muhammedanern, sondern auch bei Hindus, namentlich in brahmanischen Häusern die Einrichtung der abgeschlossenen Frauengemächer oder Zenanas vorherrscht. In Bombay und Madras, überhaupt im Süden, gibt es keine eigentlichen Zenanas;

Mädchen auch aus den höchsten Kasten können in öffentliche Schulen gehen; auf offener Straße sieht man Frauen unverschleiert fahren und gehn und, wenn man sie in ihren Häusern aufsucht, erhält man häufig Gegenbesuche von ihnen.

Daher kommt es, daß für Südindien, mit Ausnahme der muhammedanischen Bevölkerung, die sog. Zenana-Mission durch regelmäßige Mädchenschulen ersetzt werden kann.*) Zwar ist persönlicher Umgang mit den eingeborenen Frauen, wie unter anderen Frau Wilson in Bombay und Frau Anderson in Madras solchen mit vorzüglichem Takt und christlicher Hingebung gepflogen haben, auch hier sehr am Platz, aber doch nicht von solcher Bedeutung, wie in Nordindien.

In Madras hat z. B. gegenwärtig allein die schottisch freikirchliche Mission in der Stadt 5 und auf dem Lande 4 Tagschulen für Mädchen aus höheren Kasten, zusammen 876 Schülerinnen, von denen die meisten ein anständiges Schulgeld zahlen. Denkt man zurück an die erste Mädchenschule, welche 1843 von Frau Braidwood mit 9 Mädchen, die mühsam durch Geld- und andere Belohnungen herangelockt werden mußten, eröffnet wurde, so ist ein sehr bedeutender Fortschritt nicht zu verkennen. 1860 hörten die Geldgeschenke auf, 1861 wurde der Anfang mit Eintreibung eines kleinen Schulgeldes gemacht, und 1873 zahlten in der Stadt Madras 200 Schulmädchen zusammen 50 Rupies monatlich! Ein solcher Umschwung innerhalb einiger Jahrzehnte will in dem schwerbeweglichen, langsam sich entwickelnden, mit so großer Zähigkeit an alter Sitte oder Unsitte hängenden Indien viel mehr sagen, als irgendwo anders. Vor 30 Jahren erzählte man sich in Madras auf den Bazars und in den Häusern schaudernd von den Absichten der Missionare, welche angeblich vorhatten, alle Mädchen, die sie in ihre Schulen locken könnten, eines Tages übers Meer nach Europa zu schicken. Und als 1847 sich fünf Mädchen zum Christenthum bekehrten, war die schon 200 Schülerinnen zählende Anstalt im Nu aufgelöst. Jetzt dagegen geht alles seinen ruhigen Gang, Die angesehensten Eingeborenen befördern das weibliche Erziehungswesen. Im vorigen Jahr bestanden fünf von den in diesen schottischen Mis-

*) Von den 26,611 Schülerinnen, welche im Jahre 1871 evangelische Schulen in Indien besuchten (gegen 11,348 im Jahre 1851), kommen mehr als die Hälfte auf Südindien.

sionsschulen gebildeten heidnischen Mädchen das Regierungs-Examen und jede von ihnen erhielt außer ihrem Lehrerinnen-Diplom eine goldene Preismedaille. Das Geld dazu hatten einige eingeborne Herren gegeben. — Auch die englisch-kirchliche Mission leistet auf diesem Gebiet Bedeutendes. In Tinneweli allein zählen ihre Schülerinnen beinahe 3000, und neulich bestanden 15 ihrer Mädchen aus dem Sarah Tucker-Stift mit Ehren das Regierungs-Lehrerinnen-Examen.

Aehnliche Schulen für Mädchen existiren in den meisten größeren Städten Südindiens. Besonders zeichnet sich in dieser Beziehung Bombay aus, wo schon im Jahre 1828 die Frau des schottischen Miss. Stevenson vier Mädchenschulen hatte, 1849 die ersten Parsi-Mädchenschulen errichtet wurden und in neuerer Zeit auch die Regierungs-Mädchenschulen zu blühen scheinen. Doch scheint es, daß in Bombay die Thätigkeit der christlichen Mission von den antichristlichen oder doch religionslosen Bestrebungen auf diesem Gebiet überflügelt worden ist; befanden sich doch schon vor einigen Jahren allein in den Parsi-Schulen des reichen und freigebigen Sir Dschamsetschi Dschibschibai nicht weniger als 1000 Mädchen. Freilich kommt auch eine bloß weltliche Bildung der Mission indirekt zu statten, insofern als sie in Folge davon für die Bibel und andere christliche Bücher ein weiteres Verbreitungsfeld findet, und allerlei Vorurtheile auf diesem Wege weggeräumt werden. Im Ganzen aber bleibt es wahr, daß für's weibliche Geschlecht noch mehr als für's männliche eine religionslose Bildung fast ebenso schlimm ist, als völlige Unwissenheit und Aberglauben.

Ein in jeder Beziehung erfreuliches Bild bieten die mit der Londoner Mission in Verbindung stehenden Schulen von Frl. L. Anstey in und um Bengalur im Königreich Maisur dar. Diese Dame kam im Jahre 1865 mit ihrer jüngeren, jetzt an einen Missionar verheiratheten Schwester nach Indien, um — nachdem sie längst ein warmes Herz und eine offene Hand für die Mission gehabt — jetzt ihre ganze Kraft diesem Werk zu widmen. Die beiden Schwestern ließen sich in Bengalur nieder, schlossen sich an eine ältere Missionsfamilie an, erlernten die Landessprache (Kanaresisch) und errichteten aus eigenen Mitteln vier Mädchenschulen, deren Lehrer sie besoldeten und in welchen sie den höheren Unterricht selber ertheilten. Seither haben diese Schulen sich vergrößert und sind der

Londoner Mission so einverleibt, daß sie fortbestehen werden, auch wenn die Gründerinnen nicht mehr in Indien sind.

Mehrere Bekehrungen sind die hervorragendste Frucht dieser uneigennützigen Thätigkeit. Weithin bekannt ist in den letzten Jahren die Geschichte der jungen Hutschi geworden, die — gleich nach ihrer Taufe — mit Gewalt von ihren Verwandten entführt, eingesperrt, gequält, von allem christlichen Verkehr abgeschnitten und selbst ihrer Bibel beraubt wurde, nichtsdestoweniger aber ihrem Erlöser treu blieb und nach vielen Monaten der Verfolgung und Einsperrung endlich durch einen gelungenen Fluchtversuch ins Haus und ans Herz ihrer geliebten Lehrerin zurückgelangte, um nun ungestört ihres Christenglückes sich zu freuen, obgleich von einem Theil ihrer Verwandtschaft ihr noch erhebliche Schwierigkeiten und Verlegenheiten bereitet werden; namentlich in Folge davon, daß sie während ihrer Gefangenschaft und gegen ihren Willen mit einem heidnischen Jüngling verlobt wurde. Ihre Mutter soll im Stillen auf ihrer Seite stehen, wie denn überhaupt die Fälle nicht selten sind, daß heidnische Mütter und Väter, wenn sie sehen, wie wohlthätig auf ihre Kinder die christliche Erziehung wirkt, allmählich für das Christenthum selbst zugänglicher werden. Oft sieht man in Frl. Anstey's großem Schulsaal einen ganzen Kranz von älteren Weibern in den Thüren und Fenstern herumstehen und neugierig beobachten, was da alles getrieben wird. Besonders merkwürdig kommen ihnen dabei ohne Zweifel die von ihren Kindern gesungenen, zum Theil von Frl. Anstey selbst verfaßten kanaresischen Lieder vor, und manches Gotteswort mag bei solchen Gelegenheiten als guter Same in dies oder jenes Herz fallen.

Aus der Schularbeit in Südindien führen wir noch ein Beispiel an, und zwar aus Trevandram im Königreich Travankor, wo die sog. „Indische weibliche Normal-Schul- und Unterrichts-Gesellschaft"*) in Frl. Blandford eine tüchtige Arbeiterin hat. Diese machte im Jahre 1864 den ersten Versuch, in Trevandram eine Mädchenschule einzurichten, stieß aber auf die größten Schwierigkeiten, da die Eingebornen Erziehung des weiblichen Geschlechts für eine durchaus überflüssige, wenn nicht schädliche Sache hielten.

*) Diese Gesellschaft hat 26 europäische und ebensoviele eingeborne Arbeiterinnen, von denen unter anderem in 500 Zenanas etwa 2000 Weiber und Mädchen regelmäßig unterrichtet werden.

meinem Buche zu erzählen. Ich las ihnen Matth. 5, 1—10 vor und was sie nicht verstanden, erklärte ich. Sie sagten, daß es ihnen gefalle, und luden mich ein wiederzukommen. Eine sprach ihr Bedauern aus, mein Buch nicht selbst lesen zu können. Ich erbot mich, sie lesen zu lehren, aber sie hatte allerlei Ausreden. Von da gieng ich in das Haus eines reichen Mannes, wurde aber schlecht behandelt. — O Herr, stärke meinen Glauben! — Dann gieng ich aufs Feld und bot den dort Arbeitenden meine Hilfe an. Eine Zeitlang ließen sie mich mitmachen; als ich aber anfieng, vom menschlichen Herzen zu reden, daß es wie ein Acker sei, der gepflügt und gereinigt werden müsse, da schickten sie mich mit der Bemerkung fort, daß sie nicht gesonnen seien, Christen zu werden." — „Ich sammle eine kleine Schaar von Knaben und Mädchen um mich und erzähle ihnen die Geschichte des Kindes von Bethlehem. Sie hörten aufmerksam zu. Einige lärmende Weiber unterbrachen uns. Ich mußte mich zurückziehen, einige von den Kindern aber begleiteten mich." u. s. w.

Natürlich kommt bei dieser Arbeit alles auf gewinnende Freundlichkeit und dienstfertige Theilnahme an. Schon manche eifrige Missionsfrau hat daher gewünscht, durch medicinische Kenntniß und Uebung in der Krankenpflege besser für die Wirksamkeit unter den indischen Frauen ausgerüstet zu sein. Ja, seit einigen Jahren ist es vielfach ausgesprochen worden, daß man regelrecht gebildete weibliche Missionsärzte haben sollte. Und gewiß ist es ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß neuerdings mit der Ausführung dieses Gedankens Ernst gemacht worden ist, indem bereits an mehreren Orten in Indien Missionsfrauen arbeiten, die einen medicinischen Bildungsgang durchgemacht haben und von denen einige das Doctor-Examen bestanden haben. Wie willkommen dieselben den Eingebornen sind, konnte man deutlich aus einer in Bombay erscheinenden Zeitung sehen, in welcher die Ankunft zweier solcher Damen*) zur allgemeinen Kenntniß gebracht und mit Freuden begrüßt wird.

Von noch größerer Bedeutung dürfte es sein, daß es voraussichtlich auch bald eingeborne christliche Missionsdoctorinnen geben wird. Bereits zeigen unmißverständliche Thatsachen an, daß dieses

*) Die Eine derselben, Mrs. Crawford, ist leider schon Anfang dieses Jahres gestorben. Von einer angestrengten Tagesarbeit nach Hause zurückgekehrt, legte sie sich zu Bett, nahm — wie es scheint — eine zu starke Dosis Chloral-Hydrat, um schlafen zu können, und — wachte nicht wieder auf.

[redacted]

Bedürfniß wirklich vorhanden ist und in weiten Kreisen gefühlt wird.

Den Anfang scheint die Methodisten-Mission in Rohilkhand gemacht zu haben, welche vor etwa 4 Jahren die Miß Swain, M. D. in ihre Dienste nahm und damit ihren Einfluß in Bareilly ungemein erweiterte. Nicht nur hatte die „Miß Doctor" außerordentlichen Zulauf von allen Ständen und wurde bald mit reichen Geschenken beehrt; sie unterrichtete auch (bereits 1871) 16 Jungfrauen in der Heilkunde. Ebenso hat Dr. Humphrey in seiner Anstalt in Naini Tal schon einige weibliche Aerzte ausgebildet. Und die britische Regierung gedenkt, nachdem sie die Gutachten ihrer Oberärzte über diese neue Bewegung eingeholt, jetzt selbst etliche amerikanische Doctorinnen nach Indien zu berufen, um medicinische Schulen für Hindufrauen zu errichten.

Bewegt durch die große Wirksamkeit, welche jene amerikanische Missionsärztin gefunden hat, gründete neuestens der reiche Banquier Ganga Prasâda Misr in Bareilly eine medizinische Schule für Frauen, welche der britische Commissär für Rohilkhand durch eine Rede in Hindustani eröffnet hat. Ein englischer Arzt, Dr. Corbyn, lehrt darin die Chirurgie. Dies ist ein philanthropisches, kein specifisch christliches Unternehmen; es beweist übrigens, welcher Umschwung sich in den höheren Kreisen der indischen Gesellschaft vollzieht. Die Mission ist darauf angewiesen, denselben zu fördern. Schon vor 2 Jahren ist ein frommes junges Mädchen Namens Emily Hawken aus Nordindien mit ähnlichen Absichten nach England gegangen. Ihre Reise wurde von der Regierung bezahlt, welche ihr auch während der ganzen Zeit ihres Aufenthalts in England 300 Pfd. Sterling gibt. In ihre Heimat zurückgekehrt, soll sie dann einem weiblichen Spital vorstehen und zugleich ein Institut zur Erziehung anderer eingeborner Krankenpflegerinnen ꝛc. einrichten. In einem Brief an Miss. Herron drückt sie sich folgendermaßen aus: „Durch mein Gehen nach England werde ich zu Ehre und hoher Stellung gelangen, aber das sind nicht die Dinge, nach welchen ich trachte. Mein Zweck ist, mich zum Besten meiner indischen Schwestern ausbilden zu lassen, und soviele Menschenleben und Menschenseelen zu retten, als ich kann." Dieses gewiß hoffnungsvolle Mädchen verdankt ihre bisherige christliche Bildung der von Miss. Herron und seiner Frau geleiteten Erziehungsanstalt in Dehra, welche seit bald 15

Jahren ein wahres Muster für alle derartigen Institute in Indien gewesen ist.

Es hat sich nämlich fast in allen indischen Missionen das Bedürfniß herausgestellt, eine gewisse Anzahl von eingebornen Mädchen möglichst entfernt von allem heidnischen Einfluß so gründlich als möglich für ihren künftigen Beruf als christliche Frauen und Mütter zu erziehen. Eine hervorragende Stelle nehmen in dieser Beziehung das Waisenhaus in Sekundra unter Frau Hörnle, die Mädchenanstalten in Mulki und Kalikut im Gebiet der Basler Mission und die Erziehungsanstalt der Frau Anderson in Madras ein, welche letztere seit 1847 mit nur kurzen Unterbrechungen ihre Kräfte dieser Arbeit gewidmet hat und nun — neben manchen anderen Früchten derselben — die Freude hat, eine ganze Reihe ihrer früheren Zöglinge als Mitarbeiterinnen zu haben.

Wenn diese Anstalten auch nur in einzelnen Fällen direkt auf die heidnische Bevölkerung des Landes wirken, so sind sie für die einheimischen christlichen Gemeinden von um so größerem Werthe als Pflanzstätten des Sinnes und der häuslichen Tugenden, welche bisher in indischen Haushaltungen am meisten vermißt wurden: der Ordnung, Reinlichkeit, Zucht, Sparsamkeit, Friedfertigkeit und alles dessen, was zu einem gesegneten Familienleben gehört. Jetzt schon hört man verständige Heiden die Vorzüge der christlichen Familien rühmen, mit welchen sie bekannt geworden, und offen anerkennen, daß sie solche Schwestern, solche Frauen und solche Mütter nicht haben, wie man sie bei den Christen finde. Bedenkt man aber, wie jung im Ganzen diese weiblichen Zweige der Missionsthätigkeit überhaupt noch sind, und ferner, daß die Resultate derselben selbstverständlich nur selten in offenkundiger Weise zu Tage treten, so wird man nicht umhin können, im Blick auf das, was doch schon zu Stande gekommen, und im Blick auf das viele, was noch zu thun übrig ist, der Allahabad-Konferenz darin beizustimmen, daß der weiblichen Missionsarbeit in Indien eine hervorragende Stelle unter den verschiedenen evangelistischen Arbeitszweigen in diesem Lande gebührt.

Am 6. April des vorigen Jahres wurde durch Dr. Wilson in Bombay eine 60jährige Hindufrau getauft, die vor 41 Jahren durch den Eintritt in eine Missionsschule den ersten Schritt auf der

Bahn gethan, die sie endlich doch in den Schooß der christlichen Kirche führen sollte.

Geduld also ist vor allem auch in dieser Arbeit von Nöthen; aber Geduld bringt Erfahrung, Erfahrung bringt Hoffnung, und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Wer schon selbst in diesem Dienste geübt ist, findet das Wort Marc. 4, 28. bewahrheitet: „zum ersten das Gras, darnach die Aehren, darnach den vollen Weizen in den Aehren.“

Johannes Evangelist Goßner*).

„Einen nicht unwichtigen Beitrag zur Kunde der Gegenwart“ hat Hr. Pastor Dalton mit seinem Leben Goßners liefern wollen. In dem „dankbaren Gedächtniß des mehr und mehr sich lichtenden Kreises der geistigen Gemeinde, die die ehrwürdige Persönlichkeit Goßners um sich gesammelt,“ sollen durch dieses Buch „die Züge der Gestalt wieder aufgefrischt werden, die einstmals so bedeutsam und eindrucksvoll an ihrem innern Leben vorüberzogen“.

„Goßner ist keine reformatorische Persönlichkeit ersten Ranges, aber er hat in kleineren Kreisen und Verhältnissen reformatorisch gewirkt fast drei Menschenalter hindurch, und die letzten Ringe dieser Wirkung sind mit seinem Hinscheiden nicht verschwunden. Auch seine geistige Heimat liegt mitten drinne in der wunderbaren Bewegung, die sich am Ende des verflossenen Jahrhunderts innerhalb der römischen und evangelischen Kirche vollzog und in der wir den geheimnißvollen Mutterschoß erkennen, der auch die gegenwärtige (kirchliche) Frage getragen. Der wackere Schwabensohn ist der bedeutsamste Erbe dieser Bewegung seines Heimatlandes, seiner heimatlichen Kirche geworden. Er hat Vaterland und Mutterkirche dahinten gelassen

*) Johannes Goßner. Ein Lebensbild aus der Kirche des 19. Jahrhunderts von H. Dalton. Berlin. Verlag des Goßnerischen Missionsvereins. 1874. Eine treffliche Biographie, aus reichem Material zusammengetragen, dazu schön geordnet und abgerundet, ein Muster fruchtbarer Verbindung eines bedeutenden Einzellebens mit dem Gesammtbild der Zeit. Die Zeitangaben sind manchmal unzuverläßig.



und ist dem mächtigen Zuge seines Gottes gefolgt in die weite, weite Welt hinein."

In dem hier angedeuteten, über nationale, kirchliche und konfessionelle Schranken sich um höherer Interessen willen hinwegsetzenden Missionscharakter Goßners und des von ihm ausgegangenen christlichen Geistes scheint uns seine größte Bedeutung zu liegen. Und in diesem Sinne ist uns die vorliegende Biographie in erster Linie ein überaus schätzenswerther Beitrag zur Missionsgeschichte dieses Jahrhunderts. Nicht die sog. kirchliche Frage der Gegenwart, sondern die gewissermaßen unkirchliche, bei aller Unscheinbarkeit doch großartige Entwickelung, welche die äußere und innere Mission im 19. Jahrh. genommen hat, scheint uns im nächsten Zusammenhang mit der vom Verfasser erwähnten „großartigen Geistesströmung der Mitte des vorigen Jahrhunderts" zu stehen.

„In unwandelbarer Treue hat Goßner sein heiliges Kleinod (darunter ist doch wohl seine durch den Glauben an Christum erlangte evangelische Freiheit zu verstehn?) durch alle Stürme hindurchgetragen, hat es der römischen, der griechischen, der evangelischen Kirche gezeigt und verkündigt. Lange schien es, als ob die ergreifende Bewegung, die in diesem ihrem Träger zumal die römische Kirche von sich ausgestoßen, nicht in der evangelischen Kirche einmünden würde, als ob für eine weitere kirchliche Ausgestaltung sich im 19. Jahrh. noch ein freier Raum müsse finden lassen, der in den Tagen Luthers und Calvins nicht vorhanden gewesen. Es hat schwere innere Kämpfe, lange Ueberlegung gekostet, bis die Ueberzeugung gefestigt war, daß auch heute noch kein Platz vorhanden. Der seit seiner Jugend und auch in der römischen Kirche nur das Werk eines evangelischen Predigers gethan und weidlich auch nach der Kraft Gottes, wie Paulus, mit dem Evangelio gelitten, — er that dasselbige Werk nun auch in der evangelischen Kirche und litt auch da fast dasselbige Leiden."

Liegt nicht in diesen letzten Worten das Bekenntniß, jene Bewegung sei wirklich in der gegenwärtigen evangelischen Kirche noch nicht zu ihrem Ziele gelangt? Goßner war und blieb ein Evangelist, ein Missionar, — und in der Ausübung dieses seines Berufes hat ihn zugestandener Maßen die evangelische Kirche (wenigstens in ihren amtlichen Leitern) fast ebenso sehr gehindert, als die römische und griechische. Es kann demnach nicht zweifelhaft sein, daß die

Gemeinschaft und die Thätigkeit, in welcher Goßner sich schließlich allein heimisch fühlte, keine andere war, als die „geistige" Missionsgemeinde, welche an keine Konfessions- oder Landeskirche gebunden, wesentlich noch auf demselben Grund und Boden steht, wie die Bibelchristen vom Ende des vorigen und Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, welche „in brüderlicher Bedürftigkeit und gleicher Noth gern ihren schmalen Erwerb gegenseitig austauschten — und zwar mit dem hellen Jubel einer ersten Liebe, der uns auch heute noch so wohlig aus den Schriften jener Zeit entgegenhallt."

Ja, wer sich noch zu diesem keineswegs überwundenen, wohl aber von vielen verlassenen Standpunkt bekennt, wie bis auf den heutigen Tag die Mehrzahl deutscher Missionsgesellschaften thut, der wird in der Dalton'schen Biographie Goßners eine Apologie eben dieses Standpunktes finden und dem Verfasser für seine fleißige und gewissenhafte Arbeit von Herzen dankbar sein. —

Goßner wurde geboren im Jahr, wo der Jesuitenorden durch eine päpstliche Bulle aufgehoben ward (1773), zu Hausen, einem damals zum Bisthum Augsburg gehörigen Weiler. Seine Eltern waren fromme, treu an der Kirche hängende Katholiken. Bald entschloß sich der von großem Wissensdurst beseelte Knabe, Priester zu werden. Seine Dorfkameraden freilich meinten, ein so lustiges fröhliches Blut, ein so starker Arm, wie er, tauge viel besser für den Bauernkittel und hinter den Pflug, als ins Meßgewand und an den Altar; auch seine Eltern, theils aus einem gewissen Bauernstolz, theils weil sie wußten, welch völlige Loslösung vom Vaterhaus das Priesterwerden mit sich bringen würde, waren gegen diesen Entschluß. Aber der junge G., dem es schon als kleinem Buben eine Lust gewesen war, im Winter bei rechtem Schneegestöber sich einen Schurz umzubinden und vom Tisch in der Stube aus den Schneeflocken zu predigen, ließ sich nicht irre machen. Der junge Pfarrer, dem er 1784 bei seinem ersten Abendmahl in der Beichte auch seine Neigung zum geistlichen Berufe offenbarte, ward nun sein Fürsprecher bei den Eltern.

Schon 1785 bezog er das St. Salvator-Gymnasium in Augsburg, wo er in drei Grammatikal- und zwei Humanitätsklassen von den „Exjesuiten" fürs Universitätsstudium zugestutzt wurde, ausgezeichnet fleißig lernte, so gutmüthig war, daß er alles, was er besaß, an Dürftige wegschenken konnte, von seinen Kameraden aber

immer noch als ein „durchtriebener“, d. h. schelmisch heitrer Gesell geschätzt wurde. Die „ungehörige Liebe zu seinen Verwandten“ aber wurde er hier abzulegen ermahnt.

A. 1792 zog er trotz der Warnung seiner jesuitischen Lehrer nach Dillingen, wo damals noch am Gymnasium das „Quadrat der Jugendbildung“ (Fenneberg, Hörmann, Keller, Weiß) und an der Hochschule das „Dillinger Kleeblatt“ (Weber, Zimmer, Sailer), zusammen auch das „Siebengestirn“ genannt, in großem Segen wirkten und eine evangelische Frühlingsluft ausströmten, in welcher mehr als ein junger Theologe den „Anstoß zu einer ewigen Bewegung“ empfieng. G. kam gerade noch rechtzeitig hin, um etwas von diesem neu erwachten Geistesleben zu spüren, ehe es in kalter Maiennacht — durch eine ketzerrichterliche jesuitische Untersuchung — geknickt wurde. Der alte jesuitische Lehrplan sollte wieder eingeführt werden, die Studenten keine Bücher ohne bischöfliche Approbation lesen u. s. w. Viele wanderten in Folge hievon aus; so auch G., der nun in Ingolstadt als Alumne im klösterlichen Georgianum seine Studien vollendete. Diese drei Jahre waren eine angestrengte Lernzeit für ihn, zugleich voll tiefgehender Kämpfe, bittrer Enttäuschungen, schmerzlicher Erfahrungen und Entbehrungen. Vergeblich suchte er nach Freunden, „die das Gute, Wahre, Schöne, Edle lieben, rastlos suchen, in sich einschließen, tief eindrücken, fruchtbar machen und Anderen redlich mittheilen“; in seinen Kameraden fand er fast lauter rohe, fade, oberflächliche und ausgelassene Gesellen. Um so lieber wurden ihm die Bücher, vor allen der innige, ihm Lebenslang werth gebliebene Thomas v. Kempis. Aber auch nach verbotenen Früchten aus der protestantischen Kirche streckte er seine tastende Hand aus, so nach Lavaters Schriften, die ihm seiner Zeit schon Sailer empfohlen hatte. Nach Lavaters Muster führte er natürlich auch ein recht sentimentales „Tagebuch oder Notaten. Resultate meines Denkens, Empfindens, Lektüre, Umgang u. s. w. Geschichtsbuch meines Herzens“. Von Lavater sagt er denn auch: „Er war mir der Auserwählteste. So hat kein Mensch auf mich gewirkt.“ Persönlichen Einfluß auf ihn hatte eigentlich bloß sein Beichtvater, der Franziskaner Niedermayer, Verfasser des „Katechismus der Naturlehre für alle diejenigen, welche Gottes Güte und Wahrheit aus den Werken der Natur kennen wollen“. Seine Lehrer wollten G. für die wissenschaftliche Theologie festhalten, er aber widerstand der Lockung, trotz-

[redacted]

dem daß das Predigen ihm damals noch „eine harte, saure Arbeit" war. Der Quell sprudelte eben noch nicht in ihm, von welchem später Ströme lebendigen Wassers ausgehen sollten.

Nach einem gut bestandenen Examen und lustigen Abschied von seinen Universitätskameraden, empfieng er 1796 zu Dillingen die Priesterweihe, brachte dann vorschriftsgemäß ein Vierteljahr in einem geistlichen Seminar, richtiger „geistlichem Zuchthaus" zu Pfaffenhausen zu, unter „trübsinnigen, freudlosen, finsteren, ungeselligen, zurückhaltenden und zurückstoßenden, ja unmenschlichen Menschen", so daß, als er 26. Jan. 1797 aus dem Seminar ins Freie trat mit dem Bewußtsein, nicht wiederkehren zu müssen, „er alles fühlte, was ein Seliger hienieden Süßes und Wonnevolles fühlen kann."

Bald sollte er noch eine andere Freiheit und Seligkeit kennen lernen. Das Werkzeug seiner Bekehrung wurde der damals in der Priesterkorrektionsanstalt zu Göggingen eingesperrte Prediger der Gerechtigkeit, Martin Boos. Ein Brief von diesem warf den zündenden Funken in G.'s Herz, das fortan nun keine andere Theologie mehr kannte und suchte, als die des von Boos verkündigten „Christus für uns und Christus in uns".

Das geschah im J. 1797. Schon 1802 wurde G. wegen Boos'scher Schwärmerei und Ausbreitung derselben angeklagt und jetzt war die Reihe an ihm, nach Göggingen zu wandern. Hier traf er aber statt der gefürchteten schrecklichen Gesellschaft in dem durch Boos bekehrten Kerkermeister Hofmann einen Glaubensgenossen! Die Haft dauerte übrigens nicht lange und schon nach einem Jahre erhielt G., da unterdessen ein Umschwung in der bayrischen Kirchenpolitik eingetreten und die Macht der Exjesuiten gebrochen war, die stattliche Pfarre Dirlewang. Mit ihm zog dort seine fromme Haushälterin Idda ein, die 50 Jahre lang seine treue Pflegerin blieb und seine „Martha und Maria zugleich" war.

Nach jahrelanger angestrengter und gesegneter Pastoralthätigkeit sehen wir G. aber 1811 seine Pfarre einem theuren Bruder, Bayr, übertragen und finden ihn dann auf einer längeren Reise — in Basel bei Spittler, in St. Gallen bei Anna Schlatter u. s. w. Gern hätten diese ihn in der evangelischen Kirche festgehalten. Natürlich hatte G. mit ihnen und mit sich selbst einen schweren Kampf zu bestehen. Um äußere Zugehörigkeit zu irgend welcher Kirche oder Gemeinschaft war es ihm nie zu thun gewesen; alles was er auch

jetzt wollte, war Freiheit, dem Evangelium gemäß zu leben und zu lehren. „Er wollte durchaus nichts wissen von einer speciellen Verbrüderung, Verbindung, Gemeinschaft außer und neben der, in welcher — wie er sich ausdrückte — ich schon als Mensch mit allen Menschen, als Christ mit allen Christen stehe.“

So blieb er denn in der katholischen Kirche, so lange man ihn darin duldete. 1812 nach Bayern zurückgekehrt, von einer frühern Krankheit noch nicht ganz genesen, erhielt er ein Benefiziat in München und wirkte nun in freier Weise theils als Erbauungsschriftsteller, theils als Katechet, Prediger und Seelsorger. Bald hatte sich um ihn, wie später in Petersburg, eine „Goßner-Gemeinde“ gesammelt und hier unter Seelen, die nach der Gerechtigkeit hungerten und dürsteten, war er in seinem eigentlichen Element. An Verdächtigungen und Anklagen fehlte es natürlich nicht. Daß er trotzdem noch einige Jahre in dieser Weise fortarbeiten konnte, hatte er dem damals allmächtigen Minister Montgelas zu verdanken, der alle Anklagen gegen G. mit den charakteristischen Worten abwies: „Ich nehme mich ums Frommsein nichts an; lasset die Leute auf ihre Weise fromm sein. Ich will nichts mehr von der Sache hören.“

Unter so günstigen Umständen konnte G. denn auch ganz offen mit protestantischen Freunden, die ihn gelegentlich aufsuchten, verkehren. Unter ihnen war auch Schleiermacher, dessen Urtheil über G. also lautet: „tüchtig, fest, frei“; sodann der Quäker Grellet, der selbst früher Katholik, diese Bewegung in der römischen Kirche mit Interesse verfolgte.*) Am meisten sagte schon damals dem gemüthstiefen G. das Wesen der Brüdergemeinde zu, deren „Losungen und Lehrtexte“ er schon längst benutzte und aus deren Gesangbuch er in seinen Versammlungen singen ließ.

Seine bedeutendste schriftstellerische Arbeit aus dieser Zeit ist die deutsche Uebersetzung des N. T. für Katholiken, welche er nach längerer Vorbereitung 1815 zum erstenmal im Druck erscheinen ließ und welche seither in mehr als 30 Auflagen verbreitet worden ist. Kronprinz Ludwig von Bayern nahm die Widmung dieses Werkes an und zeichnete den Verfasser mit einer goldenen Medaille aus. Aber

*) The life of Stephen Grellet, von B. Seebohm, liefert interessante Beiträge zu der inneren Kirchengeschichte jener Tage. 31 Geistliche gehörten nach den Aufzeichnungen des Quäkers der Boos-Goßnerischen Richtung an (Jan. 1814).

[redacted]

nicht die Uebersetzung und Herausgabe dieses N. T. war G. die Hauptsache, sondern die Verbreitung desselben unter dem Volke. In zwei Jahren gelang es ihm, nicht weniger als 27,000 Exemplare desselben unter die Leute zu bringen. Unterstützt wurde er dabei durch die Freigebigkeit der Britischen Bibelgesellschaft, welche, als der Prediger Steinkopf für Goßner um 200 Pfund St. zur Verbreitung des N. T. bat, sogleich 500 Pf. St. bewilligte.

Daneben war G. eifrigst bemüht, eine im wahren Sinne geistreiche Erbauungsliteratur zu beschaffen und zu verbreiten. Zu diesem Zweck gab er das ursprünglich in Frankreich erschienene „Herzbüchlein“ in neuer Gestalt deutsch heraus, ebenso Auszüge aus Tersteegens „Leben heiliger Seelen“ und endlich sein größtes eigenes Werk: „Geist des Lebens und der Lehre Jesu Christi“.

Aber lange dauerte diese Friedens- und Segenszeit doch nicht. Die Jesuiten machten allenthalben gewaltige Anstrengungen, den Zeiger auf der Weltuhr zurückzuschieben; in diplomatischen und Regierungskreisen kam ihnen Metternich zu Hilfe, der alle Fürsten glauben machen wollte, daß nur der Anschluß an Rom ihre Throne sichern könne. Bald trat denn auch in Bayern eine starke Reaktion ein. 1817 fiel Montgelas, der frühere Illuminat. Pfr. Lindl, welcher zuerst ein wohlmeinender aufklärerischer Rationalist gewesen, dann durch Goßners Einfluß bekehrt und ein gewaltiger Prediger geworden war, wurde auf eine andere Stelle versetzt; G. selbst erhielt die Erlaubniß zur Seelsorge und zum Predigen, um welche er je alle drei Jahre einkommen mußte, jetzt nicht wieder, und beide miteinander wurden als vom Teufel Besessene verschrieen. Letzteres freute und beschämte den theuren Goßner, weil er sich dadurch so völlig auf eine Linie mit seinem Herrn und Meister gestellt sah; — aber da man ihm seine Arbeit genommen, mußte er nun förmlich um seine Entlassung bitten und den Wanderstab ergreifen, um sich einen neuen Wirkungskreis zu suchen.

In München war man übermäßig froh, Goßner loszuwerden und stellte ihm daher ein glänzendes Entlassungszeugniß aus, dahin gehend, daß G. sieben Jahre als Kaplan, sieben Jahre als Pfarrer in Dirlewang und sieben Jahre als Benefiziat in München mit größtem Eifer und zu voller Zufriedenheit seiner Vorgesetzten gearbeitet habe und „der Würdigsten Einer zur Empfehlung jeglicher Gunst und Gnade sei“.

Zum Abschied durfte er noch einmal predigen. Acht Männer hatten sich verabredet, ihn durch den Ruf zu unterbrechen: „Du lügst, du bist ein Verführer des Volkes.“ Sie wurden aber von der Rede des geistesmächtigen Mannes so ergriffen, daß keiner von ihnen der Verabredung gemäß handelte. Von seiner „Gemeinde“ nahm G. noch besonders in seiner Wohnung einen rührenden Abschied. Ein Pokal, den man ihm zum Andenken geschenkt, wurde bei dieser Gelegenheit mit Wein gefüllt und gieng dann, von Goßner gesegnet, von Hand zu Hand und von Mund zu Mund.

Unterwegs predigte G. noch einmal bei Lindl, und zwar im Freien vor etwa 15,000 Zuhörern, besuchte in Stuttgart und an einigen anderen Orten gläubige Brüder und Schwestern und langte endlich an seinem Bestimmungsorte Düsseldorf an, wo er als Kaplan und Religionslehrer am Gymnasium eine Anstellung gefunden hatte, hauptsächlich durch die Vermittlung von Boos, der selbst, aus seiner Heimat vertrieben, hier eine Zeit lang thätig gewesen war.

Leider wurde G. nur zu bald inne, daß „der Teufel ihm per Extrapost nach Düsseldorf vorausgeeilt“ sei. Durch Briefe von Augsburg her war er im Voraus als eine verdächtige und gefährliche Person bezeichnet worden, so daß namentlich sein nächster Vorgesetzter Schmitz ihm beständig auflauerte und das Leben geradezu unerträglich machte. Dazu kamen noch Verleumdungen und Stadtklatsch der gemeinsten Art, so daß G. bald merkte, in Düsseldorf sei seines Bleibens nicht.

Gott selbst erlöste ihn aus diesem, durch böse Menschen ihm zur Hölle gewordenen Ort und brachte ihn durch Kaiser Alexander I. nach Petersburg, wo alle möglichen Umstände auf wunderbare Weise zusammenkommen mußten, seinen Aufenthalt (1820—24) ihm selbst im höchsten Grade angenehm und für Tausende seiner Zuhörer gesegnet zu machen.

Die Schilderung seiner Thätigkeit als Prediger an der Maltheserkirche in Petersburg, seiner evangelistischen Wirksamkeit unter Russen, Katholiken und Protestanten, und dann die Darstellung der Ereignisse und Intriguen, welche schließlich zu seiner Verbannung aus Rußland führten, gehört zu den anziehendsten und durch neue Aufschlüsse werthvollsten Abschnitten des Dalton'schen Buches.

Tieftragisch geht von nun an durch Goßners Leben ein Zug des herzbrechenden Schmerzes über zerronnene Ideale, geknickte Hoff-

[redacted]

nungen und ein zerstörtes Saatfeld. Es war wirklich „ein Reif in der Frühlingsnacht“ gefallen, und lange noch waren die Nachwirkungen davon bei G. spürbar.

Seinen Freunden in Berlin, wohin er sich jetzt zunächst wandte, kam er vor, wie ein Hirt ohne Heerde, wie eine Henne ohne Küchlein, ja wie eine Bärin, die ihrer Jungen beraubt ist. Er war sehr verändert gegen früher, hatte noch mehr Geist empfangen, war aber rauher und schroffer geworden; in seinen Zügen war zu lesen: hinfort mache mir niemand weiter Mühe; ich trage die Mahlzeichen des Herrn Jesu Christi an meinem Leibe.

Die protestantische Kirchenluft, welche ihn in Berlin anwehte, war auch nicht geeignet, das Heimweh nach Petersburg zu vertreiben und für den Verlust der ersten Liebe einen Ersatz zu bieten. So hatte z. B. eine Dame dafür, daß sie Lindl — „einen Menschen, der seiner Kirche meineidig wurde“ — zum Pfarrer vorgeschlagen, einen Verweis vom Konsistorium erhalten; wozu G. die Bemerkung macht: „Da habt Ihr's; sie sagen immer, man soll den Rock ausziehen, und wenn's geschehen, so geben sie einem kein Hemd, sondern lassen einen nackt stehen und spotten. Sie sind alle untüchtig geworden und ermangeln des Ruhmes u. s. w.“

So war und blieb G. denn auch auf kirchlichem Gebiet ein heimatloser Flüchtling und Fremdling. In Berlin weilte er nur kurze Zeit, ebenso in Altona, wo er bei der Christenthumsgesellschaft und Brüdergemeinde Freunde fand, auch Merle d'Aubigné und Amalie Sieveking kennen lernte, welch letztere er für ihren künftigen Beruf als barmherzige Schwester väterlich-priesterlich einsegnete.

Einen festen Wohnsitz nahm er erst in Leipzig, wo er mit Tauchnitz bereits früher in geschäftlichen Verkehr getreten war und wo er nun 1¾ Jahr lang ganz in der Stille schriftstellerischen Arbeiten (Thomas a Kempis, Schatzkästchen, Leben von Martin Boos u. s. w.) sich hingab. Bald sollte er aber erfahren, daß sein seliger Freund Boos Recht gehabt, als er ihm einmal sagte: „Der Polizeidiener wird dir allezeit den Weg zeigen, wo du hinsollst.“

Zu seiner Hausandacht pflegten sich nämlich bei G. einige Freunde einzustellen, was ihm eine Freude war, da ihm ja „sein Garten genommen war“ und er so doch „die Blumen im Topf ziehen“ konnte. Aber auch das sollte ihm nicht vergönnt sein. Während er seine Erbauungsstunden hielt, lauerten hinter der Thür of-

fizielle Spione. Die Polizei und das Konsistorium vereinigten sich, ihn aus Leipzig wegzubringen. Da man nämlich in ihn drang, zu sagen, welcher Konfession er angehöre, und er immer nur wiederholte, er sei ein Christ und gehöre zu keiner besonderen Konfession, ward ihm die Aufenthaltsbewilligung entzogen und er genöthigt, die Stadt zu verlassen. Abermals war nun G. auf's „Vagabundiren" angewiesen, fand aber die herzlichste Aufnahme in Schlesien, namentlich bei den Grafen von Dohna und Reuß (1825 und 1826). In diesen Kreisen genoß er auch zum erstenmal in seinem Leben das Abendmahl mit einer evangelischen Gemeinde, trat also, wenn auch nicht förmlich, so doch faktisch zur protestantischen Kirche über.

Eine neue Periode seines vielbewegten Lebens fängt aber erst mit seiner Uebersiedlung nach Berlin an, wo er endlich seine irdische Bleibstätte finden sollte. Hier nämlich unterwarf er sich mit bewundernswerther Demuth, fast möchte man sagen Herablassung, dem theologischen Kandidaten-Examen und erhielt nach langen und langweiligen Plackereien als 55jähriger Mann die Stelle eines Hilfspredigers neben dem alten Koblank. Dieser zwar wußte, was er an G. hatte, und sagte, als er ihn seiner Gemeinde vorstellte, er habe einen tüchtigen Prediger gesucht, und siehe! er habe einen Engel gefunden. Aber auch hier wurde G. vertrieben. Bei seiner Anstellung war ein Formfehler begangen worden und er mußte einem vom Konsistorium ernannten Hilfsprediger weichen.

So wurde er denn abermals ein Stundenhälter und „Stubenprediger", unverdrossen das Werk eines Evangelisten treibend. Nur zwei Geistliche gaben ihm ihre Kanzeln, der Prediger der Brüdergemeinde und — Schleiermacher. Erst 1829 erhielt er eine ordentliche Anstellung als Pfarrer an der Bethlehemskirche, auch böhmische Kirche genannt. 17 Jahre blieb er in dieser Stellung und schied aus derselben erst, nachdem er das fünfzigste Jahr seiner geistlichen Amtsthätigkeit zurückgelegt hatte.

Gewiß gab es als Prediger und Seelsorger keinen treueren Gemeindediener als Goßner war; aber ihm, der so oft und so lange im Kleinen treu gewesen war, konnte Gott von Jahr zu Jahr Größeres anvertrauen. Sein großartiger Reichsgottessinn trieb ihn über die Grenzen seiner Gemeinde, ja über die Grenzen der Kirche, über die Grenzen des christlichen Europa hinaus, das Evangelium aller Kreatur zu bringen, die Blätter vom Baume des Lebens, daran er

selbst für Zeit und Ewigkeit genesen war, auch seinen an Leib oder Seele kranken Mitmenschen zu reichen.

Naturgemäß fieng er mit allerlei Werken der inneren Mission an, gründete einen Männer- und einen Frauen-Krankenverein, dann das große Elisabeth-Krankenhaus nnd eine ganze Reihe von Kinder-Warte-Anstalten. Ueberall war er selbst dabei, unermüdet predigend, tröstend, antreibend, pflegend, pflanzend, begießend, vorangehend. Und mit dem zunehmenden Alter wurden diese Arbeiten nicht weniger, sondern mehr. „Wer da hat, dem wird gegeben" und „Die gepflanzet sind in dem Hause des Herrn, werden in den Vorhöfen unsres Gottes grünen; noch im Alter werden sie Frucht tragen, saftig und frisch sein" — diese Worte erfüllten sich sichtbar am alternden Goßner, und zwar vor allem im Verhältniß zur äußern Mission, der er einen immer größern Theil seiner Zeit und Kraft widmete. Von seinem 64. bis zu seinem 84. Lebensjahr hat er mehr zu Stande gebracht, als in derselben Zeit manche Missionsvereine.

Als 60jähriger Mann (Mai 1833) ließ er durch eine Predigt am Berliner Missionsfest sein Programm ausgehen: „Ich behaupte, die Sendung evangelischer Prediger zu allen Völkern ist zur Fortpflanzung und Ausbreitung des Christenthums, zur Beseligung der Völker das *unerläßlichste*, in der Natur des Christenthums gegründete, und zugleich das *allergesegnetste* und erfreulichste Geschäft, die *heiligste* und *wichtigste* Aufgabe, die jeder wahre Christ zu der seinigen, die ganze evangelische Kirche zu der ihrigen machen sollte." Die Predigt war von einer so überwältigenden Beredsamkeit, daß die Zuhörer nicht bemerkten, wie unter dem reichen Strom lebendiger Gedanken und Erfahrungen, der sich seit drei Jahrzehnten in ihm angestaut hatte, zwei Stunden verstrichen.

Anfangs arbeitete er (1831) mit der Berliner Missionskommittee zusammen, sah sich aber durch äußere Umstände sowohl, als durch seine ganze Begabung und Eigenthümlichkeit immer mehr zu einer selbständigen Missionsthätigkeit gedrängt, aus welcher dann (1842) der noch bestehende Goßnerische Evang. Miss.-Verein hervorgieng.

Im Dezember 1836 meldeten sich nämlich bei ihm drei Schneider- und zwei Schustergesellen, die irgendwie als Handwerker oder Levitendiener in die Mission ausgehen wollten. Diese selbst zu unterweisen und von Kandidaten unterrichten zu lassen, war ihm nun

ein heißes Anliegen. Bald war's ein Dutzend geworden und der Zudrang währte fort. Am 9. Juli 1837 segnete er 11 Männer, von denen 7 verheirathet waren, zur Arbeit in Australien ein, wohin der schottische Dr. Lang sie erbeten hatte. Ein Jahr später gab er dem englischen Miss. Start, der sein großes Vermögen rückhaltslos in den Dienst Christi gestellt hatte, ein zweites Dutzend mit nach dem Gangesthale.*) Andere folgten nach, darunter im J. 1844 die ersten Sendboten zu den Gebirgsstämmen der Kols, unter welchen s. 1850 so reichliche Ernte heranreifen sollte. Einige Unternehmungen, wie die unter den Gonds 1841, nach Neuseeland 1842, nach der Goldküste 1847 mißglückten; die herbe Forderung, wie Paulus baldmöglichst an allen Orten durch Händearbeit ihr eigen Brot zu essen, hat unzweifelhaft manches Opfer gekostet; auch war mancher schwachen Kraft zu viel zugemuthet worden, bis sie unter der Last der Versuchungen erlag. Aber viele der Ausgesandten sind ein wirksames Salz in überseeischen Ländern geworden; das niederländische Indien insbesondere erhielt 1851 eine Hilfe um die andere von dem immer muthigen Glaubenshelden; einige eilten auf die Sangirinseln, andere auf Celebes, Flores, Rotti, Talaut; Ottow und Geißler brachen 1855 die Bahn nach Neuguinea. Eine schöne Anzahl predigte den Deutschen in Nordamerika; ein Paar zog in die Kapkolonie.

Bei seinen Lebzeiten that Goßner fast die ganze Arbeit allein. „Was für große Häuser! Inspektoren, Sekretäre, Hausväter u. s. w." konnte er im Blick auf andere Missionen sagen, — „ich bin Inspektor, Hausvater, Sekretär, Packesel, alles in einer Person". Die ganze Korrespondenz und Buchführung besorgte er eigenhändig; 70 Jahre alt lernte er noch englisch, um seine Missionsblätter (Die Biene auf dem Missionsfeld, s. 1834; Die kleine Biene, und Der christliche Hausfreund) durch Uebersetzungen aus ausländischen Berichten zu vervollständigen. Mit 5 einfachen christlichen Jünglingen hatte er 1836 angefangen; in 21 Jahren waren es 140 Missionare, darunter 15 Kandidaten der Theologie, die er nach den vier Welttheilen ausgesandt hatte!

Sie alle trug er auf betendem Herzen, handelte täglich und

*) Ein Irrthum ist's übrigens, wenn der Biograph S. 382 diese Missionare von dem (1834 verstorbenen) Dr. W. Carey selbst noch begrüßen läßt.

stündlich mit seinem Gott und Vater und ließ nicht von ihm, bis er sich gesegnet wußte. So viele Lücken in seiner leitenden und verwaltenden Thätigkeit auch eintreten mochten, wie denn z. B. ein organisatorisches Talent bei dem unermüdlichen Manne gar nicht zur Erscheinung kommen will, am Ende betete er doch, so lang er lebte, Alles wieder leiblich zurecht.

Auch während seiner letzten Leidens- und Schmerzenszeit, wo er viel „mit Ihm, dem Alleinigen, allein" war, widmete er alle besseren Augenblicke und Stunden seiner Missionsarbeit. Endlich hatte er ausgearbeitet (1858) und durfte zu seiner Ruhe eingehen. Als Friedrich Wilhelm IV. ihn einmal fragte, ob er ihm nicht irgend einen Wunsch erfüllen könne, hatte G. gesagt: „Ja, ich habe einen großen, herzlichen Wunsch: ich wünsche, daß mein König einst die Krone des ewigen Lebens empfangen möge." Diese Krone hat er nun selber empfangen und darf ernten die Früchte seiner Arbeit, an welcher, namentlich auf dem Gebiet der Kols-Mission, sich so reichlich verwirklicht hat, was Jesaias 60, 22 geschrieben steht. Bei uns aber bleibt sein Gedächtniß im Segen.

Punindie.

Punindie ist der Name einer Missionsstation in Südaustralien, welche wohl verdient, näher betrachtet zu werden. Der anglikanische Bischof von Adelaide liefert uns dazu das Material in einem Aufsatze,*) worin er zugleich seinem Amtsbruder in Westaustralien, dem (Miss.-Mag. 1873. S. 185 erwähnten) Bischof Hale von Perth ein Denkmal setzt.

Dieser Hale war nämlich früher Erzdiakon in Adelaide, wo er als Vorsteher der Regierungsschule das Bedürfniß empfand, die in derselben unterrichteten Papua Kinder gegen den immer drohenden Rückfall in heidnische Barbarei zu schützen. Denn wie oft wurden dieselben von ihren wilden Eltern zurückgefordert und in alle Un-

*) A Visit to Poonindie. Mission Life. March. 1874.



sitten des hergebrachten Buschlebens eingeweiht; da herrschte das Gesetz, jeden Angehörigen fremden Stamms, der ihre Wege kreuzt, zu tödten. Am 10. Sept. 1850 siedelte Hale 11 junge Schwarze (19- bis 25jährige) Schüler auf der schönen Insel Boston, gegenüber vom Hafen Lincoln, an. Es waren 5 verheirathete Paare und ein Jüngling, welche in dieser Weise dem Einfluß der Heiden völlig entzogen werden sollten.

Wassermangel zwang Hale schon nach wenigen Wochen seine Anstalt an den Fluß Tod zu verlegen, wo nun ein ganzes Dorf von dem Segen zeugt, welcher dieses Unternehmen 24 Jahre lang begleitet hat. In einem länglichen Viereck ziehen sich die Missions- und Landwirthschaftsgebäude am Ufer des Flusses hin, von herrlichen Wiesesflächen und Weizenfeldern umgeben.

Statt der Jagd sollte zunächst Viehzucht — neben christlichem Unterricht — die tägliche Beschäftigung bilden; dazu bot auch die Regierung eine helfende Hand; man hatte bald 5000 Schafe zu weiden und richtete Viehställe zur Gewinnung von Milch und Butter ein. Felder und Gärten zu bestellen, war die nächste Arbeit. Der Aufseher der Eingeborenen in der Kolonie fuhr fort, der Anstalt verlassene oder verwaiste Kinder zuzuwenden, welche nun von Schafhirten, Ochsentreibern, Pferdebändigern, bald auch von Maurern und Zieglern, Zimmerleuten und Schafscherern in allerlei Gewerben unterrichtet wurden. Hatte der Erzdiakon in Lincoln zu predigen, so übernahm bald der erste der Getauften „Conwillan" die Leitung des Gottesdienstes in Puninbie, und er vollzog diese Aufgabe in so befriedigender Weise, daß auch weiße Kolonisten der Umgegend sich regelmäßig in der Missionskirche einfanden.

Fünf Jahre lang währte die schöne Zeit des ersten Wachsthums. Während fast alle weißen Arbeiter je und je dem Trinken anheimfielen, blieben die schwarzen davor bewahrt, auch wenn sie mit Ochsenkarren nach Lincoln zu fahren hatten. Conwillan wurde einmal von Hale getroffen, wie er außer seinem eigenen Karren auch den eines weißen Nachbarn belud, weil dessen Fuhrmann betrunken am Ufer lag.

Aber im Juni 1856 wurde Westaustralien zu einem eigenen Bisthum erhoben, und dem Erzdiakon Hale übergeben. Damit verlor die Anstalt in Puninbie ihren Vater und ein geeigneter Ersatz fand sich nicht sogleich vor. Nur allmählich trat Hammond in

[redacted]

die vielverzweigte Thätigkeit seines Vorgängers ein, und er hatte durch eine Zeit großer Entmuthigung sich durchzukämpfen, da in 20 Monaten (1856—58) trotz aller Sorgfalt 22 Todesfälle eintraten und die ganze Gemeinde kränkelte. Niemand wollte mehr den Busch verlassen und in das verschrieene Todesthal ziehen.

Zugleich verweigerte nun die Kolonialregierung, d. h. die Kammer der Exsträflinge und Kolonisten, die bisher gewährten Zuschüsse; die öffentliche Stimme schilderte das Unternehmen als ein völlig hoffnungsloses. Dagegen begannen die Leiter der Anstalt jetzt Wochenlohn einzuführen, und wenigstens die äußeren Verhältnisse der Niederlassung besserten sich zusehends, wenn auch das geistliche Leben noch längere Zeit ein gedrückteres blieb, als es im Anfang gewesen war.

Man fand endlich die richtige Straße, indem ernstlicher auf wahres Christenthum hingewirkt und die Entfernung der meisten weißen Arbeitsaufseher und Meister durchgesetzt wurde. Jetzt wohnen dort nur noch ihrer drei: ein Zimmermann, ein Pflüger und ein Bäcker.

Beständige Arbeit wird nicht verlangt, kein Eingeborner hält solche ohne Schaden auf die Länge aus, außer sie werde durch irgend eine Abwechslung unterbrochen. Also ist das Cricketspiel mit vielem Erfolg eingeführt worden; im Wettspiel mit den Weißen von Lincoln gewinnen fast ohne Ausnahme die Schwarzen von Puninbie. Ebenso wird im Schulzimmer Abends Brett und Damen gespielt; Musik ohnehin, die sehr beliebt ist, nebst einem Tanz in Ehren. Die Gesundheit der Erwachsenen wie der Jugend läßt gegenwärtig nichts zu wünschen übrig.

Die Anstalt ist bereits völlig schuldenfrei. Ein Zaun umgibt die große Schafweide, welche jährlich über 100 Ballen bester Wolle liefert, und 200 Morgen werden gepflügt und besät; jedes Pärlein wohnt im eigenen Hause; die Kapelle steht erweitert und verschönert da. Wie freuten sich doch die glücklichen Bewohner als Bischof Hale nach 16jähriger Abwesenheit sie wieder besuchte und mit 21 Brüdern und Schwestern das h. Abendmahl genoß. In allen Stücken fand er das große Werk vorgeschritten; und diese Australier steuern schon 130 fl. des Jahres zur evangelischen Mission bei, abgesehen vom Erträgniß weiblicher Arbeiten.

Man glaube doch nicht, daß irgend eine Menschenrasse so ver-

kommen oder ursprünglich so verschieden geartet sei, daß unter richtiger Behandlung sie im Laufe der Geschlechter sich nicht zur Gleichheit mit dem Europäer aufschwingen könne. Namentlich von den Kindern gemischter Abkunft bezeugt der Bischof Aug. Short (s. 1847 in Adelaide), daß sie „ein schönes, kräftiges, gesundes Geschlecht sind, nicht dunkler als Südeuropäer und ganz im Stande, sich schon in der ersten Generation dem Briten oder Deutschen an die Seite zu stellen; sie pflügen oder schwingen die Axt mit gleicher Sicherheit und scheren ihre 75—100 Schafe des Tags mit größerer Sorgfalt und mehr Geschick als ihre weißen Concurrenten. Man weiß es in Lincoln, daß die Puninbie Scherer zuverlässig sind, und daß Tom Adams unbedingt der beste Scherer im ganzen Bezirk ist. Möge denn das Vorurtheil vor dem unumstößlichen Thatbestand weichen, und möge der Spötter ein Dörflein, bewohnt von einer gleichen Zahl von Angehörigen verschiedener Kreise in Britannien und Irland aufweisen, die so in Frieden und Eintracht zusammenleben, so frei von sittlichen Vergehen und so fröhlich in ihrem Glauben wie die Schwarzen und Mischlinge von Puninbie. Dafür sei Gott die Ehre durch unsern Herrn Jesum Christum!

Ein Märtyrer in Mexiko.

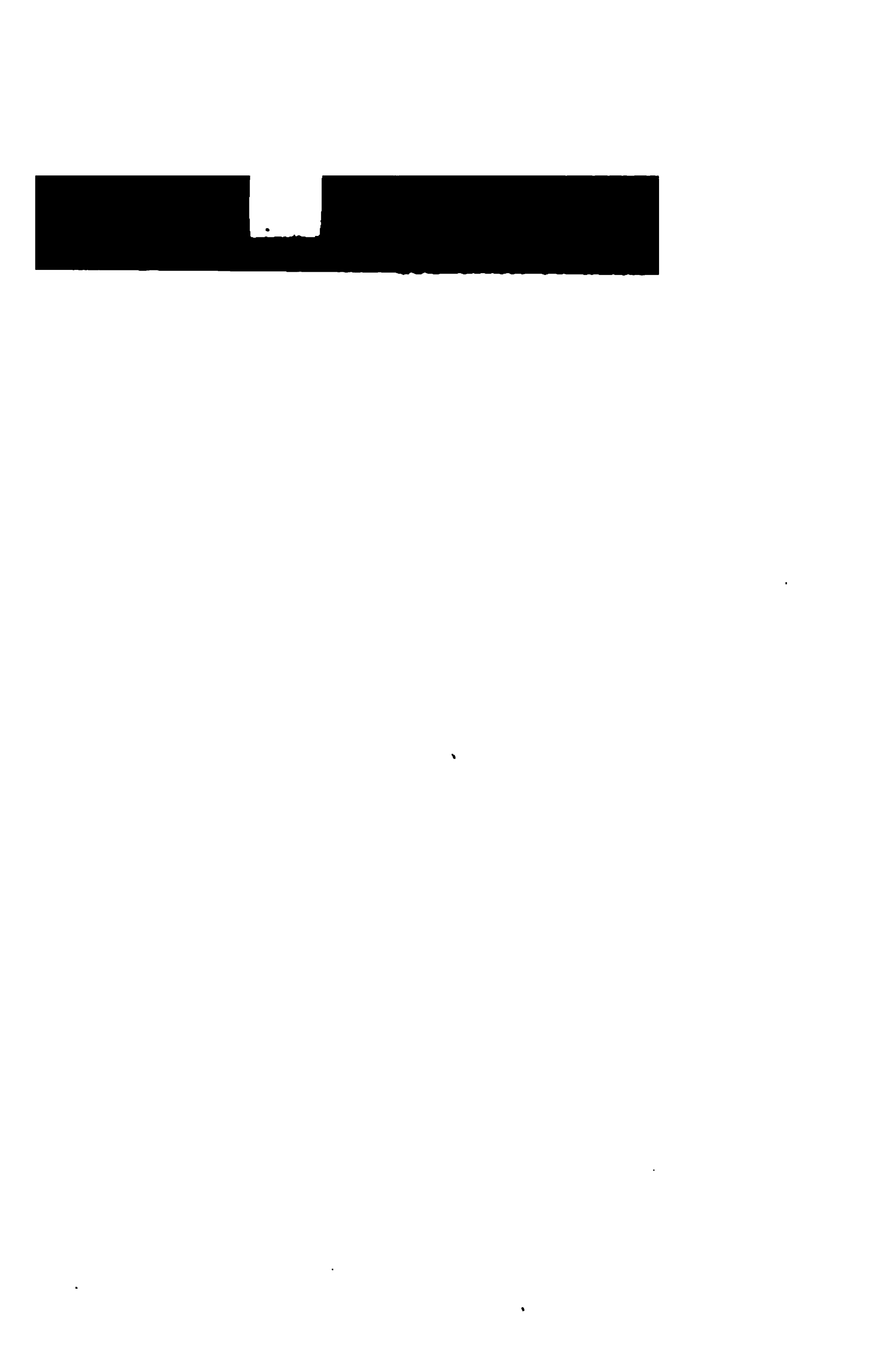
Am 2. März 1874 wurde in Ahualulko (Staat Jalisco) der amerikanische Miss. Joh. Luther Stephens von dem Pöbel ermordet, nachdem der Priester des Orts über das Thema gepredigt hatte: Jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, muß abgehauen werden. Stephens, geb. 1847, hatte schon als Student in San Francisco sich der dortigen Chinesen fleißig angenommen, und seit seiner Ordination im Sept. 1872 mit seinem Freunde Watkins ein sehr aussichtsvolles Werk der Evangelisation in Guadalajara, der zweiten Stadt von Mexiko, unternommen. Die dortige Regierung ist in jeder Weise bestrebt, die Mörder ausfindig zu machen und die gesetzliche Religionsgleichheit zu wahren.



kommen oder ursprünglich so verschieden geartet sei, daß unter richtiger Behandlung sie im Laufe der Geschlechter sich nicht zur Gleichheit mit dem Europäer aufschwingen könne. Namentlich von den Kindern gemischter Abkunft bezeugt der Bischof Aug. Short (s. 1847 in Adelaide), daß sie „ein schönes, kräftiges, gesundes Geschlecht sind, nicht dunkler als Südeuropäer und ganz im Stande, sich schon in der ersten Generation dem Briten oder Deutschen an die Seite zu stellen; sie pflügen oder schwingen die Axt mit gleicher Sicherheit und scheren ihre 75—100 Schafe des Tags mit größerer Sorgfalt und mehr Geschick als ihre weißen Concurrenten. Man weiß es in Lincoln, daß die Punindie Scherer zuverlässig sind, und daß Tom Adams unbedingt der beste Scherer im ganzen Bezirk ist. Möge denn das Vorurtheil vor dem unumstößlichen Thatbestand weichen, und möge der Spötter ein Dörflein, bewohnt von einer gleichen Zahl von Angehörigen verschiedener Kreise in Britannien und Irland aufweisen, die so in Frieden und Eintracht zusammenleben, so frei von sittlichen Vergehen und so fröhlich in ihrem Glauben wie die Schwarzen und Mischlinge von Punindie. Dafür sei Gott die Ehre durch unsern Herrn Jesum Christum!

Ein Märtyrer in Mexiko.

Am 2. März 1874 wurde in Ahualulko (Staat Jalisco) der amerikanische Miss. Joh. Luther Stephens von dem Pöbel ermordet, nachdem der Priester des Orts über das Thema gepredigt hatte: Jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, muß abgehauen werden. Stephens, geb. 1847, hatte schon als Student in San Francisco sich der dortigen Chinesen fleißig angenommen, und seit seiner Ordination im Sept. 1872 mit seinem Freunde Watkins ein sehr aussichtsvolles Werk der Evangelisation in Guadalajara, der zweiten Stadt von Merico, unternommen. Die dortige Regierung ist in jeder Weise bestrebt, die Mörder ausfindig zu machen und die gesetzliche Religionsgleichheit zu wahren.





Cape Coast.

[redacted]

Anfänge der Basler Mission auf der Goldküste.

Von P. Wurm.

(Schluß.)

6. Riis mit seiner Frau allein übrig geblieben.

(Reise nach Kumase und Rückkehr nach Europa.)

Der Herr Jesus vergleicht Marc. 13, 34 die Zukunft seines Reiches mit einem Mann, der über Land zog und jedem seiner Knechte sein besonderes Geschäft anwies, dem Thürhüter aber gebot, daß er sollte wachen. Das so unfruchtbar und gering scheinende Aemtchen des Thürhüters ist hier besonders hervorgehoben, denn es gibt Zeiten, wo eine große Verantwortung darauf ruht. Auch in der Mission hat der Herr verschiedene Gaben und Aemter ausgetheilt. Dem einen Missionar ist gegeben, durch seine Predigt Hunderte oder Tausende von Heiden mächtig anzufassen, daß sie fragen: was muß ich thun, daß ich selig werde? Ein anderer hat eine besondere Gabe für den Schulunterricht und darf durch denselben eine neue Generation heranziehen, die mit dem Evangelium vertraut wird und sich demselben zuwendet. Ein Dritter kann durch eine Bibelübersetzung oder andere Schriften dem ganzen Volke zum Segen werden. Andreas Riis hat während seiner ganzen Missionslaufbahn keinen einzigen Heiden getauft; es besteht keine Schule oder sonstige Anstalt, die von ihm gegründet wäre; in der Erlernung der Tschi- oder Asante-Sprache hat er allerdings den Anfang gemacht, aber er brachte es darin nicht so weit, daß seine Arbeiten jetzt noch gebraucht werden könnten. Und doch verdient es dieser Mann, daß man sein Gedächtniß erneure, denn er ist als ein treuer Thürhüter auf seinem Posten geblieben, während die Kommittee ihm mehr als einmal erlaubt hatte sein einsames Arbeitsfeld zu verlassen und nach Europa zurückzukehren oder sich der englisch-kirchlichen Mission

in Sierra Leone anzuschließen. Hätte er einmal den Muth zur Fortsetzung der Mission auf der Goldküste verloren, so wäre ohne Zweifel die Basler Gesellschaft nie mehr zur Besetzung dieses Arbeitsfeldes gekommen, auf welchem sie nun in den letzten Jahrzehnten 2500 Seelen in die Kirche Christi gesammelt und selbst für die äußere Kultur des Landes so segensreich gewirkt hat, daß ihr auch die Engländer während des Asante-Kriegs ihre Anerkennung nicht versagen konnten.

Der Blick in die Zukunft wurde immer dunkler, als Riis mit seiner treuen Gattin und ihrem Kindlein allein in Akropong stand. Die Streitigkeiten unter den Negern dauerten fort, auch nachdem der alte Herzog Ado durch Gift sich selbst getödtet hatte, und wurden für den Missionar gefährlicher, weil der neue Häuptling, der sich nun auch in Akropong allgemeine Anerkennung verschaffen wollte, in dem Wahne stand, Riis trete seinen Unternehmungen feindlich entgegen. Dieser hielt es daher für das Gerathenste, die Zeit, da er doch nichts in der nächsten Umgebung wirken konnte, zu einer neuen Reise zu benützen, in der Hoffnung, er könnte vielleicht anderswo einen Ort finden, wo die Thüre für das Evangelium aufgethan wäre. Dießmal waren seine Blicke nach Nordwesten gerichtet, nach der Landschaft Akem. Er schreibt 16. Juni 1839: „Als ich von dem harten Schlage, welchen der unerwartete Tod des l. Mürdter mir versetzte, mich etwas erholt hatte, begann ich unter Gebet und Flehen die abgebrochene Arbeit an der Sprache wieder, fest entschlossen, so viel Zeit daran zu opfern, als Kräfte, Umstände und übrige Geschäfte zuließen. Kaum aber waren drei sehr unruhige Wochen verstrichen, als ernstere Empörungen unter den Negern entstanden, die eine Partei gegen die andere zu Felde zog und mein Sprachmeister somit mir gänzlich entzogen wurde. An der Sprache konnte ich jetzt ohne Hilfe wenig thun; und weil alles in wilder Unruhe war, kein Ohr den süßen Worten des Evangeliums sich zuneigen mochte, so blieb mir wenig zu thun übrig. Mord und Raub war das Bestreben der Meisten und jeder ungerechte Sieg, traf er auch den nächsten Anverwandten, wurde hoch gerühmt. Diese Brachlegung erweckte in mir den Entschluß, eine Besuchsreise nach dem benachbarten Königreich Akem zu machen, wo ich hoffen durfte, besseren Gebrauch von meiner Zeit machen zu können. Ferner lebte ich auch der festen Hoffnung, in jenem Lande

[redacted]

einen tauglichen und ständigen Gehilfen für die gründliche Erlernung der Asante-Sprache zu finden, wie wir ihn lange vergeblich gesucht hatten. Dieses alles überwog meine bis jetzt gehegte Besorgniß, Frau und Kind unter genannten Umständen allein in Akropong zurückzulassen."

Den 24. April trat Riis mit einigen Assu-Negern und ein Paar seiner jüngeren Dienstboten die Reise an. Der Weg war schlecht, aber angenehm, weil er durch eine Anzahl Plantagen-Dörfer führte, in welchen befreundete Neger von Akropong während der Unruhen sich aufhielten und dem Missionar viel Liebe erwiesen. Durch eine starke Erkältung, die er sich bei dem eingetretenen Regen zuzog, wurde er 2 Tage auszuruhen genöthigt, so daß er erst am 30. April in der Hauptstadt Kjebi eintraf. Dort wurde er in großer Versammlung vom König freundlich begrüßt. Manche Neger hatten dort noch nie ein weißes Gesicht gesehen und richteten ihre Augen unverrückt auf ihn. Er machte sie sogleich mit der Absicht seines Besuches bekannt, und seine Worte wurden, wie dieß gewöhnlich bei Negern der Fall ist, gutgeheißen, doch freute man sich wahrscheinlich mehr über den Branntwein, den der König nachher spendete, als über die Worte des Missionars. Der König selbst, dem Trunk und den Weibern ergeben, wich öfteren Unterredungen aus. Er machte keine Einwendung, als Riis von der großen Nützlichkeit und Nothwendigkeit sprach, christliche Lehrer zu haben und von diesen sich unterrichten zu lassen; aber er fragte auch nicht, wo solche zu bekommen seien, oder ob etwa Riis bei ihm bleiben möchte, wie es der Akwambu-König und andere gethan hatten. Als Riis erkannt hatte, daß hier nicht viel auszurichten sei, besuchte er einen Buatrim, d. h. einen Asante-Häuptling, der mit seinem König in Streit gerathen, sich nach Akem geflüchtet hatte. Dieser hatte ihn um einen Besuch gebeten und empfieng ihn mit europäischen Trommeln und Musikinstrumenten unter großem Ceremoniell. Er war besonders erfreut über den Besuch des Weißen, weil er in Handelsverbindung mit den Weißen an der Küste stand und seine älteste Tochter dem kürzlich verstorbenen Commandanten in Englisch-Akkra zur Frau gegeben hatte. Er zeigte überhaupt eine Vorliebe für europäische Waaren und Sitten. Neben seinen Fetischleuten hatte er auch einige muhammedanische Priester. Aber der Mann lag in den Banden der Sünde so stark wie irgend einer, war dem Trunk ergeben, und



wies in seinem Leichtsinn alle ernsteren Fragen von sich. Riis hoffte von ihm am besten einen geborenen Asanteer zur Erlernung der Sprache bekommen zu können. Der Häuptling versprach ihm solche Bitte zu gewähren, beabsichtigte aber, diese Stelle seiner Tochter zuzuwenden, worauf der Missionar bald erkannte, daß auch hier seines Bleibens nicht war. Am 13. Mai kehrte er wieder nach Akropong zurück.

Ueber die Bewohner von Akem sagt Riis: „die Nation ist ein muntres und rüstiges Volk, lügenhaft und betrügerisch, im Glück stolz und übermüthig, in Gefahr furchtsam und verzagt, zum Theil dem Spiel und dem Branntweintrinken ergeben; es sind Leute von guter Gesichtsbildung, mittlerer Größe und ziemlich schwarz. Ihr Erwerb ist Bearbeitung des Bodens, Jagd, Handel und Goldgraben. Welcher von diesen Erwerbszweigen am meisten einbringt, läßt sich mit Gewißheit nicht sagen; der eine scheint den Leuten zu ihrem Durchkommen so nöthig als der andere, doch dürfte das Goldgraben noch am ergiebigsten sein, so lässig und so kurz es auch, nur einmal des Jahrs, betrieben wird. Sobald der Boden nach dem trockenen Harmattan durch einige Regengüsse erweicht ist und die Flüsse reichlich Wasser enthalten, findet dieses Goldgraben statt, also im Mai oder April. Zu dem Graben werden so elende Werkzeuge gebraucht, als sie die Neger haben oder selber machen können, das Eisen dazu kaufen sie von den Weißen der Küste. Mit diesen Instrumenten machen sie ein Loch, gewöhnlich zirkelförmig 1½ bis 2 Fuß im Durchmesser, werfen den ersten Boden und den nachfolgenden so lange weg, bis die goldhaltige Erde anfängt. Von dieser sammelt man einen handlichen Haufen in eine große, runde Holzschüssel, geht damit an den nahen Bach, und wäscht ihn weg, bis das Gold allein zurück bleibt. Zu dieser Arbeit braucht ein jeder Hausvater nicht nur seine ganze Familie, sondern kauft auch dazu so viele Sklaven, als sein Geld erlaubt; sie bezahlen solche gewöhnlich mit 30 Thalern, zuweilen theurer. Außer den genannten Gruben machen sie auch viereckige von 6—8 Fuß in Breite und Länge, mit denen sie dann auf ähnliche Weise verfahren. Ueberhaupt graben sie so tief, als es das Hereintreten des Wassers erlaubt, das an den meisten Orten ziemlich bald in die Grube tritt. Die goldhaltige Erde hat eine gelbe Farbe und ist mit einer Anzahl weißer Steine vermischt. Das Gold, das hier gefunden wird, ist außer-

ordentlich fein und daher den Kaufleuten besonders lieb.“ — So trägt die Goldküste ihren Namen nicht umsonst, und wenn das Klima nicht so mörderisch wäre, hätte ohne Zweifel die Hefe der europäischen Bevölkerung sich schon längst dahin ergossen, um die Spuren des edlen Metalls noch weiter zu verfolgen, was die Missionare natürlich nicht wünschen können.

Da in Akropong die Unruhen fortdauerten, gieng Riis im Juli für einige Wochen nach Christiansborg. Der feindselige Gouverneur Mörck war inzwischen gestorben; aber Riis wagte doch nicht um Zusendung neuer Brüder zu bitten, sondern nahm das Anerbieten der Kommittee dankbar an, nach achtjährigem Aufenthalt in Afrika zur Erholung nach Europa zu kommen, zuvor aber eine Untersuchungsreise nach Kumase, der Hauptstadt des Asante-Landes zu machen, um zu erfahren, ob nicht dort ein günstigerer Boden für die Mission wäre, als auf dänischem Gebiet.

So verließ er im Spätjahr 1839 Akropong, kam nach Christiansborg herab, wo er seine Frau zurückließ und trat den 10. November die Reise in das gefürchtete Land an, in welchem er vielleicht freier wirken zu können hoffte, als unter den Plackereien eines vaterländischen Gouverneurs und unter den beständigen Fehden der kleineren Negerstämme. Indem er 18 Begleiter mitnahm, erklärt er den Freunden in Europa, daß er sich in seinem sparsamen Sinn auf das für afrikanische Verhältnisse und Sitten Nothwendigste beschränkt habe. Auch den Weg von Christiansborg nach Cape Coast machte er zu Land, dem sandigen Ufer entlang. Im Fante-Land, in Winnebah, Tantum und Anamabu fand er bereits Spuren von der gesegneten Wirksamkeit der wesleyanischen Mission. In Tantum speiste er mit einer kleinen Gesellschaft bei einem Eingeborenen, Kaufmann Parker, der 1835 in Kumase gewesen war. Dieser freundliche Mann gab ihm viel Aufschluß über Asante und nützliche Winke für die Reise. „Ueberhaupt, schreibt Riis an seine Frau, wurde von der kleinen Gesellschaft viel gesprochen, das für mich besonderes Interesse hatte und mir abermals zeigte, wie weit mehr Sinn die Engländer für die Mission haben als andere europäische Nationen auf dieser Küste. Die förderliche Thätigkeit des lieben Gouverneurs Maclean war ein Gegenstand von höchstem Interesse für diese Männer, und ich fühlte, daß sein Eifer für die gute Sache allgemeine Liebe und Achtung einflößt,

denn jedermann nimmt wahr, wie gnädig der Herr seine Unternehmungen, die in Verbindung mit den Missionarien auf Cape Coast geschehen, ansieht. Die Einführung des Schulunterrichts an mehreren Orten in Fante ist von Gottes Segen begleitet." In Anamabu war bereits eine kleine Anzahl von den Missionaren getaufter Neger, denen Missionar Freeman zuweilen Gottesdienst hielt. Dort besuchte Riis auch den trefflichen Commandanten Cruikshank, den gründlichen Kenner der Goldküste, der mit Hilfe eines jungen Mulatten selbst eine Schule im Fort leitete. Mit wehmüthigen Erinnerungen an die heimgegangenen Brüder, mit welchen er hier vor 7½ Jahren den afrikanischen Boden betreten hatte, zog Riis den 14. Nov. in Cape Coast ein. Gouverneur Maclean empfieng ihn aufs freundlichste und besprach sich mit ihm über die bevorstehende Reise. Er hatte damals selbst die Absicht, in kurzer Zeit eine Schule in Kumase zu errichten und wollte dazu die 2 in London befindlichen Asante-Prinzen (darunter Prinz Ansa) gebrauchen. Riis sagte ihm, die Basler Komittee würde gewiß gerne zu einem solchen Werk einige Missionare senden, wenn er ihnen sein Zutrauen schenkte. „Das, versetzte Maclean, würde mir gar lieb sein; wenn Sie nach Europa reisen, will ich Ihnen einen Brief an Ihre Kommittee mitgeben." Der König von Asante soll damals selbst begehrt haben, daß eine Mission in seinem Lande errichtet werde. Die wesleyanische Mission auf der Goldküste war unter Macleans Gouvernement so kräftig gediehen, daß sie die Basler weit überholt hatte, sie zählte damals schon etwa 300 Getaufte, die Mehrzahl in Cape Coast selbst. Kürzlich war eine Kapelle eingeweiht und dabei ein Liebesmahl gehalten worden, an welchem der Gouverneur und alle Europäer Theil nahmen, was auf die Neger einen tiefen Eindruck gemacht habe. Den englisch-kirchlichen Gottesdienst hielt der Gouverneur selbst in der Kirche des Forts und Riis war tief bewegt von der Andacht und Herzlichkeit, mit welcher dieser Mann seines Priesteramtes pflegte. Uebrigens predigten und lehrten die wesleyanischen Missionare, selbst Freeman, ein in London geborener Mulatte, nur in englischer Sprache, mit Hilfe von Fante Dolmetschern. Es lag Riis viel daran, diesen Missionar Freeman, der bei seiner Ankunft in Cape Coast abwesend war, noch zu sprechen, da derselbe kürzlich ebenfalls Kumase besucht hatte; er verzog daher die Abreise. Freeman empfieng ihn freund-

[redacted]

lich und theilte ihm manches nützliche mit, sagte aber, seine Gesellschaft sei im Begriff eine Schule und eine Kapelle in Kumase zu errichten, worauf Riis erklärte, daß Basel in ihre Arbeit nicht eingreifen werde. Gleichwohl hoffte er einen Nutzen für die Basler Mission von seiner Reise nach Kumase.

Den 25. November brach er von Cape Coast auf. Nur 2 Stunden weit gieng ein schöner breiter Weg, dann wurde es ein bald rechts, bald links durchschlingender, mit starken Wurzeln überlaufener, mit Stoppeln besetzter Fußpfad. 1½ Stunden weiter, bei Asabu, begann das Dickicht des Urwaldes. In dem Fetischdorf Akrofro traf Riis einen jungen Schullehrer von Cape Coast, der eine Schule mit 20 Knaben angefangen hatte. Die Kinder kamen gerne, aber die Eltern verboten es ihnen, so daß er nur noch einen Schüler hatte. Riis versammelte nun die Einwohner auf der Straße und hielt ihnen ihr Unrecht gegen die Kinder vor. Da antworteten sie: „Unser Dorf ist angesehen wegen seines Fetisches und also ein Ruhm und eine Stärke für uns; nun können Schule und Fetisch nicht nebeneinander bestehen und darum wollen wir die Schule nicht; wenn ihr Weiße Schulen machen wollet, so thut solches an der Küste zu Cape Coast." Als der Missionar ihnen die Nichtigkeit des Fetischs vorhielt und weiter in sie drang, gaben sie die gewöhnliche Neger-Antwort: „Es ist ja gut; wir haben deine Worte gehört", und giengen davon. Den Schullehrer bat Riis im Glauben und Gebet treu zu bleiben und sich die Mühe nicht verdrießen zu lassen, so lange Gott ihm das eine Kind noch zuschicke, worauf er mit Thränen in den Augen ihm die Hand reichte. Weiter im Innern waren noch mehrere Orte, an denen die Wesleyaner Schulen errichten wollten.

Den Weg nach Asante fand Riis ziemlich stark betreten durch Handelsleute, die nach der Küste giengen. Zuweilen hatte er Mühe, wenn er spät Abends ankam, in den Dörfern ein Unterkommen für sich und seine Leute zu finden. Der Weg war stellenweise sehr naß, namentlich in der Nähe des Prah-Flusses. Während Riis bisher von seinen Trägern über die sumpfigsten Stellen getragen worden war, hatten sie ihn hier verlassen, um Salz einzukaufen, das sie in Asante mit Gewinn wieder verkaufen wollten. Am 30. November erreichte er den Prah, der etwa 200 Schritte breit, zwischen hohen steilen Ufern dahinströmte, bis zu welchen die Urwälder überall den

ebenen Boden bedeckten. „Er ist in Vergleichung mit dem Volta klein, auch die Umgebung an Schönheit und Fruchtbarkeit gar nicht mit jener zu vergleichen. Hier hätte ich nun manches von dem Widerwillen meiner gemietheten Leute zu erzählen, die mir überall das Reisen erschwerten, aber ich will nur das Eine nennen, daß ich sie heute nur mit Mühe und Strenge weiter brachte; sie waren alle gesonnen, bis Montag liegen zu bleiben. Endlich kamen wir doch über den Fluß, und dann gieng es besser. In dem letzten kleinen Fante-Dorfe, das wir um 1 Uhr verließen, versahen wir uns auf die weitere Reise mit getrockneten Waldschnecken, die beim Mangel an etwas besserem immer zu einer Suppe dienen. Um 3 Uhr erreichten wir Apabjo, das erste Dorf in Asen, einem Landesstrich, der zu dem Asante-Lande gehört und unter dessen König steht. Hier machten mir meine Leute wieder viel Verdruß, in dem sie sich in Palmwein berauschten und Streit miteinander bekamen. Die wenigen Leute, welche in Apabjo zu Hause waren, nahmen uns sehr freundlich auf und ich unterhielt mich viel mit ihnen. Weil es heute am 1. December Sonntag war, giengen wir erst Nachmittags weiter." Aber je weiter er kam, desto mißtrauischer fand Riis die Leute. „Den Weg zeigen sie uns willig, aber was auf weitere Kenntniß des Landes oder seiner Bewohner Bezug hat, darüber wagen sie kein Wort zu sprechen, wie sie überhaupt kein Zutrauen zu dem Missionar zeigen und ungern sich mit ihm in Reden über göttliche Dinge einlassen."

„Nachmittags (2. Dec.) kamen wir über ein etwas hohes Gebirge (Abansi), das die Grenze zieht zwischen Asante und Asen. Unter demselben liegt das erste Asantedorf Namens Tjussa, (Tjabosso) wo neben einem Kabuseer auch ein Zöllner wohnt, der für die Einfuhr der vielen fremden Handelsartikel einen geringen Zoll einzieht." In dem benachbarten Fomana, wo der Ober-Kabuseer wohnte, mußte nun Riis, wie ihm schon Freeman gesagt hatte, warten, bis man den König in Kumase von seiner Ankunft benachrichtigt hatte, und dieser ihn abholen ließ. Der Aufenthalt zog sich bis zum 27. Dec. hinaus. Indessen bemerkte Riis mit Freuden, daß die Sprache dieser Gegend reiner und leichter zu verstehen sei als irgend ein anderer ihm bekannter Asante-Dialekt, und die Neger freuten sich kindlich, wenn er etwas in ihrer Sprache redete, indem sie laut aufschrieen: „O! er versteht alles!" In Fomana erhielt

er auch Briefe von seiner Frau, vom Gouverneur Maclean ꝛc., die ihm seine Wartezeit in der armen engen Hütte erleichterten. In den Antworten erzählt er, wie er den Kabuseer von Fomana beleidigt, indem er selbst einen Boten direkt an den König geschickt habe, und wie er nun von diesem Dorfvorsteher mit aller List und Tücke geplagt werde. Doch achtet er auch das Unangenehmste gering, weil seine Augen aufwärts schauen zu dem, in dessen Hand alles steht.

Den 21. Dec. kam endlich der Bote vom König an, der ihm ein Geschenk in Goldstaub übersandte und ihn seiner Freundschaft versicherte; er wisse, daß Riis ihn und sein Volk liebe, und sehne sich daher ihn zu sehen. Aber erst in 8 Tagen sollte er Fomana verlassen, und in dieser Zeit mußte er noch das gräßliche Schauspiel einer Todtenkostüme mitansehen, bei welcher mehrere Menschen hingemordet wurden. Am Weihnachtsfest wurde es ihm in dieser Umgebung doppelt schwer um's Herz. Er versammelte seine Leute und einige Neger aus dem benachbarten Tjussa, welche durch die Missionare von Cape Coast angefaßt worden waren, zu Gesang und Gebet. Nach und nach zog sich auch eine Anzahl Asanteer herbei, denen er von der Geburt des Heilandes erzählte. Eine ganze Stunde lang hörten viele still und anfmerksam zu. Als er die Weiterreise antreten konnte, war er durch Glieder- und Magenschmerzen so niedergedrückt, daß er sich ernstlich mit dem Gedanken an ein baldiges Sterben beschäftigte.

In Kase wurde er den 29. Dec. von einem Boten des Königs nach Kumase abgeholt. Als er sich schon auf einem breit aufgeräumten Weg der Hauptstadt näherte, wurde er rechts abgeführt auf einen erbärmlichen Fußweg, der in einem Halbkreis sich ziehend durch das Dickicht des Waldes, durch Wasser und Moräste in eine entfernte Straße der Stadt einlief. Hier in dieser Straße mußte er mit seinen Leuten $1\frac{1}{2}$ Stunden auf die Erlaubniß des Königs warten. Endlich kam ein Bote mit einer großen goldenen Platte in einer Schnur hängend vor der Brust und einem künstlichen Hauptschmuck mit einer aufstehenden goldenen Feder und rief: „komm; der König ruft!“ Von einer großen Menschenmenge umgeben, konnte Riis mit seinem Gefolge sich nur langsam vorwärts bewegen. Bald kam ein zweiter Bote in noch weit köstlicherem Hauptschmucke, mit goldenen Zieraten reichlich bedeckt, während ein Paar goldene Hör-



ner, die ihm an der Stirne saßen, ihn zu einem Unmenschen verunstalteten. Dieser rief noch lauter als der erste: „kommt, kommt, der König wartet!“ Riis eilte, so gut er konnte, den Leuten aus einer großen Straße in die andere nach, bis er endlich einen offenen Platz mitten in der Stadt erreichte, der mit schattigen Bäumen besetzt war.

Hier hatte das Volk in gewisser Ordnung einen Halbkreis gebildet, um seinen Gruß zu empfangen. Man führte ihn auf den linken Flügel. Der König selbst bildete mit seinen Leuten den Mittelpunkt, von welchem sich nach beiden Seiten seine Häuptlinge, ihrem Ansehen nach, jeder mit seinen Leuten um sich her, in einer langen Reihe ausdehnten. Ueber den Häuptern der Angesehensten erhob sich ein gewaltig großer Sonnenschirm, die Kleineren hatten gewöhnliche Regenschirme, welche von einem hinter ihrem Stuhl stehenden Diener gehalten wurden. Der König saß in seinem reichlich mit Silber beschlagenen Lehnstuhl auf einer aufgemauerten Erhöhung, die Stühle seiner Häuptlinge waren mit Messing über und über beschlagen und standen auf dem flachen Boden, und um jeden dieser Häuptlinge her seine Untergebenen, deren Zahl je nach dem Ansehen des Mannes von 10 bis auf 300 stieg. Zu den Füßen des Befehlshabers lagen die Diener mit einem Kuh- oder Elephantenschwanz oder einem Wedel in der Hand, um die Fliegen wegzuscheuchen. Ein Paar der ihm am nächsten liegenden waren damit beschäftigt, den Speichel, den ihr Herr hie und da auswarf, mit dem Zeigefinger der rechten Hand von dem Boden aufzunehmen und ihren eigenen Körper damit zu bestreichen. Um diese schaarten sich die Soldaten und Musikanten. Der König war reichlich mit Gold bedeckt, jeder Finger hatte ein paar nach eigenthümlichem Geschmack verfertigte goldene Ringe; um den Hals, um die Handgelenke, um das rechte Knie (das linke trägt immer eine oder oft eine Menge Fetischschnüre), also vom Kopf bis zum Fuß Goldschmuck, jedoch nicht in der Menge, wie Riis nach den Erzählungen der Neger erwartete. Ebenso seine Häuptlinge. Den Kopf hatten sie unbedeckt; einzelne trugen ausnahmsweise einen europäischen schwarzen Hut. Die Mehrzahl war in ein seidenes Gewand gehüllt, das über die linke Schulter geworfen, nur diese Seite des Körpers bedeckte; der König dagegen trug ein im Lande selbst künstlich verfertigtes Kleid aus Seide und Baumwolle; alle hatten Sandalen.

[redacted]

Vor dieser Versammlung gieng nun Riis mit seinen Leuten langsam im Kreise herum, die rechte Hand aufhebend und gegen die zu grüßende Person schlagend, die dann durch freundliches Neigen des Kopfes den Gruß erwiderte. Vor den Häuptlingen neigte man sich nur, aber vor dem König nahm man im Neigen den Hut ab. Nachdem diese Begrüßung vorüber war, wurden die Gäste in eine andere Straße geführt, wo der ganze Zug, auch der König, im Vorbeigehen den Gruß auf ähnliche Weise erwiderte. Im Gefolge des Königs wurde eine Menge Silbergeschirr, Spiegel, Kasten von Mahagoniholz und andere europäische Fabrikate getragen. Dann wurde Riis in eine feuchte schlechte Hütte geführt, aus welcher er sich nicht entfernen durfte, bis der König aus seinem Munde erfahren wollte, was er mit seinem Besuch in Kumase beabsichtige.

Erst am 4. Januar 1840 erhielt er durch den Opoku, den ersten Sprecher des Königs, neben dessen Haus er einquartiert war, die Erlaubniß, unter Aufsicht eines angesehenen Mannes in Kumase sich ein wenig umzusehen. „Kumase liegt auf einer unebenen Fläche, mehr von Gras und Rohr als von Waldung umgeben, und wird von keiner Seite gesehen, bis man ganz am Dorf sich befindet. Das Dorf ist von ziemlicher Ausdehnung; mehr als eine Viertelmeile von einem Ende zum andern. Die Straßen sind weit und an den meisten Orten ziemlich gerade, haben hie und da einen großen Schattenbaum, der als Fetisch geheiligt ist und zu diesem Ende einen aufgeschlagenen Lappen weißen Zeuges an seinem Stamme trägt, und dem dann zu gewissen Zeiten ein geringes Opfer gebracht wird. Innerhalb des Dorfes sind Marktplätze, wovon besonders einer sehr ausgedehnt und stets von Käufern und Verkäufern besetzt ist. Man bietet hier nicht sowohl Lebensmittel als vielmehr Baumwollenzeuge, meist europäische, Flinten, Tabakspfeifen, Schießpulver und vieles Aehnliche feil. Diese Waaren bleiben zum Theil und wohl meistens in Asante selbst; indeß gehen auch Leute von hier damit ins Innere, um Gold, Sklaven, Kühe, Schafe, Elephantenzähne dafür einzuhandeln. Von diesen letzteren machen die Neger selbst wenig Gebrauch; sie bringen dieselben nach der Küste und tauschen Waaren dagegen ein. Die Häuser in Kumase sehen wie die Negerhäuser alle einander gleich; sie sind ohne Ausnahme von schwachen Pfählen sehr nachlässig aufgeführt und mit Lehm überworfen. Gegen die Straßen sind die Häuser um des besseren Aus-

sehens willen bedeutend höher als nach hinten. Die Negerhäuser sind gewöhnlich rund und eng, und weil sie ausschließend nur die Bestimmung haben, in guter Gesellschaft darin Luft zu schöpfen, eine Pfeife zu rauchen oder einen Topf Palmwein zu trinken, so stehen sie weit offen; der Boden ist einige Fuß über die Straße erhöht. Eine Menge künstlicher Figuren ziert die vordere Mauer, deren Unterlage 3—4 Fuß hoch, roth gefärbt, und deren Obertheil ganz weiß ist. Es gibt dieß den Straßen einen Anstrich von Schönheit und Kunst, bis man die große Zerbrechlichkeit der Bauten hinter der angelegten Schminke entdeckt. Obgleich sie alle nach einer Linie angelegt sind, so ist es doch eine Seltenheit, 2 gleichstehende Häuser anzutreffen; während eines auswärts sich zum Falle neigt, hängt ein anderes einwärts. Hinter diesen Trink- und Geschwätzhäusern sind die eigentlichen Wohnzimmer der Neger, äußerst schlecht, klein und niedrig. Die Volkszahl scheint nicht groß zu sein; in einigen Häusern findet man sehr wenige, in vielen gar keine Leute. Man sagt dem Fragenden: sie sind auf ihre Plantagen, an die Küste oder ins Innere gegangen, um Handel zu treiben, was auch zum Theil der Fall sein mag; indeß leben die Eigenthümer vieler Häuser nicht in Kumase selbst, sondern in einem andern Theil des Landes und bauen nur deßwegen hier ein Haus, weil der König will, daß jeder wohlhabende Mann seines Landes auch eine Wohnung für sich und seine Leute dort habe, worin er jedes Jahr einmal sich einstellen muß, um den üblichen Feierlichkeiten beizuwohnen."

Die vielen Blutspuren auf den Straßen und was er sah und hörte über das Hinschlachten von Menschen, schmerzte den Missionar aufs tiefste. Der König erlaubte nicht, daß man die Raubvögel tödte, welche von den vielen Leichnamen lebten, denn er sagte — nicht ganz mit Unrecht —: „sie sind aus meiner Familie." — „Die Kaltblütigkeit, mit welcher die Asanteer die abscheulichste That verrichten können, geht über alle Begriffe, und zeigt, wie durch barbarische Gewohnheit das menschliche Gefühl nach und nach abgestumpft und Mensch gegen Mensch zum Teufel werden kann. Wiederholt mußte ich Zeuge sein, wie einer dem andern, nämlich der Herr seinem Sklaven, wegen eines unvorsichtigen Wortes oder einer sauren Miene oder wegen Unachtsamkeit die Lippen, die Nase und die Ohren wegschnitt. Allenthalben herrscht eine

Willkür, welche das natürliche Recht des Menschen mit Füßen tritt und in schauerlichen Scenen, die alle in der vermeintlichen besseren Staatsverfassung des Asante-Volkes ihren Grund haben, zu Tage tritt. Kein Wunder, wenn es jedem Fremden in Kumase unheimlich wird, und die Neger überhaupt eine große Abneigung gegen das Volk dieses Landes haben, das ihnen als das denkbar grausamste gegenüber steht. Im Dorfe geht eine Anzahl jüngerer Leute umher, welche jedem, den sie mit Lebensmitteln antreffen, so viel rauben, als ihr Hunger oder ihre Eßgier erfordert. Dieß Unwesen ist eine königliche Begnadigung, der sich niemand widersetzen darf, an solche, welche von der Majestät ausersehen sind, ihr einst in die Ewigkeit nachzufolgen. Sie tragen zu diesem Ende eine goldene Platte an der Brust oder sonst eine Auszeichnung an ihrem nackten Leibe. Neben diesen sieht man oft die Scharfrichter oder Mörder umhergehen, das Gesicht mit Kohlen geschwärzt, was ihr finsteres Aussehen noch furchtbarer macht. Sie tragen ihre Mordinstrumente, verschiedene Messer, in einem Gürtel an der Seite. Nicht weniger fällt der Anblick der vielen Menschenschädel auf, welche an den Trommeln befestigt sind. Sie werden stets von neuem sammt den Trommeln dergestalt mit Menschenblut übermalt, daß es wie eine dicke schwarze Kruste daran sitzt. An vielen ihrer Blasinstrumente sind ebenfalls mehrere Schädel nebst den Kieferknochen ermordeter Feinde angebunden und mit Blut dick überschmiert."

Daß Riis aus dieser gräßlichen Umgebung, wo er wie ein Gefangener gehalten wurde und daneben noch von körperlichem Leiden geplagt war, möglichst bald wegzukommen suchte, begreifen wir. Denn der eigentliche Zweck seiner Reise wurde nicht erreicht. Der König ließ ihn zwar den 10. Januar durch den Opoku fragen, was seine Botschaft sei, aber eine eigentliche Unterredung mit dem König wurde ihm nach Landessitte nicht gestattet, und die Antwort des Königs bestand nur in den Worten: „es ist gut." Dadurch bekam Riis nicht den Eindruck, daß man hier einen Missionar wünsche. Auch wurde ihm nicht gestattet, weiter ins Innere zu reisen, ebenso wenig, über Akem auf dem nächsten Weg nach Akropong zurückzukehren. Beim Abschied den 12. Jan. sprach der König nicht mehr als man in den Worten zusammenfassen kann: „Ich wünsche dir eine glückliche Reise und bitte dich, den weißen König

in deinem Lande von mir zu grüßen", worauf Riis erwiderte: „Der Herr möge sich mit seinen guten Gaben der Asante und ihres Königs annehmen und sie zu seinem Volke machen." Als Riis weggieng, sagte der König zu seinen Leuten: „O der ist sehr weiß und schön dazu," was ihm seine Leute aus vollem Halse nachschrieen, wie Kinder ihrem Schulmeister.

Mit ruhigem, doch nur halbbefriedigtem Herzen zog Riis von Kumase ab. Erwog er alle Aeußerungen des Königs und seiner Umgebung über eine Mission in seinem Lande, so ergab sich das Resultat: „Um eine Mission in Kumase anzufangen, bedarf man, glaube ich, klarerer Winke des Herrn, als ich von irgend einer Seite her während meines ganzen Aufenthalts in Asante erhalten habe."

Nach Christiansborg zurückgekehrt, rüstete sich Riis zur Abreise nach Europa. Er langte den 13. Juni 1840 mit seiner Frau und seinem Kinde glücklich in London an und traf noch rechtzeitig in Basel ein, um am Jahresfest mündlichen Bericht zu erstatten über seine Erlebnisse und seine Gedanken auszusprechen über die Zukunft der afrikanischen Mission. Den 7. Juli erklärte er der Komittee: „Ich bin mit dem festen Entschluß von Afrika fortgegangen, keinen Antrag zu stellen, sondern die Sache nur zu erzählen und es der Kommittee ganz zu überlassen, was sie beschließen will, damit keine Schuld auf mich falle. Ein Anfang ist vom Herrn in Aquapem gemacht worden, und ich glaube fest, daß der Herr einmal dort etwas thun wird; meine ganze Erfahrung hat mich deutlich davon überzeugt. Ich glaube nicht, daß Aquapem unter dänischer Botmäßigkeit bleibt, obschon durch Geld und Geschenke viel zu machen ist. Die Neger haben einen Unterschied zwischen mir und andern Europäern gemacht. „Niemand spricht uns von diesen Dingen wie du" — sagten sie, als sie mich baten wieder zu kommen; und als ich ihnen den geringen Erfolg meiner Arbeit vorhielt, antworteten sie: „Wie kannst du so viel von uns erwarten? Du bist allein bei uns und nur eine so kurze Zeit."

7. Die Erneuerung der Mission durch Uebersiedlung von Christen aus Westindien.

Nun stand kein Basler Missionar mehr in Afrika, und es fragte sich, was die Kommittee auf den Bericht von Riis beschließen

werde. Manche Freunde in der Heimat beschuldigten die Kommittee, sie gehe zu verschwenderisch mit dem Leben ihrer Sendboten um, wenn sie die Mission auf der Goldküste fortsetze. Aber einer der heimgegangenen Brüder hatte sterbend ausgerufen: „gebt Afrika nicht auf! laßt noch 1000 Missionare sterben, aber fahret fort zu senden!" Riis war durch des Herrn Gnade 9 Jahre lang erhalten geblieben und mit Freuden bereit wieder auszuziehen. Er konnte auf die europäischen Handelsleute hinweisen, die Jahrzehnte lang um irdischen Gewinns willen und dazu bei einer nicht eben förderlichen Lebensart in Westafrika wohnten. Auch stand Sierra Leone als ein leuchtendes Beispiel da, welches reiche Leben aus Gott über den Gräbern der ersten Arbeiter emporblühen, welche Siege des Geistes und selbst welche Verminderung der Gefahren des Klimas erzielt werden können, wenn man in Muth und Glauben nicht laß werde.

Wäre die Kommittee 2 Jahre früher vor einer solchen Entscheidung gestanden, da der alternde und kränkliche Inspektor Blumhardt die Leitung hatte, so wäre wohl eher ein definitives Verlassen des afrikanischen Missionsfeldes das Resultat gewesen. Nun aber hatte ein jugendlich kräftiger, vielseitig begabter, kühn und glaubensvoll keine Schwierigkeiten scheuender Mann die Leitung des Werkes übernommen: Wilhelm Hoffmann war 1839 als Inspektor in Basel eingetreten. Er entwarf einen Plan, der dem Werk eine neue Gestalt geben und die verzagte heimatliche Missionsgemeinde mit neuem Muth für dasselbe erfüllen sollte. Er schlug vor, man sollte christliche Neger aus Westindien nach der Goldküste übersiedeln, welche dort unter der Aufsicht einiger europäischer Missionare namentlich die für Europäer in jenem Klima so gefährlichen Handarbeiten übernehmen, den Grundstock einer schwarzen Christengemeinde bilden und für die Bekehrung der Eingeborenen wirken sollten, so viel in ihren Kräften stünde. Er dachte auch an das näher liegende Sierra Leone, ob man nicht von dort her die nöthigen Negerchristen bekommen könnte. Allein dort war doch das Christenthum noch zu jung, überdieß die Neger schon so sehr an die anglikanische Gottesdienstform gewöhnt, daß sie nicht gerne eine andere angenommen hätten, während andrerseits die dänische Regierung einen anglikanischen Gottesdienst in der Basler Mission nur mit Mißtrauen betrachten konnte. Auch befanden sich unter



den Negern in Sierra Leone keine ehemaligen Bewohner der Goldküste, so daß sie in Bezug auf die Sprache doch Fremdlinge gewesen wären. So richtete sich das Augenmerk der Kommittee auf eine Mission, in welcher das Christenthum schon älter war, und die Gemeindeglieder von Jugend auf die englische Sprache gesprochen hatten, nach Westindien. Zuerst wurde bei der englischen Civilisationsgesellschaft angefragt, ob dieselbe nicht das Werk auch durch Geldbeiträge unterstützen würde, und als sich hier nichts ausrichten ließ, wagte man es, was früher die Basler Kommittee nicht gewagt hätte, auf eigene Kosten eine Anzahl von christlichen Negerfamilien aus den Brüdergemeinden der englisch-westindischen Inseln nach der Goldküste überzusiedeln, wenn die Unitäts-Aeltesten-Conferenz in Berthelsdorf ihre Zustimmung gäbe und alle sonstigen Schwierigkeiten beseitigt wären.

Riis gieng mit Freuden auf diesen Plan ein, denn was zur Wiederaufnahme der afrikanischen Mission geschah, war ihm willkommen, und mit der Brüdergemeinde stand er ja in sehr naher persönlicher Verbindung. Er wohnte während seines Aufenthalts in Europa mit seiner Frau eine Zeit lang in Christiansfeld. Von da aus machte er auch Besuche in Kopenhagen, hatte Audienzen beim König und bei der Königin und bei mehreren einflußreichen Personen, und durfte mit Freuden bemerken, daß die Verläumbungen des Gouverneurs Mörck bei dem Monarchen kein Mißtrauen gegen ihn und die Missionsthätigkeit auf der Goldküste zurückgelassen hatten, sondern auf die Person des Urhebers zurückgefallen waren, und daß dieses edle Königspaar die Fortsetzung des Werkes auch nach dem neuen Plan möglichst fördern wollte. Der König erlaubte auch, daß von den dänisch-westindischen Inseln christliche Neger nach Guinea gebracht werden dürften. Aber die Basler Kommittee zog die englischen vor, weil dort die Sklaverei schon länger aufgehoben war.

Ueber die Schwierigkeiten des ganzen Unternehmens hören wir am besten Hoffmann selbst in seiner Schrift: „Eilf Jahre in der Mission", S. 60 f.: „Allerdings war auch da, im britischen Westindien, die Sache nicht so leicht, wie sie auf den ersten Anblick scheinen mochte. Denn vor Allem mußte zu unsrer Unternehmung die Erlaubniß, ja die warme Empfehlung des Missions-Departements in der Unitäts-Aeltesten-Conferenz zu Berthelsdorf gewonnen

werden; und wie leicht konnte den besonnenen Vätern, die dort den Rath der Mission bilden, ein ganzes Heer von Bedenklichkeiten gegen den gewagten Versuch aufstehen. Sie wußten so genau als irgend jemand, wie leicht der Neger, auch der christliche, für eine neue Unternehmung sich begeistert und wie wenig nachhaltig sein Feuer ist, wie leicht bei ihm Eindrücke schwinden und er durch den Umgang mit Heiden wieder dem Heidenthum der Gesinnung, wenn auch nicht des Glaubens und der Lehre anheimfällt, wie traurig oft gerade Verpflanzungen aus der von Jugend auf genossenen geistlichen Pflege in eine andere unter verhältnißmäßig doch neuen Christen wirken; sie konnten sogar für die leibliche Sicherheit ihrer Pflegebefohlenen fürchten, wenn sie in Afrika dem Sklavenfänger in die Hände fielen. Zudem hatten diese einsichtsvollen Männer, vertraut mit dem schwankenden Charakter der Heidenchristen, noch ganz kurz vorher einem schön angelegten Plane ihres hochgeschätzten Missionssecretärs in London, der im Zusammenhang mit den damaligen an die Niger-Expedition sich knüpfenden Planen und Hoffnungen stand, ihre Zustimmung versagt, worin der Erfolg sie vollkommen rechtfertigte. Durfte nun eine fremde Gesellschaft hoffen, dasjenige zu erhalten, was dem Eifer des eigenen, sonst so hell blickenden Angehörigen versagt worden war? — Ferner war für die nach Westafrika zu holenden Neger diejenige Sicherheit von Person und Eigenthum zu ermitteln, welche von ihrer Verpflanzung jeden Schein des Unrechts gegen sie hinwegnahm. Das hieß nicht weniger, als daß die dänische Regierung vermocht werden mußte, die Freiheit und Unverletzlichkeit dieser christlichen Neger dadurch zu verbürgen, daß sie dieselben ganz als weiße Unterthanen der dänischen Krone zu behandeln versprach, und also auch die Wegfangung eines derselben ebenso zu strafen und zu hindern zusagte, als wären sie Europäer. Diese amtliche Zusicherung der dänischen Regierung war aber nicht bloß nöthig, um uns selbst für die nach Afrika überzusiedelnden Neger zu beruhigen, sondern zugleich um sie dem britischen Colonialminister vorlegen zu können, damit dieser unsrer Unternehmung günstige Befehle an den Generalgouverneur in Jamaika erlasse. Denn seit der Sklaven-Emanzipation im britischen Westindien war der Preis der Arbeit freier Neger so gestiegen, daß die Plantagen-Besitzer, die an die wohlfeilere Sklavenarbeit gewöhnt waren, nicht dabei bestehen zu können meinten. Sie suchten den Preis herabzudrücken, indem sie



die Einwanderung freier Schwarzer, sogar die von Hindus, Chinesen und deutschen Arbeitern veranlaßten; aber auch das wollte nicht helfen, denn die Einen ertrugen die harte Arbeit, die Andern das Klima nicht, den Dritten war der Erwerb in Vergleichung der Leistungen zu gering. Demgemäß wurde natürlich der Auswanderung der freien Neger auf jede Weise in den Weg getreten. Das Repräsentantenhaus von Jamaika gab ein Gesetz, daß Weiße, welche die Auswanderung freier Schwarzen begünstigen würden, als Sklavenhändler sollten bestraft werden. Es hatte dieses Gesetz insofern auch sein gutes Recht, als ja Verlockungen zur Auswanderung möglich waren, die wirklich die Neger zur Sklaverei zurückgeführt hätten, z. B. nach Amerika, nach Afrika selbst. Deßhalb mußte der Generalgouverneur über diesen Punkt beruhigt werden, ehe er Auswanderung auch trotz dieses Gesetzes erlauben konnte."

Alle diese Schwierigkeiten waren bis zum Jahresfest 1842 überwunden. Die Unitäts-Aeltesten-Conferenz in Berthelsdorf war gerne auf den Vorschlag eingegangen; die dänische Regierung machte einige büreaukratische Clauseln, doch wurde die Hauptsache erreicht; die englische hatte nichts gegen die Ueberfiedlung von einigen Familien einzuwenden. Allein die Conferenz der Brüdergemeinde-Missionare auf Antigua hatte keine Hoffnung gemacht, daß sich viele Leute auf ihren Stationen zu diesem Missionswerk in Afrika bereit und tauglich finden werden. Die Missionare schrieben unterm 6. Juli 1841: „Die Erwartung, welche unsre Basler Brüder aussprechen, daß es Familien geben dürfte, welche willig wären, nicht um schmutzigen Gewinns und weltlichen Vortheils willen, sondern aus Liebe für ihr Heimatland und das Volk ihrer Väter und aus Hingabe an den Herrn nach Afrika zu gehen, läßt uns wahrnehmen, daß dieselben eine zu hohe Meinung von unsern Ackerbau treibenden Leuten hegen. Unter Missionaren, Lehrern und Candidaten für Schul- und Missionsarbeit können wir erwarten, ein gewisses Maß des Glaubens, der die Verheißung hat, und eine Bereitwilligkeit anzutreffen, Vaterland und Freunde zu verlassen und mit Isaak und Jakob in Zelten zu wohnen als Erben derselben Verheißung. Aber von Familien der arbeitenden Klasse die Gnade und Selbstverläugnung von Missionaren zu erwarten und von Vätern zu denken, daß sie — ohne zum Dienst des Evangeliums berufen zu sein — ihre Pflicht, für die Ihrigen zu sorgen, hintansetzen, ja wohl für das

Evangelium Verfolgung leiden würden, ist, scheint uns, zu viel erwartet. Was nun die Frage betrifft, ob wir Familien haben, welche willig wären, sich der vorgeschlagenen Mission anzuschließen, so glauben wir, nach hinlänglicher Zusicherung von Schutz und Unterstützung und wenn die göttliche Vorsehung durch die hiezu wirkenden Umstände die Herzen von Familien lenken würde, dürfte die Anwesenheit eines tüchtigen Missionars, den sie begleiten sollten, das wichtigste und kräftigste Mittel sein, sie zu diesem Anschlusse zu veranlassen. Wir sind der Ansicht, daß in jedem Falle, wofern jene Mission wirklich wieder aufgenommen werden soll, es höchst wünschenswerth sei, daß Bruder und Schwester Riis, wo nicht alle mit einander nach Afrika bestimmten Missionare, ohne Verzug nach Antigua reisen sollten, um die Sachen mit eigenen Augen zu sehen und mit uns darüber zu berathen; und wir sind gewiß, daß westindische Missionare sich nicht gleichgültig gegen die Sache des Evangeliums in Afrika werden finden lassen. Aber wir betrachten es als wesentlich nothwendig, daß Br. Riis gehörig mit beglaubigenden Papieren über die Plane der Gesellschaft, die Gesinnung der dänischen Regierung und zu seiner Einführung bei hiesigen Behörden versehen sei. Wenn er zu uns kommt, so muß er äußerst vorsichtig sein nicht ohne uns zu handeln, um nicht hinsichtlich der zu wählenden Leute betrogen zu werden oder sich und uns, aus Unbekanntschaft mit unsern Colonialgesetzen über Wegführung von Arbeitern, Verlegenheit zu bereiten."

Es wurde nun beschlossen, daß Riis mit seiner Frau über Westindien nach Afrika reisen sollte. Aber man wollte die Mission auch durch weitere europäische Arbeiter verstärken. Als Inspektor Hoffmann im Frühjahr 1841 an die Zöglinge in Basel die Frage richtete: „wer von Euch will freiwillig nach Westafrika ziehen?" erscholl keine Stimme noch Antwort; aber auf die verbesserte Frage: „wer sich will freudig nach Westafrika senden lassen, der erhebe die rechte Hand!" flogen alle Hände rasch empor. Die Wahl der Kommittee fiel auf Joh. Georg Widmann von Geibel in Württemberg, der jetzt nach mehr als 30jähriger Arbeit als der Senior der Mission noch in Akropong steht und sogar in Afrika seine silberne Hochzeit feiern durfte. Mit ihm wurde ein junger Neger ausgesendet, Georg Thompson, welchen Sessing 1829 als zehnjährigen Knaben aus Liberia mitgebracht und

der Anstalt in Beuggen zur Erziehung übergeben hatte, bis er 1838 in das Basler Missionshaus eintreten konnte. Man hatte schon bei seiner Aussendung einige Bedenken wegen seines christlichen Charakters. Doch wagte man's ihn mitzusenden. Aber leider mußte er bald wegen Rückfalls in heidnische Sünden ausgeschlossen werden, und er lebt noch jetzt ohne Verbindung mit der Christengemeinde in Christiansborg. Da Riis den Wunsch ausgesprochen hatte, es möchte auch ein europäischer Handwerksmann mitgehen, ein Zimmermann oder Schlosser, damit die Missionare nicht durch die Leitung der Bauten und dergleichen äußere Dinge zu sehr an einen Platz gebunden wären, und Pfr. Lohr in Kassel in der Person des Hermann Halleur aus Mecklenburg-Schwerin einen solchen empfohlen hatte, so wurde auch dieser ausgesendet, jedoch nicht über Westindien, sondern direkt nach der Goldküste.

Den 28. Mai 1842 schifften sich Geschwister Riis, nachdem sie ihre 2 Kinder in Europa zurückgelassen hatten, mit Br. Widmann und Thompson in Gravesend ein und kamen den 10. Juli glücklich auf Antigua an. Dort wurden sie von den Missionaren und den christlichen Negern freundlich empfangen. Abends in der Versammlung dankte Br. Harvey, der die Predigt hielt, dem Herrn für ihre glückliche Ankunft und forderte die Gemeinde auf, ein Gleiches zu thun. In einer Conferenz wurde beschlossen, daß die Basler Brüder die Stationen besuchen, die Leute ansehen und kennen lernen, aber die afrikanische Frage nur allmählich ihnen vorbringen sollen, damit die Leute nicht in eine unzeitige Begeisterung dafür hineingerathen. Auf den dänischen Inseln werden sie kaum jemand finden, der tüchtig und bereit wäre, mit ihnen zu ziehen. „Die hiesigen Brüder", schrieb Riis, „interessiren sich so sehr für unsere Sache, daß sie einstimmig bereit sind, nicht nur ihre Leute, welche es wünschen, sondern auch sich selber für diese Mission aufzuopfern, wenn sie dazu berufen würden." Die Neger hatten eine besondere Freude, in Thompson einen schwarzen Missionär zu sehen, nannten ihn our own massa (unser eigener Herr), und wo er durch die Straßen gieng, neigten und beugten sie sich und grüßten ihn ehrerbietig. Unter den Brüdergemeinde-Missionaren war besonders Harvey für die Sache begeistert, während Miller etwas ernüchternde Schilderungen von dem Zustand Afrika's machte. Harvey sagte in einer Versammlung zu Gracefield: „Gott gebe, daß keiner von uns ruhig sterben möge,

bis wir für Afrika gethan haben, was wir thun können. Kein Land ist unsrer Hilfe so bedürftig, wie dieses; schnell reift es dem Verderben entgegen, wenn wir nicht Hand ans Werk legen. Drei Dinge braucht Afrika: Wort Gottes, Prediger, Schullehrer. Wer von Euch will mit diesen Männern gehen? Ich weiß einen in dieser Versammlung, der gerne gienge, wenn es Gottes Wille wäre, und dieser bin ich. Ich weiß einen zweiten, der gerne gienge, wenn ihn der Herr dazu berufen würde, das ist Br. Miller. Es würde ihn schmerzen, wenn unter uns 10,000 Gliedern der Brüdergemeinde auf Antigua keiner wäre, der zum Mitgehen sich anbieten möchte; es wäre dies als eine Ungnade zu betrachten."

Bei Harvey mußten sich auch die Leute für Afrika melden, und es kamen nicht wenige. Die Zeugnisse, welche er ihnen gab, waren oft sehr befriedigend. Aber über diesen und jenen, welchen er empfahl, lautete bei Gelegenheit das Urtheil der übrigen Brüder anders, so daß einer um den andern wieder zurückgestellt wurde. Harvey meinte, Riis nehme es zu genau mit den Leuten, aber dieser mochte dem sanguinischen Harvey, von dem er schrieb, er sei einem guten Wesleyaner völlig, aber nicht einem ächten Brüdergemeinde-Missionar ähnlich, die Auswahl nicht überlassen und begab sich nach 5wöchentlichem Aufenthalt auf Antigua mit seiner Frau nach den dänischen Inseln. Er wollte sich vorher anderswo umsehen, ehe er über die mitzunehmenden Neger definitiv entschied. Widmann und Thompson blieben noch länger auf Antigua. Ersterer schrieb aber schon im September ziemlich entmuthigt: „Ich nehme mir ganz in Rechnung, daß wir im Anfang mit unserer kleinen Gemeinde viel Sorgen haben werden in Afrika und kann mich manchmal des Gedankens, der mir schon zu Hause öfters kam, nicht entschlagen, ob es nicht vielleicht ebenso gut oder noch besser gewesen wäre, wenn wir Neger von Sierra Leone mitgenommen oder ganz einfach in der Stille es da angefangen hätten, wo Br. Riis es gelassen hat."

Auf der dänischen Insel St. Jan war ein Bruder von Frau Riis stationirt. Die Freude, denselben durch diese wunderbare Führung auf seinem Arbeitsfeld besuchen zu dürfen, wurde aber etwas herabgestimmt dadurch, daß sie während dieser Zeit sehr unwohl war. Für Afrika meldete sich auf den dänischen Inseln Niemand. Die Sklaverei drückte noch die Gemüther, und die Mehrzahl der Freineger gehörte nicht zu der besten Klasse.

Am 2. Oktober kamen Geschwister Riis mit dem Dampfboot nach Jamaika; 8 Tage später trafen auch Widmann und Thompson auf einem elenden Schifflein nach sehr beschwerlicher Fahrt von Antigua daselbst ein und brachten die unangenehme Nachricht, daß sie das Schiff, welches ihnen in London zur Ueberfahrt von Westindien nach Afrika versprochen ward, nicht bekommen können. In Birnamwood auf Jamaika war Sessing, der ehemalige Basler Missionar in Liberia, von der englisch-kirchlichen Gesellschaft stationirt; er nahm die Geschwister freundlich auf. Es wurde beschlossen, daß Widmann und Thompson hier bleiben sollten, während Riis die Brüdergemeinde im Westen der Insel besuchte. Der Erfolg für Afrika war auch in den Gemeinden auf Jamaika nicht groß. Doch machte es einen tiefen Eindruck, als ein junger Neger, Eduard Walker, in einer Versammlung auftrat und sprach: „Wenn ich nach Afrika gehe, so verlasse ich meine Heimat nicht; ich gehe in mein Land. Keine Ruhe ist in meinem Herzen, wenn ich denken will, nicht zu gehen. Betet für uns, meine Brüder und Schwestern, die wir dorthin ziehen, daß uns der Herr helfe und uns segne. Wir vertrauen nicht auf uns selbst, daher sind wir auch nicht bange, nach Afrika zu gehen, denn Er wird uns bewahren und uns helfen." Es wurden schließlich 6 Familien (Miller, Rochester, Green, Hall, Mülling und Walker), 2 junge Männer von Jamaika (Clerk und Robinson) und ein Jüngling von Antigua (Horseford), im Ganzen 24 Personen, mitgenommen. Inzwischen wurde auch für Thompson auf den Rath der Basler Komittee in den Brüdergemeinden eine Lebensgefährtin gesucht. Die Brüderkonferenz wählte hiefür einstimmig Katharina Mulgrave, die als Kind aus einem portugiesischen Sklavenschiff befreit und auf Jamaika erzogen worden war. Mit ihr wurde er den 11. Dec. auf der Station Bethlehem getraut.

In Bezug auf die von den Brüdergemeinden mitzunehmenden Negerfamilien wurde nun ein Vertrag abgeschlossen, des Inhalts:

1) Die Form des Gottesdienstes und der Disciplin der Brüder-Unitätskirche soll auf ihren Stationen in Afrika beibehalten werden.

2) Sie unterziehen sich willig jedem Dienst für die Mission, wogegen sie 2 Jahre lang völlig von der Mission unterhalten werden.

3) Die Gesellschaft verpflichtet sich, ihnen gleich nach ihrer Ankunft Land zu Gärten und Häusern anzuweisen und ihnen wenigstens einen Tag wöchentlich vom Dienste für die Mission freizugeben.

4) Sobald sie von der Gesellschaft nicht mehr unterhalten werden, dürfen sie nach Belieben für sich arbeiten. Doch werden sie stets willig sein, um billigen Lohn für die Mission zu arbeiten.

5) Wollen die Geschwister nach 5 Jahren nach Jamaika zurückkehren, so bezahlt die Gesellschaft ihre Rückfahrt, im Falle sie während dieser Zeit sich keines unsittlichen Betragens schuldig gemacht haben.

Man hatte den Brüdern Hoffnung gemacht, sie könnten mit dem Emigrantenschiff, welches zwischen Afrika und Westindien fuhr, ihre kleine Kolonie hinüberbringen. Aber dasselbe kam so lange nicht, daß sie fürchteten, die günstige Jahreszeit für die Ankunft in Afrika zu versäumen, wenn sie sich noch länger aufhielten. Deßhalb mietheten sie um 600 Pfd. Sterling die Brigantine John Anderson, wobei sie noch die Einrichtung und die Beköstigung extra zu besorgen hatten. Ihr Unternehmen fand indessen auf Jamaika große Theilnahme, nicht bloß von Seiten der Brüdergemeinde und der Englisch-kirchlichen, sondern auch der Wesleyaner und Baptisten, und es wurde in mehreren Gemeinden für sie kollektirt.

So giengen sie den 7. Febr. 1843 unter den Segenswünschen vieler Freunde in Kingston an Bord. Das Schiff machte einen Umweg um die Westküste von Jamaika und Cuba herum nach der Straße von Florida, weil der Kapitän sagte, es sei besser, durch diese in den atlantischen Ocean zu kommen. Die Fahrt gieng sehr langsam; die Hitze wurde in dem engen Schiffsraum immer drückender, die Reisenden waren großentheils von der Seekrankheit sehr geplagt; für Frau Riis aber war es eine besonders schwere Zeit, denn sie wurde noch auf dem Schiff, am 3. April, von einem Töchterlein entbunden. Doch kam die ganze Gesellschaft den 15. April glücklich in Cape Coast an, wo Halleur schon am 23. Januar über England eingetroffen war. Der Gouverneur Maclean lud sie freundlich ein, einige Tage hier zu verweilen; allein die Rücksicht auf die Negerfamilien, die sie so bald als möglich von dem mühseligen Schiffsleben befreien wollten, bestimmte sie, noch an demselben Abend weiterzufahren, so daß sie am 17. April in Christiansborg an's Land gingen, vom Gouverneur Carstensen und von Hrn. Lutterodt freundlich bewillkommt.

Bis die Wohnungen in Akropong hergestellt waren, wurde die Reisegesellschaft größtentheils auf der königlichen Plantage Frederiks-

Am 2. Oktober kamen Geschwister Riis mit dem Dampfboot nach Jamaika; 8 Tage später trafen auch Widmann und Thompson auf einem elenden Schifflein nach sehr beschwerlicher Fahrt von Antigua daselbst ein und brachten die unangenehme Nachricht, daß sie das Schiff, welches ihnen in London zur Ueberfahrt von Westindien nach Afrika versprochen ward, nicht bekommen können. In Birnamwood auf Jamaika war Sessing, der ehemalige Basler Missionar in Liberia, von der englisch-kirchlichen Gesellschaft stationirt; er nahm die Geschwister freundlich auf. Es wurde beschlossen, daß Widmann und Thompson hier bleiben sollten, während Riis die Brüdergemeinde im Westen der Insel besuchte. Der Erfolg für Afrika war auch in den Gemeinden auf Jamaika nicht groß. Doch machte es einen tiefen Eindruck, als ein junger Neger, Eduard Walker, in einer Versammlung auftrat und sprach: „Wenn ich nach Afrika gehe, so verlasse ich meine Heimat nicht; ich gehe in mein Land. Keine Ruhe ist in meinem Herzen, wenn ich denken will, nicht zu gehen. Betet für uns, meine Brüder und Schwestern, die wir dorthin ziehen, daß uns der Herr helfe und uns segne. Wir vertrauen nicht auf uns selbst, daher sind wir auch nicht bange, nach Afrika zu gehen, denn Er wird uns bewahren und uns helfen." Es wurden schließlich 6 Familien (Miller, Rochester, Green, Hall, Mülling und Walker), 2 junge Männer von Jamaika (Clerk und Robinson) und ein Jüngling von Antigua (Horseford), im Ganzen 24 Personen, mitgenommen. Inzwischen wurde auch für Thompson auf den Rath der Basler Komittee in den Brüdergemeinden eine Lebensgefährtin gesucht. Die Brüderkonferenz wählte hiefür einstimmig Katharina Mulgrave, die als Kind aus einem portugiesischen Sklavenschiff befreit und auf Jamaika erzogen worden war. Mit ihr wurde er den 11. Dec. auf der Station Bethlehem getraut.

In Bezug auf die von den Brüdergemeinden mitzunehmenden Negerfamilien wurde nun ein Vertrag abgeschlossen, des Inhalts:

1) Die Form des Gottesdienstes und der Disciplin der Brüder-Unitätskirche soll auf ihren Stationen in Afrika beibehalten werden.

2) Sie unterziehen sich willig jedem Dienst für die Mission, wogegen sie 2 Jahre lang völlig von der Mission unterhalten werden.

3) Die Gesellschaft verpflichtet sich, ihnen gleich nach ihrer Ankunft Land zu Gärten und Häusern anzuweisen und ihnen wenigstens einen Tag wöchentlich vom Dienste für die Mission freizugeben.

4) Sobald sie von der Gesellschaft nicht mehr unterhalten werden, dürfen sie nach Belieben für sich arbeiten. Doch werden sie stets willig sein, um billigen Lohn für die Mission zu arbeiten.

5) Wollen die Geschwister nach 5 Jahren nach Jamaika zurückkehren, so bezahlt die Gesellschaft ihre Rückfahrt, im Falle sie während dieser Zeit sich keines unsittlichen Betragens schuldig gemacht haben.

Man hatte den Brüdern Hoffnung gemacht, sie könnten mit dem Emigrantenschiff, welches zwischen Afrika und Westindien fuhr, ihre kleine Kolonie hinüberbringen. Aber dasselbe kam so lange nicht, daß sie fürchteten, die günstige Jahreszeit für die Ankunft in Afrika zu versäumen, wenn sie sich noch länger aufhielten. Deßhalb mietheten sie um 600 Pfd. Sterling die Brigantine John Anderson, wobei sie noch die Einrichtung und die Beköstigung extra zu besorgen hatten. Ihr Unternehmen fand indessen auf Jamaika große Theilnahme, nicht bloß von Seiten der Brüdergemeinde und der Englisch-kirchlichen, sondern auch der Wesleyaner und Baptisten, und es wurde in mehreren Gemeinden für sie kollektirt.

So giengen sie den 7. Febr. 1843 unter den Segenswünschen vieler Freunde in Kingston an Bord. Das Schiff machte einen Umweg um die Westküste von Jamaika und Cuba herum nach der Straße von Florida, weil der Kapitän sagte, es sei besser, durch diese in den atlantischen Ocean zu kommen. Die Fahrt gieng sehr langsam; die Hitze wurde in dem engen Schiffsraum immer drückender, die Reisenden waren großentheils von der Seekrankheit sehr geplagt; für Frau Riis aber war es eine besonders schwere Zeit, denn sie wurde noch auf dem Schiff, am 3. April, von einem Töchterlein entbunden. Doch kam die ganze Gesellschaft den 15. April glücklich in Cape Coast an, wo Hallenr schon am 23. Jannar über England eingetroffen war. Der Gouverneur Maclean lud sie freundlich ein, einige Tage hier zu verweilen; allein die Rücksicht auf die Negerfamilien, die sie so bald als möglich von dem mühseligen Schiffsleben befreien wollten, bestimmte sie, noch an demselben Abend weiterzufahren, so daß sie am 17. April in Christiansborg an's Land gingen, vom Gouverneur Carstensen und von Hrn. Lutterodt freundlich bewillkommt.

Bis die Wohnungen in Akropong hergestellt waren, wurde die Reisegesellschaft größtentheils auf der königlichen Plantage Frederiks-



gabe untergebracht. Da gab es schon manche Noth mit den Emigranten, aber auch mit Thompson; und Halleur verzweifelte an seinem Missionsberuf, so daß er schon im November um seine Entlassung bat. Er schrieb, die Westindier verfluchen den Tag, an welchem sie Riis zum ersten Mal gesehen haben.

So schien das ganze Unternehmen ein verfehltes zu sein. Allein die Uebersiedlung der Neger konnte nicht rückgängig gemacht werden, und es schien einmal dieser Weg der einzige, auf welchem man die Heimatgemeinde für die Fortsetzung der afrikanischen Mission hatte gewinnen können. Darum durften die Komittee in Basel und die Brüder in Afrika die Zuversicht festhalten, daß der Herr auch durch diese schwere Prüfung gnädig hindurchhelfen werde. Und sie wurden nicht zu Schanden. Aus den Westindiern erwuchs doch ein Grundstock für eine Gemeinde von Negerchristen in Akropong, welcher Widmann so bald als möglich in der Landessprache predigte in dem neugebauten Kirchlein. Es fanden sich bald auch heidnische Zuhörer ein, und am Pfingstfest 1847 konnten 2 Jünglinge als die Erstlinge aus den Heiden die hl. Taufe empfangen.

Wir brechen hier ab und erzählen die vielen Nöthen und Aergernisse nicht, durch welche die Entwicklung der afrikanischen Mission bis dahin und noch längere Zeit gehen mußte. Andreas Riis mußte mit gebrochener Kraft 1845 das Arbeitsfeld verlassen, und welch' ein schwerer Schlag ihn noch auf der Rückreise traf, hören wir aus seinem Brief vom 27. Sept. 1845: „Mit tief gedrücktem Herzen und schwacher Hand fange ich diesmal einen Brief an, der Ihnen die Trauerkunde bringt, daß meine liebe Frau den beschwerlichen Wanderstab durch ein seliges Verscheiden hier auf dem Schiff am 5. d. M. Morgens etwa 2 Uhr circa 200 englische Meilen südöstlich von Cap Verde niedergelegt hat. Ihre Schwäche nahm, was auch dagegen angewandt wurde, beständig zu. Hatte es zuweilen den Anschein, als bessere es sich mit ihr, so war es doch nur für wenige Tage, während die Krankheit im Geheimen fortwirkte und bald ihren Körper bis auf Haut und Knochen abzehrte. Das anhaltende Leiden ihres Mannes, das besonders nach seiner letzten Rückreise von der Küste im Mai besonders schlimmer wurde, machte sie um sein Leben sehr bekümmert, was sie noch tiefer niederdrückte. Wir glaubten endlich die Bestimmung fassen zu müssen, uns auf den Weg nach Europa zu begeben, so gerne wir auch eine Antwort hierüber vor-

her von der Kommittee gehabt hätten. Die Last, die in Akropong auf uns lag, war schon längere Zeit unsern schwachen Kräften zu schwer, und da keines von uns unter diesen Umständen seine Pflicht zu erfüllen im Stande war, so konnten wir uns um so leichter dazu entschließen, so bald als möglich unsere Zuflucht zu jenem Hilfsmittel zu nehmen. Unsere ganze Lage war in hohem Grade niederschlagend. Indeß fiel es uns beiden überaus schwer, den Ort zu verlassen, an dem unsere Füße so manchen schweren Weg gegangen und unsere Hände so viele harte Arbeit verrichtet haben, wo so mancher Tropfen Schweiß von unserm Angesicht und Thränen von unsern Augen geflossen, wo der Herr durch so viele Krankheit, Angst, Sorge, Noth, Ungemach, Kummer und Verdruß seit mehreren Jahren so überaus gnädig hindurchgeholfen und uns Gnade hatte finden lassen vor den Augen des Volkes, das uns lieb und gemüthlich geworden war. Es blieb uns demungeachtet keine andere Aufgabe, als die Sache, die uns schmerzte und die wir auf dem Herzen trugen, in Gottes treue Hand zu legen und zur Abreise zu schreiten, indem wir denken mußten, daß wir für die Zeit uns nicht mehr an unserm Platz befinden. Mit der Abreise verzog es sich aber dadurch, daß entweder ich oder meine Frau so unwohl war, daß wir die Reise an die Küste nicht zu machen wagten. So geschah es, daß wir erst am 28. Juli Akropong verlassen konnten, nachdem wir in den vorhergehenden Tagen uns wohler gefühlt. Die Luft in Ussu und das ruhigere Leben brachten indessen keine Besserung in die Umstände meiner Frau: sie wurde immer schwächer, während meine Gesundheit sich etwas besserte. Wir konnten es unter diesen Umständen als eine göttliche Fügung ansehen, daß ein Schiff 14 Tage nach unserer Ankunft in Ussu nach England abging, von einem Kapitän geführt, den ich seit mehreren Jahren als einen lieben Mann kenne. Am 13. August begaben wir uns an Bord, von Widmann und Georg begleitet. Leidend an Körper und Geist, war beim Abschied von der Küste mein Gemüth in einer etwas trüben und wehmüthigen Stimmung. Die Welt schien nichts zu haben, das, wenn ich meine blasse, abgezehrte Frau ansah, meine eigene Schwächlichkeit empfand und dann in die Zukunft blickte — das mir noch hätte eine Freude machen können. Die gute kranke Frau war still und ruhig, wie ein Lamm, sie trug bis zu ihrem letzten Hauch ihre vielen Beschwerden mit seltener Geduld und Ergebenheit, eine große Wohlthat für uns

beide. Die Seeluft und das Schiffsleben brachten ihr keine Erleichterung. Die Kräfte nahmen auch auf dem Schiff immer mehr ab, so daß sie fast nicht mehr außer Bett sein konnte; ihre innere Ruhe und stille Zufriedenheit blieb sich aber gleich, was auch mich oft ermunterte und aufrichtete. Am 24. August war sie zum letzten Mal am Tisch. Dann schwanden die Kräfte und ihr Verlangen, beim Herrn zu sein, nahm zu. Sie kümmerte sich um nichts mehr in dieser Welt. Nur der Gedanke, mich allein in einem schweren Weg zurückzulassen, schmerzte sie tief. Zwei Tage vor ihrem seligen Verscheiden verlor sie durch lauter Schwäche ihre Stimme. Am 5. Sept. Morgens entschlief sie sanft. Nachmittags 4 Uhr wurde sie in die Tiefe gesenkt, während Missionar Chapman die englische Begräbnißliturgie las."

Riis trat nun aus dem Dienste der Basler Missionsgesellschaft aus und wurde Pastor zu Stavanger in Norwegen. Er erholte sich wieder so weit, daß er eine zweite Ehe eingehen konnte. Aber 1854 war auch sein Pilgerlauf vollendet.

Hiemit schließen wir die Geschichte der „Anfänge der Basler Mission auf der Goldküste." Es waren wirklich nur Anfänge. Die eigentliche Arbeit, aus welcher die jetzt immer mehr zu Tage tretenden Früchte hervorgegangen sind, geschah erst in den folgenden 2—3 Jahrzehnten. Einen anschaulichen Blick in diese mühereiche Saat- und Kampfeszeit gewähren u. A. zwei Schriften, im Verlag des Basler Missionskomptoirs erschienen, welche wir unsern Lesern bei dieser Gelegenheit empfehlen möchten: „August Steinhauser. Ein Bild aus der westafrikanischen Mission, von Joh. Müller. 1874," ein mit warmer Liebeshand und der Frische eines Augenzeugen geschriebenes Lebensbild, und „Zehn Jahre auf der Goldküste, Skizzen aus dem Leben des Basler Miss. J. Heck. 1869", ebenfalls geeignet, von den Leiden und Freuden eines evangelischen Heidenboten auf der Goldküste einen richtigen Begriff zu geben.

Die Goßner'sche Mission unter den Kols.

„Nicht uns Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gib Ehre!" Das ist ein Gebet, welches ohne Zweifel alle wahrhaft christlichen Missionsgesellschaften und Missionare täglich zu dem ihri-

gen machen. Auf keinem andern Gebiet wenigstens geht dasselbe häufiger und deutlicher in Erfüllung als auf dem der Mission.

Das schlagendste Beispiel hiefür ist vielleicht die Goßner'sche Kolsmission, oft „die Perle der deutsch-evangelischen Missionen", auch schon „eine Ehrensache der evangelischen Christenheit Deutschlands" genannt. Denn mit fast ebensoviel Recht hätte man dieselbe als „das Aschenbrödel der deutschen Mission" oder „die Schande der evang. Christenheit Deutschlands" bezeichnen können. Ist man doch im Blick auf dieses Gotteswerk versucht auszurufen: wahrlich, nicht durch das, was Menschen gethan haben, sondern trotz dessen was Menschen gethan haben, ist es zu Stande gekommen! Die Missionare haben gefehlt durch Ungeduld und Verzagtheit während der prüfungsvollen Saat- und Wartezeit, durch Scheu vor dem mühsamen Studium der Volkssprache, durch Nachlässigkeit und Unschlüssigkeit gerade in den kritischsten Tagen der Gährung und der Entscheidung, durch allzu kindliche Unvorsichtigkeit auf der einen und allzu kluge Vorsorglichkeit auf der andern Seite, durch Herrschsucht, Ehrgeiz und Unverträglichkeit; die eingebornen Christen haben gefehlt durch fleischliche Selbsthilfe, egoistische Rechthaberei, unevangelische Freiheitsbestrebungen und viele andere große Schwachheiten; die Missionsleitung hat gefehlt anfangs durch übertriebene Schonung, Nachsicht und Formlosigkeit, dann durch ebenso übertriebenen Organisationseifer, Mißtrauen, Rücksichts- und Taktlosigkeit; die ganze deutsche Christenheit hat gefehlt durch beispiellose Gleichgiltigkeit und Kargheit; die freigebigeren englischen Freunde durch Parteilichkeit und Selbstzufriedenheit, und endlich der anglikanische Bischof durch hierarchische Anmaßung und hochkirchliche Proselytenmacherei. Das alles ist's was die Menschen herzlich schlecht gemacht haben. Und doch gibts keine Mission, in welcher so augenfällig von ihrer Gründung an und durch alle Stadien ihrer Entwickelung hindurch die Herzen und Umstände von oben wären geleitet worden, keine Mission, die schnellere und zahlreichere Früchte aufzuweisen hätte; keine, durch welche ein tiefgesunkenes, in Aberglauben und Geisterfurcht gefangenes, von grausamen Gewalthabern unterdrücktes Heidenvolk zu frischerem und hoffnungsvollerem Aufschwung gebracht worden; keine, welche wunderbarere Gebetserhörungen, merkwürdigere Bekehrungen und überhaupt eine bedeutendere Geisterbewegung aufzuweisen hätte, als diese deutsche Mission unter den Kols. Das alles



beide. Die Seeluft und das Schiffsleben brachten ihr keine Erleichterung. Die Kräfte nahmen auch auf dem Schiff immer mehr ab, so daß sie fast nicht mehr außer Bett sein konnte; ihre innere Ruhe und stille Zufriedenheit blieb sich aber gleich, was auch mich oft ermunterte und aufrichtete. Am 24. August war sie zum letzten Mal am Tisch. Dann schwanden die Kräfte und ihr Verlangen, beim Herrn zu sein, nahm zu. Sie kümmerte sich um nichts mehr in dieser Welt. Nur der Gedanke, mich allein in einem schweren Weg zurückzulassen, schmerzte sie tief. Zwei Tage vor ihrem seligen Verscheiden verlor sie durch lauter Schwäche ihre Stimme. Am 5. Sept. Morgens entschlief sie sanft. Nachmittags 4 Uhr wurde sie in die Tiefe gesenkt, während Missionar Chapman die englische Begräbnißliturgie las."

Riis trat nun aus dem Dienste der Basler Missionsgesellschaft aus und wurde Pastor zu Stavanger in Norwegen. Er erholte sich wieder so weit, daß er eine zweite Ehe eingehen konnte. Aber 1854 war auch sein Pilgerlauf vollendet.

Hiemit schließen wir die Geschichte der „Anfänge der Basler Mission auf der Goldküste." Es waren wirklich nur Anfänge. Die eigentliche Arbeit, aus welcher die jetzt immer mehr zu Tage tretenden Früchte hervorgegangen sind, geschah erst in den folgenden 2—3 Jahrzehnten. Einen anschaulichen Blick in diese mühereiche Saat- und Kampfeszeit gewähren u. A. zwei Schriften, im Verlag des Basler Missionskomptoirs erschienen, welche wir unsern Lesern bei dieser Gelegenheit empfehlen möchten: „August Steinhauser. Ein Bild aus der westafrikanischen Mission, von Joh. Müller. 1874," ein mit warmer Liebeshand und der Frische eines Augenzeugen geschriebenes Lebensbild, und „Zehn Jahre auf der Goldküste, Skizzen aus dem Leben des Basler Miss. J. Heck. 1869", ebenfalls geeignet, von den Leiden und Freuden eines evangelischen Heidenboten auf der Goldküste einen richtigen Begriff zu geben.

Die Goßner'sche Mission unter den Kols.

„Nicht uns Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gib Ehre!" Das ist ein Gebet, welches ohne Zweifel alle wahrhaft christlichen Missionsgesellschaften und Missionare täglich zu dem ihri-

[redacted]

gen machen. Auf keinem andern Gebiet wenigstens geht dasselbe häufiger und deutlicher in Erfüllung als auf dem der Mission.

Das schlagendste Beispiel hiefür ist vielleicht die Goßner'sche Kolsmission, oft „die Perle der deutsch-evangelischen Missionen", auch schon „eine Ehrensache der evangelischen Christenheit Deutschlands" genannt. Denn mit fast ebensoviel Recht hätte man dieselbe als „das Aschenbrödel der deutschen Mission" oder „die Schande der evang. Christenheit Deutschlands" bezeichnen können. Ist man doch im Blick auf dieses Gotteswerk versucht auszurufen: wahrlich, nicht durch das, was Menschen gethan haben, sondern trotz dessen was Menschen gethan haben, ist es zu Stande gekommen! Die Missionare haben gefehlt durch Ungeduld und Verzagtheit während der prüfungsvollen Saat- und Wartezeit, durch Scheu vor dem mühsamen Studium der Volkssprache, durch Nachlässigkeit und Unschlüssigkeit gerade in den kritischsten Tagen der Gährung und der Entscheidung, durch allzu kindliche Unvorsichtigkeit auf der einen und allzu kluge Vorsorglichkeit auf der andern Seite, durch Herrschsucht, Ehrgeiz und Unverträglichkeit; die eingebornen Christen haben gefehlt durch fleischliche Selbsthilfe, egoistische Rechthaberei, unevangelische Freiheitsbestrebungen und viele andere große Schwachheiten; die Missionsleitung hat gefehlt anfangs durch übertriebene Schonung, Nachsicht und Formlosigkeit, dann durch ebenso übertriebenen Organisationseifer, Mißtrauen, Rücksichts- und Taktlosigkeit; die ganze deutsche Christenheit hat gefehlt durch beispiellose Gleichgiltigkeit und Kargheit; die freigebigeren englischen Freunde durch Parteilichkeit und Selbstzufriedenheit, und endlich der anglikanische Bischof durch hierarchische Anmaßung und hochkirchliche Proselytenmacherei. Das alles ist's was die Menschen herzlich schlecht gemacht haben. Und doch gibts keine Mission, in welcher so augenfällig von ihrer Gründung an und durch alle Stadien ihrer Entwickelung hindurch die Herzen und Umstände von oben wären geleitet worden, keine Mission, die schnellere und zahlreichere Früchte aufzuweisen hätte; keine, durch welche ein tiefgesunkenes, in Aberglauben und Geisterfurcht gefangenes, von grausamen Gewalthabern unterdrücktes Heidenvolk zu frischerem und hoffnungsvollerem Aufschwung gebracht worden; keine, welche wunderbarere Gebetserhörungen, merkwürdigere Bekehrungen und überhaupt eine bedeutendere Geisterbewegung aufzuweisen hätte, als diese deutsche Mission unter den Kols. Das alles

ist's, was Gott so unaussprechlich wohl gemacht hat. Reichlich lohnt sich daher die Mühe, Seinen Spuren in der Geschichte der Kolsmission nachzugehen und leicht tröstet man sich über das viele Dunkle und Unaufgeklärte, welches auch nach den letzten schriftstellerischen Darstellungen dieser Geschichte noch übrig bleibt.

Viel interessantes Material ist in dem soeben bei Mühlmann in Halle erschienenen Buch: „Die Goßnersche Mission unter den Kols. Bilder aus dem Missionsleben von L. Nottrott, Archidiakonus in Naumburg a. d. S." zusammengestellt. In der ersten Abtheilung wird uns naturgetreu und anschaulich das Land mit seinen Bewohnern, die Nacht des Heidenthums, die politischen und socialen Verhältnisse, das Leben im Heidendorf, Hochzeit, Krankheit, Tod, Begräbniß, kurz das ganze äußere und innere Leben der Kols mit ihrem Sehnen und Suchen geschildert. Dann folgt eine kurze, nicht ganz lückenlose Geschichte der Kolsmission sammt einer nüchternen, aber doch etwas einseitigen Darstellung der traurigen Vorgänge des J. 1868 und ihrer Folgen. Die dritte Abtheilung endlich bringt die eigentlichen „Bilder aus dem Missionsleben", welche ganz dazu angethan sind, auch einem der Mission ferner stehenden Leser von dem Arbeiten und Treiben „auf der Station", von den „Schulen", dem „Privatleben der Missionare", den „eingebornen Helfern", dem missionarischen „Reisen", einem „Christen-Dorf" u. s. w. eine Vorstellung zu geben. Die Einleitung, welche „die Reise zu den Kols" beschreibt und den einzigen Zweck haben soll, „mit nicht allzu dürren Worten zu sagen, wo das Volk der Kols wohnt und welcher Weg zu ihnen führt", und der Schluß, welcher einen „Blick in die Zukunft" wirft, sind wohl die schwächsten Stücke dieses sonst recht gelungenen Buches, von Uebertreibung und Sentimentalität jedenfalls nicht ganz frei. Denn die Schilderung auf S. 447: „aus ihren Augen leuchtet Friede, auf ihren Stirnen liegt Intelligenz, dem Munde merkt man es an: er kann beten" ist doch wohl etwas überschwänglich, sowie die Hoffnung, daß durch die Evangelisirung gerade der Kols ganz Indien, ja die Heidenwelt überhaupt gewaltig beeinflußt werden werde. Auch die Behauptung auf S. 328: „Volle Einmüthigkeit, wie sie das Evangelium schaffen will, kommt hienieden doch nur zwischen denen zu Stande, die auf derselben Bildungsstufe stehen und dieselben nationalen Interessen haben", wie überhaupt alles was über die geisti-

[redacted]

gen Entbehrungen eines Missionars, über seine Sehnsucht nach der europäischen Heimat u. s. w. SS. 5. 322 gesagt ist, scheint uns übertrieben oder doch nicht ganz missionsmäßig. Thatsache ist, daß viele nach Europa zurückgekehrte Missionare stärkeres Heimweh nach ihrem Arbeitsfeld im Heidenland haben, als sie je dort nach dem europäischen Vaterland hatten. Auch einige Aeußerungen auf S. 48 und 324 scheinen uns mindestens zu deutsch gedacht oder gefühlt. Ein Missionar sollte doch, wenn auch nicht seine „patriotische Begeisterung", so doch alle nationale Engherzigkeit und Schwärmerei daheimlassen. Aber gerade für diese Aeußerungen ist nicht der Verfasser, sondern seine Quellen verantwortlich. Für seine werthvolle Arbeit können wir ihm nur dankbar sein.

Viel kritischer, wenn auch nicht gerade objektiver, ist die Behandlung des gleichen Gegenstandes von Pastor Jellinghaus (1865—1870 selbst Missionar unter den Kols) in der „Allgem. Miss.-Zeitschrift." Seine gewissenhafte Darstellung des ganzen Verlaufes der Dinge ist wohl geeignet, gewisse Dunkelheiten aufzuhellen, der Verfasser ist aber nicht eingehend genug und wohl überhaupt nicht in der Lage, den Schleier vollends zu lüften, der immer noch über manchen Partieen der Kolsmission liegt. Beide Arbeiten zusammengenommen setzen uns jedoch in den Stand, ein ziemlich vollständiges Bild derselben uns zu entwerfen, was wir im Folgenden zu thun versucht haben.

---

1. Die Kols.

Kola ist im Sanskrit der Name eines gefallenen Kriegerstamms oder einer Mischlingskaste, der aber auch „Eber" bedeuten kann; um das Volk, oder die Völklein, welche man unter diesem Namen befaßt, nicht zu tief herabzudrücken, hat man neuerdings angefangen, dieses Wort in Kolh (Kolaha) d. h. Schweinetödter zu verwandeln. Wahrscheinlich aber ist es dravidischen Ursprungs und mag wirklich Tödter, Jäger bedeuten (von der drav. Wurzel kol tödten, daher kôl die Keule). Schon länger her gebrauchen es die Hindus für mehrere, in Tschota Nagpur wohnende, der indischen Urbevölkerung angehörige Stämme. Tschota oder eig. Tschutia Nagpur liegt etwa 60 deutsche Meilen westlich von Kalkutta, hat einen Flächeninhalt beinahe so groß wie England, erhebt sich 1000—3000 Fuß über den Spiegel des bengalischen Meerbusens und ist ein sehr frucht-

bares, nicht allzu heißes und daher verhältnißmäßig gesundes, meist aber wildes, bewaldetes und an vielen Stellen von Tigern, Leoparden, Bären und giftigen Schlangen wimmelndes, aber auch an schönen Bergen, Flüssen und Wasserfällen reiches Tafelland. Die unter dem Namen Kol gewöhnlich zusammengefaßten Volksstämme sind die Uraos, Mundas, Kerrias, Larkas, Bhumidschas und Santals. Ihrer Sprache nach zerfallen sie in zwei Gruppen, da der Urao-Dialekt entschieden der dravidischen Sprachfamilie angehört, während alle übrigen Mundarten der Kols zur kolarischen oder Ho-familie gehören (darin der Mensch Ho, Hod, Horou heißt). Nottrotts Gedanke an eine Verwandtschaft mit den arischen Sprachen ist nur durch höchst zufällige Aehnlichkeiten hervorgerufen.

Die Religion dieser, etwa 3 Millionen zählenden, Bergbewohner entspricht ganz der klassischen Darstellung, welche Paulus im 1. Kap. des Römerbriefes vom Heidenthum gibt. Daß Ein Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, ist, wissen und glauben sie so fest als irgend ein Volk. Weil sie ihm aber nicht danken, d. h. es für überflüssig halten ihm zu dienen und ihn anzurufen, da er ja „gut" sei und man sich vor ihm nicht zu fürchten brauche, so sind sie, wie alle anderen Heiden, in den Dienst der Sichtbarkeit und Sinnlichkeit gerathen und einer wahrhaft quälenden Furcht vor den bösen Geistern anheimgefallen. Von dieser ist ihr ganzes Denken und Leben beherrscht. Ueberall fühlen sie sich von ihnen, deren Zahl Legion ist, bedroht; Krankheit, Verlust, Unglück und Noth aller Art wird ihrem dämonischen Einfluß zugeschrieben. Dieser schrecklichen Plagegeister sich möglichst erfolgreich zu erwehren, — darin besteht die ganze Religion der Kols. Sich im Besitz ihrer Güter, ihrer Gesundheit und ihres Lebens zu erhalten, sowie alles Uebel abzuwenden — das ist der einzige Zweck all ihrer Opfer, Ceremonien und Gebete. Nicht sie dienen den höheren Wesen, sondern diese sich dienstbar oder doch unschädlich zu machen, das ist die durchaus selbstsüchtige Absicht ihrer religiösen Gebräuche. Die Mundas und Larkas nennen Gott Singbonga im Unterschied von allen untergeordneten Geistern oder Bongas, welche als Tiefen-, Wasser- und Berggeister die ganze Natur beherrschen. So sind die Kols zwar ohne Vielgötterei, Bilderverehrung, Tempeldienst und eigentliche Priester, — aber praktisch eben doch auch „ohne Gott" in dieser Welt. Ein tiefer, trostloser Schmerz über dieses Lebens Elend und Nichtigkeit

[redacted]

geht deßwegen durch's ganze Volk und wird oft in den wehmüthigsten Klagen laut. Ihre einzige Zuflucht ist der Zauberer, welcher mit seinen dämonisch-schauerlichen Geheimmitteln ein viel größeres Ansehen genießt, als das — wie es scheint — noch aus einer besseren Zeit überkommene patriarchalische Dorfpriesterthum.

Ebenso traurig und trostlos sieht es in socialer Beziehung bei den Kols aus. Nicht als wenn herzliche Familienliebe, fröhliche Hochzeiten, lustige Volksfeste, treues Zusammenhalten der Stammesgenossen u. dergl. nicht auch bei ihnen zu finden wäre. Im Gegentheil: für alles, was mit Familie, Haus, Vaterland zusammenhängt, hat der gemüthstiefe Kol vielleicht mehr Sinn, als viele andere Völker Indiens. Als die ersten Urbarmacher des Bodens betrachten sie, in familienhaftem Kommunismus, diesen als ihr unveräußerliches Eigenthum, an dem sie mit großer Liebe hängen. Aber gerade in diesem ihrem Besitze sind sie, die einfältigen Naturmenschen, durch List und Gewalt der seit Jahrhunderten sich bei ihnen eindrängenden Hindus und Muhammedaner gestört, ja aus demselben verdrängt worden. Früh haben sie ihre Selbständigkeit verloren und das Joch der Fremdherrschaft tragen müssen. 1585 wurde Tschota Nagpur förmlich erobert und den Moguls tributpflichtig gemacht. 200 Jahre dauerte diese Herrschaft, welche dann durch die englische abgelöst wurde. Obgleich diese letztere eine milde und gerechte zu sein sich alle Mühe gegeben, ists doch bei den Kols kaum besser geworden. Die Zemindare d. h. solche Hindus und Muhammedaner, welche von den früheren königlichen Besitzungen ein oder mehrere Dörfer zum Eigenthum erhalten hatten und die Thikadare d. h. diejenigen, welche Dörfer in Pacht nehmen, um ihrerseits wieder den auf den Grundstücken ruhenden Erbzins einzunehmen, — diese Blutsauger, von welchen die Kols, früher ein freies Bauernvolk, nun aber zu Leibeigenen oder Erbunterthanen geworden, das Unglaubliche zu leiden haben, sind durch die englische Gesetzgebung und Verwaltung in ihren vermeintlichen Rechten nur bestätigt und befestigt worden. Früher hatten sich die unterdrückten Kols doch von Zeit zu Zeit auf dem Wege des Faustrechtes Luft schaffen können. Das ist bei englischer Polizei und Gerichtsbarkeit nicht mehr möglich. Die bestehenden Mißverhältnisse sind durch die geordnete Regierung bloß legalisirt worden, und was die Beschwerden der Einzelnen betrifft, so ist es nicht zu verwundern, daß bei der Sprachunkenntniß der

englischen und bei der Bestechlichkeit der eingebornen Beamten eben doch immer die reichen und abgefeimten Unterdrücker ihren Klägern gegenüber Recht bekommen. Mehreremal, zuerst 1820 und dann wieder 1831 und 32 sind die Kols in offener Revolution gegen ihre Tyrannen aufgestanden, aber durch Regierungstruppen bewältigt worden. In manchen Stücken haben sich die Zustände seither gebessert, im Ganzen werden die ökonomischen und socialen Verhältnisse der armen Kols aber immer noch als trostlos geschildert.

Natürlich hat dieser religiöse und politische Druck, unter welchem die Kols seit Jahrhunderten einhergehn, im höchsten Grade demoralisirend auf sie wirken müssen. Immer mehr ist ihr ursprünglich männlich edler Sinn, ihre kindliche Zutraulichkeit und Kühnheit, ihre Wahrheitsliebe und Sittenreinheit verkümmert worden. Selbst heute noch findet man Reste aller Tugenden und Geistesanlagen bei ihnen, und dem kriecherisch-heuchlerisch-bettelhaften Wesen der niederen Hindukasten gegenüber haben sie wirklich ein verhältnißmäßig hohes Maß von Offenheit, Geradheit und Unbescholtenheit bewahrt. Aber gerade ihre hervorstechendsten Nationaleigenschaften kennzeichnen sie eben doch nur allzu deutlich als Sklaven der Sünde und Diener des Fleisches. Ihr Hauptlaster ist die Trunksucht, verbunden mit leidenschaftlicher Liebe zum Tanz und zügelloser Unkeuschheit, letzteres jedoch fast ausschließlich bei der unverheiratheten Jugend. Kein Götzenfest, kein Götzenopfer, kein Familienereigniß, ja kaum ein Tag geht vorüber ohne ein tüchtiges Trinkgelage. Mehr Unheil hat kein auch noch so schlimmer Feind der Kols angerichtet, als der Reisbranntwein. Für diesen „Illi“, ein sehr berauschendes, von ihnen selbst aus gährendem Reis bereitetes Getränk, könnten sie nach ihrer eignen Aussage auch das liebe Leben opfern. Bei Festlichkeiten ist oft das ganze Dorf, Männer und Weiber, Jung und Alt betrunken.

Mit der Trunksucht streitet bei ihnen bloß die Tanzsucht um den Rang. Durch beide wird natürlich das Laster der Unzucht genährt. Mit den Tänzen, welche meist bei Nacht stattfinden, sind regelmäßig schmutzige Reden, Lieder und Ausschweifungen verbunden. Die ganze unverheirathete Jugend lebt durchgängig in gemeiner Unzucht, der Ursache weit verbreiteter böser Krankheiten. Man muß nur staunen, daß trotz all' dieser selbstmörderischen Gewohnheiten das Volk an Leib und Seele noch nicht völlig entnervt ist, sondern

den Hindus gegenüber immer noch ein straffes Geschlecht genannt werden kann. Selbstverständlich leiden aber Intelligenz und Willenskraft dabei; grenzenlose Faulheit, fatalistische Indolenz, unbeschreibliche Gleichgültigkeit gegen das Leben und Neigung zum Selbstmord sind daher hervorragende Züge im Charakter der Kols.

So saß und sitzt dies arme Volk in großer Finsterniß, immer völligerem Verderben entgegengehend. Noch ein Jahrhundert länger, und die evangelische Mission hätte bei ihnen ebenso unfruchtbaren, von Dornen und Disteln überwucherten Boden gefunden, als bei so manchen andern Kasten und Volksstämmen Indiens. „Das, was sie aber in dieser Lage besonders empfänglich für's Christenthum machte, war ihr tiefes Gefühl und ehrliches Eingeständniß davon, daß sie „finster" und wie „dumme, verirrte Schafe" in diesem räthselhaften Leben seien." Und selbst dieses tiefe Gefühl von der Dunkelheit und dem Schmerz des Daseins, sammt dem Sehnen und Suchen nach etwas Besserem hätte ihnen ebenso wie ihre Freiheit und rechtmäßiger Grundbesitz nur allzuleicht abhanden kommen können, wenn der langsame aber sichere Hinduisirungsprozeß, dem die Kols wie alle Ureinwohner Indiens sich nicht entziehen können, von der Mission nicht wäre aufgehalten worden. Schon hatten viele Gebräuche des rohesten Hinduismus, sowie Gedanken von Vielgötterei, Seelenwanderung und pantheistischer Weltschmerzerlösung sich bei ihnen einzubürgern und jenes tiefe Sehnen nach Heil in stumpfe Resignation zu verkehren angefangen. Kols, welche lesen konnten, studierten auch die h. Schriften der Hindus und wandten sich hauptsächlich der alle Kastenunterschiede und den Bilderdienst verwerfenden Kabirpanthsekte zu, während die Unwissenderen sich dem Schiwa- und Dschagannath-Dienst hingaben. Aber das alles konnte sie nicht befriedigen. Je weniger sie sich im Hinduismus heimisch fühlten, desto mehr Bedeutung gewann für sie eine ihrer alten Sagen, nach welcher früher Singbongas W o r t bei ihnen gewesen in einem heiligen Buch, das aber um des Ungehorsams ihrer Väter willen ihnen wieder genommen worden sei, um dereinst aus fremdem Lande ihnen zurückgegeben zu werden.

So weist denn alles darauf hin: „nicht englische Regierungsweisheit, nicht Schulen und Civilisation konnten die in Teufelsfurcht, Trunksucht und hinduistische Tyrannei gebannten und in der Verzweiflung kraftlos gewordenen Kols wirklich sittlich heben, n u r die

Geisteskraft und Bildung des evangelischen Christenthums konnte sie retten! Sie mußten und müssen entweder Christen werden oder in jeder Beziehung zu Grunde gehen."

2. Die Mission unter den Kols.

„Nicht von Menschen, sondern von Gott" und „der Herr will es" — das ist das Siegel, welches schon die Gründungsgeschichte der Kolsmission an der Stirne trägt.

1844 hatte Goßner vier Missionare, den Theologen Schatz, zwei Elementarlehrer Brandt und Fr. Batsch, und den Oekonom Janke nach Kalkutta gesandt, aber nicht zu den Kols, sondern um in Barma unter den Karenen, oder falls das nicht möglich, in Tibet eine Mission anzufangen. Beides stellte sich als unthunlich heraus. Einen mit reichen Geldanerbietungen verbundenen Ruf, in der Nähe von Kalkutta sich niederzulassen, mußten sie aus inneren Gründen abweisen. Weiterer Winke des Herrn harrend, blieben sie bei Dr. Häberlin in Kalkutta. Und siehe, eines Morgens, als sie von der Wohnung dieses ihres Freundes und Berathers aus etwas in die Stadt hineingegangen waren, fielen ihnen einige dunkelfarbige Eingeborne von äußerst verkommenem Aussehen in die Augen. Dieselben arbeiteten an den Abzugskanälen der Stadt, arm und verachtet. Nach Hause zurückgekehrt, hörten sie, daß dies Kols aus Westbengalen seien. Unter dem Druck ihrer socialen Lage ermüdet, hatten nämlich viele Kols ihrer sonst heiß geliebten Heimat den Rücken gekehrt und angefangen nicht nur an andere Orte Indiens, sondern selbst nach Mauritius, Trinidad, Jamaika, Demarara, Australien auszuwandern. Mit diesen Elendesten der Elenden waren die Missionare an jenem Morgen in den Straßen der Weltstadt zusammengetroffen. Mit freudigem Erstaunen vernahm Frau Häberlin ihre theilnehmenden Fragen; ihr Herz hatte schon lange für dies arme Volk geschlagen, dessen Versunkenheit ihr durch die Berichte des sel. de Rodt bekannt war. Auch hatten schon fromme Engländer in Rantschi, dem Regierungssitz von Tschota Nagpur, sich mit der Bitte um Missionare an Dr. Häberlin gewandt. Alles kam zusammen, jene vier Goßnerischen Sendboten zu den Kols zu weisen. Dr. Häberlin gieng ihnen als Kundschafter voran, ordnete mit den englischen Freunden die zur Errichtung einer Station nöthigen äußeren Angelegenheiten und kam mit der aufmunternden Nach-

[redacted]

richt zurück: „Das Land ist ein Paradies, das Volk gutartig, des Evangeliums bedürftig."

Da die Jahreszeit schon zu vorgerückt war, ließen sich die Brüder nun zunächst in Bankura nieder, um dann im Anfang des J. 1845, durch zwei weitere Missionare verstärkt, nach Rantschi aufzubrechen und dort die Mission zu beginnen. Vom eingeb. Radscha erhielten sie ein schönes Stück Land, auf dem sie mit eigener Hand ihre bescheidenen Wohnhäuser errichteten.

Aber das war schon ein Fehler. Bald mußten sie die Unvorsichtigkeit, mit der sie sich den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzt hatten, theuer bezahlen. In wenig Jahren waren vier von ihnen gestorben, und eines ihrer ersten Besitzthümer war ein Gottesacker für ihre Todten. Ein noch folgenschwererer Mißgriff war es, daß als Predigt- und Unterrichtssprache nicht der Volksdialekt, sondern das unterländische Hindi von den Missionaren gelernt und gebraucht wurde. Hindi ist allerdings die Sprache des Gerichts, des Handels und der Städte, ja selbst in vielen Dörfern versteht jeder Kol etwas Hindi, aber unter sich sprechen eben Männer und Frauen fast ausnahmslos den Mundari- oder Urao-Dialekt. Es ist daher unmöglich durch Vermittlung des fremdländischen Hindi sowohl die Kols in ihrem tiefen Gemüthsleben zu verstehen, als auch sich ihnen mit der Botschaft des Heils verständlich zu machen. Trotzdem blieben die Missionare Jahrelang fast ausnahmslos beim Hindi. Große Mühe mußten die eifrigen Taufbewerber, ehe sie in die Kirche aufgenommen werden konnten, auf die Erlernung dieser Sprache verschwenden. „Und wenn doch nur alle das Hindi gelernt hätten! Aber war es den Alten überhaupt zuzumuthen? Konnte bei der großen Anzahl von Taufbewerbern das Erlernen des Hindi recht beaufsichtigt werden? War es zu verwundern, wenn die guten Leute gerade wie die Kinder ihren Katechismus mechanisch auswendig lernten, aus Mangel an Sprachkenntniß aber in seinen Sinn nicht eindringen konnten? Konnte es ausbleiben, daß die Predigt einem großen Theil der Kols über die Köpfe hinweg und an den Ohren vorbei gieng? — In der That, das Hindi als Kirchensprache der Kols erinnert uns zu lebhaft an das Lateinische, das bei uns dieselbe Herrschaft geübt, um nicht ein verwerfendes Urtheil zu erfahren."

Dazu kam, daß es der ganzen Mission an einer festen geord-

neten Leitung und Organisation fehlte. Gerade weil die andern Miss.-Gesellschaften ihm zu statutarisch und weltlich politisch verfaßt zu sein schienen, hatte Goßner angefangen, seine eigenen Missionare auszusenden, die dann in Betreff ihres Verhaltens sowohl als ihres Lebensunterhaltes lediglich auf sich selber angewiesen waren, wenn der treue Alte es auch an Aufmunterung, Rath und Handreichung nicht fehlen ließ. So geriethen denn die Kolsmissionare sehr bald nicht nur in allerlei äußere Verlegenheiten und Nahrungssorgen, sondern arbeiteten oft, trotz aller Aufopferung im Einzelnen, im Ganzen doch ohne Plan, Beständigkeit und Ordnung. So wurde 1846 in Danda eine zweite Station errichtet, aber trotz aller Mühe und Kosten 1848 wieder aufgegeben. Dafür wurde dann in Loharbagga unter den Uraos etwas Neues angefangen und hier von H. Batsch sogar in der Urao-Sprache etwas gepredigt; aber unbegreiflicher Weise wurde diese Station 1854 aufgegeben und dafür nur vier Stunden westlich von Rantschi die Station Pituria erbaut, um schon 1857 ganz resultatlos wieder verlassen zu werden. Auch Govindpur, das doch eine sehr günstige Lage hatte und mitten unter den nachher sich sammelnden Christen lag, wurde bald wieder (1857) aufgegeben!

Goßner schickte noch dazu mehr Missionare hinaus, als die bereits in der Arbeit Stehenden selbst für nöthig oder wünschenswerth hielten. „Diejenigen nun, welche sich den Aelteren unbedingt fügten, wurden behalten; die das nicht thun zu müssen glaubten, wurden mit oder ohne Angabe eines Grundes entlassen oder giengen von selbst.*)“ Ein solcher Zustand konnte dem ganzen Werk natürlich nur Schaden bringen und mußte der Arbeit auch der tüchtigsten Missionare den Charakter des Unruhigen, Unbeständigen und Willkürlichen aufdrücken.

Gearbeitet übrigens haben jene Gründer der Kolsmission treulich. Nachdem sie einmal das Hindi gelernt, predigten sie fleißig auf dem Markt und in den Straßen, errichteten eine Schule und suchten auch durch ärztliche Hilfe das Zutrauen der Heiden zu gewinnen. So hatte Miss. Conrad allein im Jahr 1850 an 5705

*) „Von 1844 bis 1867 waren in der Tschota Nagpur-Mission 30 Missionare thätig gewesen. Davon waren 5 gestorben, 15 abgegangen und nur 10 noch 1867 im Dienste der Mission thätig.“

Personen Medicin ausgetheilt! Aber es schien alles nichts fruchten zu wollen. Die Missionare fiengen an, muthlos und ungeduldig zu werden. Nachdem sie 4 Jahre lang anscheinend vergeblich gepredigt und sich gemüht, schrieben sie an Goßner: „Die Kols bekehren sich nicht, alle unsre Arbeit ist umsonst, wir haben die Erde aufgerissen und gesäet, aber es zeigt sich keine Frucht; wir wünschen uns ein anderes Arbeitsfeld zu suchen, wo wir mit größerer Hoffnung arbeiten könnten.“ Goßners Antwort war kurz und gut: „Ob sich die Kols bekehren oder nicht bekehren, das sei Euch ganz gleich; wollen sie das Wort nicht annehmen, so mögen sie es sich zum Gericht hören. Ihr aber betet und prediget ruhig fort; wir hier wollen auch mehr beten.“ Dieser Weisung kamen die Missionare denn auch nach. Jeden Montag Abend vereinigten sie sich zur besonderen Fürbitte für die Kols und flehten zum Herrn um eine Ausgießung seines h. Geistes. — Wunderbar schnell ward ihr Gebet erhört.

Unter dem Stamme der Uraos befanden sich vier begüterte Grundbesitzer, die, nach Wahrheit und Frieden suchend, sich der pantheistischen Kabirpanth-Sekte angeschlossen hatten, durch ascetische Uebungen, Gebete, Fasten, die ihr Guru ihnen vorschrieb, aber auch nicht befriedigt worden waren. Da kam ihnen ein Missionstraktat in die Hände. Ihr Guru (Lehrer) erklärte das Wort für gut und rieth ihnen selbst zu den Missionaren zu gehen. Ein Prozeß in Landangelegenheiten führte sie gerade jetzt für längere Zeit nach Rantschi, so daß sie Gelegenheit hatten, öfters die christliche Predigt zu hören. Lange freilich dauerte es noch, bis sie sich als Sünder und Jesum als ihren Heiland bekannten. Schon meinten die Missionare, die Stunde habe geschlagen, in welcher die Erstlinge aus den Kols getauft werden sollten. Aber soweit waren jene Männer innerlich noch nicht. „Ja, sagten sie, wir glauben an Jesum, wollen ihn nun aber auch gerne sehen.“ Man forderte sie auf, regelmäßig der täglichen Bibelstunde beizuwohnen. Sie thaten es. Das Wort gefiel ihnen immer besser, aber sie blieben dabei: „Wir wollen Jesum sehen.“ Stundenlang unterredeten sich die Missionare mit ihnen, beteten auch mit ihnen; das Ende war aber immer: „Zeigt uns Jesum, so genügt uns.“ Scheltend und zürnend, daß ihr Wunsch nicht erfüllt wurde, giengen sie endlich fort, fort auch von Rantschi. Sie bildeten sich ein, die Missionare besäßen irgend einen sichtbaren „Jesus“, ein Bild, ein Amulett oder etwas der Art, und das wolle man ihnen

vorenthalten. Nach einigen Wochen kamen sie aber wieder. Von ihrem alten Wunsche sagten sie nichts, baten aber zur Verwunderung der Missionare, dem englischen Gottesdienst beiwohnen zu dürfen. Man willfahrte ihnen, trotzdem daß sie kein Wort englisch verstanden. Und siehe, freudestrahlend kommen sie aus der Kirche: „Nun sind wir befriedigt und wünschen nichts als Christen zu werden.“ Sie hatten sich nun überzeugt, daß auch die europäischen Christen, denen man Jesum doch sicher nicht vorenthalten hätte, bei ihrem Gottesdienst nichts anders thaten als singen, beten und hören, daß man Jesum also wirklich nur mit dem Auge des Glaubens sehen könne. Wieder an einem Sonntag aßen sie zum ersten Mal mit den Christen. Die anwesenden Kols, meist Diener, waren darüber so verwundert, daß sie kaum zu athmen wagten. Damit war der entscheidende Schritt geschehen. Nach sorgfältigem Unterricht wurden die vier Erstlinge getauft, am 9. Juni 1850.

Kurz ehe Goßner diese Freudenbotschaft aus Indien erhielt, hatte er eines Morgens zu einem nahestehenden Freunde gesagt: „Ich habe die ganze Nacht für die Brüder in Rantschi beten müssen; wir werden bald gute Botschaft kriegen!“

Einige Jahre später, nachdem aus den 4 Erstlingen schon eine ganze Gemeinde geworden war, schrieb er in der Biene: „Da die Fischer so im Zuge sind, so helft ihnen das Netz ziehen — betet! Wir müssen alle die Kols kriegen; der Teufel soll keine Gräte behalten, als etwa die der Heiland wegwirft, weil sie faule Fische sind und nichts taugen.“ Und wirklich, das Netz hat sich seither gefüllt, ja in gewissem Sinne ist es gerissen vor der Menge der Fische.

Die Zeit von 1850—1857 waren die eigentlichen Gründungsjahre der Kolskirche, in welche die Heiden nun mit Haufen hereinzuströmen anfiengen. Bald war es der Trieb, gegen gewissenlose Gutsherren bei christlichen Europäern Schutz und Hilfe zu finden, bald der kindliche oft gedankenlose Glaube an die übernatürliche Kraft des Namens Jesu, des Gebetes zu ihm und der Taufe, bald das Verlangen der drückenden Geisterfurcht und des lästigen, kostspieligen Dämonendienstes los zu werden, immer aber der Wunsch glücklicher und freier zu werden, was die Leute zur Annahme des Christenthums bewog.

Jene Erstlinge sowohl als die andern Kols, welche nun sammt ihren Frauen und Kindern zum Taufunterricht kamen, faßten die

Geschichten von der Schöpfung, vom Sündenfall, von Jesu Geburt, Wunderthaten und besonders seinem Leiden und Sterben mit kindlicher Lebendigkeit auf. Sie fiengen auch bald an aus dem Herzen zu beten, zeigten große Freude über ihr Christsein und ergriffen das Gebet im Namen Jesu als eine Waffe wider alle Anfechtungen der Dämonen. So oft einer krank wurde, beteten sie über ihm lange und wiederholt, bis er gesund wurde. Für ihren 1851 schwer erkrankten Lehrer Schatz lagen sie Tag und Nacht auf den Knieen, bis sie die Freude hatten, ihn genesen zu sehn. Nun geschah es und geschieht noch bis auf den heutigen Tag, daß wenn die heidnischen Kols krank werden, sie, an ihren Teufelspriestern (Pahan) verzweifelnd, die Christen bitten, zu ihnen zu kommen und für sie zu beten. Die Christen sagten dann: Ja, wenn du dem Heidenthum entsagen und Jesum im Glauben annehmen willst, so kann dir geholfen werden. Wurden die Kranken oder Besessenen dann gesund, so nahm oft die ganze Familie das Christenthum an. Ueberhaupt hat nichts so sehr der christlichen Religion Achtung verschafft, und sie verbreiten helfen, als daß die Christen *furchtlos* zu den Kranken gehn, über ihnen beten, sie pflegen und ihnen Medicin geben.

Dazu kommt die sich immer weiter ausbreitende Ueberzeugung, daß Isu Massih (Jesus) stärker ist als alle Bongas, so daß ein Zauberer, der einmal aufgefordert wurde, einen Christen zu behexen, über diesen keine Gewalt zu haben erklärte, da er zum Prabhu Isu (Herrn Jesu) bete! Wiederholt haben sich auch Leute zur Taufe gemeldet, weil Singbonga oder auch der Prabhu Isu es sie geheißen habe.

In jener Zeit wurden durchschnittlich 200 Personen jährlich getauft. In Rantschi wurde 1851 der Grundstein zur schönen „Christus-Kirche" gelegt. Die Gemeinde war noch klein; da aber aller Orten Uebertritte in Aussicht standen, der alte Goßner auch einen schönen Bau wollte, der dem Herrn Jesus unter den Heidentempeln Ehre machte, so glaubte man die Kirche auf 800 Personen wenigstens einrichten zu sollen. Aber siehe, als man nach mühseliger Arbeit — die Missionare mußten die Hauptarbeit beim Bau zum Theil selbst besorgen — Weihnachten 1855 in das neue Gotteshaus einziehen durfte, da erwies es sich bereits als zu klein für die ganze Gemeinde.

„Da die Christen durch die Fürsprache von Miss. Schatz auch

bei frommen englischen Beamten Schutz und Beistand fanden, wurden sie immer muthiger und unter ihren Stammesgenossen geachteter. Damit hieng es zusammen, daß die von der Wahrheit des Christenthums kindlich fest überzeugten Kols von Anfang an die siegreiche Ausbreitung des Christenthums im ganzen Lande für eine selbstverständliche Sache hielten und den Missionaren, die fast besorgt fragten: werden auch noch Mehrere kommen? antworteten: „nicht Mehrere, sondern Alle werden kommen.“

Trotz ihrer geringen Heilserkenntniß wurden sie doch nicht müde umherzugehn in den Dörfern und die „heidnischen Brüder“ aufzufordern, dem Teufelsdienst zu entsagen und Christi Lehre anzunehmen, weil es ihnen dann in jeder Beziehung gut gehen werde.

Besonders segensreich sowohl für die Gemeinde selbst als für die Ausbreitung des Evangeliums war das von den Missionaren schon früh eingeführte Aeltestenamt. Diese von der Gemeinde erwählten und vom Missionar durch Handauflegung bestätigten eingebornen Aeltesten haben trotz ihrer oft sehr geringen Kenntniß des Wortes Gottes, trotzdem daß sehr wenige von ihnen schreiben und die meisten kaum lesen konnten, doch mehr als alle Missionare zur Erhaltung und Ausbreitung des Christenthums gethan. „Weil diese Gemeindevorsteher in den 5—16 Stunden von Rantschi entfernten Dörfern selbständig Gottesdienst hielten, über der Sonntagsheiligung wachten, über Kranken beteten, die Todten mit Gebet beerdigten, die in Sünde fallenden ermahnten und straften, die Heiden, welche sich bekehren wollten, als „neue Christen“ in die Gemeinde aufnahmen, ihnen die Zöpfe und heidnischen Schmuck abnahmen, ihr Haus von den Zeichen des Aberglaubens und der Zauberei reinigten und anfiengen sie zu belehren und ihnen den „christlichen Weg“ zu zeigen, so hat das Christenthum unter den Kols von Anfang an ein so volksthümliches, von europäischem Einfluß unabhängiges und dauerhaftes Wesen trotz aller ihm im Uebrigen anklebenden Schwächen bekommen.“

Im Frühjahr 1857 wuchs die Gemeinde besonders schnell. In den drei ersten Monaten dieses für ganz Indien so verhängnißvollen Jahres konnten 185 getauft werden. Die Kols kamen Dörferweise, und so groß war der Zudrang zum Taufunterricht, daß schon die Knaben der ersten Schulklasse beim Einprägen des Katechismus mit

die Lehrer spielen mußten. Im Ganzen betrug die Zahl der Getauften 900, die der Taufkandidaten weit über 2000.

Es war schon damals das Ganze eine weitgehende, religiös-nationale Bewegung und zugleich eine religiös-soziale Emanzipation vom Dämonendienst und der Hindu-Vergewaltigung. Mittelpunkt derselben war die Christuskirche in Rantschi, welche für die Tschota Nagpur-Gemeinde lange eine ähnliche Bedeutung hatte, wie einst der Tempel zu Jerusalem für alle Juden; blieb sie doch bis zum Jahre 1869 der einzige Ort, wo getauft, konfirmirt und das h. Abendmahl gefeiert wurde. Wesentlich ist durch sie der einheitliche Geist der Kolsgemeinde gefördert worden, jedenfalls ist sie eine Stätte, an welcher viel gebetet, gesungen, Gottes Wort gelernt und christbrüderliche Gemeinschaft genossen werden durfte.

Da, als das Werk im besten Gedeihen war, brach der schreckliche Militäraufstand aus.

3. Die Kolsgemeinde in und nach dem Revolutionsjahr 1857.

Die Empörer, Muhammedaner und Hindus, waren als Feinde der christlichen Europäer auch Feinde der jungen Kolsgemeinde. Schon früher hatten die Christen mehr noch als die heidnischen Bauern von ihren harten Zemindaren zu leiden gehabt, selbst Miss. Herzog war einmal so durchgeprügelt worden, daß er besinnungslos liegen blieb, ja die Missionare insgemein waren als Ruhestörer verklagt worden. Das alles waren aber nur die Vorzeichen. Als die Revolution selbst losbrach, gieng es noch ganz anders her. Systematisch sollten alle Europäer und alle Christen ausgerottet, die muhammedanische Herrschaft wieder hergestellt werden. Lange war man in Tschota Nagpur in großer Angst und Aufregung. Als die Nachricht vom Fall Delhis kam, lebte man neu auf, denn nun schien die Gefahr vorüber. Aber das war eine Täuschung. Jetzt erst giengs auch in Hazaribagh und Rantschi los. Rebellische Sipahi-Regimenter kamen an und machten mit der städtischen Besatzung, sowie mit den längst mißvergnügten Zemindaren gemeinsame Sache. Mit der größten Mühe und unter unsäglichen Beschwerden entkamen die Missionare nach Kalkutta.

Nun gieng es über die Christen her. „Daß ihre Dörfer und Häuser, soweit die Empörer zu ihnen gelangen konnten, von Grund aus geplündert, die armen Kols all' ihrer Habe, ihrer Kleider, Vor-

räthe, Geschirre, ihres Viehes u. s. w. beraubt wurden, verstand sich von selbst und war noch nicht das Schlimmste. Wer fliehen konnte, floh. Aber welch eine Flucht gerade in den schwersten Tagen der Regenzeit. Sechs Wochen lang mußten die Flüchtlinge in Wäldern, Bergen und Höhlen zubringen ohne Lebensmittel, als Wurzeln u. drgl. Einer der Aeltesten hatte 100 Christenkinder bei sich. Viele starben, noch mehr wurden krank und siechten dahin. Wen die Feinde ergriffen, der hatte Verspottung und Mißhandlung der rohesten Art zu erleiden." Das war eine Feuertaufe, in welcher sich die christliche Ueberzeugungstreue der Kolsgemeinde auf's Herrlichste bewährte. Nicht ein Einziger fiel, durch solche Gewaltthaten eingeschüchtert, ab. Mit schlichter, unbeugsamer Festigkeit blieben sie alle unentwegt ihrem Erlöser treu. „Gott und der Herr Jesus ist so groß und du bist so klein und du willst mich zwingen den Herrn zu verlassen! Wie dumm bist du! das wird nicht geschehen. Sterbe ich, so sterbe ich; den Herrn verlasse ich nicht." Das war ihr Sinn nnd Zeugniß gegenüber ihren Verfolgern.

Diese Stellung der Kolschristen zum christlichen Glauben, diese Treue in den Verfolgungen und dieser Eifer Andere zum Christenthum zu ziehen ist der beste Beweis, daß so gewiß die socialen Motive mit in Rechnung zn nehmen sind, nicht rein äußerliche Beweggründe sie zur Annahme des Christenthums getrieben und noch viel weniger dabei erhalten haben. Mit Bewunderung schauten die Heiden auf die christlichen Märtyrer und der allgemeine Zug zum Christenthum wurde unter den Kols nur stärker. Noch war die Ruhe kaum wieder hergestellt, als sich schon 150 neue Leute zur Taufe anmeldeten.

Unterdessen kamen auch die nach Kalkutta geflüchteten Missionare in nicht geringe Noth. Weil man in Berlin glaubte, auch Kalkutta sei in den Händen der Rebellen, erhielten sie gar kein Geld mehr zugeschickt. Nur durch die Liberalität der Engländer fanden sie ihren Unterhalt. In Berlin lag der 84jährige Goßner krank darnieder. Was sollte nach seinem Tode werden? In dieser bedenklichen Lage riethen Schatz und Fr. Batsch der Mehrzahl der Brüder als Prediger nach Amerika zu gehn oder nach Deutschland zurückzukehren. So verlor die Mission gerade damals, wo sie fromme und erfahrene Arbeiter am nöthigsten gehabt hätte, einige ihrer tüchtigsten Männer wie Gerndt, Lohr, Behrens, Siek u. s. w. Schatz

reiste selbst nach Berlin, fand aber in Deutschland so wenig Sympathie für die Kolsmission, daß er Goßner rieth, das ganze Arbeitsfeld der englisch-kirchlichen Miss.-Ges. abzutreten. Goßner, der in Berlin mitten zwischen den kirchlichen Parteien immer vereinsamter und unverstandener dastand, wandte sich denn auch wirklich an die Kommittee jener wahrhaft evangelischen und hochherzigen Miss.-Ges. welche nach längerer Bedenkzeit das Anerbieten zwar nicht annahm, zur Fortführung der Kolsmission aber 1000 Pf. St. schenkte. Das erlebte Goßner aber nicht mehr. „Am 30. März 1858 endigte er sein Leben, und da bis dahin kein Schritt der Annäherung von Seiten der bischöflichen Miss.-Ges. geschehen war, so scheint es eine Führung der Vorsehung Gottes gewesen zu sein, daß dies Werk in deutschen Händen geblieben ist." Da nämlich eine Antwort so lange ausblieb, hatte Goßner sich kurz vor seinem Tode noch entschlossen „fortzumachen" und Gen.-Superintendent Dr. Büchsel gebeten, nach seinem Abscheiden die Leitung übernehmen zu wollen.

Ein halbes Jahr später kam dieselbe an Prochnow, dann an Ansorge und jetzt ist sie in den Händen von Insp. Plath.

Schon im Okt. 1857 waren die ersten und Febr. 1858 alle Missionare nach Rantschi zurückgekehrt, um sich sogleich wieder an die Arbeit zu machen. Sie fanden die Häuser ausgeplündert, die Orgel zerstört, aber keins der Gebäude verbrannt. Von der engl. Regierung erhielt ein jeder der Zurückgekehrten, obgleich sie bei ihrer gemeinschaftlichen Haushaltung gar kein persönliches Eigenthum gehabt und das Gemeinsame nur wenig werth gewesen, doch eine Entschädigungssumme von 2000 Gulden. Zugleich hob das Kuratorium in Berlin die gemeinsame Wirthschaft auf und gab fortan jedem Missionar eine mäßige Besoldung, mit der er in gesunden Tagen wohl auskommen konnte. Das war eine nothwendige und gute Maßregel, hatte aber bei der damaligen Unsicherheit der Verhältnisse die üble Folge, daß die Missionare es fortan für ihre Pflicht hielten, selbst für die Zukunft ihrer Familien und besonders die Erziehung ihrer Kinder Mittel zu sammeln, Grundbesitz und Häuser zu erwerben und Geld umzutreiben.

Man faßte jetzt den unglücklichen Entschluß, keine neuen Stationen mehr an Orten zu errichten, wo kein europäischer Arzt sei und wo keine Unterstützung von dort wohnenden Engländern für die von Berlin mangelhaft mit Geld bediente Mission zu erlangen sei.

Von Rantschi aus wollte man das ganze große Werk regieren. Bald wuchs dasselbe den Missionaren über den Kopf. Wären sie zahlreicher gewesen, von Deutschland aus besser mit Mitteln und Kräften versehen worden und hätten sie eine feste, geordnete Leitung*) gehabt, so wäre jetzt die herrlichste Zeit für die Kolsmission angebrochen gewesen. Denn zu Hunderten und Tausenden strömten nun die Heiden in die Kirche.

„Die Christen, welche als Anhänger der Engländer verfolgt waren, wurden jetzt von der zurückkehrenden Regierung mit Wohlthaten überhäuft. Alles was ihnen geraubt worden, bekamen sie reichlich wieder. Ihr schlimmster Feind, der Thakur von Hattia wurde als Rebell in Rantschi gefangen und seine Dörfer konfiscirt. Die englischen Beamten traten für die Christen auf und zogen sie sogar vielfach in die unteren Posten des Regierungsdienstes. Dadurch wuchs das Zutrauen der Kols zur englischen Regierung nicht nur, sondern auch zur christlichen Mission. Begeistert faßten nun mit den schon früher Christgewordenen Dorf- und Stammeshäuptern die einflußreichen Männer des Volkes den Gedanken auf: ‚Wir wollen dem nutzlosen, quälenden Teufelsdienst unter Jesu Namensanrufung und Schutz den Abschied geben, uns von den Missionaren unterrichten lassen, Christen werden und dann uns durch Hilfe des Herrn, der Missionare und der engl. Regierung von den ungerechten Bedrückungen der eingewanderten Hindus befreien und das Land, welches uns unrechtmäßiger Weise genommen, wieder an uns bringen.‘ Schaarenweise wurden die Leute hiedurch zum Uebertritt bewogen. In manchen Gegenden kam es sogar vor, daß einige handfeste und redegewandte Christen an der Spitze einer Schaar in die Dörfer zogen und die hinduistischen Dorfpächter wie im Namen der Regierung zwangen, alles den zum Christenthum übergetretenen Kols früher geraubte Land herauszugeben. Die damals über die Regierungsgrundsätze der Engländer noch sehr unklaren hinduistischen Dorfpächter und Dorfbesitzer, welche ohnedies durch die blutige Niederwerfung des Aufstandes sehr ängstlich geworden, gaben vielfach alles gutwillig heraus. Wie weit die Missionare von diesem Unfug

*) Den zum Vorsteher der Kolsmission ernannten Miss. Sternberg wiesen die Missionare zu ihrem eigenen Schaden ab. Das Kuratorium gab nach und so blieb es beim Alten.

wußten oder nicht wußten, ist schwer zu entscheiden. Sie kamen weder selbst in die 6—20 Stunden weit entfernten Dörfer, noch hatten sie zuverlässige Katechisten, welche getreuen Bericht hätten erstatten können. Es mangelte eben durchaus an Kräften, um die stets wachsende auf ca. 150 deutsche Quadratmeilen zerstreut lebende Christen-Gemeinde mit Wort und Sakrament zu bedienen, für sie Lehrer, Katechisten und Prediger auszubilden, der heranwachsenden Jugend Schulunterricht zu verschaffen, die Kirchenzucht und Organisation zu handhaben, besonders aber den Taufunterricht von Taufenden, die sich aus den verschiedensten Beweggründen zur Taufe meldeten, zu überwachen, geschweige denn selbst zu ertheilen, von Beschaffung einer christlichen National-Literatur gar nicht zu reden. In Wirklichkeit hatte dies Alles Fr. Batsch ganz allein in den Händen und glaubte auch nichts aus den Händen lassen zu dürfen. Die Folge war, daß, trotzdem er von früh bis spät in vollster Thätigkeit war, dennoch oft gerade die Hauptsachen ungeschehen blieben." Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die zum großen Theil sich selbst überlassenen Christen immer mehr in jenes demagogisch-revolutionäre Treiben hineingeriethen.

Bald kam es zu blutigen Schlägereien zwischen den Christen und ihren heidnischen Stammes- und Bundesgenossen auf der einen und den Hindu-Dorfpächtern und Grundbesitzern auf der andern Seite. Endlich mußte die englische Regierung einschreiten und von beiden Parteien eine ganze Anzahl Betheiligter ins Gefängniß setzen. Die immer etwas unter dem Einfluß ihrer heidnischen und muhamedanischen Subalternen stehenden englischen Beamten nahmen jetzt wieder eine kühle und mißtrauische Haltung gegen die Christen an, wodurch manchesmal auch Unschuldige zu leiden bekamen.

Aber auch nachdem sich die Gunst der englischen Regierung in offenbare Ungunst oder doch Mißtrauen verwandelt hatte, hörte die nun einmal mächtig durchs ganze Land rauschende Fluthwelle christlicher Geistesbewegung nicht auf, viele Heiden fast wider ihren Willen ins Netz der evangelischen Kirche zu treiben. Die Motive des Uebertritts waren immer dieselben: Gebetserhörungen der Christen, wunderbare Träume, Sehnsucht nach Freiheit vom Dämonendienst, Verlangen nach Weisheit und Licht, verwandtschaftliche Verhältnisse zu den bereits Bekehrten, Hoffnung auf Schutz gegen Unterdrückung u. s. w. Je weniger in dieser Zeit die Missionare thaten, desto

eifriger waren die Kolschristen selber in der Ausbreitung des Christenthums. Eine wichtige Rolle spielte in dieser Beziehung der glaubensstarke und bekenntnißtreue Paulus Russua, der den Namen eines „Kols-Märtyrers", welchen ihm Nottrott in seinem Buche beilegt, wohl verdient hat. Schon ein wenig mit den Missionaren bekannt, ihrer Lehre aber durchaus nicht zugethan, fiel dieser Mann 1857 auf der Reise durch einen dunkeln Wald einer Räuberbande in die Hände. Nachdem sie ihn und sein Weib niedergeworfen, sie ihrer Kleider und sonstigen Habseligkeiten beraubt hatten, drohten die wilden Gesellen, Russua, der kein Geld zu haben versicherte, mit dem Schwerte zu enthaupten. Das war eine schreckliche Scene. Da, gerade als die Gefahr am größten war, fallen dem zum Tode Erschreckten die Worte ein, welche er einst vom Missionar gehört. Der Jesus, der ein Heiland aller Menschen und auch vom Tode zu erlösen mächtig sein soll, ist jetzt seine einzige Hoffnung, und ohne sich lange zu besinnen, ruft er: „O Jesu! der Padre Sahib hat mir gesagt, daß du Macht hast, auch vom Tode zu retten; wenn du mir jetzt hilfst, so werde ich den Schaitan verlassen und Christ werden." Wunderbar, wie die plötzliche Erinnerung in der Seele des Russua, ist die Wirkung dieses Gebets auf die Räuber. Bangen Herzens halten sie in ihrem ruchlosen Vorhaben inne. Einer ruft: „Thue dem Mann nichts; siehe, er redet mit Singbonga." Alles Geraubte geben sie zurück und eilen davon. Russua aber, seines Gelübdes eingedenk, beeilt sich, mit den Christen bekannt zu werden, läßt sich zu den Missionaren bringen, legt die Abzeichen des Heidenthums ab, lernt die 10 Gebote, den Glauben und das Vaterunser und kehrt dann in seine Heimat zurück. Hier erwartet ihn Verfolgung, Mißhandlung und Gefängniß. Aber nur ein Wunsch wird durch alle Martern lebendiger denn je in ihm, nämlich der, durch die h. Taufe sich seinem Heiland ganz übergeben zu können und mit Ihm aufs Innigste verbunden zu werden, für den er schon so viel gelitten und dem er durch sein Zeugniß und Beispiel schon ganze Schaaren von Jüngern zugeführt hatte.

Endlich wurde sein Wunsch erfüllt. Mit Weib und Kind geht er nach Rantschi und erhält nach 5wöchentlichem Unterricht die ersehnte Taufe. Dann kehrt er in sein Dorf zurück, um das Opfer neuer Quälereien, aber auch das Mittel neuer Erweckungen und

Bekehrungen zu werden. Eine ganze, große Gemeinde wird durch ihn in Kurmul gesammelt. Wo nur ein Funke von Empfänglichkeit sich zeigt, da ist er bei der Hand, betet mit den Kranken, tröstet die Verfolgten, ermahnt die Sünder; allen ist er Bruder, Freund und Vater. Wo irgend eine schwierige Sache zu ordnen ist, da wird Paulus hingeschickt; meistens aber geht er von selbst schon hin, keinen Weg scheuend. Menschlich geredet, sind durch ihn mehrere tausend Heiden zum Reich Gottes geführt worden.

So dehnte die christliche Kolsgemeinde durch den in ihr lebenden, frischen, erobernden Missionsgeist trotz all ihrer Schwächen sich immer weiter aus. Am Schluß dieser 10 Jahre 1858—1868 belief sich die Gesammtzahl der Getauften bereits auf 10,000 Seelen! Im Jahre 1864 waren allein 2100 Personen getauft worden.

Von 1865—1868 hatten sich die Taufen übrigens wieder vermindert. Die Besitzverhältnisse der Kolschristen und ihre ganze sociale Lage war bis zu drohendem Untergange gefährdet, ihre Stellung zu den Missionaren eine so schiefe, daß ein Rückschlag sich nothwendig fühlbar machen mußte. Als der anglikanische Bischof Cotton 1864 einen Besuch in Rantschi machte und seine Herzensfreude an der großen Gemeinde hatte, wollten die Kolschristen, die ihn mit dem obersten englischen Beamten in Kalkutta verwechselten, ihm eine lange Bittschrift überreichen. Fr. Batsch aber nahm ihnen das Papier aus der Hand und zerriß es. Dieser Riß wurde nicht wieder geheilt. Die Führer der Gemeinde fiengen an, das Vertrauen zu den leitenden Missionaren zu verlieren. Zugleich stieg die Unterdrückung der Christen aufs Aeußerste. Sie wurden geplündert, durch ungerechte Frohndienste bis aufs Blut gequält, im Gerichte unter den erlogensten Angaben verklagt und dann eingesperrt. Von 1866—68 variirte die Zahl der beständig im Gefängniß sitzenden Christen zwischen 30 und 50. Viele getaufte und ungetaufte Christen mußten ihren angestammten Grundbesitz arm verlassen und unter viel Noth und Jammer nach den unwirthlichen Gebirgsgegenden oder nach den Theeplantagen von Assam auswandern. Es ist aber ein herzstärkender Beweis von der Macht des Wortes und des Geistes Gottes, daß selbst diese Leute, welche oft aus sehr zweifelhaften Gründen übergetreten waren, trotzdem, daß sie durch ihr Christwerden nicht nur nichts erlangt, sondern in noch größere Bedrängniß gerathen waren, dennoch treu blieben und mitten in den

abgelegenen Wäldern, ohne geistliche Unterweisung und Aufsicht fest zu ihrem christlichen Glauben. hielten. Von den Missionaren erhielten die Bedrängten keine Hilfe, sondern nur Ermahnungen zum Glauben und zur Geduld. Immer dringender verlangten die eingebornen Aeltesten und Stimmführer, die Missionare sollten sich fürsprechend und vermittelnd der Unterdrückten annehmen. Aber es geschah nichts. Und als jene Leiter der nationalen Bewegung gegen den Willen der Missionare große Geldsummen zusammenbrachten, nach Kalkutta zogen, der Regierung eine Bittschrift einreichten und dann doch unverrichteter Sache zurückkehrten, entstand in der ganzen Gemeinde die bedenklichste Unruhe und Verwirrung. Fr. Batsch wußte sich nicht zu helfen und that das Schlimmste, was er thun konnte. Er exkommunicirte 25 jener Häupter der Kolschristen! Nun war der Riß vollständig. Die Freudigkeit der Gemeinde war gebrochen, und Uebertritte von neuen Christen kamen daher immer weniger vor. 1865 wurden noch 1791 Personen, 1866: 1001, 1867: 1144, 1868 ca. 800 getauft.

„Das war der Zustand der Mission Ende des J. 1867", heißt es bei Nottrott: „viel Arbeit, aber wenig Arbeiter; viele Bedürfnisse, aber geringe Mittel; eine große Christenzahl, aber nicht überall Leben; immer noch Zudrang der Heiden zum Evangelio, aber im Abnehmen begriffen." Und Miss. Jellinghaus klagt: „Soweit die Ordnung und die, Gott sei Dank! noch immer vorhandene zähe Lebenskraft der Kolschristengemeinde durch unglückliche Verhältnisse erschüttert und verderbt werden konnte, soweit war es damals geschehen. Es mußte eine Aenderung eintreten, wenn die Gemeinde nicht gänzlich zu Grunde gehen sollte. So muß ich jetzt urtheilen, nachdem ich 1868—1870 den wahren Zustand kennen gelernt. Bis 1868 wußte ich selbst von all diesem wenig oder gar nichts, ich arbeitete an der Schule und assistirte nur hier und da, so oft man mich dazu aufforderte und beauftragte. Gerade weil ich um jeden Preis im Frieden leben und in bescheidener helfender Stellung arbeiten wollte, gab ich mir auch weniger Mühe, den innern Zustand der Gemeinde zu erforschen." Man sieht deutlich: es mußte zu einer Krisis kommen.

(Schluß folgt.)

[redacted]



Englisch gebildete Brahmanen.

[redacted]

Die Goßner'sche Mission unter den Kols.

(Schluß.)

---

4. Ein schweres Jahr und dessen Folgen.

Dazu kam es denn auch im J. 1868, welches mit seinen tief-einschneidenden Ereignissen ein allen Menschenruhm gründlich verstopfendes Gottesgericht über die ganze Kolsmission brachte.

Vater Goßner war kein Freund von Statuten und Instruktionen gewesen. Alles wollte er in der Mission auf den Glauben und die freie Liebe gestellt wissen. Wie völlig ihm vor der Sache die Form zurücktrat, zeigt ein Schriftstück, das in der Biene 1860, S. 2 als Goßners Instruktion für seine Missionare abgedruckt erscheint und also lautet: „Wenn jeder Bruder nur eine Heidenseele erobert, erbetet und gewinnt, welch ein Gewinn! Und das müssen sie. Sagen Sie allen und jedem, daß, wenn nicht jeder einige Hindus mit in den Himmel bringt, so werde ich sie ewig schelten als Taugenichtse. Es soll jeder solange auf seinem Angesicht liegen und weinen und flehen vor den durchbohrten Füßen Jesu, bis er einen oder mehrere Heiden selig gebetet hat, — und das wird stets wiederholt, so bekommt man zuletzt ganze Heerden. Auf! Brüder! ihr sollt euch nicht allein und ohne Leute vor mir blicken lassen, wenn ich euch im Himmel wiedersehe; ihr dürft schon nicht hinein in den Himmel, wenn ihr nur allein ohne Heiden kämet, ihr müßt Leute mitbringen. Das merkt euch! nun frisch daran! ‚Ihr Brüder, wohlan! Das bleib' euer Plan: nicht fröhlich zu sein, es gehen denn Schaaren zum Leben hinein.' Man kann alles erbeten, — Gott hats gesagt: bittet, so wird euch gegeben. Sollte er was sagen und nicht halten? O, daß euch meine Stimme erreichte! O, daß ich alle Tage euch in die Ohren und Herzen schrei-

ben und sprechen könnte: Glaubet, hoffet, liebet, betet, brennet und scheinet, weckt die Todten auf! Haltet an am Gebet, ringet wie Jakob, lasset nicht ab, — verflucht ist, wer das Werk des Herrn lässig treibt. — Seid nicht Wolken ohne Wasser, nicht zweimal erstorbene, unfruchtbare Bäume, sondern Pflanzen der Gerechtigkeit; — Paradiesbäume, die alle Monate Früchte tragen. — Auf, auf! Brüder, seht, der Herr kommt und wird jeden fragen: wo hast du die Heidenseelen gelassen? Dem Teufel? Geschwind, suchet, suchet Seelen — und kommt nicht ohne sie vor sein Angesicht; er nimmt euch nicht an. Welcher unter euch die Heidenseelen verloren gehn läßt, geht selbst verloren. Merket das! — das predigen Sie, lieber Bruder Sternberg, den Brüdern alle Tage und seien Sie immer gesegnet in Jesu. Amen."

Das war guter, neuer Wein. Aber nach den Schläuchen schauen wir uns vergeblich um. So lange Goßner lebte, konnte die Macht seiner Persönlichkeit die Schwächen seiner Praxis ausgleichen. Ein großer Fehler war es aber, daß — freilich zum Theil aus Pietät gegen den seligen Gründer der Mission — das Kuratorium auch nach seinem Tode noch über 10 Jahre lang es beim Alten ließ, nicht anerkennend, daß ohne Goßners Persönlichkeit die Form seines Wirkens der Mission geradezu schädlich werden mußte. Immer mehr sank daher das Kuratorium in Berlin zu einer bloßen Zahlungs-Maschine herab. Als dasselbe nach dem Austritt von Miss. Schatz den trefflichen Miss. A. Sternberg als Leiter der Kolsmission vom Ganges nach Rantschi versetzen wollte, protestirten die Missionare aufs Entschiedenste gegen diese Anordnung, und zwar in einer sehr unschönen Weise; wahrscheinlich besonders deßwegen, weil sie voraussetzten, Sternberg werde die von ihnen zur Versorgung ihrer Familien begonnene Erwerbung und Vermehrung von Privateigenthum nicht dulden. Es kam zu einer Konferenz in Kalkutta, welcher in vermittelndem Sinne unter Anderen auch Dr. Duff und Dr. Mullens beiwohnten. Den opponirenden Missionaren wurde erklärt, daß sie dem Gesetz gegenüber entschieden Unrecht hätten, namentlich in ihren Ansprüchen auf das Missionseigenthum, über welches lediglich das Kuratorium zu verfügen habe; Sternberg wurde gebeten zurückzutreten und das Kuratorium ersucht, einen andern competenten Leiter der Mission auszusenden. Das Resultat war, daß das Kuratorium nachgab und die Missionare eine unabhängigere

Stellung einnahmen als je. Bestärkt wurden sie darin durch die englisch-deutsche Hilfs-Kommittee, welche sich zur Unterstützung der Kolsmission in Kalkutta gebildet hatte und ihr Werk im vertraulichen Verkehr mit dessen Leitern hingebend förderte.

In ihrer Opposition und ihrem Mißtrauen gegen den heimatlichen Missionsvorstand giengen die alten Missionare nun soweit, daß sie keinen der von Berlin ausgesandten Brüder mehr recht neben sich aufkommen und kollegialisch mitarbeiten ließen. Am schwierigsten aber war seit jener Zurückweisung Sternbergs die Lage des jedesmaligen Inspektors und der neu eintretenden jungen Theologen. Gerade ihrer hätte die Mission damals zur Heranbildung tüchtiger Lehrer und Katechisten am meisten bedurft. Aber auf sie eben waren die alten Missionare am schlechtesten zu sprechen. Im J. 1865 trat Pastor Struve, ein gründlich gebildeter Theologe, in die Mission ein. Statt daß man ihm in Rantschi die Leitung der Schule und des aus ihr zu bildenden Seminars übertrug, schickte man ihn nach Purulia, wo er nicht das in Rantschi gebrauchte Hindi, sondern Bengali zu lernen hatte. Theils mit ihm, theils kurz vor ihm waren noch fünf neue Missionare ausgesandt worden. Zwei von diesen kamen schon 1865 in ein solches Mißverhältniß zu Fr. Batsch und seiner Partei, daß sie austraten und mit Hilfe der Baptisten eine eigene, seither reich gesegnete Mission unter den nördlicher wohnenden Santals anfiengen. Struve aber wurde nach Tschajabasa versetzt, wo er schon 1865 an den Nachwirkungen eines Cholera-Anfalls starb.

Zu Anfang des J. 1867 übernahm Miss. Jellinghaus den Unterricht in der ersten, aus Knaben von 15—19 Jahren zusammengesetzten Schulkasse in Rantschi. Von dieser durchschnittlich 60 bis 70 Knaben und 30—40 Mädchen zählenden Erziehungsanstalt sagt derselbe: „Obgleich diese Kostschule in Rantschi nicht immer so bedient wurde, um namentlich tüchtige Lehrer und Katechisten heranzubilden, so ist sie doch immer noch das wirksamste Mittel zur Verbreitung christlicher Erkenntniß in der Kolsgemeinde gewesen. Die Knaben und Mädchen lernten in einem Jahr nothdürftig lesen und schreiben und besonders — was, so lange die Mundari- und Urao-Sprache nicht im Gottesdienst angewendet wurde, von doppelt hoher Wichtigkeit war — fertig Hindi sprechen. Wenn sie nach 2—3 Jahren die Schule verließen, so kamen sie aus der christlichen Luft

der Schule als gebildete und sehr oft auch für ihr Wissen um den christlichen Glauben begeisterte kleine Missionare ins Dorf zurück. Bald übernahmen sie es, in den Gottesdiensten und Andachten die Bibel vorzulesen und die „neuen Christen“ in ihrer freien Zeit zu unterrichten. Die heidnische Jugend des Dorfes fühlte sich zu ihnen hingezogen und lernte von ihnen buchstabiren und lesen und „christliche Weisheit“. So brachten sie dann oft nach ein oder zwei Jahren 3—4 Knaben, die sie „zum Herrn gezogen“ hatten. Nach meinen Beobachtungen hatten Knaben, die 2—3 Jahre die Kostschule besucht hatten, mehr missionirende Kraft und Geist als solche, die 5—6 Jahre in der Schule gewesen. Der Grund hiefür scheint mir darin zu liegen, daß die Letzteren (obwohl vielleicht ebenso fromm, ja frömmer und viel tüchtiger im christlichen Wissen) zu klug und zu abstrakt für die Kinder des heidnischen Dorfes geworden waren. Ein unverhältnißmäßig höherer Bildungsstand mehrt nicht, sondern verringert in vielen Verhältnißen die Ueberzeugungskraft und den persönlichen Einfluß auf ganz Ungebildete.

„Während etwa 1/15 der schulfähigen Christenkinder in dieser Kostschule in Rantschi einen guten Unterricht erhielten, leisteten die 6—7 Dorfschulen, vor allem wegen der für dieselben ungünstigen Arbeitsverhältnisse im Dorfe, theils auch wegen Mangel an Aufsicht, sehr wenig und an vielen Kindern sogut wie gar nichts. Mehrere der jungen Lehrer kamen, ganz sich selbst überlassen, auf böse Wege und richteten eher Unheil als Heil unter der Jugend und den Erwachsenen an.

„Sehr mangelhaft war es auch mit den Katechisten bestellt. Sie hatten die Aufgabe, den Tauf- und Konfirmationsunterricht zu ertheilen und die Predigt unter Heiden und Christen zu pflegen. Thatsächlich aber waren sie ein Mittelding zwischen Missionsreisepredigern und Missionarsboten. Schatz hatte die Heranbildung solcher Leute von Anfang an sehr vernachläßigt. Der erste wurde erst 1856 in Dienst genommen; bis 1868 jedoch stieg ihre Zahl auf über 20. Diese jungen Leute — ganz unzureichend gebildet — waren von 1861—68 die Handlanger des Missionars, durch die fast alles über die zerstreuten Christengemeinden erforscht und dann auch wieder aus der Ferne geordnet werden mußte. Die Christen sahen diese Katechisten in vielen Fällen bloß für besoldete Boten der Missionare an.“

Das Bereisen der christlichen Dörfer durch die Missionare selbst

aber unterblieb in den Jahren 1862—68 so gut wie ganz, eine unverantwortliche Pflichtversäumniß!

All diesen Uebelständen gegenüber war nun die Nothwendigkeit, durch eine gründliche Organisation die Missions=Arbeiten und Angelegenheiten zu regeln, unabweisbar geworden.

Im Jahre 1865 waren die beiden Theologen Häberlin und Nottrott vom neuen Inspektor Ansorge nach Tschota Nagpur gesandt worden. Sie waren es, welche zuerst gegen die Unterdrückung von Seiten der älteren Missionare protestirten, denselben gegenüber ihre Unabhängigkeit behaupteten und auf Abstellung der eingeschlichenen Mißbräuche drangen, wobei sie nicht immer allzu rücksichtsvoll und schonend gegen die „Alten" sich betragen haben mögen. Uebrigens schloßen sich ihnen, des lange still ertragenen Druckes müde, auch die Missionare Jellinghaus und Diblaukies an. Damit war die später auch äußerlich vollzogene Spaltung innerlich eigentlich schon geschehen.

Zu dem entscheidenden Bruch aber kam es erst durch das Erscheinen von Inspektor Ansorge im November 1868. Er war früher selbst, aber nur vorübergehend, in der indischen Mission gewesen, und genoß nicht gerade das Vertrauen und die Achtung derer, welche zu maßregeln er jetzt vom Kuratorium abgesandt war.

Nach vorhergegangener Orientirung in Rantschi und nach Visitation der übrigen Stationen versammelte er am 19. November jene verhängnißvolle General=Konferenz nach Rantschi. Hauptresultat derselben hätte die Einführung und Annahme des vom Inspektor mitgebrachten Organisations=Statuts sein sollen. Eigentlich hätte dies Statut freilich schon der Konferenz selber als unbestrittene Grundlage dienen sollen, doch ließ der Inspektor es zu, daß die Konferenz begann, auch ohne daß dies erreicht gewesen wäre. Aber natürlich war nun das Erste in der Konferenz selbst, daß der Inspektor das Statut feierlich verlas und im Namen des Kuratoriums die Missionare aufforderte, sich durch Namensunterschrift auf dasselbe zu verpflichten. Jetzt mußte es natürlich zur Entscheidung kommen. Es war das erste Mal, daß das Goßnerische Missions=Kuratorium mit Klarheit und Bestimmtheit seine Autorität geltend machte. Es handelte sich nun darum, ob die Missionare, wie früher dem Namen nach, so von jetzt an auch in Wirklichkeit diesem Kuratorium unterthan und gehorsam sein wollten oder nicht.

Leider geschah diese nun einmal nothwendige Entscheidung nicht in ruhiger und würdiger Weise, sondern es entstand eine Scene stürmischer Verwirrung, die damit endigte, daß die renitenten Missionäre zum Konferenzsaal hinausstürmten und ihrer sechs, gegen acht zurückbleibende, das Missionsgehöft verließen, um ein anderes Haus zu beziehen und durch Ablockung der Mehrzahl der Schulkinder und Katechisten eine Gegenmission zu errichten.

Diejenigen, die das Statut annahmen, waren die Missionare Onasch, Uffmann, Häberlin, Jellinghaus, Diblaukies, Nottrott, Voß und Hahn. Verworfen wurde es von Fr. Batsch, Heinrich Batsch, Herzog, Pohlenz (der jedoch später zurücktrat), Krüger und Bohn.

Vielleicht hätte sich auch nach diesen traurigen Auftritten noch ein Ausgleich finden lassen, durch welchen der Skandal einer Gegenmission vermindert worden wäre, hätte sich nicht die hochkirchliche, romanisirende Ausbreitungsgesellschaft, von der man gewohnt ist, sie schneiden zu sehn wo sie nicht gesäet hat, eingemischt. Trotz aller Proteste kam der propaganda-süchtige Bischof Milman aus Kalkutta nach Rantschi und von ihm „dem Herrn über alle Gemeinden in ganz britisch Ostindien" (!) ließen sich am 16. April 1869 die drei Missionare Gebr. Batsch und Bohn gleich hintereinander erst zur Diakonen- und dann zur Priester-Würde re-ordiniren und etwa 300 Kolschristen durch Ertheilung der Firmelung in die anglikanische Kirche aufnehmen. Damit war der Riß unheilbar geworden.

Die große Masse der Kolschristen freilich blieb der Goßnerischen deutschen Mission treu und für diese sind jene beklagenswerthen Vorgänge entschieden ein heilsames Läuterungsfeuer gewesen, aus welchem sie reiner und gesünder hervorgegangen und einer gedeihlichen, segensreichen Vollendung entgegengeführt wurde. Und wenn es auch schmerzlich ist, daß nun im Kolslande zwei miteinander rivalisirende Missionsgesellschaften sich gegenüberstehn, so hat doch schon die seitherige Erfahrung gelehrt, daß gerade diese Rivalität zu gegenseitiger Kontrolle und zur Anfachung christlichen Wetteifers nicht unersprießlich gewesen ist.

Blicken wir jetzt, wo die Gemüther beruhigt und die Verhältniße geklärt sind, auf jenes schwere Jahr zurück, so müssen wir in dem Geschehenen eine neue Erfüllung jenes Josephswortes erkennen: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es

gut zu machen, daß er thäte, wie nun am Tage ist, zu erhalten viel Volks.“ „Durch die Krisis des Jahres 1868 hat Gott der Herr die Sünden und Fehler, mit denen jene Mission und ihre Arbeiter behaftet waren, richtend aufgedeckt. Allen Menschenruhm hat er vernichtet. Tief wurden alle Betheiligten gedemüthigt. Schmerzhafte Wunden haben sie aus dem heißen Kampfe mitgebracht, Wunden die wohl hienieden nie ganz heilen werden. — Aber das ist unsres Gottes Art, daß er erst demüthigt, wenn er erhöhen will. Und erhöhet hat er das herrliche Werk der Kolmission so recht sichtbarlich. Größer, greiflicher, evangelischer hat er es aus dem Läuterungsfeuer hervorgehn lassen. Die Mission hat durch jenes schwere Jahr entschieden mehr gewonnen als verloren. Ein andrer Geist ist in die Arbeit gekommen. Rüstiger, selbstloser, geistlicher wird gearbeitet. Die Christengemeinde, die wesentlich bloß eine Taufgemeinde war, hat seitdem angefangen, eine Gemeinde der Heiligen zu werden. Daß alle diese Fortschritte auch ohne jene Krisis hätten stattfinden sollen, das wird niemand leugnen; ob sie ohne dieselbe geworden wären — wer will das sagen?“

Eine Freude war es schon, gleich nach Errichtung jener Gegenmission zu sehn, wie die Christen sich durch dieselbe nicht irre machen ließen, sondern nach wie vor in ihr Zion, die alte Christuskirche zu Rantschi, gepilgert kamen, trotzdem daß die Gegenpartei kaum ein Mittel unbenutzt ließ, sie zu sich herüberzuziehen. Sehr schön offenbarte sich vielfach ihre kindlich feste Ueberzeugung davon, daß die christliche Gemeinde, welcher sie angehörten, eine Einheit sei und bleiben müsse. Wenn ihnen von Engländern oder eingebornen Christen gesagt wurde: „Ihr müßt den Missionaren folgen, die euch getauft haben“, so antworteten sie: „Nicht ein Sahib, der Herr Jesus und der h. Geist hat mich zum Christen gemacht“. Oder: „Um eines Missionars willen, damit ich bei ihm bliebe, bin ich nicht Christ geworden, sondern um des Herrn willen. Wenn der Missionar nach Europa geht, sollen wir ihm da auch nachlaufen“?!

„Bei der deutschen Mission blieben gerade die Mehrzahl der ältesten und einflußreichsten Führer mit den Gegenden, in denen das Gemeindeleben noch am frischesten war, und in denen der Zug der Heiden zum Christenthum sich am kräftigsten zeigte. Es geschah auch von Seiten der jüngeren Missionare unter viel Strapazen alles Mögliche, um äußerlich und innerlich die deutsche Mission zu stärken.

Die Zahl der Arbeiter war durch Fler's Rückkehr in die Mission, durch Kampfhenkels Kommen vom Ganges und durch Huß, der von Berlin her neu ausgesandt war, auf 11 Brüder gestiegen, so daß trotz mannigfacher, peinigender und niederdrückender Geldverlegenheiten mit neuer Zuversicht gearbeitet werden konnte."

Fleißig wurden die zerstreuten Christengemeinden in 500 Dörfern besucht und seelsorgerlich bedient. Daneben wurde durch Gründung neuer Stationen dafür gesorgt, daß ein größerer Theil der Christen, als bisher, an den regelmäßigen Gottesdiensten Theil nehmen, und die Missionare in nähere Berührung mit den Gemeinden kommen konnten. „Noch im Jahre 1869 wurden Patrasburdsch und Goßnerpur (Govindpur) gegründet. Beide Stationen erwiesen sich sehr bald als reich gesegnet. Auf diesen, von allem europäischen Verkehr fernliegenden Plätzen kamen Missionare und eingeborne Christen einander erst recht nahe. Die Christen fühlten sich besser versorgt und berathen in allen Dingen, und so gewann die Christengemeinde nach allen Verwirrungen und Beraubungen der Jahre 1861—68, und trotz des immer noch wogenden unschönen Kampfes mit der Gegenmission, wieder ein Gefühl von Ruhe, Sicherheit und Muth, das sich auch bald wieder in ihrer erneuten, größeren Anziehungskraft für Hunderte und Tausende ihrer heidnischen Brüder zum Christenthum kundgab. Zu diesen beiden Stationen unter den Mundas wurde denn schon 1871—72 eine dritte Außenstation, Lohardagga unter den Uraos hinzugefügt. Da Goßnerpur ganz ungewöhnlich zunahm (es wurden allein vom 1. Januar — 1. Mai 1872 nicht weniger als 1050 Seelen daselbst getauft) und die Station in ihrem Gebiet jetzt wohl mit den 'neuen, ungetauften Christen' an 10,000 Seelen zählt, so wurde 12 Stunden südlich davon in diesem Jahr der Bau einer neuen Station Matthäuspur in Takarma begonnen."

Von großem Segen war ferner der Eifer, mit welchem sich die Missionare fortan auf Erlernung und Benutzung der Koldialekte legten. Durch eine in Mundari und Urao abgefaßte Taufliturgie wurde die feierliche Handlung für die Betheiligten verständlicher und wichtiger als bisher. In Patrasburdsch wurde das Hindi gänzlich abgeschafft und das Mundari als Kirchensprache eingeführt. In Tschajabasa wurde die Sprache der Larkas, zunächst für die Kinderlehre, benutzt. Die frühere Gleichgültigkeit der Zuhörer verwandelte

sich dadurch plötzlich in die lebhafteste Theilnahme. Namentlich die Frauen waren jetzt erst recht im Stande, dem Unterricht mit Nutzen zu folgen. Für den Kirchengesang wurden Lieder in die Kolsprache übersetzt oder neue gedichtet, kurz es geschah alles, um die Gottesdienste immer nationaler, verständlicher und wirksamer zu machen. So sind denn auch nach der Spaltung zahlreiche Bekehrungen vorgekommen, und zwar im Ganzen aus klareren, lautereren Motiven als in der nächstvorhergehenden Periode.

Auch die Schulen und namentlich das Seminar nahmen einen neuen Aufschwung. In zwei Abtheilungen zählt letzteres gegenwärtig 29—30 Zöglinge, die sich da zu künftigen Lehrern, Katechisten und Evangelisten ausbilden lassen. Die Fächer, in welchen sie Unterricht erhalten, sind: Einleitung in die Bibel, Glaubenslehre, Kirchengeschichte, Auslegung des Neuen Testaments, Homiletik und Didaktik mit praktischen Uebungen im Predigen und Unterrichten, Rechnen, Singen, Geographie, Weltgeschichte, Hindi-Klassiker, Englisch und Griechisch.

In den gewöhnlichen Stationsschulen ist es Regel, soviel Kinder als möglich aufzunehmen und sie sobald als möglich, mit christlichen und allgemeinen Kenntnißen ausgerüstet, in ihre heimischen Dörfer zurückzuschicken. Anfangs geht es natürlich schwer, können sie aber einmal lesen und schreiben, so geht es rasch voran. Am meisten Noth macht das Rechnen. Ihr Fleiß ist wirklich musterhaft. Den ganzen Tag wird gelesen, geschrieben, gerechnet, auswendig gelernt. Wenn Abends 9 in ihrem Schlafzimmer das Licht ausgelöscht ist, und sie nun nebeneinander auf den einfachen Matten daliegen, dann sagt einer von den Aelteren etwas aus dem Katechismus vor, was sie alle nachsprechen, bis einer nach dem anderen einschläft und der Stimmen immer weniger werden. So vergehen denn keine zwei Jahre und sie können Hindi sprechen, lesen und schreiben, wissen die wichtigsten biblischen Geschichten, können den Katechismus mit ziemlichem Verständniß auswendig, verstehen die 4 Species zu rechnen, singen allerliebst und haben auch das Eine oder Andre aus Geographie und Naturgeschichte gehört. Die besonders Begabten rücken dann, wenn sie selber wollen, in die Schule nach Rantschi und ins Seminar vor.

Vergessen wollen wir auch nicht, daß alle die Anstrengungen, welche die Missionare seither zur Förderung ihres Werkes gemacht

haben, wesentlich unter dem heilsamen Einfluß der bald nach der Spaltung definitiv eingeführten Organisation so Erfreuliches zu Stande gebracht haben. Dieselbe erwies sich als ein festes Band unter den Missionaren, das ebenso die Alleinherrschaft eines Einzelnen, als die Zersplitterung der Kräfte verhinderte. Ein gedeihliches brüderliches Zusammenwirken aller Missionare mit ihren verschiedenen Gaben und Kräften wurde durch sie ermöglicht, Ordnung und Gesetzmäßigkeit hergestellt und den eingebornen Christen die wünschenswerthe Mitwirkung gestattet.

Kaum gibt es ein anderes Missionsgebiet, auf welchem das Christenthum sich so national entwickelt hätte, wie in Tschota Nagpur. Wenn einmal die socialen Verhältnisse der Kols überhaupt werden zur Ruhe und Sicherheit gekommen sein, dann wird sich das hohe Maß von Selbständigkeit, welches den eingebornen Christen jetzt schon inne wohnt, erst recht entfalten und Neues, Großes zu Stande bringen. Bis jetzt hat der Druck ihrer äußeren Lage immer noch namentlich eine bedeutendere Geldbeisteuer zu den kirchlichen Ausgaben von ihrer Seite unmöglich gemacht. Drängt man sie in diesem Stück, so ist ihre stete und nur allzu durchschlagende Antwort: „Schafft uns Sicherheit für unser Land, unser Vieh, unsre Ernten, und wir wollen von Herzen beisteuern; jetzt können wir es nicht." Doch wenn vor 1868 nur 15 Kapellen bestanden, haben die Leutlein es jetzt auf 76 gebracht, während auch die Gegenmission ihrer 30—40 besitzt. Für den Schulunterricht aber ist durch Beihilfe der Regierung in neuerer Zeit viel geschehen.

Blickt man nun zurück auf die ganze noch nicht 30 Jahre alte Geschichte der Kolsmission, so muß man staunend ausrufen: Wahrlich der Herr hat Großes gethan! Er hat alles wohl gemacht! Aus den 4 Erstlingen des Jahres 1850 sind zwei Heere geworden, von denen das eine 17,000, das andere (die englische Mission) 6000 getaufte Kolschristen stark ist. Von Menschen ist das nicht. Auch jetzt hat die Goßnerische Mission in Tschota Nagpur nur 14 Missionare auf 6 Stationen. An Geldmitteln fehlt es noch immer, und wiederholt haben die Engländer es ausgesprochen: „Deutschland hat weder Herz noch Geld eine solche Mission entsprechend zu betreiben." —

Werfen wir noch auf die Mission der Ausbreitungsgesellschaft einen kurzen Blick! Dieselbe hat sich nun auch so ziemlich organisirt,

seit im März 1873 Dr. Milman die neue „St. Pauls“-Kirche in Rantschi eingeweiht und 5 frühere Katechisten zu Diakonen ordinirt hat. Nachdem sich die Gemeinde 4 Jahre lang mit einem sehr unzureichenden Obdach beholfen hatte, war es ein Fest für sie, den von Miss. Herzog, dem Baumeister der lutherischen Kirche, hergestellten neuen stattlichen Bau zu beziehen. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß auch beim englischen Gottesdienst Kolchristen als Chor und Organist fungiren. Den 5 Diakonen aber werden die beiläufig 300 Dörfer bewohnenden Christengemeinden so untergeordnet, daß ein Jeder die Oberaufsicht über die dieselben bedienenden Katechisten führt. Eine höhere Stellung nimmt der Priester Wilhelm Luther ein, der Pastor der Rantschi Gemeinde, mit welchem sich zwei deutsche und zwei englische Missionare, nebst 2 deutschen Laien, an der Leitung der Mission betheiligen und die 2 Nebenstationen Hazaribagh und Tschajabasa fortführen. Neben einer schönen Schule, über die ein bengalischer Christ gesetzt ist, bestehen noch 11 Dorfschulen. Im letzten Jahr (1872) hatten 456 Heiden die Taufe empfangen, und die Gesammtzahl der Christen belief sich auf 6099 Getaufte und 1027 Katechumenen. Aber auch diese Mission klagt über mangelhafte Unterstützung von Seiten der englischen Christen.

Erwähnenswerth ist noch die Thatsache, daß die Jesuiten, aufmerksam gemacht durch die Fortschritte der Deutschen, in Tschajabasa eine römische Missionsstation errichtet haben, bis jetzt ohne Erfolg. Sie locken das Völkchen mit allerlei Freiheiten an, die sie ihm verheißen, Freiheit des Tanzens und Branntweintrinkens, Freiheit heidnischen Schmuckes für die Frauen u. dgl.

Alle Beherzigung verdient sicherlich der Aufruf, mit welchem Nottrott sein schönes Buch beschließt. „Auf Gräber theurer Todten, sagt er, setzt man Lebensbäume. Auf Goßners Grabe steht der Lebensbaum der Kolmission. Wollen wir nicht helfen, daß derselbe immer weiter wachse und gedeihe, bis alle Kols an ihm Zweige sind, grünende, blühende, fruchtbringende Zweige, und er seine Aeste weit ausbreitet über die indische Erde? — — Wohlan! Das sei der Dank, den wir dem Herrn darbringen wollen für das Gnadengeschenk, das er uns einst in dem evangelischen Glaubensmann Goßner gegeben! Er schenke uns dazu nur Goßners Glauben, Goßners Liebe, Goßners Opferwilligkeit, Goßners Demuth und Goßners Gebetsgeist — dann hats keine Noth“.

Die Missionsarbeit der freien Kirche Schottlands*).

1. Die Freikirche, als Missionskirche.

Als nach den fast zweihundertjährigen Kämpfen der Reformation die presbyterianische Kirche Schottlands endlich zur Ruhe gekommen war, da gieng es ihr wie beinahe allen evangelischen Landeskirchen des vorigen Jahrhunderts: sie fiel in einen tiefen und langen Schlaf. Erst als die Schrecken der französischen Revolution der damaligen Welt in Blut- und Flammenschrift vor die Augen gestellt, was die Resultate einer gottlosen Aufklärung sind, fieng auch in Schottland der christliche Geist an zu erwachen und zu erwecken. Eines seiner ersten Lebenszeichen war die Entstehung von zwei Missionsgesellschaften, der „Glasgower M.-G." und der „Schottischen M.-G.", welche beide im Jahre 1796 gegründet wurden, nachdem ihnen in England die 1805 gebildete „Londoner M.-G." vorangegangen war.

Die schottischen Missionsfreunde begnügten sich aber nicht mit einer bloß privaten Missionsgesellschaft; sie wollten, daß ihre Kirche selbst die Sache in die Hand nehmen und als solche Mission treiben sollte. Schon im gleichen Jahr (1796) sah sich die Landessynode (General Assembly) genöthigt, diese Angelegenheit zum Gegenstand einer offiziellen Verhandlung zu machen. Von drei verschiedenen Gemeinden nämlich war an sie der Antrag gestellt worden, die geeigneten Schritte zu thun, damit die Kirche von Schottland das Ihre zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden beitragen möchte. Aber mit einer Mehrheit von 58 gegen 44 Stimmen wies die Synode, und damit die schottische Kirche überhaupt, diese Zumuthung von sich ab, ja bedrohte sogar jeden Geistlichen, der es

*) Nach „History of the Missions of the Free Church of Scotland in India and Africa. By the Rev. Rob. Hunter, M. A. London. 1873", ein sorgfältig gearbeitetes Buch, das uns die Geschichte der freikirchlich-schottischen Mission sowohl in der Heimat, als in Indien, (Kalkutta, Madras, Bombay, Puna, Nagpur, Santhals und Gonds) und in Südafrika mit Vollständigkeit nach den Quellen erzählt.

wagen würde, eine kirchliche Kollekte für die Mission zu veranstalten mit gerichtlicher Verfolgung. Der Wortführer der missionsfeindlichen Partei war damals der Prediger G. Hamilton; die von ihm vorgebrachten Bedenken waren folgende: 1) Die Mission wolle die natürliche Ordnung der Dinge umkehren. Erst müsse allgemeine Bildung und philosophische Aufklärung unter den Wilden verbreitet werden: dann würden sie später die christliche Religion von selber annehmen. 2) Die patriarchalischen Tugenden z. B. der nordamerikanischen Indianer seien so groß, daß es schade wäre, sie in der Ausübung derselben durch Einführung europäischer Civilisation zu stören. 3) Und so lange es noch in der christlichen Heimat eine einzige vom Evangelium noch nicht erleuchtete Seele gebe, sei es die Pflicht der Kirche, dieser Seele und nicht den Heiden nachzugehn.

So blieb den beiden kleinen Missionsvereinen nichts Anderes übrig, als im Stillen von sich aus zu thun, was sie konnten. Nachdem einige Versuche, durch eigene Missionare in Sierra Leone und im Fulah-Land die Neger zu evangelisiren mißlungen waren, beschränkte sich die Glasgower M.-G. eine Zeitlang darauf, bloß Geld zu sammeln und an andere Gesellschaften zu vertheilen. Erst 1821 und 1823 sandte sie ihre ersten Missionare zu den Kaffern nach Südafrika. Ebenso sandte die Schottische M.-G. eigene Missionare zu den Susu in Westafrika, nach Jamaika, Ostindien und Rußland.

Unterdessen war nun doch in der ganzen Kirche ein Umschwung zu Gunsten der Mission eingetreten. Im Jahre 1824 wurde dieselbe wieder Gegenstand öffentlicher Verhandlung, indem Dr. Inglis, ein der Vermittlungspartei angehöriger Theologe, der Landessynode seine ganz allmählich zur Reife gekommenen Missionsgedanken vortrug und es dahin brachte, daß dieselbe eine Kommission ernannte, welche bis zur nächsten Jahresversammlung ein Gutachten über „dies fromme und wohlthätige Unternehmen" ausarbeiten sollte.

Die Frucht davon war, daß im Jahre 1825 die Synode sich entschloß, eine eigene kirchliche Mission anzufangen und für diesen Zweck eine allgemeine Kollekte in den Kirchen des ganzen Landes zu veranstalten. Schon damals wurden folgende charakteristische Sätze als leitende Normen für die Zukunft aufgestellt:

1) Wir wählen eine der britischen Provinzen von Indien als unser Arbeitsfeld.

2) Zunächst wird eine Erziehungsanstalt mit zwei europäischen Lehrern und unter einem ordinirten Missionar gegründet. An dieselbe sollen sich Zweigschulen in der Umgegend anlehnen. Später können auch für diesen Zweck herangezogene eingeborne Hilfslehrer angestellt werden.
3) Der Missionar soll, wenn sich passende Gelegenheit dazu bietet, den Heiden in seiner Umgebung das Evangelium empfehlen.
4) Namentlich soll er die schon gebildeten und aufgeklärten Eingebornen aufsuchen und freundschaftlichen Umgang mit denselben pflegen.
5) Wenn sie es wünschen, soll er ihnen auch Traktate apologetischen, kirchengeschichtlichen und allgemein christlichen Inhalts zu lesen geben, aber nur solche, die von der Synode für diesen Zweck bestimmt werden würden.
6) Von Zeit zu Zeit soll er im Schulsaal oder einem anderen passenden Lokal eine Predigt halten.

Auffallend ist hiebei, daß von Erlernung der Landessprache und von Reise- oder Straßenpredigt mit keinem Wort geredet wird, und aller Nachdruck auf die offenbar englische Erziehungsanstalt gelegt ist. Bis auf den heutigen Tag sind die schottischen Missionen im Allgemeinen auf diesem Standpunkt stehen geblieben, obgleich natürlich die in der praktischen Arbeit gemachten Erfahrungen und die von selbst sich einstellenden Bedürfnisse die Missionare in vielen Fällen zur Aneignung der Volkssprache, zum Predigen in derselben, zur Gründung von Stadt- und Landgemeinden und andern direkten Missionsarbeiten getrieben haben.

Ihr erster und berühmtester Missionar freilich, Dr. Duff, dem Kalkutta, Bengalen, Indien, ja in gewissem Sinn die ganze Missionswelt ohne Zweifel sehr viel zu verdanken hat, scheint nie eine indische Sprache gesprochen oder geschrieben zu haben. An Begabung und Energie dazu hätte es ihm sicherlich nicht gefehlt.

Schon auf der Universität zeichnete sich der junge Alexander Duff namentlich durch seine Leistungen auf dem Gebiet der klassischen Sprachen aus. Aber auch als Student der Theologie zog er durch seine glänzenden Gaben und sein willensstarkes Betragen die Aufmerksamkeit seiner Lehrer und Studiengenossen auf sich. Mit den Bedürfnissen der Heidenwelt und der christlichen Missionspflicht hatte ihn schon sein gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erweckter

Vater vertraut gemacht. Oft hatte er als Knabe mit Entsetzen die greulichen Bilder Dschagannaths und anderer Götzen gesehn und dabei seinen Vater mit Wärme und Begeisterung davon reden hören, wie nur die Liebe Christi den armen Heiden helfen könne. Es wundert uns daher nicht, Duff in St. Andrews als Bibliothekar eines im Jahre 1824 daselbst auf Anregung des Prof. Chalmers entstandenen Studentenmissionsvereins zu finden. Gerade damals suchte Dr. Inglis im Auftrag der Synode einen jungen Mann, der tüchtig und willig wäre, die schottisch-kirchliche Mission in Indien anzufangen. Von seinen Universitätslehrern wurde Duff vorgeschlagen und daraufhin auch wirklich in den Missionsdienst berufen. Anfangs weigerte er sich entschieden, namentlich weil er sich einer solchen Aufgabe für nicht gewachsen hielt; als aber nach einem Jahr derselbe Ruf noch einmal an ihn kam, konnte er nicht wieder Nein sagen.

Im Jahre 1829 wurde Duff ordinirt und reiste noch im selben Jahr mit seiner jungen Frau nach Indien ab. Das Schiff „Lady Holland“, auf dem sie die Reise machten, strandete aber nicht weit vom Kap der guten Hoffnung. All' ihr Eigenthum, auch Duff's Manuskripte und eine werthvolle Bibliothek von über 800 Bänden war ein Raub der Wellen geworden. Passagiere und Mannschaft jedoch wurden gerettet. Von seiner ganzen Ausrüstung war dem zukünftigen Gründer der Mission in Kalkutta nichts geblieben, als eine in Leder gebundene Bibel mit dem schottischen Psalter. Er nahm das als einen Wink von Oben, daß er sich nun einzig und allein an dieses Buch halten, seine gelehrten Liebhabereien fahren lassen und seine ganze Kraft dem Werke des Herrn widmen solle. Nach 7—8 monatlicher Reise kam er 1830 in Kalkutta an. Damit war die Mission eröffnet. Bald folgten andere Arbeiter nach. Duff war aber nicht befriedigt von dem Eifer seiner Kirche für die Bekehrung der Heidenwelt. Als Dr. Inglis 1833 nach Kalkutta meldete, daß die Missionskommittee nun auf eine Jahreseinnahme von 1200 Pf. St. rechnen könne und bald einen weiteren Missionar zu schicken gedenke, hieß es in dem Antwortschreiben von Kalkutta: „O lassen Sie nicht 1200 Pf. Ihr jährliches Maximum sein. Setzen Sie 10,000 Pf. als Ihr Minimum und steigen Sie von dieser Summe aufwärts so hoch Sie können.“ Als dieser Brief bei der Kommittee cirkulirte, schrieb ein Mitglied an den Rand die Worte:

„Was! ist der Mensch verrückt? hat die indische Sonne ihm seinen Kopf verwirrt"?

Indessen vermehrten sich die Beiträge, erreichten jenes Minimum aber freilich erst viel später.

Einen ganz neuen Aufschwung erhielt das Missionswesen in Schottland, nachdem 1834 Duff krankheitshalber hatte zurückkehren müssen, indem er 1835 vor versammelter Synode in brillanter und begeisternder Rede die bisherigen Erfolge der Mission, aber auch die schreienden Bedürfnisse der Heidenwelt schilderte und zu größeren Opfern und kräftigeren Anstrengungen aufforderte. 10,000 Exemplare dieser Rede waren in ein paar Monaten vergriffen; eine neue Auflage mußte gedruckt werden. Durch das Lesen derselben wurde unter Anderen z. B. der Gründer der schottischen Mission in Madras, der fromme und hingebende Anderson für die Heidenmission gewonnen. Schon 1836 zog er auf seinen Posten nach Madras. 1835 bereits waren die einst von der „Schottischen Miss.-Ges." nach Bombay gesandten Missionare James Mitchell, Robert Nesbit und John Wilson in den Dienst der kirchlichen Mission übergegangen, so daß diese nun die drei großen Hauptstädte Indiens als ihre Stationen betrachten konnte. Durch jenen Synodalbeschluß vom Jahre 1829 nämlich waren ja die alten Missionsvereine so gut wie überflüssig geworden. Einige Mitglieder derselben waren sogleich der allgemeinen kirchlichen Mission beigetreten, andere schlossen sich an die 1835 von der sogenannten Vereinigten Presbyterianischen Kirche gegründete Mission an, während ein Zweig der „Glasgower Miss.-Ges." fortfuhr auf eigene Hand in Südafrika zu arbeiten.

Ein weiterer Fortschritt war im Jahre 1838 die Gründung einer Frauengesellschaft für weibliche Erziehung in Indien durch Major Jameson aus der indischen Armee; ebenso die Aussendung mehrerer neuer Missionare nach Kalkutta, Madras und Bombay.

Erst 1840 kehrte Duff (nun zum Doktor der Theologie ernannt), nachdem er vorher sein bedeutendstes Werk „Indien und die indischen Missionen" vollendet, auf seinen Posten zurück.

In ein ganz neues Stadium aber trat die Mission mit der Kirchenspaltung, welche im Jahre 1843 zum Austritt von 400 (bald 600) der tüchtigsten und frömmsten Geistlichen aus der schottischen Staatskirche, und da viele Gemeinden ihnen folgten, zur Bildung der freien Kirche von Schottland führte. Von beiden

Parteien wurden nun die Missionare gefragt, mit wem sie es in Zukunft halten wollten; und ehe sie noch eine Ahnung davon hatten, wie gewaltig sich in kurzem die neue freie Kirche entwickeln würde, entschlossen sie sich einmüthig und ohne eine einzige Ausnahme, auch ihrerseits die Staatskirche zu verlassen und es mit der freien, den Herrn Jesum als ihr einziges Haupt erkennenden neuen Gemeinschaft zu halten. Dazu gehörte ein nicht geringes Maß von Glauben. Denn mit dem gesammten Kirchengut in Schottland blieben auch die Missionshäuser, und alles was dazu gehörte, Eigenthum der Staatskirche. Konnte man wirklich von den nun ganz auf sich selbst geworfenen freikirchlichen Gemeinden erwarten, daß sie neben ihren eigenen Pfarrern, Kirchen und Schulen auch noch die Missionare in der Heidenwelt unterhalten sollten? Es schien eine Unmöglichkeit. Aber der Erfolg hat in glänzender Weise gezeigt, daß die Freiwilligkeit einer gläubigen Kirche Christi auch finanziell weit mehr zustandebringt als die Stiftungen und Kapitalien eines Staatsinstitutes.

Vom Jahre 1844 an mußte die freie Kirche nicht nur für sämmtliche indische, sondern auch für die nun ebenfalls ihr sich anschließenden afrikanischen Missionen sorgen. Ja, im selben Jahr noch wurde sogar eine neue Mission in Nagpur in Centralindien angefangen, für welche gerade in diesem Augenblick Kapitän (jetzt General) Hill 2500 Pf. St. zur Verfügung stellte, welche seine schon vor einigen Jahren heimgegangene Gemahlin für diesen Zweck bestimmt hatte. Diese Fügung war um so merkwürdiger, da Kapitän Hill gar nicht der schottischen, sondern der anglikanischen Kirche angehörte, durch das, was er von den schottischen Missionaren in Indien gesehn und gehört hatte, aber bewogen wurde, ihnen jenes Kapital zu übermachen. Immerhin war es von der freikirchlichen Mission eine Glaubensthat, dies Anerbieten anzunehmen, da bloß die Zinsen von den 2500 Pf. ausgegeben werden durften, welche natürlich nicht für die Gründung und Erhaltung einer neuen Station ausreichten.

1846 wurden aber trotz aller Ausgaben in Indien und zu Hause zwei neue Missionare ins Kapland geschickt. Es gieng im ersten Schwung mit Riesenschritten vorwärts. Fast zu schnell war diese Entwickelung. Im Jahre 1847 war eine Missionsschuld von über 3000 Pf. St. da. Zwar trug eine besondere Kollekte 5500 Pf. ein und deckte so den Kurzschuß, aber schon im nächsten Jahr

hatte man wieder ein großes Deficit und die Missionskommittee mußte der Landessynode nach reiflicher Erwägung erklären, daß, wenn nicht etwas Außerordentliches geschehe, ihre jährlichen Ausgaben die Einnahmen fortan um etwa 2400 Pf. überschreiten werden. Natürlich lag der Gedanke nahe, sich einzuschränken, die eine oder andere Station aufzugeben oder am Ende gar ein ganzes Missionsgebiet zu verlassen. Aber dazu konnte sich niemand entschließen. Blos die Arbeit in der Kapstadt wurde von der Mission an die Kolonial-Kommittee der Synode übertragen; sonst blieb alles beim Alten.

Aber freilich, ein Weg mußte gefunden werden, die Missionseinnahmen zu vergrößern. Bis dahin hatte man das nöthige Geld durch eine jährliche Kirchenkollekte zusammengebracht, wozu nur noch die unregelmäßigen Gaben, Vermächtnisse und Stiftungen einzelner Missionsfreunde kamen. Erst im Jahre 1850 kam es zu einer durchgreifenden Reform und zwar wieder durch Dr. Duff, der in diesem Jahr zum zweitenmal aus Kalkutta nach Schottland zurückkehrte. Als nämlich 1847 Dr. Chalmers gestorben war, dachte man daran, an seine Stelle Dr. Duff zum Professor der Theologie nach St. Andrews zu berufen; kaum war diese Absicht aber in Kalkutta bekannt geworden, als eine ganze Fluth von Briefen und Adressen auf den allgemein geachteten und geliebten Missionar hereinströmte, in welchen seine Schüler und Bekehrte, heidnische und christliche Freunde, Kollegen und Mitglieder anderer Missionen ihn dringend baten, seine werthvollen Dienste Indien nicht zu entziehen. Er selbst hatte auch keine Lust die angebotene Professur anzunehmen, fragte aber, ehe er eine entscheidende Antwort gab, seine Mitarbeiter in Kalkutta um ihre Meinung. Sie waren einstimmig der Ansicht, daß er jene Stelle nicht annehmen, wohl aber zur Wiederbelebung des Missionsinteresses in Schottland eine Reise nach Europa machen sollte. Damit stimmten seine eigenen Wünsche und auch die der Kommittee überein. So machte er sich 1849 auf, besuchte der Reihe nach alle indischen Missionsgebiete von Ceylon bis in den Himalaya hinauf und von Madras bis Bombay, von wo er sich dann für die Heimat einschiffte und 1850 anlangte.

Außer ihm erschienen damals noch in der Synodalversammlung die Missionare Anderson und Nesbit und der in Madras bekehrte Radscha Gopal. Großen Eindruck machte namentlich des Letzteren Rede. Wie er dastand vor der gewaltigen Versammlung,

eine kleine zarte Hindufigur, mit kränklichem Gesichtsausdruck und schwächlicher Gestalt, dachte jedermann, den jungen Schwarzen bemitleidend, der werde nicht im Stande sein zwei Worte vorzubringen. Aber wie erstaunte die ehrwürdige Versammlung, als der fremdländische Redner in fließendem Englisch mit immer zunehmender Kraft seinen Vortrag hielt und alles mit sich fortriß.

Die Mission war jetzt so populär geworden, als man nur wünschen konnte; auch die Finanzen standen glänzend. Aber, wie gesagt, es fehlte immer noch an einer Organisation, welche die Missionsbeiträge regelmäßiger, allgemeiner und reichlicher gemacht hätte. Dr. Duff schlug deswegen vor, in jeder Gemeinde einen Missionshilfsverein zu organisiren, dessen Mitglieder sich zu vierteljährlichen Beiträgen verpflichten und die Verbreitung des Missionsinteresses sich angelegen sein lassen würden. Man fürchtete aber, eine solche Organisation könnte mit den schon bestehenden Gemeinde-Einrichtungen, -Kassen, und -Vereinen in verwirrende Kollision gerathen, und gestattete deswegen dem eifrigen Missionar blos, in einer Diözese (der von Perth) einen Versuch damit zu machen, von dessen Gelingen oder Scheitern man dann die Entscheidung abhängig machen wollte. Dr. Duff bereiste nun den ganzen Distrikt, führte seinen Plan in demselben aus und konnte der nächsten Synode die Ausführbarkeit, Ungefährlichkeit und Nützlichkeit desselben aufs glänzendste beweisen. Im Jahre 1852 gab es infolge davon schon 150 solche Gemeinde-Missionsvereine und bis zum Jahr 1872 war die Zahl derselben auf 616 gestiegen.

Wie groß übrigens die Achtung war, welche Dr. Duff schon damals im ganzen Lande genoß, geht daraus hervor, daß er 1851 zum Vorsitzenden der Synode erwählt wurde, die höchste Ehre, die einem schottischen Geistlichen innerhalb seiner eigenen Kirche zu theil werden kann. Einen wichtigen Dienst leistete er 1853 der indischen Regierung und ganz besonders dem Erziehungswesen des Landes durch das Zeugniß, welches er vor einer Kommission des englischen Oberhauses niederlegte und das später im Blaubuch veröffentlicht wurde. Das Unterrichtswesen erfuhr nun eine durchgehende Reform. 1854 erschien die von Sir Charles Wood (jetzigen Lord Halifax) ausgearbeitete Unterrichtsakte für Indien, durch welche in Kalkutta, Madras und Bombay je eine Universität nach dem Muster der Londoner Universität, die bloß examinirt und Grade ertheilt, ins

Leben gerufen und viele andere neue, der indischen Volksbildung förderliche, auch der Mission freundliche Einrichtungen getroffen wurden.

Im Jahre 1855 endlich — nachdem er vorher noch eine Predigt- und Missionsreise durch Kanada und die Vereinigten Staaten von Nordamerika gemacht, die übrigens einem Triumphzug gleichkam — kehrte Dr. Duff an seine eigentliche Arbeit in Kalkutta zurück. Aber schon 1863 brauchte man ihn wieder in der Heimat. Nach dem Tode des langjährigen Sekretärs der Missionskommittee, Dr. Tweedie, nämlich fand sich kein passender Mann, um diesen Posten bleibend einzunehmen; es wurde daher Dr. Duff auf denselben berufen. Nachdem er abermals alle indischen Stationen und dazu das südafrikanische Arbeitsfeld bereist und sich so die nöthige persönliche Bekanntschaft mit den verschiedenen Zweigen des Missionswerkes erworben, trat er 1863 sein neues Amt an, übernahm dazu noch im Jahre 1867 die neugegründete, hauptsächlich durch ihn selbst in Anregung gebrachte Professur der Missionswissenschaft und ist also immer noch, wie schon 1835, die Seele der schottischen Missionsthätigkeit, oder jetzt wenigstens der freikirchlichen Mission. Denn auch die alte schottische Staatskirche ist seit dem Bruch des Jahres 1843 auf dem Gebiet der inneren wie der äußeren Mission nicht rückwärts, sondern vorwärts gegangen. Ja man kann sagen, daß von der freien Kirche auch auf die Staatskirche neues Leben und neuer Eifer übergegangen ist, so daß jetzt diese beiden Abtheilungen der im Grunde doch einen presbyterianischen Kirche in edlem Wetteifer miteinander sich befinden und jede in ihrem Theile der Sache des Herrn zu dienen bemüht sind.

Noch sind nicht einmal 80 Jahre seit jenem missionsfeindlichen Beschluß der allgemeinen schottischen Landessynode verflossen, und wie völlig hat sich seitdem alles geändert, so daß jetzt die Kirche selber das Missionswerk in die Hand genommen und weitergeführt hat.

Es sind jetzt 962 Gemeinden der freien Kirche, welche nicht blos ihre eigenen Bedürfnisse bestreiten, sondern auch im letzten Jahr 41,467 Pf. St. für die Heidenmissionen, 12,834 Pf. St. für die Judenmission (in Edinburgh, Pest, Constantinopel, Breslau, Prag und Amsterdam) zusammenbrachten und dazu noch für die Kolonialkirchen in allen Welttheilen 5677 Pf. St. beisteuerten. Die Kraft der Missionsgemeinden tritt hauptsächlich zu Tage in der Kaffer-

mission, welche 1380 Kommunikanten zählt und 1021 Pf. St. für das Missionswerk aufbringt, während die von weit mehr Arbeitern (24 Missionare gegen 19, 124 eingeborne Gehilfen gegen 51) betriebene indische Mission nur 783 Kommunikanten und etwa 310 Pf. St. als Gabe der eingebornen Gemeinden aufweist. Eine neue Unternehmung, die Gründung einer Mission in Ostafrika, wahrscheinlich unter den Somalis, nahe der Einfahrt ins rothe Meer, wird gegenwärtig in Betracht gezogen.

Ein Schatten aber, das soll nicht verschwiegen werden, wirft sich über das ansprechende Gemälde, das so viele Lichtseiten darbietet: „es herrscht seit längerer Zeit ein betrübender Mangel an Männern, die bereit sind, sich aussenden zu lassen. Fünf Missionare wären in Indien nöthig, zwei sollten augenblicklich den sinkenden Kräften der Bombay-Arbeiter zu Hilfe eilen. Mit mindestens 6 Candidaten hat die Kommittee verhandelt, bis jetzt vergeblich. Wir vergessen nicht, daß die presbyterianische Kirche Englands fast alle ihre Missionare für China von Schottland bezieht und daß 2 sehr begabte Prediger unserer Kirche erst in den letzten Monaten sich dieser Mission gewidmet haben. Dennoch kann die Freie Kirche sich nicht damit begnügen, wie sie jetzt thut — für China und Indien durchschnittlich einen Prediger des Jahrs herzugeben. Gottes Werk wird sicherlich ausgerichtet werden, wenn nicht von uns, dann von andern, die sich eifriger nach der Ehre und Freude strecken, die weißen Felder abzuernten. Sollen wir die bereits traurigen Herzen unserer Missionäre noch weiter betrüben? Sie schreiben: „Nachdem der Herr Euch in Schottland mit einer so großen Erweckung begnadigt hat, wirds doch nicht an Männern fehlen, uns in der Heidenwelt zu Hilfe zu ziehen?“ —

Hoffen wir, daß die erwähnte gnädige Heimsuchung Schottlands (seit December 1873) das Ihrige beitragen wird, dem Mangel an Missionscandidaten abzuhelfen, und daß damit für die freikirchliche Mission eine der ersten Anfänge und der großen Erinnerungen der Vergangenheit würdige neue Zeit anbrechen wird, in welcher diese bisher so reich gesegnete Kirche den Namen einer Missionskirche immer völliger verdienen möge.

Ein Besuch bei einer Christenfamilie in Kalkutta.

Wenn ein vielgelesenes Blatt, das kaum je die Mission berührte, ohne mit den oberflächlichsten Mittheilungen und wegwerfendsten Urtheilen über sie zu triumphiren, einmal eine Ausnahme macht, so darf das wohl als ein Ereigniß begrüßt werden. Der Globus brachte während des verflossenen Jahres*) in den „Schilderungen eines Deutschen aus Kalkutta" als solche anerkennenswerthe Ausnahme eine durchaus unparteiisch mitgetheilte Thatsache, die einen oder den andern seiner Leser doch etwas stutzig machen dürfte an dem von andern Berichterstattern beliebten Ton.

Der Korrespondent — ein, wie aus seiner ganzen Darstellungsart hervorgeht, klarsehender Beobachter, der aber in religiösen Fragen dem Zeitgeschmack etwas huldigt — wird zu Babu Dasram, einem eingebornen Kaufmann, mit welchem er in mehrjähriger Geschäftsverbindung gestanden, zu Tische geladen. „Wir werden ganz allein sein", sagt ihm derselbe; „Sie werden nur meine Frau und einige meiner Freunde sehen". Interessant genug für den mit indischem Kastengeist und Zenanawesen wohlbekannten Europäer, der wohl weiß, daß Babu Dasram ein Christ geworden ist, sich aber wundert, wer und was wohl dessen Freunde sein mögen. Er benützt mit Freuden die Einladung.

Etwas vor 7 Uhr Abends hält sein Wagen in einer spärlich erleuchteten Straße des von den reicheren Eingebornen bewohnten Stadtviertels vor einem hohen, schwarzaussehenden Hause, welches durch einen Garten und die dazu gehörige Mauer von der Straße getrennt ist. Die verschlossenen Thore werden auf das Klopfen des Kutschers von dem Thürhüter geöffnet, und den breiten Gartenweg entlang rollt der Wagen weiter bis unter den geräumigen Portikus des Hauses. Ein Diener überbringt Dasram die Karte seines Gastes, worauf Ersterer alsbald erscheint und ihn mit herzlichem Händedruck willkommen heißt. Arm in Arm steigen sie dann eine breite steinerne Treppe hinauf in den nach europäischem Geschmack

*) Globus 1873. Nr. 19 ff. Als Verfasser zeichnet O. Fler.

ausgestatteten Gesellschaftssaal, dessen Flügelthüren einer der umherstehenden Diener öffnet.

Dort empfängt ihn die Hausfrau, die gleich ihrem Manne in dem durchaus auf englischem Fuße eingerichteten Hause die indische Landestracht beibehalten hat. Ein kindlich liebliches Gesicht mit dunklem, seelenvollem Auge lächelt ihm aus den schneeigen Falten des Schleiers entgegen, eine kleine, mit Goldreifen verzierte Hand ergreift die seine; in fließendem Englisch redet die kleine Emanzipirte ihn an und entlockt ihm das Zeugniß:

„Ja hier war ein Hinduehepaar, welches sich emanzipirt hatte in der edelsten Bedeutung des Worts. Befreit von den Geist und Seele tödtenden Ketten heidnischer Gebräuche und Vorurtheile, und doch gefesselt von den lebendigmachenden Banden wahrer Civilisation. Babu Dasram hat eine ausgezeichnete Erziehung in den besten europäischen Schulen Kalkuttas genossen, die Vortheile einer gesunden Civilisation, die Intelligenz der Europäer, die zweckmäßigen Einrichtungen unsrer Gesellschaft kennen und schätzen gelernt, das Abgeschmackte und Sinnlose des Götzendienstes auf der einen und die „Wahrheiten“ des christlichen Kultus auf der andern Seite erkannt, und nach gewonnener Ueberzeugung den kühnsten Schritt, welchen ein Hindu thun kann, gewagt. Er hat Alles, sein großes Vermögen, die Achtung seiner angesehenen und einflußreichen Familie darangesetzt und ist Christ geworden. Seine Frau theilte in treuer Liebe die Opfer mit ihm und beide ließen sich taufen. Seine Kaste gab ihn auf, seine Familie verstieß ihn. Er ließ sich nicht irre machen. Mit unermüdlicher Energie arbeitete er an der Sicherstellung seiner Existenz, widmete sich ganz dem überseeischen Handel, studirte eifrig europäische Literatur und lebte mit seiner jungen, kindlich gläubigen Gattin in nie geahnter Glückseligkeit. Jetzt ist der Babu Millionär, der größte Theil seiner weitverzweigten Familie ist auch zum Christenthum übergetreten und seine früheren Kastengenossen sind froh, wenn sie die Ehre haben dürfen, mit ihm ein Geschäft zu machen. Die Europäer achten in ihm einen gediegenen Geschäftsmann und aufrichtigen Christen; er verausgabt große Summen für Missionszwecke,*) und die Armen Kalkuttas, welcher Religion sie auch angehören, verehren in ihm ihren Wohlthäter.“

*) Hier kann der Globus nicht unterlassen, ein Ausrufungszeichen einzuschalten.

„Wie nobel Dasram dasteht vor seiner Frau, seine gedrungene kräftige Gestalt mit dem weißen Tschapkan (indischen Rock) angethan. Welche Willenskraft liegt in diesen Zügen! Welche Intelligenz und doch wie viel Liebe blicken aus seinen schwarzen Augen!" Erwartungsvoll sieht der Geladene der Ankunft der andern Gäste entgegen. In goldgesticktem Tschabbar (Toga) über dem gewöhnlichen Tschapkan tritt endlich Babu Gangaprem, ein Mann, dem man auf den ersten Blick den reinen Bengalen ansieht, in Begleitung seines Sohnes und seiner reizenden Tochter ein. Der Europäer erhält bei Tisch seinen Platz zwischen den beiden Damen. Da er nur wenig Bengali und seine junge Nachbarin ebenso viel Englisch versteht, flüstert Dasrams Frau ihm zu, ihre Freundin spreche das auch ihm geläufige Hindustani ganz vortrefflich. So wird die Unterhaltung also in dieser Sprache geführt.

Vor allem wünscht der Deutsche zu erkunden, was diese Familie sei und wie sie in dieses Haus komme. Daß sie zu den freisinnigen Hindus gehören müsse, bewies schon die Thatsache ihres Hierseins; daß sie aber keine Christen waren, schien ihm (freilich mittelst eines Fehlschlusses) aus dem heidnischen Namen der Tochter, Premsundari, hervorzugehen. Er leitet das Gespräch also auf den gewaltigen Umschwung der socialen Verhältnisse der Hindus, die reformatorischen Bestrebungen gebildeter Bengalis, das Zunehmen liberaler Prinzipien unter den höheren Klassen der Eingebornen, die unleugbaren Fortschritte des Christenthums, von denen der geehrte Wirth ein leuchtendes Beispiel sei, und spricht die Hoffnung aus, auch in seinem Mitgast einen von den Männern zu sehen, welche die Nothwendigkeit einer socialen und religiösen Umgestaltung der Hindubevölkerung erkannt hätten.

Babu Gangaprem bejaht dieß und willfahrt gern der Bitte, den Europäer einen Blick in seinen innern Entwicklungsgang thun zu lassen. „Gangaprems Vater, obwohl selbst ein strenger Hindu, hatte mit spekulativem Scharfblick die Nothwendigkeit eingesehen, den Sohn durch eine moderne Bildung in den Stand zu setzen, sich in der von europäischen Elementen durchdrungenen kommerziellen Welt Kalkuttas eine Karriere zu schaffen. Er ließ ihn nach gründlicher Vorbereitung die Universität besuchen, welche der junge Mann als Bachelor of Arts verließ. Das Abscheiden des Vaters nöthigte ihn nach etwa drei Jahren, während deren er in dessen Comptoir

gearbeitet und in die Handelswelt eingeführt worden war, das Geschäft des Hauses zu übernehmen. Schon auf der Schule von der Unwahrheit des Hinduismus, der Thorheit des Götzendienstes, und durch die Lehren eines Rammohan Ray und Ramnath Tagar von der socialen und moralischen Verderbtheit seines Volkes überzeugt, hatte er sich den damals ins Leben tretenden Ideen des modernen Brahmoismus angeschlossen, welcher jetzt in liberalerer Gestalt von Babu Keschab Tschander Sen gepredigt wird. . . . Babu Gangaprem hatte sich dem letzteren Reformator mit Begeisterung angeschlossen, die Kaste verlassen, seine Frau und Tochter in die Oeffentlichkeit eingeführt, und die Versammlungen der Brahmos, wie sich die Nachfolger dieser Richtung nannten, eifrig besucht. Im Anfang gieng Alles gut. Das ganze junge Bengalen huldigte den neuen Ansichten. Als aber der erste Rausch verflogen war und man auf die Früchte des ausgestreuten Samens wartete, fand unser Freund, daß der Brahmoismus allerdings das morsche Gebäude des Hinduismus untergraben und schließlich stürzen müsse, das Herz aber, das subjektive Verlangen nach moralischer und geistiger Reform unbefriedigt lasse und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er aller „Vermittlung“ mit Gott entbehrt. Der Gott des Brahmo ist der Schöpfer und Erhalter alles Kreatürlichen, dessen Wohlwollen man durch tugendhaftes Leben erwerben muß. — Gangaprem fühlte die schwache Seite des von ihm angenommenen Systems und wurde unruhig über den von ihm gethanen Schritt. Er entschloß sich endlich, die Sache mit seinem Freunde Dasram zu besprechen. Hier fand er, was er suchte. „Ich bin überzeugt,“ schloß er seinen interessanten Bericht, „daß nur das Christenthum, Hand in Hand mit europäischer Civilisation, Indien von Grund aus reformiren und die Basis seiner zukünftigen politischen und moralischen Größe bilden kann!“ — Auf die Frage, ob er nun auch bereit sei, seine Ueberzeugung durch öffentlichen Uebertritt zum Christenthum kund zu geben, erwiederte Gangaprem, er beabsichtige noch in diesem Jahre sich mit seiner Familie taufen zu lassen. —

Nun noch ein kleiner Nachtrag zur Charakteristik unsres Berichterstatters. Nachdem man sich aus dem Eßzimmer in den Gesellschaftssaal zurückbegeben hat, kommt das Gespräch mit den beiden Damen auch auf Musik. Auf die Frage, ob die europäische Musik nicht viel harmoniereicher und wohlklingender sei als die indische,

bekennen sie offen, es sei für sie zu schwer, eine europäische Komposition bald zu verstehen; jedes Instrument spiele da eine so bedeutende Rolle, daß man oft gar nicht wisse, was Melodie und was Begleitung sei; ihre Musik sei zwar einfacher, ärmer, dafür auch bequemer. Man läßt dem Gaste durch drei eingeborne Diener ein kleines Concert geben, dessen eintönigen, jeglicher Harmonie entbehrenden Weisen er absolut keinen Geschmack abgewinnen kann. So entzieht er sich Premsundaris schelmischer Frage, ob dieß nicht ganz hübsch sei? durch die Gegenfrage, ob sie morgen Abend auf ihrer gewöhnlichen Spazierfahrt ihren Kutscher nicht bei Eden Garden in der Nähe des Orchesters halten lassen wolle? Er werde auch dort sein und, wenn sie es erlaube, sie auf einige Augenblicke begrüßen um zu fragen, wie ihr die von den europäischen Musikern vorgetragenen Kompositionen gefallen. Sie gibt lachend ihre Einwilligung, welcher der Vater noch eine freundliche Einladung beifügt, unser Berichterstatter möge ihn vor seiner Abreise in seiner Wohnung besuchen. „Kommen Sie morgen erst zu uns, dann fahren wir zusammen, um die Musik zu hören," sagt ihm darauf Premsundari beim Abschied.

Unser Deutscher aber reflektirt: „Ja, mein liebes Kind, das wäre allerdings sehr schön, und wir könnten auf diese Weise viel bequemer unsre Gedanken über Musik, und was damit zusammenhängt, austauschen. Dein Wunsch läßt sich aber nicht so leicht erfüllen wie Du denkst. — Du unschuldige Premsundari weißt noch nichts von den exclusiven Gesetzen unserer Gesellschaft, welche ebenso schlimm sind wie Deine indischen Kasten, die Ihr freilich den Muth gehabt, zu durchbrechen. Wir haben aber den Muth nicht, und müssen im Widerspruch mit unsern Ueberzeugungen handeln. Du bist schöner, reiner, interessanter als Hunderte von den langweiligen jungen europäischen Damen, welche Dich am Strand belorgnettiren, aber ich darf nicht mit Dir ausfahren, weil — ja weil ich ein Europäer bin und Du nur ein eingebornes Mädchen und als solches wirst Du von den „rules of society" (Gesetzen der Gesellschaft) nicht als ebenbürtig angesehen. — Was thun? — Wenn ich nicht komme wird sie mich für unhöflich halten, aber mit ihr ausfahren, wenn auch in Begleitung ihres Vaters, nein, das geht absolut nicht! — Halt ich hab's. — Ich besuche sie zum Tiffin (eine leichte Mahlzeit, gewöhnlich aus kalten Speisen und Früchten bestehend) nach 1 Uhr

[redacted]

und schütze, wenn es zum Ausfahren kommt, ein dringendes Geschäft vor, so kann ich einige Stunden ungestört in der Familie verweilen."

Und dabei bliebs. Die Hausfrau erschien dort nicht und wurde von ihrem Manne als seit längerer Zeit unpäßlich entschuldigt. Dagegen erregte Gangaprems Schwägerin mit tiefen Spuren des Kummers in dem lieblichen Gesicht in hohem Grade die Neugier und Theilnahme unsres Berichterstatters. Nachdem sie weggegangen, erlaubte sich dieser, nach dem Grund ihrer Trauer zu fragen. Gangaprem wartete einige Augenblicke, sah seinen Gast an und sagte endlich:

„Ihrer Theilnahme und Verschwiegenheit darf ich ja gewiß sein. Wissen Sie also, daß ich einen älteren Bruder habe, der schon als Kind mit Manmohini verlobt wurde. Als beide erwachsen waren, wurden die Hochzeitsfeierlichkeiten mit großer Pracht begangen und das junge Paar lebte nach alter Sitte in unsrem elterlichen Hause. Die Geschäftsverbindungen unsrer Firma erstreckten sich damals bis nach Kaschmir und der Vater beschloß nach einigen Jahren, meinen Bruder dahin zu senden, um dort ein Zweiggeschäft unsres Hauses zu gründen. Seine Frau blieb natürlich unterdessen bei uns zurück. Unser Vater starb. Mein Bruder führte sein Geschäft in Kaschmir fort und ich übernahm die Leitung der hiesigen Angelegenheiten. Sie wissen, wie ich zu dem Entschluß kam, meine Religion mit der christlichen zu vertauschen. Meiner Schwägerin konnte unmöglich die Umwandlung unsrer Gesinnung verborgen bleiben. Ich enthielt mich jedoch gewissenhaft jeder Einwirkung auf sie. Doch auch ihr Glaube an den Hinduismus wurde erschüttert durch die Bemühungen einer jungen Engländerin, welche eine eifrige Arbeiterin in der Zenanamission ist. Mein Entschluß, Christ zu werden, wurde in Missionskreisen viel besprochen und machte die Missionäre auf uns aufmerksam. Viele besuchten uns; unter andern auch Miß C. Sie lernte meine Schwägerin, welche bis dahin streng abgesondert in ihren Frauengemächern gelebt hatte, durch Premsundaris Vermittlung kennen und versuchte alle Mittel, sie zur Annahme des christlichen Glaubens zu bewegen. Ich merkte ganz gut was vorgieng und mir bangte vor der Zukunft. Ich wußte, mein Bruder würde eine Hindufrau, nicht eine Christin von meiner Hand fordern. Mein Gewissen und meine Ueberzeugung verboten mir aber, Manmohini auch nur das geringste Hinderniß in den Weg zu legen. Erkannte

sie die Wahrheit der christlichen Religion, so durfte ich am allerwenigsten sie hindern, dieselbe anzunehmen. Ich verhielt mich also vollständig neutral und ließ die Sache sich selbst entwickeln. Eines Tages erschien sie in meinem Zimmer, entdeckte mir ihren Herzenszustand und bat mich, zu rathen, zu helfen. Es war eine der schwersten Stunden, die ich erlebt. — Sie liebte meinen Bruder von ganzem Herzen und wußte sich in demselben Maße von ihm geliebt, und doch durfte sie sich nicht verhehlen, daß das Geständniß ihrer Sinnesänderung das Ende ihrer Ehe einschließe, denn mein Bruder war durch und durch orthodoxer Hindu.

„Die Entscheidung kam eher, als wir es vermutheten. Der Bruder schrieb mir, daß er sich zur Reise nach Calcutta rüste, um seine Frau abzuholen, da nun in Kaschmir für ihren Aufenthalt Alles bereit sei. Ich wagte kaum, der armen Manmohini, deren Gesundheit in Folge der aufreibenden Seelenkämpfe zu leiden anfieng, diese Nachricht mitzutheilen. Sie ertrug sie ruhiger als ich erwartet hatte; der entscheidende Schritt mußte doch früher oder später geschehen. Der Tag, an welchem ihr Mann eintreffen sollte, kam, aber der letztere erschien nicht. Am nächsten Morgen jedoch erhielt ich ein Billet, in welchem er mir seine Ankunft in Calcutta mittheilte und mich einlud, ihn im Hause unsres Oheims, wo er abgestiegen sei, zu besuchen. — Ich entnahm daraus, daß er alles erfahren habe. Er wollte nicht in das Haus eines Abtrünnigen kommen; er durfte nicht an meinem Tische sitzen und mit mir essen, weil er dadurch seine Kaste verloren hätte. Ich gieng, aufs Aeußerste gefaßt. Mein Bruder sagte mir, daß er schon unterwegs durch Reisegefährten von meinem Abfall gehört und nun noch vom Oheim erfahren habe, daß sein Weib, seine einzig geliebte Manmohini, den Glauben ihrer Väter, ihres Mannes, verleugnen wolle.

„Erlassen Sie mir eine Schilderung der traurigen Scenen, welche nun folgten. Der Kampf, welchen mein Bruder zu bestehen hatte, war nicht geringer als der, welchen seine Frau schon seit Monden durchgekämpft. Seine tiefe Liebe für Manmohini trieb ihn, zu ihr zu eilen und sie, das Weib, die Gattin, in seine Arme zu schließen; die Gesetze des Hinduismus, die Anforderung seiner Kaste aber verboten ihm, eine aus der Kaste Verstoßene, eine unrein Gewordene, sein zu nennen. Er ließ Manmohini rufen. Bei ihrer aufrichtigen Liebe zu einander beschwor er sie, ihren neuen Ansichten

zu entsagen, sich wieder in die Kaste aufnehmen zu lassen und ihm zu folgen.

„Ach ja," erwiederte sie, „ich liebe Dich mehr denn je, ich will Dir folgen, wohin Du auch gehst; als Deine Magd will ich Dir dienen, mein Leben geb' ich für Dich hin, aber laß mir meinen Glauben, denn ich fühle es, er ist der wahre. Lerne ihn kennen, und Du, der Du so edel bist und nur das Wahre suchst, wirst selbst gestehen, daß ich recht gethan, und meinem Beispiel folgen." — Ich glaubte schon, der Widerstand meines Bruders sei gebrochen; er wandte sich zu ihr hin — doch der Gedanke an seine Stellung, seinen Reichthum, sein strenggläubiger Sinn überwogen die Mahnungen seiner Liebe — der Hindu überwand den Gatten. Er verhüllte das Haupt und mit den krampfhaft hervorgestoßenen Worten: „Manmohini, Du kannst mein Weib nicht sein!" verließ er das Gemach. Meine Schwägerin brach ohnmächtig zusammen. —

„Nach zwei Tagen hörte ich, daß mein Bruder Calcutta verlassen. Weder ich noch seine Frau haben ihn wieder gesehen. Manmohini lebt, wie Sie gesehen, still und zurückgezogen in meinem Hause. Die Hoffnung, daß ihre Liebe endlich doch den Sieg über die heidnischen Vorurtheile ihres Mannes davon tragen werde, gibt ihr die Kraft, die Kummerlast zu tragen; — denn wenn sie auch Christin geworden, so ist sie doch ein ächtes Hinduweib geblieben, deren ganzes Leben aufgeht in der Liebe zu ihrem Mann. Sie können nun verstehen, warum sie so traurig ist und so sinnend in die Ferne sieht."

Gangaprem schwieg. Unsern Berichterstatter aber hatte das eben Gehörte tief ergriffen und er eilte nach Hause. Die imaginären Geschäfte, welche er bei seinem Besuch vorgeschützt hatte, waren unterdeß zur Wahrheit geworden. Briefe, welche während seiner Abwesenheit angekommen, nöthigten ihn, Calcutta rasch zu verlassen. Am selben Abend noch führte ihn der Eilzug dem Norden Indiens zu.

Unsre Geschichte ist indeß noch nicht zu Ende. Ein Nachtrag sagt uns, daß, als längere Zeit darauf der Erzähler wieder nach Calcutta kam, er eine freie Stunde zu einem Besuch bei Gangaprem benutzte. Er war getauft. Premsundari, welche jetzt Mary hieß, war die glückliche Frau eines eingebornen Geistlichen und Man-

mohini eben im Begriff, mit ihrem Manne nach Kaschmir zu reisen. Die Liebe hatte endlich doch gesiegt und ihn zum zweiten Mal nach Calcutta getrieben. Er war zwar dem Christenthum immer noch abgeneigt, hatte aber, weil er ohne seine Frau nicht leben konnte, schließlich seine Kaste gebrochen und der treuen Gattin ihren Platz an seinem Herzen wieder eingeräumt.

Bücherschau.

Zum Andenken an Philipp Winnes, weiland Missionar in China im Dienste der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel. Inhalt: I. Lebensabriß, entworfen von P. Oettinger, Missionssekretär. II. Leichenrede, gehalten von H. Schmidt, Kurgeistlicher. Preis 20 Ct. = 6 Kreuzer. Basel. Missionskomptoir. 1874.

Ph. Winnes, geb. 1824 zu Staffort in Baden, war ein geistliches Kind des Glaubenszeugen Henhöfer, durch welchen er auch zum Eintritt in den Schuldienst veranlaßt wurde. Im Jahre 1848 aber zog der junge Lehrer ins Basler Missionshaus, wurde 1852 in Heidelberg ordinirt und gleich darauf den ersten Basler Missionaren in China, Lechler und Hamberg, zu Hilfe gesandt. Nach 13jähriger angestrengter Arbeit, besonders an der Jugend der chinesischen Gemeinden, kehrte er 1865 zu einer Erholung in's Vaterland zurück, wurde aber, als er schon im Begriff war, seinen Posten in China wieder zu beziehen, von einem Lungenleiden befallen, in Folge dessen er sich 1869—73 in Davos aufhielt, wo er noch als Kurgeistlicher wirken konnte. Bis an sein Ende treu gepflegt, starb er 13. Jan. 1874 in Cannes, nachdem er — schon bewußtlos — noch etwa 2 Stunden lang in chinesischer Sprache laut gepredigt und gebetet hatte, wie wenn er seine geliebten Chinesen um sich versammelt gesehen hätte. — „Dein Reich komme“ — das war das Thema seines Lebens. Die Leichenrede nennt ihn einen Propheten, voll heiligen Ernstes, hochmüthigen und selbstgefälligen Menschen ein Schrecken; — und einen, der mehr war, als ein Prophet, nämlich ein auf das

Lamm Gottes weisender Evangelist. „Heilen, Stillen, Trösten, Erfreuen und Segnen, der suchenden Seele als Freund begegnen war seine Lust." Schon ein Sterbender, stand er unter den Kurgästen in Davos als der geachtetste Mann da: „gefürchtet von den Spöttern und Gottlosen, gemieden von den Eitelen und Blasirten, gesucht und geehrt von allen Wahrheitliebenden, die ein Gefühl für's Echte und Solide hatten, und wahrhaft verehrt und heiß geliebt von allen, die zu Christo hielten, aber — geachtet wenigstens von allen." Den interessanten Lebenslauf sowohl als die liebewarme Leichenrede kann man nicht ohne tiefe innere Bewegung lesen.

—·———

Christisches und Antichristisches. Eine Probe eschatologischer Psalmenprophetie (Ps. 42—51). Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der Berliner Missionsgesellschaft, herausgegeben von Ed. Kratzenstein, Inspector am Missionsseminar. Berlin 1874. Missionshaus. 15 sgr.

Der Verfasser legt uns in diesem Büchlein eine Probe seiner exegetischen Lehrthätigkeit vor. Das Charakteristische seiner Psalmen-Auslegung ist, daß er selbst die „alten Ordner" der biblischen Bücher für inspirirt hält und „weiß, daß der h. Geist wie bei der Dichtung so auch bei der Zusammenreihung der Psalmen der oberste Schöpfer, Meister u. Regierer gewesen ist"; daher die erklärten 10 Psalmen ihm so direkt prophetisch und eschatologisch scheinen, daß von einer zeitgeschichtlichen Bedeutung fast nur im Sinne uneigentlicher „Anwendung" die Rede sein kann. — Die gegebene Auslegung zeigt auch, daß diese keck gewagte und muthig durchgeführte Auffassung ebenso leicht und fast ungekünstelter auszuführen ist, als die rein zeitgeschichtliche, weltliche, die in den Psalmen nichts sieht als jüdische Heldengedichte und den lyrischen Ausdruck augenblicklicher Stimmungen. Natürlich liegt aber dieser Auslegung ein fertiges System der Eschatologie zu Grunde, in welches die verschiedenen Psalmenaussagen dem Verfasser sich ohne Schwierigkeit einzufügen scheinen. Lesern, die mit des Verfassers eschatologischen Voraussetzungen nicht bekannt sind, fällt es denn doch oft schwer, sich eine klare Vorstellung von der Meinung desselben zu machen. Es bleibt ihnen z. B. undeutlich, ob die Braut- oder Erstlingsgemeinde (im 45. Ps.) auch den „endlich bekehrten Rest Israels" und die „übrigen christlichen

Völker" in sich begreift oder nicht, ferner ob diese Braut während des 1000jährigen Reiches auf der Erde oder im Himmel sein wird. Ueberhaupt hängt dieser ganzen Ausführung über „die Braut" und ihre „Vorbilder" für den in die vorausgesetzte Eschatologie nicht Eingeweihten etwas Dunkles an. — Es würde wesentlich zum Verständniß des Büchleins beitragen, wenn der Verfasser zur Orientirung eine schematische Darstellung der von ihm angenommenen Reihenfolge der eschatologischen Ereignisse vorausgeschickt hätte. Doch auch so ist diese anregende Schrift „allen Freunden des prophetischen Wortes" zu empfehlen.

Neu und interessant ist der Nachweis dafür, daß der Psalmenkreis 42—51 wirklich eine höhere eschatologische Einheit bilde. In Ps. 42 „sind die Gläubigen abgeschieden von dem Heiligthum des Herrn zu Jerusalem. Aber durch ihr flehentliches Gebet 43. und durch ihre duldende Treue 44., durch die Hochzeit des Königs Christus 45., durch das Gericht über die antichristischen Heerhaufen 46., durch die Huldigung der Völker und der Könige der Erde 47., durch die Beschirmung Jerusalems 48., durch das Gericht über die Thier-Menschen 49. und über die pharisäischen Sündendiener 50., sowie durch die große Buße seines Volkes 51. ist dieser glänzende Erfolg (51, 20. 21) für Israel und Jerusalem herbeigeführt worden." — Selbst wenn diese 10 Psalme in der Sammlung nicht nebeneinander stehen würden, könnte man sich über ihre Zusammenstellung zu einem eschatologischen Gesammtbild im Interesse erbaulicher Schriftforschung aufrichtig freuen. — Einige wunderliche Wörter, wie „Einerlichkeit", „Vergang", „verschandfleckt", „Un- und Mißwohnung", „es geht ihm darum", „ceremonialisch" u. s. w. wirken störend.





Die Mission im Feuerland.*)

Von J. Hesse.

1. Allen Gardiner.

Nach der merkwürdigen Stelle Kolosser 1, 24 wird man wohl behaupten dürfen, daß zur Vollendung des Rathschlusses Gottes auf Erden nicht nur die Ausrichtung des Evangeliums durch das gepredigte Wort, sondern auch die Erfüllung eines gewissen Maßes von Leiden um Christi willen durch Erduldung von allerlei Trübsal, Krankheit, Verfolgung und Tod unerläßlich ist. Waren bei Paulus die beiden Seiten dieser apostolischen Aufgabe und Leistung gleich stark vertreten, so hat es zu allen Zeiten der christlichen Kirche apostolische Männer zweiten und dritten Ranges gegeben, bei welchen bloß die eine oder doch vorwiegend nur die eine dieser zwei Seiten zur Erscheinung gekommen ist. Ja, es scheint zur mannigfaltigen Weisheit der göttlichen Reichsökonomie zu gehören, daß Er zum Zeugniß für die Welt und zur Erbauung seiner Gemeinde gewiße große Gedanken, Tugenden und Ideale in einer Reihe von Gottesmenschen gleichsam personificirt und wie krystallisirt zum monumentartigen Ausdruck kommen läßt.

Auch die neuere Missionsgeschichte ist reich an solchen typischen Erscheinungen. Sieht man einen Hebich an, so bekommt man den Eindruck eines schlagfertigen, immer fröhlichen, zur Zeit wie zur Unzeit sein Werk treibenden Evangelisten; schaut man das Bild

*) The Story of Commander Allen Gardiner, R. N., with Sketches of Missionary Work in S. Amerika, by John W. Marsh and Waite H. Stirling. Third Edition. London. J. Nisbet. 1874. und: First Fruits of the S. American Mission, by John W. Marsh. London. William Mackintosh. 1873.

des eben erlösten Zaremba an, so ist es die selbstvergessene, brünstige Liebe zu Jesu und zu allen Menschen, die uns daraus entgegenleuchtet; und erinnern wir uns an die Grabhügel, welche lange Jahre hindurch das einzige Denkmal evangelischer Missionsthätigkeit in Westafrika bildeten, so muß man wohl ausrufen: wahrlich, die welche da ruhen, haben zu denen gehört, welchen es beschieden ist, durch geduldiges, freiwilliges, gottpreisendes Leiden und Sterben an ihrem Fleische zu erstatten, was noch mangelt an Trübsalen Christi für seinen Leib, nämlich für die aus allen Völkern, Sprachen und Zungen zu sammelnde Gemeinde.

Zur Zahl dieser eigentlichsten und edelsten Missionsmärtyrer müssen wir auch einen Mann rechnen, dessen Lebens-, Leidens- und Sterbensgeschichte uns als sinnloses Spiel des Schicksals oder wahnwitzigen Eigensinns, jedenfalls aber als unlösbares Räthsel dastehen würde, wenn wir den Schlüssel dazu nicht im Voraus jener tiefsinnigen Stelle des Kolosserbriefes hätten entnehmen können. Wir meinen Kapitän Allen Gardiner, den Missionspionier von Südamerika, dessen Gedächtniß unsrer schnell-lebenden und schnell-vergessenden Generation wohl wieder aufgefrischt zu werden verdient.

Allen Francis Gardiner wurde geboren am 28. Juni 1794 zu Basildon in der Grafschaft Oxford als fünfter Sohn von Sam. Gardiner, der ihm eine sorgfältige christliche Erziehung zu Theil werden ließ, für welche unser Held später noch oft dankbar zu sein Veranlassung hatte. Schon sehr früh entschied sich der Knabe für den Seedienst und er war noch ein ganz kleiner Junge, als er bereits seinen Scharfsinn an einem strategischen Plan zur Ueberwindung der französischen Flotte im Hafen von Rochelle übte. Dann legte er sich aus Mungo Park's Reisebeschreibung ein kleines Wörterbuch zum Gebrauch bei etwaigen eignen Entdeckungsreisen an, und einmal fand man ihn statt in seinem Bett auf dem Fußboden schlafend, wofür er die Erklärung gab, daß er die Absicht habe, einst die ganze Welt zu bereisen, und sich daher jetzt schon durch allerlei Abhärtung auf künftige Entbehrungen vorbereiten wolle.

Mit dieser stark ausgeprägten Neigung zu Reisen und Abenteuern trat er 1808 in die Seeschule zu Portsmouth ein und blieb darin zwei Jahre, während welcher Zeit er viel Freundlichkeit von dem Werftcommissär Sir George Grey und dessen Gemahlin erfuhr, so daß er letztere Zeitlebens als eine zweite Mutter betrachtete.

Auch in späteren Jahren waren ihre Briefe und Rathschläge ihm immer von hohem Werth. Seine erste größere Seereise machte er 1810 als Freiwilliger, und 1815 finden wir ihn schon als Lieutenant auf dem Ganymed, der damals im Kanal kreuzte, nachdem er sich bereits im Jahr vorher bei einem Seegefecht ausgezeichnet hatte. 1819 gieng er mit einem anderen Kriegsschiff ans Kap der guten Hoffnung und von da nach Trinkomali, im Jahr darauf nach Madras, Malakka, Singapur, Manila und Makao, und dann über Trinkomali nach Chili und Peru. Auf dem Rückweg nach China sah er auch die Marquesas-Inseln und Tahiti. Ehe diese Reise aber beendigt war, verließ er als Invalide das Schiff und kehrte von Sydney aus in die englische Heimat zurück, wo er im Spätjahr 1822 ankam. Seine Skizzen und Tagebücher geben höchst interessante Schilderungen von all diesen Reisen, denn er verstand Zeichenstift und Schreibfeder mit gleichem Geschick zu führen. Das Wichtigste aber, was er in diesem Zeitraum durchgemacht hatte, war die Entscheidung seines inwendigen Lebens für den Herrn Jesus, welchem er fortan treu zu dienen sein Herz festgemacht hatte. Bedeutungsvoll war es auch für sein späteres Leben, daß er in Singapur und auf Tahiti Gelegenheit gehabt, sich mit eignen Augen vom Erfolg der evangelischen Missionsarbeit zu überzeugen, ebenso daß er auf dieser Reise mit den Eingebornen Südamerikas, namentlich Chili's, bekannt und von einer lebenslänglichen Liebe zu diesen Mitmenschen ergriffen wurde.

Seit jener Zeit haben wir auch neben seinen Tagebüchern eine Reihe von andächtigen Betrachtungen, die er zu seiner eigenen Erbauung meist in sonntäglicher Stille aufzuzeichnen pflegte. So schreibt er im August 1822: „Das letztemal, als ich diese Kolonie (Kapstadt) besuchte, wandelte ich noch auf dem breiten Wege, mit schnellen Schritten dem Abgrund des ewigen Verderbens entgegengehend. Gepriesen sei Sein Name, der uns geliebt hat und sich selbst für uns dargegeben! Eine große Veränderung ist in meinem Herzen vorgegangen, so daß ich jetzt das Wort Gottes und die anderen Gnadenmittel mit Freude und Genuß zu benutzen im Stande bin. Ich bin der guten Zuversicht, daß dieser Umschwung wirklich durch den Geist Gottes bewirkt worden ist; doch möchte ich mich bei einer Vergleichung meines jetzigen mit meinem früheren Zustand nicht einen Augenblick aufhalten, um nicht in die gefährliche Schlinge

eitler Selbstüberhebung zu gerathen, es sei denn zu dem einzigen Zweck, Dem zu danken, der diese Veränderung hervorgebracht hat u. s. w."

Begreiflicher Weise kam ihm damals auch der Gedanke an einen Wechsel des Lebensberufes, und schon hatte er angefangen beim Bischof von Gloucester die einleitenden Schritte zu seiner Aufnahme in den Kirchendienst zu thun, als eine nochmalige Ueberlegung des apostolischen Rathes 1 Korinth. 7, 20 ihn bestimmte, „in dem Berufe zu bleiben, darinnen er berufen worden."

1823 verheirathete er sich mit Julie Susanna Reade, war das Jahr darauf wieder im aktiven Dienst, kommandirte 1825 und 26 sogar ein eigenes Schiff und erhielt den Rang eines Kapitäns, wurde jedoch später kein einziges Mal mehr mit einem Auftrag betraut, obgleich seine Neigung fürs Seefach keineswegs abgenommen und er mehreremal um eine Anstellung gebeten hatte. So brachte er denn die folgenden 8 Jahre mit seiner leidenden Frau in ziemlicher Zurückgezogenheit zu, ein Freund der Armen und Beförderer jeglichen guten Werkes in der inneren und äußeren Mission.

1834 hatte er den Schmerz seine geliebte Gattin durch den Tod zu verlieren, aber auch den Trost sie in wachsender Freudigkeit dem Ende entgegenreifen und endlich triumphirend überwinden zu sehn. Sie hinterließ ihm mehrere Kinder, von denen zwei auch den Vater überlebt haben.

Diese Gnadenheimsuchung, wie er sie ansah, ward ihm eine neue Veranlassung sein Leben völlig, auch von Familienbanden nicht zurückgehalten, dem Herren zu weihen. Mit Absicht und Bewußtsein wurde er nun der vielreisende, unternehmende, selbstverleugnende Missionsentdecker und -Pionier, der er bis an sein Ende geblieben ist.

Zuerst wandte er sich nach Südafrika, erforschte das Zulu-Land und brach Bahn zur Gründung der ersten Missionsstation in Port Natal. Später brachte er einige Monate mit vergeblichen Versuchen zu, der Mission einen Eingang in Neu-Guinea zu verschaffen. Nachdem er über drei Jahre lang seine Zeit, Kraft und Vermögen der Mission in Port Natal und im Zulu-Lande gewidmet hatte, verließ er beim Ausbruch des Krieges zwischen den Zulus und den Kolonisten Südafrika für immer, nicht als wenn er dieser Arbeit müde gewesen wäre, sondern weil er mit Recht annahm, daß nach

Beendigung des Krieges Missionare genug auf dem Platz sein würden, um das angefangene Werk fortzusetzen, und weil er seine eigenen Kräfte besser im Dienste der noch von keiner Mission besuchten südamerikanischen Wilden glaubte anwenden zu sollen; fühlte er sich doch besonders zu den Indianern der Pampas und in Chili hingezogen, deren heldenmüthige Behauptung ihrer Unabhängigkeit schon vor Jahren seine Bewunderung und deren ungestörtes Heidenthum seither oft seine innigste Theilnahme wachgerufen hatte.

1836 verheirathete er sich zum zweiten Mal nnd zwar mit einer Frl. Marsh, welche sammt seinen Kindern während der nun folgenden 6 Reisejahre ihn fast auf allen seinen Wanderungen begleitete und nicht wenig dazu beitrug, ihm den oft so rauhen Pfad sanfter zu machen.

Im Mai 1838 brach er mit seiner Familie nach Rio Janeiro auf, von da gieng's nach Buenos Ayres und dann durch die Pampas nach Mendoza, und endlich, sobald die Jahreszeit es erlaubte, über die Cordilleren nach Chili, wo er sich die fast noch ganz unabhängigen araukanischen Stämme zwischen dem Biobio und Valdivia zum Gegenstand seiner Missionsthätigkeit ausersehen hatte. Nach einer abenteuerlichen Reise, auf welcher mehrere tiefe Flüße nicht ohne Gefahr zu passiren waren, (ein Pferd wurde angespannt, das Floß schwimmend hinüberzuziehen) fand Gardiner gastfreundliche Aufnahme beim stattlichen, wohlberittenen Häuptling Korbalan, dem er sogleich seine Absicht offenbarte, die Sprache seines Volkes zu lernen, um sie die Erkenntniß des wahren Gottes zu lehren, sowie die Bitte, seine Familie bringen und mit derselben in des Häuptlings Nähe sich niederlassen zu dürfen. Zuerst erstaunt, dann alles zu gewähren geneigt, erklärte Korbalan schließlich mit aller Höflichkeit aber auch mit aller Bestimmtheit, um seiner selbst und seines Stammes willen die Ansiedlung eines Fremden in ihrer Mitte nicht gestatten zu können: ein benachbarter stärkerer Stamm würde dadurch beleidigt werden, über sie herfallen und ihn sammt seinen Leuten vernichten. Ganz ähnlich verlief noch eine Reihe von Besuchen, welche Gardiner in der gleichen Absicht bei verschiedenen eingebornen Stämmen und Häuptlingen machte: überall reizende Gegenden, anziehende Menschen, zuvorkommende Aufnahme, aber im innersten Grunde Mißtrauen und ebenso bestimmte Verweigerung der erbetenen Aufenthaltsbewilligung. Noch erfolgloser waren einige

Versuche, von Chiloe aus die in den Bergen selbst oder jenseits derselben wohnenden Indianer zu erreichen. Der Grund dieses völligen Mißlingens all' seiner wohlmeinenden Pläne war nicht nur die Furcht der Araukaner vor europäischer Ueberlistung und Vergewaltigung, sondern auch die Eifersucht der katholischen Geistlichkeit, namentlich eines Mönches Manuel, der den edlen Gardiner auf einer gemeinschaftlichen Ueberfahrt nach Chiloe kennen gelernt hatte und nun sein Möglichstes that, ihn als einen gefährlichen Proselytenmacher, ja als einen verkappten protestantischen Bischof zu verschreien. Wahrscheinlich gelang es ihm, durch gewisse Beamten jene Häuptlinge missionsfeindlich zu beeinflussen und auf diese Weise Gardiners sämmtliche Versuche zu vereiteln.

Enttäuscht, aber nicht entmuthigt wandte er sich nun von dem hoffnungsvollen Arbeitsfeld in Chili ab, wo mit etlichen dem Nomadenleben bereits entwöhnten Indianerstämmen ein schöner Anfang hätte gemacht werden können, und lenkte seine Blicke auf das viel weniger versprechende Feuerland und Patagonien, wozu er in den von der englischen Regierung besetzten Falklandsinseln den Schlüssel zu haben glaubte. So verließ er denn im November 1841 Chili, schiffte sich mit seiner Familie in Valparaiso ein und landete am 23. Dezember in Berkeley Sund, wo damals zu Port Louis der Sitz der Regierung war, d. h. eine winzige Niederlassung von kaum 25 Personen. Gardiner wurde freundlich aufgenommen und bei der Aufstellung eines kleinen hölzernen Häuschens, das er mitgebracht, gefällig unterstützt; eine Schiffsgelegenheit nach Patagonien aber war viel schwieriger zu finden, als er gehofft hatte.

Zwei Bostoner Missionäre hatten schon 1833 eine Untersuchungsreise dorthin gemacht und waren von den wilden Eingebornen freundlich aufgenommen worden, hatten aber während ihres zehnwöchentlichen Aufenthalts in den öden, trostlosen Steppen, wo fast nur Pferde und Strauße sich tummeln, mit solchen äußeren Entbehrungen zu kämpfen gehabt, daß man von der Gründung einer Mission abstand. Es gehörte nicht weniger als die eiserne Willenskraft und die keine Leiden scheuende Ausdauer eines Gardiner dazu, um auf der verrufenen Südspitze des Continents den Grund zu einer bleibenden Missionsthätigkeit zu legen.

Im März 1842 fand er endlich ein Schiff, das ihn in die Straße von Magelhaen hineinbrachte. Ein vergeblicher Versuch

wurde gemacht, das Vertrauen der Pescherähs auf der Nordküste des Feuerlandes zu gewinnen; dann warf man in der Gregory Bay Anker, untersuchte das Land ohne Menschen zu finden, gieng dann in westlicher Richtung weiter und stieß endlich auf eine Gesellschaft von Wilden. Mit Hilfe eines gewissen San Leo aus Monte Video wurde ihnen begreiflich gemacht, weßwegen Gardiner zu ihnen komme und eine Art Vertrag mit ihnen geschlossen, in welchem sie versprachen nichts von seinem Eigenthum antasten zu wollen. Noch besser konnte man sich mit ihnen verständigen, als ihr Häuptling Wissale in Begleitung eines farbigen Matrosen Isaak aus Nordamerika ankam. Dieser hatte 3 Jahre in Patagonien gelebt und sich die Sprache so ziemlich angeeignet. Das Resultat der durch diese Vermittlung geführten Unterhandlungen war sehr günstig und erfüllte Gardiner mit zuversichtlicher Hoffnung des Gelingens.

Er gieng nun nach England und suchte die englisch-kirchliche Missions-Gesellschaft zur Unternehmung einer Mission an dem von ihm bezeichneten Platz in Patagonien zu bewegen; aber obgleich er für 3 Jahre alle Kosten auf sich zu nehmen und später wenigstens 100 Pf. St. jährlich zu geben versprach, gieng die Missions-Gesellschaft nicht auf seine unternehmenden und gewagten Pläne ein. Auch das schreckte ihn nicht ab. Seinen rastlosen Bemühungen gelang die Bildung einer eigenen südamerikanischen Missions-Gesellschaft in England im Jahre 1844.

Schon im Februar des folgenden Jahres finden wir ihn in Begleitung eines englischen Katechisten (Hunt) an demselben Platze, wo er vor 4 Jahren Wissales Bekanntschaft gemacht hatte. Drei kleine Hütten wurden errichtet, eine als Vorrathskammer, eine als Küche und eine als Wohnhaus. Aber Wissale und seine Leute waren wie umgewandelt. Nicht nur verlangten sie beständig Tabak, Getränke und Speisevorräthe, sondern ihr ganzes Auftreten war so launisch, unfreundlich, ja feindselig, daß längeres Bleiben lebensgefährlich gewesen wäre. Dazu kam, daß in Port Famine von Chili aus eine katholische Niederlassung gegründet worden war, die auf die Eingebornen einen ungünstigen Einfluß zu üben anfieng. Diese selbst waren verarmt, unter sich nicht einig, überhaupt so unzuverläßig, daß auch der unbeugsame Gardiner der Ungunst der Umstände weichen und — nachdem er schon zwei Gelegenheiten zur

Rückkehr unbenutzt gelassen, im März den Rückzug nach England antreten mußte. Mit Patagonien schien es hiemit aus zu sein.

Die Enttäuschung der heimatlichen Missionsfreunde war sehr groß; größer aber war Kapt. Gardiners Ausdauer und Muth, welche ihn in diesem kritischen Augenblicke folgendes Programm aufstellen ließen:

„Wofür Sie (die Miss.-G.) sich auch immer entscheiden mögen, ich bin fest entschlossen, nach Südamerika zurückzukehren und keinen Weg unversucht zu lassen, um unter den Ureinwohnern des Landes eine Mission zu gründen. Sie haben ein Recht darauf, im Evangelium von Christo unterrichtet zu werden. So lange Gott mir Kraft gibt, wird kein Mißlingen mich abschrecken. Folgendes also ist mein fester Entschluß: zurückzugehen und weitere Versuche unter den Eingebornen im Innern zu machen, ob sich nicht durch die spanischen Amerikaner hindurch irgend ein mir bisher entgangener Weg ins Innere finden läßt, oder ob Feuerland der einzige Plätz ist, der uns zu einem letzten Versuch übrig bleibt. Dies neue Unternehmen beabsichtige ich auf eigene Hand auszuführen, einerlei ob die Gesellschaft sich auflöst oder bestehen bleibt. Ich rathe derselben bloß, einstweilen zu warten, das bisher gesammelte Geld zu kapitalisiren und es dann auf das Resultat der jetzt von uns zu machenden neuen Untersuchungsreise ankommen zu lassen. Unser Heiland hat den Befehl ertheilt, das Evangelium bis an die Enden der Erde zu verkündigen. Er wird dafür sorgen, daß dies auch ausgeführt werden kann. Nur laßt uns gehorsam sein."

Diesen Rath ließ die Gesellschaft sich gefallen, legte ihre Gelder sicher an und wartete das Resultat der neuen Reise ab, welche Gardiner nun in Begleitung eines jungen evangelischen Spaniers, Namens Gonzales im Spätjahr 1845 unternahm.

Zunächst war der Gran Chaco, die von mächtigen Indianerstämmen bewohnten Steppen und Wälder, westlich von Paraguay und Parana, der Schauplatz ihrer mühevollen monatelangen Wanderungen. Mehr als einmal brachten Fieber und Ruhr die beiden Reisenden an den Rand des Grabes, aber immer wieder wurden sie durch zuvorkommende Freunde, durch ermuthigende Erfahrungen und ganz besonders durch die vom Präsidenten Bolivias erhaltene Erlaubniß zu einer Mission unter den Indianern aufgerichtet und für alle Beschwerden entschädigt.

Seinen jungen Gefährten als vorläufigen Missionar in Potosi zurücklassend, eilte nun Gardiner nach England zurück (1846) und berichtete mit Freuden von der neuen Thür, welche sich ihm geöffnet zu haben schien. Schon war ein zweiter protestantischer Spanier als Gehilfe für Gonzales ausgesandt worden, als in Folge einer revolutionären Umwälzung in Bolivia der missionsfreundliche Präsident abgesetzt und die politische Lage so unsicher wurde, daß man beide Missionsarbeiter zurückrufen mußte. —

Jetzt blieb nichts übrig, als jenen schon früher in Aussicht genommenen letzten Versuch im Feuerland zu machen. Wenn auch das ganze Festland von Südamerika sich dem protestantischen Missionspionier verschloß, auf dem wilden Gestade Feuerlands war es vor den Intriguen katholischer Nebenbuhler gesichert. Schon gleichzeitig mit seiner Befürwortung des Unternehmens in Bolivia, hatte er die Miss.-Gesellschaft dringend gebeten, es nun auch mit dem Feuerland zu versuchen. Fand er es nicht leicht, die Kommittee vorwärts zu treiben, so war es der Kommittee geradezu unmöglich, ihn zurückzuhalten. Er ließ sich durch gar nichts einschüchtern oder irre machen. Da man auf großartigere Vorschläge nicht eingehen wollte, begnügte er sich endlich damit, von vier Matrosen und einem Schiffszimmermann begleitet, mit einem bedeckten Boot, Zelten und für 6 Monate berechneten Vorräthen nach Feuerland aufzubrechen, um auf Staten oder einer der anderen Inseln festen Fuß zu fassen.

Im März 1848 hatten sie ihr Ziel erreicht, landeten auf der Insel Picton, errichteten in Banner Cove ihr Vorrathshaus und hofften es nun endlich zu einer dauernden Missionsniederlassung bringen zu können. Aber schon der erste Besuch, welchen sie von den Eingebornen erhielten, zeigte nur allzu deutlich, daß solch' eine Niederlassung entweder eine Festung sein müsse oder aber ein größeres, an der Küste vor Anker liegendes, den Wilden nicht zugängliches oder doch ihren Angriffen leicht entziehbares Schiff. Denn vor ihren plündernden Händen war auch gar nichts, was die Reisenden bei oder an sich hatten, sicher. Alles stahlen sie.

So blieb denn nichts übrig, als auch diesen Platz und damit diesen ganzen Plan aufzugeben. Im April schon traten sie die Rückreise an. —

Aber Gardiner hatte bereits einen neuen Plan; war er doch überzeugt, die Feuerländer würden das Evangelium schon annehmen,

wenn es ihnen nur einmal in ihrer eignen Sprache verkündigt werden könnte. Was er jetzt wollte, war, ein eigenes Missionsschiff auszurüsten und als schwimmendes Missionshaus an die feuerländische Küste zu bringen, um so allmählich den Eingebornen nahe zu kommen und zugleich doch vor ihren langen Fingern geschützt zu sein. Die einzige Schwierigkeit schien ihm der Geldpunkt zu sein, denn natürlich mußte ein solches Unternehmen sehr große Ausgaben verursachen. Aber „Laßet uns Gutes thun und nicht müde werden; denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören" — das blieb seine Loosung.

Er wandte sich nun an die Brüdergemeinde, welche er durch ihre Erfahrungen in Grönland für besonders befähigt zur Ausführung einer Mission unter den Pescherähs hielt; er selbst gieng nach Herrnhut und trug sein Anliegen vor, aber die sorgfältig erwogene, erst nach 1½ Jahren ertheilte Antwort war „Nein". Dann wandte er sich an die schottische Mission, aber erhielt auch hier einen abschlägigen Bescheid. Der südamerikanischen M.-G. blieb nun nichts übrig, als entweder sich selbst aufzulösen oder aber noch einmal von dem Feuereifer Gardiners sich mit fortreißen zu lassen. Sie entschied sich für letzteres, autorisirte ihn, zum Behuf des Geldsammelns in England herumzureisen und Vorträge zu halten und nahm durch ihren neuen Sekretär Despard die Sache selber energisch in die Hand. Doch floßen die Gaben nur spärlich, bis eine Dame in Cheltenham zuerst 700 und dann noch 300 Pfd. St. gab.

Nun wurde rasch zur Ausführung des neuen Planes geschritten. Eine auserlesene kleine Schaar von erprobten Christenmännern, sechs an der Zahl, schloß sich diesmal dem kühnen Kapitän an, darunter ein schon erfahrener Wundarzt, 3 fromme Cornische Fischer von echtem Schrot und Korn und derselbe Schiffszimmermann, der schon die letzte unglückliche Expedition mitgemacht hatte. Freiwillig bot er sich an auch diesmal unter Kapt. Gardiner zu dienen, denn „um ihn zu sein, komme ihm vor wie ein Himmel auf Erden; er sei solch' ein Gebetsmensch"! Wahrlich, wenn man je und je versucht ist zu fragen, ob Gardiner bei seinen fast tollkühnen und anscheinend so unfruchtbaren Reisen nicht am Ende bloß von fleischlichem Eifer und seemännischer Abenteuersucht getrieben gewesen sei, so hat man hier die Widerlegung solchen Verdachtes. Man mag ihn für einen „wunderlichen Heiligen" halten, aber ein Heiliger war

er, ein Theilhaber an den Trübsalen Christi, geziert und für unsere Kritik unantastbar gemacht durch die Malzeichen des Herrn Jesu, welche er an seinem Leibe trug. Wohl ihm! er hat seinen Lauf vollendet, bis zum letzten Augenblick der christliche Held und Mensch Gottes bleibend, als den wir ihn bisher kennen gelernt haben. Aber wohl auch uns, daß wir ein solches Beispiel der Geduld, der Selbstverleugnung und Aufopferung an ihm vorgestellt bekommen haben, mitten in diesem Jahrhundert der hastigen Selbstsucht und Weltliebe. —

Wir wiederholen hier die oft erzählte Geschichte seiner letzten Reise mit ihren Entbehrungen und Abenteuern nicht. Wir setzen nur einige herzergreifende Worte aus seinen letzten Aufzeichnungen hieher und bewundern mit Beugung vor Gott das mitten im tiefsten Elend triumphirende Ende dieses theuren Märtyrers und seiner der gleichen Leidens- und Siegeskrone gewürdigten Begleiter.

Am 5. Dezember 1850 landete die kleine Schaar auf der feuerländischen Insel Picton, mit europäischen Lebensmitteln auf 9 Monate, mit überdeckten Booten, Zelten u. dgl. versehen. Von hier schrieb Gardiner: „Wenn wir diese verlassenen Indianer ansehen und bedenken, daß sie sowohl wie wir zum ewigen Leben berufen sind, so brechen unsre Herzen über ihnen, und wir fühlen uns willig, zu opfern und geopfert zu werden in dem Dienste, ihnen das Evangelium der Gnade in ihrer eigenen Sprache zu verkündigen. Mein letztes Wort an Sie ist: Betet für uns!“ Das war auch wirklich sein letztes Wort an die Freunde in England.

Bald nach ihrer Landung fiengen die Plackereien von Seiten der räuberischen Eingebornen an. Was sie nicht stahlen, wurde von der Salzfluth verborben. Für jene Heimat der furchtbarsten Stürme waren ihre Fahrzeuge viel zu klein: eins nach dem anderen wurde beschädigt und zerschellt. Die erwarteten Lebensmittel blieben aus. Verschiedene unglückliche Umstände verhinderten trotz aller Bemühungen ihrer Freunde daheim ihre Auffindung und Versorgung mit neuen Vorräthen. Von aller Welt abgeschnitten hiengen sie um so gläubiger am Herrn. Am 8. Mai 1851, als sie schon die Insel Picton verlassen und an einer geschützteren Stelle auf der gegenüberliegenden Küste von Feuerland in Spaniard Harbour ihre letzte Zufluchtsstätte gesucht hatten, schrieb Gardiner in sein später aufgefundenes Tagebuch: „Pionier-Höhle, 8. Mai 1851: Wenn ich

mitten in der Angst wandle, so erquickest Du mich. Auf Dich, Herr, Herr, sehen meine Augen; auf Dich traue ich; gib meine Seele nicht preis", und weiter: „Süßen Frieden haben, deren Sinn fest gegründet auf dem zu Zion gelegten Felsen steht; keine ängstlichen Sorgen stören ihre Ruhe. Welche irdischen Uebel ihnen auch begegnen, mitten im Sturm sind sie heiter vor Anker; ihre Seelen sind in Geduld gefaßt. — Kinder dessen, deß wachsames Auge der Raben wahrnimmt, wenn sie schreien, was brauchen sie zu fürchten? Sie wissen, ihre Haare sind alle gezählt. Komme denn, was da will, demüthig werden wir's erwarten; noch nie verzog Sein Arm, bis es zu spät war; Seine Verheißung wird nicht, kann nicht fehlen. So schwarz auch die Nacht, der Morgen wird heranbrechen; Sein Eigenthum wird der Herr nicht verlassen, die Gebete des Glaubens werden doch siegen, und die Prüfung wird uns süß dünken, die uns harrend zu seinen Füßen legte."

Ihre Vorräthe waren unterdessen fast ganz zusammengeschmolzen. Am 10. Juni wurde ihr Netz durch's Eis völlig zerissen. „So hat der Herr für gut befunden, uns wieder ein Mittel des Unterhalts zu nehmen, sicherlich bloß um Seine Macht um so deutlicher zu zeigen und uns inne werden zu lassen, daß all' unsre Hilfe lediglich von Ihm kommen muß."

Am 28. Juni starb nach langen Leiden der Erste dieser kleinen Schaar, John Badcock. Eine Zeit lang war er von Zweifeln über seine Annahme bei Gott gepeinigt gewesen, hatte aber zuletzt vollen Frieden gefunden und seinen Lauf mit triumphirender Freude geschlossen, einige Minuten vor seinem letzten Athemzug noch laut ein Glaubenslied anstimmend.

Dann kam die Reihe an Erwin, den Zimmermann, Tags darauf an John Bryant; beide wurden in einem Grabe begraben. Die Uebrigen sind durch Hunger, Kälte, Nässe, Krankheit auch schon halbtodt. Am 3. September nachdem er noch allerlei auf die Mission bezügliche Papiere in Ordnung gebracht und für die Fortführung derselben seine letzten Wünsche und Rathschläge aufgeschrieben hatte, machte er folgenden Eintrag in sein Tagebuch: „J. Pearce war zu erschüttert durch den Tod seiner Kameraden, als daß er Hr. Maidment bei ihrer Beerdigung hätte helfen können. Dieser mußte alles allein besorgen. Ganz erschöpft kam er zurück und hat sich seither nicht wieder erholt. Um ihm durch meine Pflege weniger

[redacted]

Mühe zu machen und allen zum Trost wollte ich gern zu den Anderen ins Boot am Fluß übersiedeln. Vorigen Samstag versuchte ich das auszuführen, fand aber, daß ich ohne Krücken nicht zu gehen vermochte. Da war Hr. Maidment so gut, mir zwei gabelförmige Hölzer zurechtzuschneiden, auch nicht ohne große Anstrengung. Mit einander machten wir uns dann auf den Weg, aber es gieng nicht und ich mußte umkehren. Gestern war Hr. Maidment so erschöpft, daß er erst gegen Mittag aufstand und seitdem habe ich ihn gar nicht mehr gesehen, habe auch nichts mehr zu essen bekommen. Mein Lager kann ich nicht verlassen und weiß daher nicht, ob er noch im Leibe ist oder die Gegenwart des gnädigen Gottes genießt, dem er so treu gedient hat. Dies schreibe ich um 10 Vormittags. Gepriesen sei mein himmlischer Vater für die vielen Wohlthaten, die ich zu genießen habe: ein bequemes Bett, keine Schmerzen, nicht einmal nagenden Hunger, obgleich ich überaus schwach und kaum fähig bin, mich im Bett umzudrehen — wenigstens nicht ohne sehr große Anstrengung. Aber durch Gottes überschwängliche Gnade bin ich in vollkommenem Frieden bewahrt worden, durch das Gefühl von der Liebe meines Heilandes erquickt, sowie durch die Gewißheit, daß Er alles gnädig und weise gefügt hat; und ich bete, daß ich den vollen Segen empfangen möge, welchen dies alles mir ohne Zweifel zu bringen bestimmt ist. All' meine Sorge ist auf Gott geworfen, und ich warte nur Seiner Zeit und Seines gnädigen Wohlgefallens, mit mir zu handeln, wie es Ihm recht dünkt. Ich befehle meinen Leib und meine Seele in Seine Obhut und flehe, daß Er meine theure Frau und Kinder unter den Schatten Seiner Flügel nehmen, sie trösten, behüten und stärken wolle und sie heilige durch und durch, damit wir in einer lichteren Welt miteinander die Gnade dessen preisen, der uns erlöset hat mit Seinem theuren Blute und uns wie Brände aus dem Feuer gerissen, damit wir die Kindschaft erlangten und Erben würden Seines himmlischen Reiches. Amen."

4. September: „Jetzt ist wohl kein Zweifel mehr übrig, daß mein theurer Mitarbeiter seiner irdischen Mühen enthoben und zur Versammlung der Erlösten gegangen ist, vor dem Angesicht des Herren, dem er so treu gedient. Unter solchen Umständen war es eine gnädige Fügung, daß er das Boot verließ, da ich nicht im Stande gewesen wäre, seinen Leichnam aus demselben fortzuschaffen. Er ließ etwas Pfeffermünzwasser zurück, das er selbst bereitet hatte;

dasselbe ist mir eine große Annehmlichkeit gewesen; aber anderes Trinkwasser war nicht da. Da ich fürchtete von Durst leiden zu müssen, bat ich den Herrn um Kraft, damit ich Wasser holen könne, und er erhörte gnädiglich meine Bitte, so daß ich gestern im Stande war aufzustehn und eine hinreichende Menge von Wasser aufzufangen, das am Hintertheil des Bootes herabtröpfelte, in einem meiner Gummi-Galloschen. Welch' beständige Wohlthaten empfange ich doch fortwährend von der Hand meines himmlischen Vaters. Gelobt sei sein heiliger Name!"

5. September: „Groß und wunderbar ist die Leutseligkeit meines gnädigen Gottes über mir. Bis hieher hat er mich erhalten und obgleich vier Tage ohne leibliche Speise, fühle ich gar keinen Hunger oder Durst." Hier hört das Tagebuch auf. Das letzte, was er schrieb, waren einige Zeilen für seinen im anderen Boot befindlichen Begleiter Williams. Das verblichene und zerrissene, aber noch zu entziffernde Blatt wurde später bei den übrigen Papieren gefunden. Es ist am 6. September, wahrscheinlich seinem Todestag, geschrieben und preist immer noch die große Freundlichkeit Gottes gegen ihn, einen Sünder!

Und auch wir preisen Gottes anbetungswürdige Güte, der „solche Macht" den Menschen gegeben — so zu leben, so zu leiden, so zu sterben, so zu triumphiren! Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an; ja, spricht der Geist, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach.

20 Tage nach dem Tode Kapitän Gardiners lief ein Schiff unter Kapitän Smyley von Monte Video aus, mit dem Auftrag Gardiner und seine Begleiter aufzusuchen und ihnen zu helfen. Am 21. Oktober kam es in Banner Cove an; hier fand sich aber nichts von den Gesuchten als die inschriftliche Anzeige, daß sie nach Spaniard Harbour gegangen seien, dazu noch einige in Flaschen verschlossene Briefe. Am 22. Oktober kam Kapitän Smyley an den Ort, wo vor einigen Wochen erst jene heldenmüthigen Männer ausgelitten hatten. Die Scene war schrecklich. Zwei Offiziere, welche den Kapitän begleiteten, weinten beim Anblick wie kleine Kinder. Sie hatten aber kaum Zeit, die eine am Strande gefundene Leiche zu begraben. Ein starker Sturm nöthigte sie, den traurigen Ort schnell zu verlassen.

Unterdessen war von England aus Kapitän Morshead zur

[redacted]

Aufsuchung der Verunglückten abgesandt worden. Am 21. Januar 1852 kam auch er an den verhängnißvollen Ort, fand die Leiche Gardiners und seine Papiere, dann der Reihe nach auch die Ueberreste der andern Verhungerten. Am 22. Januar Vormittags wurden sie alle unter militärischen Ehren zur Erde bestattet. Ihre Grabschrift hatten sie sich gleichsam selbst geschrieben. Auf einem Felsen fand man die Inschrift: „Psalm 62, 6—9". (Aber meine Seele harret nur auf Gott, denn Er ist meine Hoffnung u. s. w). —

Auf den Falklandsinseln fanden sich 30 Fässer und Kisten vor, welche im Juni 1851 für die nun Verhungerten dahin spedirt worden waren, aus Mangel an Schiffsgelegenheit aber nicht an ihren Bestimmungsort hatten gelangen können.

Diese und andere Umstände müssen wir schmerzlich beklagen, namentlich, daß man Kapt. Gardiner und seine Begleiter ohne ein größeres ihnen immer zur Verfügung stehendes Schiff allein an jene unwirthliche Küste hatte ziehen lassen. Aber wenn man das Ende dieser Märtyrer ansieht, so schwindet alles Klagen und Bedauern vor dem unabweislichen Eindruck: Gott wollte es! und es geziemte sich also!

Ja, es scheint, daß nichts Geringeres als der Märtyrertod dieser Sieben nöthig war, um die christliche Welt Europas zur Theilnahme auch an den heidnischen Wilden von Südamerika aufzuwecken. Die (in ihren Tagebüchern vielfach ausgesprochenen) Wünsche und Gebete der als edle Saamenkörner in das feuerländische Thränenfeld gefallenen Helden sollten nicht unerhört bleiben. Denn jetzt erst kam es zu einer wirklichen Mission unter den Heiden, für welche sie ihr Leben geopfert hatten.

2. Die zweite Märtyrerschaar.

Das Aufsehen, welches die Trauerbotschaft in England erweckte, und die erschütternden Eindrücke, die sie bei vielen hervorbrachte, waren nicht gering. Alle, die man mit Recht oder Unrecht für mitschuldig am Untergang der Expedition hielt, wurden rücksichtslos und scharf getadelt, die Sache der Mission überhaupt als Phantasterie dargestellt; aber groß und allgemein war dennoch die Bewunderung, welche dem heroischen Muth und der standhaften Aus-

bauer der Dulder selbst gezollt wurde. An die Fortsetzung der Mission schien Niemand zu denken, bis der energische Despard nah und fern den Ruf erschallen ließ: „Mit Gottes Hilfe soll die Mission fortgeführt werden!“

Das gieng denn auch schon im Jahre 1854 in Erfüllung. Was Kapitän Gardiner immer gewünscht hatte, das geschah nun endlich. Ein eigenes Missionsschiff, ein stattlicher Schooner, dem zur Erinnerung an den gefallenen Helden jetzt dessen Name „Allen Gardiner“ beigelegt wurde, brachte zwei neue Missionare nach der Insel Keppel in der Nähe von West-Falkland. Mit Erlaubniß der Regierung wurde von dem ganzen Eiland für die Mission Besitz genommen, eine Niederlassung gegründet und bald darauf auch die erste Ueberfahrt nach der feuerländischen Küste gemacht. Groß war die Freude, als man hier den Eingebornen James Button traf, der 25 Jahre zuvor in England gewesen war und jetzt mit seiner Familie hier lebte.*) Um es aber diesmal recht vorsichtig anzugreifen, gab man den Leuten nur einige Geschenke und verließ sie dann bis auf Weiteres.

Im Jahre 1856 stellte der bisherige Sekretär der südamerikanischen Missions-Gesellschaft, Despard, sich selbst als Missionar zur Verfügung. Begleitet von seiner Familie und zwei Adoptivsöhnen, von dem englischen Geistlichen Ogle und dem einzigen Sohne des seligen Gardiner, einem weiteren Missionar namens Turpin, und einem gewissen Bartlett als Oekonom, begab er sich auf die Falklandsinseln, um die Mission nun an Ort und Stelle zu leiten. Gleich seine erste Erfahrung war eine höchst unangenehme, indem der Befehlshaber des Missionsschiffes sich weigerte seinen Anordnungen nachzukommen, so daß Despard genöthigt war, ihn zu entlassen und einen neuen Kapitän anzustellen. Die beiden ersten Missionare Ellis und Phillips aber, welche 8 einsame Monate

*) Capitän Fitzroy erhandelte im Jahre 1830 um etliche Knöpfe den Knaben Jemmy Button (Knopf), den er mit 3 andern Feuerländern nach England brachte und dort eine Schule besuchen ließ. Schon im Jahre 1832 aber wurde Jemmy in Begleitung eines Katechisten auf der Insel Navarin gelandet, um dort in Wulliah eine Mission zu beginnen. Nach drei Tagen hatte der Katechist den Muth verloren; Jemmy aber blieb; doch fand man ihn schon im nächsten Jahre aller Geschenke und der kaum gewonnenen Braut beraubt.

auf der Keppel-Insel zugebracht hatten, waren durch die Ankunft der neuen Karawane höchlich erfreut.

Die meiste Zeit gieng nun mit äußeren Arbeiten, Häuserbauen, Torfgraben, Fisch-, Vogel- und Seehundsfang u. dgl. herum, während an den Abenden gemeinschaftlich Hebräisch, Griechisch und Anderes gelesen wurde. Neben den wenigen Arbeitern, welche hatten angestellt werden müssen, diente besonders der junge Gardiner mit Hingebung und Erfolg. Das Nächste war ein Besuch an der patagonischen Küste, der Stätte, wo ihre Vorgänger begraben lagen, und einiger Plätze in Feuerland, wo sie wieder mit einigen Eingebornen anzuknüpfen Gelegenheit hatten.

Was nun diese Eingeborenen, von den ersten Reisenden, welche mit ihnen bekannt wurden, Pescherähs genannt, betrifft, so weiß man ja, daß sie allerdings auf der niedrigsten Stufe menschlicher Entwickelung oder vielleicht richtiger menschlicher Versunkenheit stehen. Ackerbau treiben sie gar nicht, sondern leben von Fischfang und Jagd und sollen sogar ihre Speise meist roh oder halbverfault genießen. Die drei wichtigsten Dinge in einer Feuerländerfamilie sind: das Wigwam, das Kanoe und das Brennholz, welches sie immer vorräthig haben und den Tag über im Boot, während der Nacht aber im Wigwam aufbewahren. Ohne Feuer können sie nämlich gar nicht sein. Beständig erhalten sie dasselbe brennend, und wenn es ausgeht, so wird ein noch glimmendes Stück Holz so lange in der Luft geschwungen, bis es wieder flammt. Selbst wenn sie in ihren Kanoes aufs Meer hinausfahren, muß das Feuer sie begleiten. Auf jedem derselben befindet sich daher in der Mitte ein mit Lehm beschmiertes Plätzchen, das als Heerd dient. Einen eigenthümlichen Eindruck macht es, diese kleinen feuertragenden Fahrzeuge bei Nacht über das Wasser gleiten zu sehn. Auf die Verfertigung derselben scheinen die Männer ihre meiste Zeit zu verwenden. Mit einem Messer aus Walfischbein schneiden sie von ihren riesigen Birkenbäumen drei möglichst große Rindenringe ab, erweichen dieselben im Wasser und lassen sie dann, mit Steinen beschwert, an der Luft trocknen. Die so zubereitete Rinde wird nun über ein leichtes Gerippe von Birkenstäben gezogen, mit Fasern vom gleichen Baume zusammengenäht — und dann ist das Kanoe fertig, um freilich nach etwa 3 Monaten schon durch ein neues ersetzt zu werden. Von dieser Bauart gehen sie um keinen Preis ab und nehmen kei-

nerlei Belehrungen oder Winke von Fremden an, durch deren Befolgung sie nicht nur viel Zeit ersparen, sondern sich auch festere Fahrzeuge verschaffen könnten. Was ist einem Feuerländer an der Zeit gelegen!

Merkwürdig ist, daß bei der Handhabung ihres Kanoes nicht die Männer, sondern die Frauen die Hauptrolle spielen. Nicht weit vom Feuerplatz sitzt gewöhnlich ein Mädchen und schöpft mit einem aus Baumrinde verfertigten Gefäß das hereindringende Wasser aus. Im Hintertheil sitzt die Frau und rudert, gewöhnlich noch vom Rauch des Feuers belästigt, während vorne der Mann seinen bequemeren Platz einnimmt. Bei schlechtem Wetter bleiben sie meist zu Hause; werden sie aber gelegentlich von einem unerwarteten Sturm überfallen, so wissen sie sich sehr geschickt zu benehmen und in Sicherheit zu bringen. „Es ist äußerst komisch, schreibt der junge Gardiner, diesen Seefahrern zuzusehn und ihr lautes Geschnatter zu hören. Die Männer haben bedeutenden Respekt vor dem kalten Wasser und schwimmen nicht halb so gut wie ihre Weiber, welche in beständiger Uebung bleiben. Bald wurden wir gut Freund mit diesen Pikton-Insulanern und ich bemühte mich auf alle Weise, ihnen näher zu kommen. Zu diesem Zweck machte ich mit einigen von ihnen mehrere kürzere Fahrten, nahm sie auch in unsrem Walfischboot mit auf die hohe See hinaus. Obschon unsre Zahl ihnen gegenüber klein war, schienen sie doch Respekt vor uns zu haben und bewiesen sich stets freundlich und dienstfertig. Mit augenscheinlicher Freude theilten sie ihre einfachen Mahlzeiten, aus Fischen, Seeigeln und Beeren bestehend, mit uns. Wir schossen ihnen dafür Seemöven und Kormorane. Auf der Woolaston-Insel besuchte ich eine Familie in ihrem Wigwam, wo Fische, Seevögel und Walfischspeck in Vorrath aufgehängt waren und daneben ein seltsames Stück Fleisch, zu weiß, als daß es von einem Hund oder Seehund hätte stammen können. Da ich schon mehr Beweise von Menschenfresserei in jenen Gegenden gesehen hatte, enthielt ich mich aller Nachforschungen und setzte mich ans Feuer, mitten unter neun hellaugige, muntere Kinder. Gerne hätten dieselben meine Taschen visitirt, welche ich aber vorsichtig geleert hatte, denn die Feuerländer haben ungewöhnlich lange Finger."

Ihre Kleidung ist auch im strengsten Winter außerordentlich dürftig, da sie meist nichts auf dem Leibe haben, als eine Guanako-

[redacted]

Haut oder einige Fetzen Seehundsfell. Ihre Wigwams bestehen aus kegelförmig zusammengestellten, mit Rasen und Erde bedeckten Pfählen. Außerdem bauen sie Sommerhäuser aus Zweigen und Rinde, die ebenso schnell wieder verlassen werden, als sie aufgerichtet wurden. Denn eine bleibende Stätte hat der Feuerländer nicht: von festen Wohnplätzen, dauernden Niederlassungen oder gar Dörfern ist keine Rede bei ihnen. Sie sind beständig auf der Wanderung, man könnte auch sagen auf der Jagd. Von Obrigkeit, Gesetzen, Volksversammlungen oder irgendwelchen Spuren einer staatlichen Einrichtung hat man daher begreiflicher Weise auch nichts bei ihnen gefunden.

Und — was auffallender ist — selbst die niedrigste Form religiöser Gebräuche oder Anschauungen scheint ihnen zu fehlen. Doch glauben sie, daß des Menschen Athem, wenn er stirbt, in den Himmel geht, was von den Thieren nicht gilt. Von einem Schöpfer habe vielleicht ein gewisser Greis gewußt, sei aber gestorben, ohne es den Hinterbliebenen mitzutheilen. Ist ein Todter mit lautem Klagegeschrei verbrannt, oder auch in den Wald getragen und mit Zweigen bedeckt worden, so darf seiner nicht mehr Erwähnung gethan werden. Sagt etwa ein Kind: Wo ist mein Vater? oder meine Mutter? so herrscht man es an: Stille! Führe keine bösen Reden! Ebenso darf ein gewisses Wort, daß sie für „Geist" haben, nicht ausgesprochen werden, weil sie glauben, dann erscheine der Geist, der Gott oder das Gespenst — man weiß nicht, was sie sich eigentlich dabei denken.

Von Gestalt sind die Pescherähs — im Gegensatz zu den Patagoniern klein, häßlich, mager, mit brauner Haut und langem schwarzen Haar. Wurfspieße, Bogen und Pfeil von recht zierlicher Arbeit sind ihre Waffen. Uebrigens ist ein ziemlich bedeutender Unterschied zwischen den sogenannten Kanoe-Indianern und den Land-Indianern, welch letztere die Hauptinsel bewohnen und in mancher Beziehung den Andern überlegen sind. In den meisten Stämmen oder richtiger Familien scheint die Vielweiberei zu herrschen. An blutigen Fehden und Streitigkeiten fehlt es nicht. Meist entstehen dieselben infolge von Mangel an Nahrungsmitteln, wie denn diese armen Leutlein überhaupt „im beständigen Kampf ums Dasein" ein höchst kümmerliches Leben führen. Es leuchtet von selbst ein, daß, wenn die Mission hier irgendetwas ausrichten soll, sie vor allem auch Ackerbau, Hand-

werke und gewisse äußere Lebensordnungen einführen muß. Um so wenigstens etliche Wilde „an sanftere Sitten zu gewöhnen", versuchte man daher einige nach Keppel=Eiland zu bringen.

Der Erste war James Button, der sich dazu verstand, mit seiner Frau und 3 Kindern nach der Missionsniederlassung überzusiedeln. Damit war denn endlich ein wirklicher Anfang gemacht, wenn auch vorerst nur ein Anfang des Anfangs. Groß war die Freude aller Missionare, daß sie nun doch wenigstens mit der Erlernung der Sprache den ersten Schritt zur Erfüllung ihres eigentlichen Evangelisten-Berufes machen konnten.

Nach einem halben Jahr, während welches die ganze feuerländische Familie sich zu voller Zufriedenheit aufgeführt und auch manches Gute gelernt hatte, brachte Miss. Despard sie in ihre Heimat zurück; kehrte aber auch diesmal nicht allein nach Hause, sondern brachte wieder 3 Ehepaare, zwei Knaben und ein kleines Kind mit sich nach Keppel. Nachdem diese neuen Gäste ungefähr 9 Monate in der Missionsniederlassung zugebracht hatten, konnte Despard über sie schreiben: „Sie sind sehr anders geworden. Die zwei Jungen Lukka und Okokko sind ganz höflich. 'Bitte', 'danke', 'guten Morgen' hört man sie immer am rechten Ort und zur rechten Zeit anbringen. Zu Tisch und beim Schlafengehen beten sie. Lukka macht schnelle Fortschritte im Schreiben. Ich hatte eine rechte Freude, den kleinen braunen Jungen von meinen Kindern unterrichtet werden zu sehen. Der Schreiner sagt: Lukka habe schon ganz gut gesägt und habe Gefallen an seiner harten Arbeit. Wie ein Kind meint er jetzt schon ein Meister zu sein und sagt, er wolle einen Tisch und Stuhl für seinen Vater machen. Bartlett wiederum ist voll von Okokko's Lobe. Die Männer haben sich auch sehr zu ihrem Vortheil verändert. Sie haben sich ganz gesetzt betragen, selten die tägliche Andacht versäumt und gewöhnlich zweimal des Sonntags dem Gottesdienst beigewohnt. Ihre Manieren sind jetzt anständig, nett und schicklich gekleidet, und soweit die unvollkommenen Mittel gegenseitiger Verständigung es möglich gemacht haben, sind sie in der Erkenntniß Gottes unterwiesen worden. Von ihrer Sprache (Tekenika) habe ich beinah 1000 Wörter gesammelt, aber noch lange keine Grammatik daraus zu Stande gebracht. Ich habe weder Konjunktionen, noch Präpositionen, weder Tempora, noch etwas Anderes der Art darin entdeckt. Für Gott, Schöpfer, Gebet hat

[redacted]

sich kein Wort gefunden.*) Für Geist haben sie einen Ausdruck, sind aber sehr beunruhigt, wenn man denselben in den Mund nimmt, weil sie meinen, der Geist erscheine, wenn man ihn nenne. Was für ein Trost ist es zu wissen, daß Gott der Urheber der Sprache ist und bestimmt hat, daß alle Zungen seinen Ruhm verkündigen sollen."

Zwei Tage, nachdem dieser Brief geschrieben worden, segelte Miss. Phillips mit den Feuerländern im „Allen Gardiner" ihrer Heimat zu. Lange wartete man vergeblich auf seine Rückkehr. Endlich wurde ein anderes Schiff abgesandt, um zu sehen, was passirt sei. Das Resultat der Nachforschung war die herzzerreißende Nachricht, daß Miss. Phillips, Kapitän Fell, vier Matrosen und zwei Unteroffiziere von den Eingebornen in Wulliah ermordet worden seien!

Am 1. November (1859) waren sie in Wulliah angekommen, hatten mehrere Tage lang freundlich mit den Eingebornen verkehrt; eine Reihe von Kähnen war von den benachbarten Inseln angekommen, aber nichts geschehen, was irgendwelchen Verdacht eingeflößt hätte. Am Sonntag den 6. November sollte daher die ganze Schiffsgesellschaft ans Land gehn und dort in einem früher erbauten Blockhaus den Gottesdienst feiern. Sie giengen alle unbewaffnet ans Ufer. Im Landungsplatz blieb Niemand, im Schiff nur der Koch zurück. Da, während des Gebetes wurde plötzlich einer der Matrosen mit der Keule niedergeschmettert. Die Anderen flohen eiligst dem Boote zu, aus welchem aber schon die Ruder gestohlen waren, und wurden einer nach dem andern in wenig Augenblicken mit Keulen und Steinen todtgeschlagen. Der Koch sah dem Gemetzel vom Schiff aus zu, entkam in einem Boote ans Land, irrte einige Tage, von Beeren lebend, im Gebüsch herum, fand dann bei James Button freundliche Aufnahme und kehrte später mit dem zur Nachforschung gekommenen Schiff auf die Falklandsinseln zurück. Den „Allen Gardiner," der vollständig geplündert, aber nicht verbrannt oder sonst zerstört worden war, brachte man ebenfalls dahin zurück. Bei derselben Gelegenheit wurde auch Okokko auf sein dringendes

*) Anmerkung. Alle Abstrakta fehlen in ihrer Sprache, selbst gewisse Gattungsnamen, z. B. für „Fisch", während sie doch für eine ganze Menge einzelner Fischarten je ein besonderes Wort haben. Ihre Zahlenreihe geht nicht weiter als bis drei!

Bitten sammt seiner Frau wieder nach Keppel gebracht. Die Anderen hatten, wie es scheint, alle an jener greulichen Metzelei Theil genommen; ihn allein hatte man während derselben weinend und händeringend am Ufer auf und ab laufen gesehn.

Wieder bei den Missionaren angekommen, machte er Fortschritte im Lesen und Schreiben, arbeitete im Garten, half beim Torfgraben und wurde immer mehr sammt seinem jungen Weibe ein gesitteter Mensch. Er versicherte auch, daß Lukka und noch Einer zurückzukommen wünschten, und daß die Frauen, welche in Keppel gewesen, den von ihren Landsleuten begangenen Mord bitterlich beweinten.

So endete der zweite Abschnitt dieser Märtyrer-Missionsgeschichte, an deren Schluß wir nur noch die rührenden Worte hinsetzen wollen, welche ein Offizier, der früher auf dem „Allen Gardiner" gedient hatte, an den Missionssekretär schrieb: „Gott ließ mich, so heißt es in seinem Brief, nach seiner Weisheit das Missionsschiff verlassen, nachdem es seine letzte Reise gemacht hatte. Aber fast beneide ich diejenigen, welche Er würdig gefunden hat, das Märtyrer-Kreuz und die Märtyrer-Krone zu tragen. Ich habe gewisse Zuversicht, daß Gott, der gerechte Richter, ihnen (Kapt. Fell und Miss. Phillips), in deren Wandel ich die Frucht des Geistes beobachtet habe, die Krone aufs Haupt setzen wird."

---

3. Die Kolonie auf Keppel.

Im Jahre 1862 kehrte Miss. Despard mit seiner Familie nach England zurück. Dort wurde der „Allen Gardiner" vergrößert und zweckmäßiger eingerichtet, um im August desselben Jahres abermals die Reise nach Südamerika anzutreten. Als neuer Missions-Superintendent gieng diesmal Miss. Stirling hinaus. Zuerst besuchte derselbe Monte Video und Buenos Ayres, gründete dort Hilfsmissionsgesellschaften, machte noch eine Untersuchungsreise an den Rio Negro und Santa Cruz und langte endlich im Januar 1863 auf Keppel-Eiland an. Seine ersten Eindrücke berichtet er folgendermaßen:

„Vom Meer aus gesehen, bietet die Niederlassung keinen sehr einnehmenden Anblick dar: die Häuser sind in ihrem Bau nicht sonderlich imposant und in ihrer Gruppirung nicht auf Effekt berechnet. Die Aussichten dagegen, welche man vom Lande aus genießt,

sind höchst anziehend. Die Gebirge der Falklandsinseln und all die dicht gesäten Eilande, mit ihren ragenden Bergkuppen und Zinnen, — bald wie Purpur durch den Nebel glühend, bald scharf und klar von einem wolkenlosen Himmelsblau sich abhebend, und dazwischen hinein das immer neue großartige Brausen der Fluth — das alles ist herrlich. Am Landungsplatz empfiengen uns Bartlett und Okokko. Des Letzteren Weib und zwei Kinder beobachteten uns aus einer kleinen Entfernung. Die Briefe, welche uns hätten anmelden sollen, waren nie angekommen, was ich aber erst entdeckte, als ich Bartletts Verlegenheit bemerkte, wie er mich seiner Frau vorstellen wollte, ohne doch meinen Namen zu wissen. Okokko überraschte mich durch sein gutes Englisch, seine guten Manieren und fröhliches Lachen. Seit 1859 hat er mit den Seinigen ja viel Gelegenheit zum Guten gehabt; aber wenn, wie in seinem Falle, eine kaum vier Jahre lange Erziehung und freundliche Behandlung so in die Augen fallende Früchte trägt, so haben diejenigen, welche fürs Wohl dieses Volkes arbeiten, allen Grund zu hoffen, und nicht muthlos zu werden. Ueberdies bin ich der guten Zuversicht, daß Okokko, obgleich er bis jetzt noch sehr einer tieferen Einsicht in den christlichen Glauben ermangelt (so daß ich ihn taufen könnte), doch ganz tüchtig und willig sein wird, seine Landsleute in manchem zu unterrichten, was er selbst bei uns aus dem Wort Gottes sowohl als aus einem christlichen Familienleben gelernt hat. Schon sagt er eine Zeit voraus, wo, wenn er bereits alt und seine Kinder erwachsen sein werden, alles Volk von Feuerland Gott zu erkennen und in Wohnungen des Friedens die Segnungen christlicher Civilastion zu genießen gelernt haben werde. Das ist sein eigenes Zukunftsbild und auch die angegebene Erfüllungszeit ist seine Prophezeiung."

Von Missionar Bridges, einem jener Pflegsöhne Despard's und dem eigentlichen Lehrer Okokko's, kann er berichten, daß er den Schlüssel zur feuerländischen Sprache (namentlich zum Zeitwort) gefunden und ordentliche Fortschritte in derselben gemacht habe.

Die erste Aufgabe, welche Miss. Stirling nun zu lösen hatte, war die Wiederanknüpfung freundlicher Verbindungen mit den Feuerländern, denen man sich seit der Mordscene des Jahres 1859 begreiflicher Weise nicht mehr genähert hatte. Im März 1863 brachte der „Allen Gardiner" ihn nach Feuerland hinüber. Die ersten Wilden, mit welchen er zusammentraf, überraschten ihn, der natür-

lich nicht die besten Vorurtheile für sie mitgebracht hatte, aufs Angenehmste. Ganz besonders gefiel ihm und der ganzen Schiffsgesellschaft ein 14jähriger aufgeweckter und bald sehr anhänglicher Knabe, Urupatusalum, den sein Vater bereitwilligst den Missionaren übergeben hatte. Sein letztes Wort an den Sohn war eine Ermahnung, in Wulliah nicht ans Land zu gehen, sondern auf dem Schiff zu bleiben, weil die dortigen Leute seinem Stamme feindlich seien, — wahrlich ein schönes Zeugniß für das Vertrauen einflößende Wesen der Boten des Friedens, daß ein wilder Heide seinen Sohn lieber in ihre fremden Hände gibt, als in die seiner eigenen Landsleute! Im Jahre 1865 wurde derselbe Jüngling zu seiner weiteren Ausbildung sammt 3 andern Feuerländern nach England geschickt. Von ihnen allen werden wir später noch mehr hören.

Natürlich war Miss. Stirling von Okokko begleitet, dessen Dienste als Dolmetscher und bis auf einem gewissen Grad auch als Evangelist vom größten Werthe waren. Zuerst hielt er vom Schiff aus eine Art Predigt an die in ihren Kähnen rundherum versammelten Wilden, dann besuchte er sie in ihren Wigwams und sagte ihnen noch weiter, von Gott und vom Heiland, vom Gutsein und Schlechtsein, von Himmel und Hölle, was er eben selber wußte. Auch Miss. Bridges gelang es, sich den Eingebornen ein wenig verständlich zu machen. Viele von ihnen wollten mit nach Keppel-Eiland; für sie alle wäre kein Raum gewesen, aber außer Okokko und seiner Familie konnte man doch wieder 11 Feuerländer mit auf die Missionsstationen nehmen, wo sie dann sorgfältig beaufsichtigt und unterrichtet wurden.

Dazu kamen bald nachher noch drei Patagonier von Santa Cruz, ein schon 60jähriger Mann mit Tochter und Sohn, alle von weit stattlicherem Aussehen als die Feuerländer, und ihrer Vorzüge sich auch im vollsten Maaße bewußt, obgleich gutmüthig und höflich. Das neue Leben einer geordneten Haushaltung und Landwirthschaft war ihnen eine Reihe von nicht endenwollenden Ueberraschungen. Doch gewöhnten sie sich leicht an alles und nur äußerst selten war es nöthig, sie zu tadeln oder zur Ordnung zu weisen. Die Keppel Insel war auch ganz der rechte Ort für eine Missionsniederlassung dieser Art. Das Klima ist gesund und zu körperlichen Anstrenguugen im Freien auffordernd. Das Herbeischaffen der täglichen Bedürfniße an Nahrungsmitteln und Brennmaterial bringt von selbst

die Gewohnheit regelmäßiger, fleißiger Arbeit mit sich. Dazu kommt die christliche Hausordnung, der Gottesdienst und Unterricht. Der Gott, von dem sie hier zum ersten Mal in ihrem Leben gehört haben, ist ihnen Der, auf dessen Geheiß die Missionare gekommen sind, sie zu unterweisen, Der, dessen Gesetz die Engländer anerkennen, ein Gott der Gnade, immer bereit, den Menschen wohl — und nicht wehe zu thun, der Schöpfer aller Dinge, der alles weiß und sieht und regiert. Soweit eignen sie sich die neue Lehre mit Leichtigkeit an. Ja, sie vernehmen auch mit Freuden die Geschichte von der Liebe Gottes in der Sendung Seines Sohnes; aber das Wort von der Versöhnung ist ihnen ein dunkles und schweres Wort, das sie auf Treu und Glauben wohl von ihren Lehrern annehmen, von dessen richtiger Werthschätzung sie aber weit entfernt sind, weil sie wie gedankenlose Kinder von ihrer eignen Sündhaftigkeit kaum eine Ahnung haben und daher das Bedürfniß der Vergebung und Erlösung nicht fühlen. Glücklicher Weise sind sie alle musikalisch und haben großes Wohlgefallen an den englischen Kirchengesängen. Rührend ist eine Aeußerung von Okokko, der einmal wegen seiner aufbrausenden Heftigkeit zur Rede gestellt, erwiederte: „Gott erhört jetzt Gebet nicht wie früher. Hr. Bridges sagt mir, wenn ich darum bete, so werde Gott mir ein neues Herz geben, und Er hat es nicht gethan!“

Unterdessen war die Zeit herangekommen, wo er in seine Heimat zurückkehren und dort seine Wohnung aufschlagen sollte. Im Februar 1864 wurde die Reise unternommen. Gleich nach der Landung kamen traurige Nachrichten von einer Epidemie, durch welche viele, darunter auch James Button und allerlei Freunde und Verwandte von Okokko und den anderen Feuerländern hinweggerafft worden waren. Die Missionare wurden gebeten, keinen der Gestorbenen zu nennen, denn die Feuerländer, wie auch die Patagonier begraben die Namen ihrer Todten im Stillschweigen.

Diese traurigen Berichte wurden dann in Wulliah nur allzu reichlich bestätigt. Die Zahl der Eingebornen war merklich zusammengeschmolzen. Offenbar gereichte ihnen aber der Besuch der Missionare zur Freude und zum Trost. Denn wenn jene schwere Krankheit wie ein Gottesgericht für die Blutthat von 1859 aussah, so war das Wiedererscheinen des Missionsschiffes ein willkommenes Versöhnungszeichen. Den bei dieser Gelegenheit aufgefundenen Gebeinen

der damals Gemordeten wurde jetzt die letzte Ehre zu Theil. Es traf sich, daß am Abend dieses Beerdigungstages bei der Andacht auf dem „Allen Gardiner" gerade das 25. Kapitel des Jesaias an die Reihe kam, das die trauernden Herzen durch die herrlichen Verheißungen erquickte, daß die Hülle hinweggethan werden soll, damit alle Heiden bedeckt sind, und daß der Tod verschlungen werden soll auf immer.

Zu großer Freude gereichte Miss. Stirling die fast zärtliche Anhänglichkeit eines jungen Waisenknaben. Nach Keppel-Eiland zu gehn war sein sehnlichster Wunsch, der dann auch in Erfüllung gieng. Im Ganzen wurden diesmal 8 Eingeborne mitgenommen, während Okokko und einige Andere nun unter ihren Landsleuten zurückblieben. Ein Jahr später, als das Missionsschiff wiederkam, fand man leider Okokkos Häuschen und Eigenthum durch Feuer zerstört. Drei mißgünstige und eifersüchtige Eingeborne hatten ihm, als er einmal auf dem Fischfang abwesend war, diesen Schaden zugefügt. Er selbst kam sehr betrübt an Bord des „Allen Gardiner" und beklagte ganz besonders den Verlust seiner (mit phonetischen Schriftzeichen gedruckten, an Ort und Stelle nicht zu ersetzenden englischen) Bibel und seines Gebetbuchs.

Es blieb nichts übrig als ihn mit mehreren Anderen wieder nach Keppel-Eiland mitzunehmen, wo er einstweilen bei Bridges blieb, während Stirling mit den schon erwähnten vier jungen Leuten im Jahre 1865 nach England gieng. Einer von ihnen, Namens Threeboys, war mit seinem Vater James Button schon 1858 vom jungen Gardiner nach Keppel-Eiland gebracht worden, hatte während des Winters und Frühlings die dortige christliche Luft geathmet, war dann mit den Seinigen nach Hause zurückgekehrt, um 1863 wieder nach der Missionsstation zu kommen und dort zu bleiben. Bei dieser Gelegenheit war auch Urupa, der älteste von den vieren, durch Miss. Stirling nach Keppel-Eiland gebracht worden. Er gehörte einem anderen Stamme an, der sich südlich von Wulliah noch näher nach Kap Horn zu aufzuhalten pflegt. Nachdem er beinahe ein Jahr bei den Missionaren zugebracht, kehrte er, von allen geliebt und vermißt, zu seinem Vater zurück. Dieser war aber so eingenommen von allem, was Urupa ihm über das Leben auf der Missionsstation erzählte, daß er ihn sammt einem jüngeren Sohn zu weiterer Ausbildung dahin gehen ließ. Der dritte war Sisoi,

ein muntrer kleiner Junge; der vierte hatte einen aus so vielen und schwer auszusprechenden Silben zusammengesetzten Namen, daß man ihn der Bequemlichkeit wegen kurzweg Jack nannte. Die Veranlassung, ihn nach England mitzunehmen, gab seine überaus große Anhänglichkeit an Miss. Stirling, mit dem er auf alle Weise ein möglichst enges Freundschaftsverhältniß einzugehen versuchte.

In England wurden diese 13—18 Jahre alten Feuerländer nun auf einmal mitten in die civilisirte Welt hineingesetzt. Leicht hätte ein so gewagtes Experiment mißlingen können. Aber es scheint, daß sie in die rechten Hände und an den rechten Ort kamen, wo sie Pflege, Unterricht und christliches Beispiel hatten, ohne als merkwürdige Race angestaunt, bewundert, verwöhnt und verdorben zu werden, wie das so leicht bei Verpflanzung ausländischer Jünglinge nach Europa zu geschehen pflegt. Sie blieben nicht lange genug in England, um ein Handwerk vollständig zu erlernen oder sich große Bildung anzueignen; aber als sie nach 16 Monaten die Rückreise wieder antraten, konnten sie doch die englische Bibel ziemlich gut lesen und verstehn, ordentlich schreiben, ihre Kleider selbst flicken und hatten auch von der Viehzucht, dem Feld- und Gartenbau etwas gelernt. In der Kirche, zu Hause, bei der Arbeit, auf dem Spielplatz, bei Besuchen war ihr Betragen immer ein anständiges. Zuweilen mußten sie in Missionsversammlungen erscheinen, und auch da war ihr Auftreten immer ein angemessenes. Im Dezember 1866 verließen sie England auf dem „Allen Gardiner" und landeten im Februar des folgenden Jahres in Monte Video. Das Wetter war stürmisch gewesen und Urupas zarte Gesundheit hatte gelitten. Zeichen einer schnellen Auflösung stellten sich ein. Man bemerkte, daß er in dieser Zeit viel betete. Miss. Stirling schrieb damals: „Seine Gedanken sind viel auf himmlische Dinge gerichtet und ich habe den Eindruck, daß der Gegenstand ihm am liebsten ist, der am meisten von Christus in sich hat. Auf sein eigenes Verlangen wurde er mit dem Namen Johannes getauft, weil, wie er sagte, Johannes der Name des Jüngers sei, den Jesus lieb hatte. Sein voller christlicher Name ist John Allen Gardiner." Als er schon sehr schwach geworden war, bemerkte einer der Matrosen: „Ich wünschte, ich wäre so bereit zum Sterben, wie dieser Junge." Ruhig vertheilte er einige von seinen Sachen, gab Miss. Stirling noch einige Aufträge, immer den Ausdruck brauchend: „wenn Jesus mich wegnimmt"

— so thut dies oder das. Bei Jesus daheim zu sein, war sein aufrichtiges Verlangen. Der 23. Psalm, den er in England auswendig gelernt hatte, war ganz der Ausdruck seiner eigenen Seelenstimmung. Auf der Weiterreise von Monte Video nach Keppel sagte er einmal, er leide von bösen Träumen und fürchte sich vor der Nacht. Miss. Stirling sprach ihm Aufmunterung zu und empfahl ihn im Gebet dem treuen Hüter, der nicht schläft noch schlummert, und den anderen Morgen versicherte er, die ganze Nacht sei sein Herz voll seliger Gedanken, voll von Jesusgedanken gewesen.

Natürlich wurde er so sorgfältig gepflegt, als die Umstände es erlaubten. Den letzten Abend nahm er noch merklichen Antheil an der Andacht, indem er nach jedem Gebet sein Amen hörbar sprach und das Gebet des Herrn mit deutlicher Stimme nachsagte. Aber in derselben Nacht noch kam seine letzte Stunde. Drei Tage später wurde er in Keppel zu Grabe getragen. Er war gestorben. Aber nicht der Tod, sondern das Leben hatte dabei triumphirt.

Um jene Zeit befand sich Threeboys in guter Gesundheit. Im Juni begleitete er Miss. Stirling und Bridges nach Feuerland. Eine ihrer Pflichten war die schmerzliche Aufgabe, Urupas Vater die Nachricht vom Tode seines Sohnes zu bringen. Anfangs war derselbe ärgerlich und mißtrauisch. Nachdem er aber aus Threeboys Munde die ganze Geschichte vom ruhigen und furchtlosen Sterben seines Kindes vernommen hatte, wurde er getröstet und schien ganz befriedigt, als man ihm den größten Theil von Urupa's hinterlassenen Sachen übergab. Gerade nachdem dies geschehen war, wurde Threeboys von einer tödtlichen Krankheit befallen. Nachdem allerlei Mittel ohne Erfolg versucht worden waren, wollte Miss. Stirling den schwer Leidenden nach Stanley zum Doktor bringen, aber noch unterwegs wurde die Krankheit so heftig, daß alle Hoffnung auf Genesung schwand. Erst in dieser schweren Zeit trat bei ihm der Herzenszustand ein, den man so gern schon früher bei ihm wahrgenommen haben würde. Offenbar hatte Urupas geduldiges Leiden und seliges Sterben einen tiefen Eindruck bei ihm zurückgelassen. Er bat um die Taufe und erhielt sie. Er redete viel irre, aber nie kam etwas Ungehöriges über seine Lippen; dagegen sprach er öfters das Vaterunser, ein Stück des Glaubensbekenntnisses, einen Lieder- oder Bibelvers u. dgl. In einer Nacht rief er plötzlich mit voller, tiefer, feierlicher Stimme aus: „Ich glaube an Einen Gott

den allmächtigen Vater.“ Miss. Stirling sagt, der Eindruck, den dies gemacht, sei unbeschreiblich und unvergeßlich gewesen. Er starb noch auf dem Schiff und wurde dann in Stanbey beerdigt.

So waren zwei von den vieren unerwartet schnell als Erstlinge des Feuerlandes an das Ziel ihrer himmlischen Berufung gelangt, ein Angeld für die noch reichere Ernte, welche im Laufe der Zeit aus dem edlen Saamen Allen Gardiner's aufgehen sollte. Etliche 50 Feuerländer aber waren im Laufe dieser Jahre in der Cranmer-Station auf Keppel unterrichtet worden.

(Schluß folgt).

Die Missionsarbeit der freien Kirche Schottlands.

2. Dr. Duff und seine Mission in Kalkutta.

Nach zweimaligem Schiffbruch und 7—8 Monate langer Seereise landete der erste Missionar der schottischen Kirche, Alexander Duff, in Kalkutta am 27. Mai des Jahres 1830. Die ihm gestellte Aufgabe war die Gründung und Leitung einer Erziehungsanstalt für Knaben. Es fragte sich nun zunächst, in welcher Sprache der Unterricht, namentlich der höhere wissenschaftliche Unterricht, ertheilt werden sollte. Damals herrschte in Indien unter Missionaren und bei der Regierung noch die Ansicht, daß entschieden den eingebornen Sprachen der Vorzug vor dem Englischen gegeben werden müsse. Im Jahre 1821 hatte z. B. die Regierung eine große Sanskritschule errichtet, in welcher die jungen Leute zwar auch Englisch lernten, aber bloß zu dem Zweck, daß sie später im Stande sein möchten, englische Bücher in die Landessprachen zu übersetzen, wie auch nach englischen Quellen eigene wissenschaftliche Werke zu schreiben. Duff entschloß sich, in dieser Beziehung gegen den Strom zu schwimmen, und zwar in den unteren Klassen seiner Schule das Bengali einzuführen, allen höhern Unterricht, auch den Religionsunterricht aber in englischer Sprache zu ertheilen.

Seine Gründe dafür waren folgende: 1) Da die Kenntniß des Englischen als eine Brücke zu einträglichen Regierungsstellen von den Eingebornen sehr geschätzt und gesucht werde, müsse man dieses Anziehungsmittel benutzen, um möglichst viele Knaben und Jünglinge, namentlich aus den höheren Ständen, in die Missionsschule zu bekommen. 2) Eine Anstalt, in der bloß Bengali gelehrt würde, hätte keine Aussicht, ihre Schüler länger als bis zum 12. oder 13. Lebensjahr zu behalten, während es doch der Zweck der Missionsschule sei, ihren Zöglingen eine vollständige wissenschaftliche Bildung und christliche Erziehung zu ertheilen. 3) Endlich sei es aber zur Einführung christlicher Bildung in Indien überhaupt das sicherste Mittel, englische Sprache und Literatur an die Stelle der mit dem Heidenthum so innig verwachsenen eingebornen zu setzen und zu verbreiten. Die Erfahrung hat seither jene Grundsätze theilweise bestätigt; jedenfalls sind dieselben jetzt in den Hauptstädten Indiens, deren keine einsprachig genannt werden kann, anerkannt, und thatsächlich treten überhaupt für alle höheren Zwecke — die kirchlichen etwa ausgenommen — die Landessprachen immer mehr hinter dem Englischen zurück.

Am 12. Juli 1830 erschienen die ersten Schüler in dem Saal, welchen Duff, mitten in der eingebornen Stadt, für seinen Zweck gemiethet hatte. Es waren 5 Knaben, die der berühmte Reformator Ram Mohan Ray einem früher gegebenen Versprechen gemäß nun schickte. Das war Dienstag. Am Mittwoch kamen 20, am Donnerstag 80, am Freitag 200 neue Meldungen. Der Raum konnte bloß 120 fassen. Um daher eine Auswahl zu treffen, wurde als Eintritts-Bedingung verlangt: eine schriftliche Bitte um Aufnahme, 2) pünktliche Bezahlung aller Schulbücher und Unterrichtsgegenstände, 3) das Versprechen, eine gewisse Zeit in der Schule bleiben und dieselbe nicht willkürlich verlassen zu wollen. 250 Knaben und Jünglinge giengen auf diese Bedingungen ein. 1/4 dieser Zahl waren Brahmanen, 1/3 über 20 Jahr alt, die Meisten von wirklichem Bildungsdrang beseelt, während freilich ihre Eltern fast ohne Ausnahme lediglich das äußere Fortkommen ihrer Söhne dabei im Auge hatten und sich über den von Anfang an offen erklärten Missionscharakter der Anstalt damit trösteten, daß doch gewiß keines ihrer Kinder so dumm und so gottlos sein werde, das Christenthum anzunehmen.

Am 2. August wurde die Schule eröffnet. Da die Halle nicht die ganze Schülerzahl auf einmal fassen konnte, wurden dieselben in zwei Abtheilungen unterrichtet. Natürlich waren ihre Vorkenntniße sehr gering, aber Dank dem eminenten Talent ihres Lehrers und der von ihm befolgten Methode machten sie zu seiner und ihrer eigenen hohen Freude bald die schönsten Fortschritte. Für die Anfänger, welche noch nicht im Stande waren, sei es bengalisch, sei es englisch zu lesen, gab Duff 3 einander stufenmäßig ergänzende Elementar-Bücher heraus. Jedes derselben bestand aus zwei Theilen, einem allgemeinen und einem religiösen, so daß auch die kleinsten Schüler so früh als möglich mit den Grundwahrheiten des Christenthums bekannt gemacht wurden. Die Vorgeschrittenen erhielten jeder ein englisches Neues Testament. Bloß drei oder vier verließen infolge davon die Anstalt. Das Erste was gelesen wurde, war das Gebet des Herrn, das auch solange täglich zum Anfang der Schule gesprochen wurde, bis die Knaben im Stande waren, einem freien Gebete zu folgen. Dann kam die Geschichte vom verlornen Sohn, dann 1 Cor. 13, dann das ganze Neue Testament und schließlich die ganze Bibel. Dabei drang Duff mit großem Nachdruck darauf, daß die hl. Schrift zwar als Schulbuch gebraucht, aber nie zu grammatischen und anderen sprachlichen Uebungen oder zu geographischen und historischen Studien mißbraucht werden dürfe. Zwar sollte die ganze Bibel, aber ausschließlich und ausdrücklich nur zu erwecklichen und erbaulichen Zwecken, von den Lernenden gelesen werden.

Alles war nun im besten Gange, als eines Morgens statt der fröhlichen und erwartungsvollen Gesichter von mehr als 100 Knaben, den erstaunten Lehrer bei seinem Eintritt in die Halle die leeren Bänke empfangen! Bloß ½ Dutzend Knaben waren gekommen. Als Antwort auf seine Fragen zieht endlich einer derselben die neueste Nummer der bengalischen Zeitschrift „Tschandrika“ hervor, welche nicht lange vorher zur Vertheidigung der Witwenverbrennung und des Hinduismus überhaupt von hervorragenden Feinden des Christenthums war gegründet worden. Diesmal nun brachte sie einen Artikel gegen die schottische Missionsschule und bedrohte alle diejenigen mit Ausschließung aus der Kaste, welche ihre Kinder ferner in dieselbe schicken würden. Da der Herausgeber dieses Blattes selber Sekretär der sogenannten Dharma Sabha oder heiligen Synode war, mußte

eine solche Drohung um so mehr Gewicht haben. Kein Wunder, daß die Schüler weggeblieben waren. Ihren Zweck aber sollten die Feinde nicht erreichen. Duff setzte mit den wenigen, die gekommen waren, ganz ruhig den Unterricht fort, als wenn nichts geschehen wäre. Schon am Nachmittag kamen einige wieder und nach etwas mehr als einer Woche waren fast alle wieder auf dem Platz! Spätere Fluch- und Bannstrahlen konnten die Anstalt, welche durch solche Stürme nur um so fester zu wurzeln anfieng, nicht mehr anfechten. Das erste öffentliche Jahresexamen übertraf alle Erwartungen und begründete den Ruf der Anstalt und das Vertrauen des Publikums.

Natürlich hatten solche Resultate bloß durch die rastlose Thätigkeit eines genialen Mannes wie Duff herbeigeführt werden können. Als 1831 Missionar Sinclair Mackay zu seiner Unterstützung aus Schottland angekommen war, konnte er einen Theil seiner Zeit und Kraft auch anderen christlichen und philanthropischen Zwecken widmen. Durch Wort und Schrift, durch öffentliches Auftreten wie durch stilles Beispiel hat Duff seither einen unberechenbaren Einfluß auf den Gang der Dinge, namentlich auf die Entwicklung des Unterrichtswesens und die Bildung der öffentlichen Meinung in Kalkutta nicht nur, sondern in ganz Indien, besonders Bengalen, ausgeübt. Aber nicht was er durch seine Mitarbeit an bedeutenden Zeitschriften, (z. B. Calcutta Christian Observer und Calcutta Revield), durch den hervorragenden Antheil, den er an der Gründung und jahrelangen Leitung der Universität von Kalkutta gehabt, auch nicht was er durch Unterstützung der indischen Bibel- und Traktatgesellschaften oder durch seine Arbeit unter den Europäern und Indobriten gewirkt, sondern seine eigentliche Missionsthätigkeit ist uns das Wichtigste.

Schon bald nach seiner Ankunft in Indien hatte er eine Reihe christlich-apologetischer Vorträge angekündigt, wobei mehrere andere Theologen ihre Mitwirkung versprochen hatten. Damals nämlich fieng in Kalkutta unter den gebildeten jungen Hindus infolge ihrer religionslosen Erziehung und des schlechten Beispiels der meisten Europäer jene beklagenswerthe Gleichgültigkeit in allen Glaubenssachen, Atheismus und moralische Zügellosigkeit an aufzukommen, welche dem Evangelium leicht noch gefährlicher hätte werden können, als das grobe Heidenthum. Gegen diese Richtung wollte Duff nun den Kampf aufnehmen. Aber kaum hatte Miß. Hill die erste Rede,

welche als Einleitung für die angekündigte Reihe apologetischer Vorträge dienen sollte, gehalten, als unter der orthodoxen Hindupartei eine solche Opposition erwachte, daß der Vorstand der Sanskritschule seinen Zöglingen den Besuch jener Vorlesungen zu untersagen sich genöthigt sah. Ihnen nämlich hatten dieselben in erster Linie gegolten. Wirklich blieb es auch bei jener Einleitungsrede. Der Plan mußte aufgegeben werden. Aber die jungen Leute wußten sich dafür schadlos zu halten. Sie gründeten sogleich literarische Gesellschaften und Klubbs für öffentliche Debatten. Duff nahm beständig Antheil an diesen Versammlungen. Es entstand so eine Reformpartei. Ueber ihre eigenen Kreise hinaus suchte dieselbe durch eine englische Zeitschrift (Inquirer) und ein in Bengali geschriebenes Blatt (Gnaneschan) zu wirken, natürlich in Opposition gegen das schon erwähnte Organ der alten heidnischen Partei (Tschandrika), während die Brahmoisten, welche auf Grund der Vedas einen halb pantheistischen, halb deistischen Rationalismus vertraten, sich wieder in einer eigenen Zeitung (Kaumadi) ans Publikum wandten.

Natürlich war die alte orthodoxe Hindupartei außer sich über solche Fortschritte der Reform. Es bedurfte bloß eines zündenden Funkens, um eine gewaltige Explosion herbeizuführen. An einem solchen ließen die übermüthigen Jünglinge der Fortschrittspartei es nicht fehlen.

Am Abend des 23. August 1831 begaben sich die Heißsporne dieses Lagers in das Haus ihres Freundes Krischna Mohan Banarbschi, Herausgeber des Inquirer, den sie übrigens nicht daheim fanden, hielten aber wie gewöhnlich Reden und begeisterten sich gegenseitig so, daß sie endlich beschlossen, einen entscheidenden Schritt zu thun, mit dem Brahmanenthum zu brechen und, um gleichsam die Schiffe hinter sich zu verbrennen, die unverzeihliche Sünde des Rindfleischessens zu begehn. Gesagt, gethan! Ein Stück gebratenes Fleisch war bald bei der Hand und machte nun die Runde von Mund zu Mund. Was übrig blieb, wurde — um das Verbrechen voll zu machen — in den benachbarten Hof eines streng orthodoxen Brahmanen geworfen, und zwar, um keinen Zweifel über Natur und Zweck dieses Dinges aufkommen zu lassen, mit den Worten: „Da ist Rindfleisch! Da ist Rindfleisch!“

Der zugleich befleckte und beleidigte Brahmane, von seiner Dienerschaft gefolgt, stürzte nun auf die jungen Leute los. Sie be-

schwichtigten für den Augenblick seinen Zorn mit einer Abbitte und dem Versprechen, sich zu bessern. Aber natürlich nahm die ganze alte Partei nun alle Kraft zusammen, um entweder die Uebelthäter zu demüthigen und zum Rückzug zu bewegen oder doch sich an ihnen zu rächen. Die Verwandten des Krischna Mohan Banardschi mußten diesen aus seinem väterlichen Hause ausweisen, falls er nicht widerrufen und versprechen würde, seine Feder nie wieder gegen den Glauben seiner Väter zu benutzen. Das konnte der gesinnungstüchtige Mann nicht thun, obgleich er jenen Skandal weder herbeigeführt hatte, noch billigte. So wurde er denn aus seiner Kaste, wie aus seinem Hause hinausgeworfen und als vogelfrei angesehn. Nicht viel besser gieng es mehreren seiner Freunde.

Natürlich sah ganz Kalkutta mit größter Spannung diesem ungewöhnlichen und bedeutungsvollen Schauspiel zu. Duff hoffte, die von ihren eigenen Verwandten und (früheren) Glaubensgenossen verfolgten jungen Männer möchten, in ihrer gegenwärtigen kritischen Lage, christlichen Zuspruchs besonders bedürftig und für evangelische Belehrung mehr als sonst empfänglich sein. Er ließ daher Krischna Mohan Banardschi zu sich bitten. Der junge Brahmane erschien. Duff hatte eine lange Unterredung mit ihm, gewann sein Vertrauen und überzeugte ihn davon, daß er als einer, der ausgesprochenermaßen die Wahrheit suche, verpflichtet sei, auch die Lehren der christlichen Religion in den Bereich seiner Forschungen zu ziehen, und jedenfalls dieselben nicht eher auf eine Stufe mit dem Hinduismus und anderem Aberglauben stellen dürfe, als bis es ihm gelungen sei die Beweise für die Wahrheit des Christenthums zu widerlegen. Diese erste Unterredung machte einen so günstigen Eindruck auf Banardschi und durch seine Mittheilungen auch auf die anderen jungen Brahmanen, daß beschlossen wurde, wöchentlich eine Versammlung zu religiösen Besprechungen im Hause des Missionars zu halten. Aber vorher kamen neue Verfolgungen über die nun schon beinah zu Märtyrern gewordenen Reformer. Am 28. September mußte Banardschi auch aus seiner neuen Wohnung fliehen und — da kein Hindu wagen durfte, ihn aufzunehmen, in einem europäischen Gasthaus Zuflucht suchen. Hier besuchte ihn Duff, fand ihn von seinen Gesinnungs- und Leidensgenossen umgeben und hatte nun die beste Gelegenheit, ihnen zu zeigen, wie sie, wenn sie für Indien wirklich thun wollten was Luther, Calvin und Knox für

ihre Zeitgenossen thaten, sie nicht nur das Alte niederreißen, sondern auch etwas Neues aufbauen müßten. Bald darauf fand die öffentliche Zusammenkunft in seinem Hause statt. Zwischen 40—60 Personen waren erschienen; die Meisten betrugen sich, dem Ernst der Sache entsprechend, als wirkliche Forscher nach Wahrheit, einige aber auch unverschämt, leidenschaftlich und eigensinnig. Später kamen auch Europäer und Indobriten dazu. Die erste Reihe von Vorträgen und Debatten bezog sich auf das Dasein Gottes; dann wurden die göttlichen Eigenschaften besprochen, dann die Beweise für die Wahrheit der Religion überhaupt wie des Christenthums insonderheit, immer begleitet von den ernstesten und kräftigsten Rufen ans Herz und Gewissen der Zuhörer.

Einer von den unartigsten und am wenigsten versprechenden Besuchern dieser Versammlungen war Mahesch Ghos. Von Anfang an war er nicht gekommen, um einen Gewinn für seine Seele davonzutragen, sondern bloß um den Missionar auf vernunftwidrigen Behauptungen zu ertappen uud dann bloßzustellen. Aber Schritt für Schritt wurde er von seinem eigenen Standpunkt, zuerst vom Atheismus, dann vom Deismus abgebracht, so daß er zuerst die allgemeinen christlichen Wahrheiten, dann auch, vom heiligen Geist selbst „berufen und erleuchtet," das ganze selige Evangelium von Herzen aufnahm. Am 26. August 1832 wurde er — merkwürdigerweise nicht von seinem geistlichen Vater, sondern von einem bischöflichen Prediger — getauft.

Bei dieser Taufe war Banardschi auch zugegen, obgleich nur als Zuschauer, aber in seiner Zeitschrift berichtete er über dieß Ereigniß in einem so entschieden beistimmenden Ton, daß man deutlich sehn konnte, er selbst sei eigentlich schon ein Christ. Bald nachher wurde er denn auch von Duff getauft und ist von jenem Tage an eine Säule der christlichen Kirche in Indien gewesen und bis heute geblieben. Später wurde er Geistlicher in der anglikanischen Kirche und Professor am bischöflichen Seminar in Kalkutta. Ursprünglich ein Kulin-Brahmane der höchsten Klasse, mit ungewöhnlichen Geistesgaben ausgerüstet, hatte er sich ja schon vor seiner Bekehrung als Schriftsteller und Anführer der Fortschrittspartei ausgezeichnet. Seither hat er mit seinen Kräften der Sache des Evangeliums gedient und mehrere klassische Werke zur Vertheidigung desselben in bengalischer sowohl, als auch in englischer Sprache geschrieben.

Nicht lange nach diesen Uebertritten erschien eines Morgens früh ein Anderer jener jungen Männer, namens Gopinath Nandi, bei Miss. Duff, setzte sich nieder und blieb etwa ¼ Stunde lang wie von tiefem Schmerz gedrückt, ohne ein Wort zu sagen, da sitzen. Endlich brachte er die Worte hervor: „Kann ich selig werden? Werde ich auch Macht bekommen, ein Kind Gottes und ein Knecht Jesu Christi zu heißen? Werde ich auch aufgenommen werden in die hl. Familie?" — „Glaube an den Herrn Jesum Christum, war die Antwort, so wirst Du selig werden." Noch ehe sie auseinandergiengen, hatte der um seine Sünden Bekümmerte Frieden gefunden. Bald nachher wurde er getauft, zwei Jahre später zog er in die Nordwest-Provinzen und wurde ein ausgezeichneter und gesegneter Prediger des Kreuzes. Bekannt ist, wie er in dem großen Aufstand 1857 beinah zum Märtyrer wurde. Natürlich erregten diese Uebertritte und Taufen, fast einzig in ihrer Art, wie sie waren, das größte Aufsehen. Der Atheismus, welcher sich noch vor kurzem breit gemacht hatte, schien völlig überwunden und auch der Deismus trat jetzt viel weniger zuversichtlich auf. Im Stillen glaubten manche ans Evangelium.

Für solche innerlich schon ganz oder fast ganz dem Christenthum angehörige Hindus wie für die bereits Uebergetretenen fieng Duff 1833 eine Reihe besonderer Vorträge an, eine Reihe anderer für weniger Vorgeschrittene. Auch wurde ein bengalischer Gottesdienst eingeführt und in Taki, östlich von Kalkutta, durch die fürstliche Munificenz von einigen heidnischen Edelleuten, mit welchen Ram Mohan Ray Miss. Duff bekannt gemacht hatte, eine Zweigschule errichtet. 1833 wurde auch die Erstlingsfrucht der Anstalt in Kalkutta eingeheimst; überhaupt war die Mission in lieblichem Aufblühen, als 1834 der Gründer derselben, Duff, krankheitshalber Indien verlassen und die ganze Arbeit seinem Kollegen Mackay übergeben mußte.

Letzterem, der übrigens in vielen Stücken seinem berühmteren Mitarbeiter keineswegs nachstand, kam dann David Ewart zu Hilfe. Unter diesen beiden entwickelte sich die Anstalt immer gedeihlicher. 1837 fand wieder eine merkwürdige Bekehrung statt. Dwarakanath Bhos, ein 17jähriger Jüngling, hatte schon seit einiger Zeit sich dem Christenthum zugeneigt. Als seine Verwandten das merkten, wurde er in ein Palankin geworfen und zwei Tagereisen

weit auf einen Landsitz seines Vaters gebracht, hier in Eisen gelegt und gefangen gehalten. Kaum hatte er aber seine Freiheit wiedererlangt, so erschien er in der Schule und bat um die Taufe. Abermals jedoch gelang es seinen Verwandten, ihn zu entführen, und ebenso ihm, abermals zu entfliehn und bei den Missionaren Aufnahme zu finden. Da geschah es, daß, als einer derselben mit ihm eine Ausfahrt machte, eine heidnische Bande den Wagen überfiel, das Pferd niederwarf, den jungen Dwarakanath ergriff und fortschleppte. Es kam zum Einschreiten der Gerichte; die Heiden mußten ihren Gefangenen ausliefern und derselbe konnte ohne weitere Störung am 18. Febr. getauft werden.

1839 traten wieder zwei junge Männer zum Christenthum über: Mahendra und Keilas. Letzterer war gerade von seinen Freunden zu einer gewissen götzendienerischen Ceremonie mitgenommen worden, als ihm plötzlich klar wurde, daß er mit dergleichen nichts zu thun haben dürfe, worauf er sich sogleich von seinen Begleitern losriß, zu seinem Lehrer eilte und um die Taufe nachsuchte. Mehreremal versuchten seine heidnischen Freunde ihn von den Missionaren wegzulocken, aber vergeblich. Endlich ließ er sich von zwei Babus beschwatzen, welchen er in der Einfalt seines Herzens glaubte, da „sie gebildete Leute waren und englische Manieren hatten." Mit diesen gieng er in seines Vaters Haus, nachdem sie ihm das feierliche Versprechen gegeben, ihn nach 1—2 Stunden wieder zu den Missionaren zu führen. Aber natürlich war er damit in eine Falle gegangen. Man schleppte ihn weit weg von Kalkutta und hielt ihn drei Monate lang gefangen. Aber er blieb auch während dieser schweren Prüfungszeit seinem Bekenntniß treu, entkam zuletzt und wurde endlich öffentlich in der Schulhalle getauft. Der Andere, Mahendra, wurde zuerst von seinen Freunden all' seiner christlichen Bücher beraubt, dann zu einem lasterhaften Leben versucht, aber — nachdem alle diese Anschläge mißlungen waren — schließlich doch getauft. Er war ein hochbegabter und ausgezeichneter Schüler, mit besonderem Talent für die mathematischen Fächer, so daß selbst Professoren in Edinburg über die selbständigen und neuen Lösungen gewißer Euklidischer Probleme, die er gab, erstaunt waren; einmal trug er auch eine goldene Preismedaille davon. Beide, Mahendra und Keilas, wurden später Evangelisten, starben aber schon im Jahre 1845, beide an der Cholera, Letzterer ganz sanft und ruhig, Ersterer

auch in seinen Phantasien noch immer von der Erlösung durch Christum und von seiner Arbeit unter den Heiden redend.

Aehnliche Bekehrungen kamen noch öfters vor, wobei den Missionaren besonders erfreulich war, daß von Zeit zu Zeit frühere Schüler ihrer Anstalt, nachdem sie längst ausgetreten und in andere Theile des Landes gegangen waren, hier oder dort getauft wurden; wie denn überhaupt die Früchte einer solchen Missionsschule keineswegs bloß in direkten Bekehrungen oder schnellen, sichtbaren Erfolgen zu suchen sind. Oft geht der früh gesäte Same erst nach vielen Jahren auf, oft tragen die Missionsschüler den Sauerteig des Evangeliums ohne selber von demselben umgewandelt zu sein, in ferne Gegenden und es entsteht allmählich im ganzen Lande eine Gährung, die, so lange sie selbst währt, zwar noch trüb genug aussieht, endlich aber doch in die neuen Schläuche den neuen klaren Wein wird liefern müssen.

Im Jahre 1838 kam wieder ein Missionar von Schottland an, der durch Duff's Beredsamkeit für die Mission gewonnene, fromme und innige Macdonald und 1840 kehrte auch Dr. Duff selber nach Kalkutta zurück. Die Schülerzahl war während seiner Abwesenheit von 300 auf 800 gestiegen und statt der gemietheten Halle stand ein neues prächtiges Schulhaus da, zu dessen Bau er selbst das meiste Geld in der Heimat aufgebracht hatte.

In demselben Jahr kam auch eine Frl. Laing aus Schottland, um sich des weiblichen Geschlechtes in Kalkutta anzunehmen. 1847 wurden die ersten 7 Mädchen aus ihrem Waisenhaus, darunter eine Jüdin, getauft, und im Jahr darauf folgten andere 5 nach. 1852 wurde diese Anstalt von Missionar Fordyce und dessen Frau übernommen; seit 1855 kam dann die sogenannte Zenana-Mission in lebhafte Aufnahme und 1857 gründete Dr. Duff seine bald zu großer Bedeutung gelangende Tagschule für Mädchen aus den höchsten Kasten, so daß also nicht nur die männliche, sondern ebenso auch die weibliche Jugend ihren Antheil an den Segnungen der Mission zu erhalten anfieng.

1841 und 1842 kamen wieder einige sehr merkwürdige Bekehrungen und Taufen vor. Die Wuth der Brahmanen war aufs höchste gestiegen. Bei einer Gelegenheit mußte die Polizei gegen sie zu Hilfe gerufen werden. Trotzdem aber nahm die Missionsschule immer zu und einmal kam der unerhörte Fall vor, daß am Tage

nach einer solchen Taufe sich 60 neue Zöglinge zur Aufnahme meldeten!

In große äußere Noth kam die Mission, als infolge des Austritts sämmtlicher Missionare aus der schottischen Staatskirche im Jahre 1843 das ganze Missionseigenthum, die Schul- und Wohnhäuser, Bibliothek, Möbel und selbst physikalische und astronomische Unterrichts-Apparate den Händen der Missionare entrissen wurden. Sehr lange dauerte es, bis sie ein neues Lokal für ihre Schule fanden und zwar im großen Hause einer reichen Hindu-Witwe, die nach langen Verhandlungen sich endlich bewegen ließ, die nöthigen Räume den Missionaren zu vermiethen, aber nur unter der Bedingung, daß sie in denselben kein Rindfleisch genießen und sonst gewisse Rücksichten auf die religiösen Reinigkeitsgesetze eines Hinduhauses nehmen wollten! 1844 wurde das neue Schullokal mit 791 Schülern eröffnet, deren Zahl übrigens bald bis auf 1000 stieg. Am Schluß desselben Jahres wurden 5 jüdische Bekehrte in die Kirche aufgenommen, ein seltenes Ereigniß in der Heidenmission. Ein gewisser Rabbi Isaak nämlich war durch Kapitän Roxburgh mit dem Christenthum bekannt geworden und wandte sich schließlich um weitere Belehrung an die Missionare, 3 seiner Volks- und Glaubensgenossen mit sich bringend. Dazu kam ein alter Mann namens Abraham, von patriarchalischem Aussehn und Alter, ferner ein junger Mann Joseph, dann Joseph's Frau und Abrahams Tochter. Diese und zeitweilig ungefähr ein Dutzend Juden kamen regelmäßig zu Dr. Duff, der ihnen nach der Schrift Jesum als den Messias verkündigte. Das Resultat war die Bekehrung und Taufe von fünfen. Schon 1848 starben zwei von ihnen, Abraham und Isaak, mit triumphirender Freude und gewisser Hoffnung der Herrlichkeit.

Im Januar 1845 klagte Missionar Macdonald in einem Briefe, daß während des ganzen vorigen Jahres ein einziger früherer Zögling der Anstalt, von den gegenwärtigen nicht einer, getauft worden sei. Wie wenig ahnte er, daß schon mit dem nächsten Morgen eine neue Reihe von Bekehrungen anfangen würde! Aber so war es. Am Tage, nachdem er jenen Brief geschrieben, kam einer der hervorragendsten Schüler als Taufkandidat ins Missionshaus und wurde bald nachher in die Kirche aufgenommen. Es folgte ein Ereigniß, das wieder viel Lärm machte. In der Schule befand sich auch der Sohn des Diwan oder ersten Ministers eines eingebornen

Fürsten. Dieser Umesch Tschandra Serkar — so hieß er — war im Stillen dem Christenthum geneigt und fieng, selbst erst 16 Jahre alt, seine Frau oder Braut — wie man sagen will — damals erst im Alter von 10 Jahren, an zu unterrichten. Da zu jener Zeit es noch für eine Art Verbrechen galt, wenn ein Mädchen oder eine Frau etwas lernen wollte, so hatte dieser Unterricht ganz heimlich zu geschehen. So saßen die beiden denn oft bis 1 oder 2 Uhr Nachts beieinander, lehrend und lernend. Das junge Mädchen lernte nicht nur fließend Bengali lesen, sondern wurde eine Christin. Als sie einmal wieder zusammensaßen und in Bunyans Pilgerreise gerade die Stelle lasen, wo des Pilgrims Flucht aus der Stadt des Verderbens beschrieben ist, überkam sie das Gefühl, dies sei eine Weissagung für sie selber, und alsbald machte sie den Vorschlag, aus ihrer heidnischen Umgebung in das Haus von Dr. Duff zu entfliehen. Ihr Bräutigam zögerte anfangs, stimmte aber endlich dem Vorschlag bei. Es war aber leichter, diesen zu machen, als ihn auszuführen. Hindufrauen in Bengalen sind eben eigentliche Gefangene. Endlich an einem hohen Fest, als die allgemeine Aufmerksamkeit von ihnen abgelenkt war, gelang es ihnen, die Flucht zu bewerkstelligen. Natürlich kamen ihre Verwandte, sie zur Rückkehr zu bewegen; aber sie blieben fest, selbst als jener eingeborne Fürst in vollem Hofstaat ins Haus von Dr. Duff kam, um auch seinen Einfluß auf das junge Paar zu versuchen. Es war alles vergeblich. Sie wurden ruhig getauft.

Nicht lange darauf erschien ein neuer Taufkandidat, Namens Weikuntha Nath, bei Dr. Duff. Dieser schickte ihn ins Haus seines Kollegen Smith, weil dasselbe weiter von der eingeborenen Stadt ablag und deshalb mehr Sicherheit bot. Aber natürlich fanden ihn auch dort seine Verwandten. Zuerst kam sein Bruder. Missionar Smith schreibt über diese Zusammenkunft: „Nie war ich vorher Zeuge einer solchen Scene gewesen und hoffentlich werde ich nie einen solchen Tag zum zweitenmal durchzumachen haben. Die Ausdauer und Erfindungsgabe, welche der heidnische Bruder dabei an den Tag legte, war mehr, als ich für möglich gehalten hatte. Von 5 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends bearbeitete er seinen Bruder unaufhörlich mit allen nur erdenklichen Vorstellungen und Bitten. Eine 5 Minuten lange Pause trat nur einmal ein und zwar dadurch, daß der leidenschaftliche Redner sich völlig erschöpft auf den Boden

warf und in einen kurzen Schlaf fiel. Unsere größten Redekünstler hätten ihn um die Beredsamkeit beneiden können, mit welcher er Schmeicheleien, Vorwürfe, Drohungen, Gründe, Verwünschungen und alle möglichen rhetorischen Hilfsmittel in Bewegung zu setzen verstand."

Den nächsten Morgen wurde dieselbe Scene zwei Stunden lang wieder aufgeführt, aber wie das Erstemal ohne Erfolg. Dann wurde zu einer List gegriffen. Als Smith gerade in der Schule, Weikuntha also allein im Hause war, kam sein Bruder wieder und bat ihn nur ein wenig vor das Hofthor zu kommen, damit seine Tante, die dort in einem Palankin sitzend auf ihn warte, etwas mit ihm reden könne. Kaum war er der Ueberredung gefolgt, als man ihn ergriff und im Palankin entführte. Dr. Balfour mit einem Diener und einem eingebornen Christen setzten ihm nach, wurden aber von ungefähr 30 Hindus überwältigt und mußten ruhig zusehen, wie Weikuntha vor ihren Augen weggetragen ward. Sein Bruder brachte ihn ins Haus eines reichen Babu, wo man alle Mittel anwandte, entweder seinen Glauben an Christum zu zerstören, oder ihn wenigstens zu einem lasterhaften Menschen zu machen, — alles damit er nur nicht getauft würde. Aber er gieng unbefleckt und unbesiegt auch aus dieser Anfechtung hervor, und als es wegen bereits getroffener Polizei-Maßregeln seinen Quälern nicht mehr rathsam schien, ihn länger zu behalten, ließen sie ihn endlich zu den Missionaren zurückkehren.

In der Zwischenzeit waren diese natürlich bemüht gewesen den Gefangenen ausfindig zu machen und womöglich zu befreien. Auf einem solchen Kundschaftergange war Miss. Smith auch in das Haus eines ihm bekannten Brahmanen gekommen und hatte diesen gebeten, die Wohnung eines Missionsschülers namens Banko Behari Babu ausfindig zu machen, da er mit ihm etwas zu reden habe, nämlich in Betreff des gefangenen Weikuntha, den jener gesehen haben sollte. Nach einiger Zeit kamen die ausgeschickten Diener statt mit der gewünschten Auskunft, mit dem jungen Banko selbst zurück. Als Miss. Smith ihn sah, sagte er, bloß um die Zeit auszufüllen, da er in Gegenwart der Anderen doch nicht über Weikuntha mit ihm sprechen konnte, scherzend zu ihm: „Nun Banko, fürchtest Du Dich nicht so spät Abends herauszukommen?" — „Nein! warum sollte ich mich fürchten?" — „Weißt Du denn nicht, daß ich Dich fortschleppen und einen Christen aus Dir machen könnte? Eure Leute sagen ja

immer, daß wir mit Gewalt Christen machen." — „Ein Christ will ich gerade werden!" erwiderte hierauf der Jüngling; „ja ich bin schon ein Christ und will nichts mehr mit dem Hinduismus zu thun haben!" — „Was, rief darauf der brahmanische Hausherr, Du willst den Hinduismus aufgeben? unsere Religion aufgeben? Warum willst Du so etwas thun?" — „Warum? sagte der Jüngling, weil Eure Religion voll von Götzendienst, Aberglauben und Schlechtigkeit ist!" — Das alles wurde natürlich sogleich an Bankos Verwandte berichtet. Diese forderten ihn vor und erklärten einfach, daß er entweder dem Christenthum entsagen oder ihr Haus für immer verlassen müsse. Natürlich wählte er das Letztere, gieng zu den Missionaren und wurde getauft.

Mehrere andere Uebertritte folgten nun bald nacheinander. Die Aufregung in der Stadt war sehr groß. Wo nur ein paar Männer auf der Straße zusammenstanden, konnte man gewiß sein, daß sie über die Mission schimpften. Alle Missionare waren schlecht, am schlechtesten die schottischen, und was Dr. Duff betrifft, so wurde er als ein Ungeheuer dargestellt, vor dem man sich mehr als vor einem reißenden Thiere zu fürchten habe. Alle Hinduparteien waren einig in ihrem Toben gegen die Mission. Eine Versammlung nach der andern wurde gehalten, ein Vorschlag nach dem anderen gemacht, um fernere Uebertritte zu verhindern. Das Einzige, was schließlich zu Stande kam, war die Gründung einer Anti-Missionsschule. Vor einiger Zeit nämlich schon hatte der Millionär Muti Lal Sil, weil sein Sohn in einer öffentlichen Schule vom Lehrer „beleidigt" worden war, eine eigene Privatschule eingerichtet und dieselbe den Jesuiten anvertraut, weil er bei diesen ganz sicher vor christlichen Bekehrungsversuchen zu sein glaubte! Aber natürlich sah er sich sehr bald getäuscht und genöthigt, die Herren Patres mit Bismarckischer Energie aus seiner Schule zu vertreiben. Solch einen Mann brauchte man, um der Missionsschule den Todesstoß zu geben! Mit Begeisterung wurde von den orthodoxen Hindus die Gründung der neuen, missionsfeindlichen Schule begrüßt, zu welcher Muti Lal Sil große Summen gegeben und die daher auch seinen Namen trug.

Die Schülerzahl in der Missionsschule verminderte sich um 300. Aber Dr. Duff fuhr ruhig mit dem Unterricht fort und versicherte seinen Zöglingen, daß sie ebenso gut auf das Versiegen des Ganges warten könnten, als darauf, daß er seine Schule schließen werde.

Sein Ruhm wurde auch nicht zu Schanden. Nach einigen Jahren war es mit der Heidenschule aus und die Missionsschule stand wieder in voller Blüte.

1847 starb ganz plötzlich Miss. Macdonald, der erste Todesfall dieser Art seit dem Anfang der Mission. Bei seiner letzten Anwesenheit in der Schule war es Dr. Duff aufgefallen, mit welch' besonderer Brünstigkeit er in seinem Eröffnungsgebet um die Bekehrung seiner Schüler gefleht hatte. Tags darauf meldeten sich 3 Jünglinge zur Taufe, von denen einer aber in der Stunde der Entscheidung wieder zurückgieng, während mehrere Andere hinzukamen.

Die heidnische Bevölkerung fühlte, daß wieder etwas von ihrer Seite geschehen müsse. Eine Versammlung von 2000 Personen wurde gehalten, eine wunderliche Allianz von strenggläubigen Hindus, die nach der „alten guten Zeit" seufzten und den jungen Freiheitsmännern, die es sich zur Ehre rechneten von Zeit zu Zeit durch den Genuß von Champagner und Beefsteak die Kastengesetze mit Füßen zu treten, zugleich aber als echte Pharisäer Gott zu danken, nicht jenen Bekehrten gleich zu sein, welche um des Gewissens willen Vater und Vater verlassen hatten. Einer von den zur Bekämpfung des Christenthums gemachten Vorschlägen war gar nicht unpraktisch, nämlich der, Dr. Duff durch eine gemiethete Bande ganz oder halb zu Tode prügeln zu lassen, und zwar an einem gewissen Sonntag Abend, wo er — wie man wußte — auf dem Wege nach Hause einige enge Gassen zu passiren hatte. Er wurde gewarnt, zeigte aber nicht die geringste Furcht, lachte die Gegner wegen ihrer Einbildung aus, als würde sein etwaiger Märtyrertod ihrer Sache und nicht vielmehr seiner Sache nützen, und schlug eine öffentliche Disputation vor. Anfangs wollte hierauf niemand recht eingehn, bis ein Irländer namens Tuite, der bei Waterloo mitgefochten und sich, scheint's, nach einer Schlacht sehnte, die Schamlosigkeit hatte, der heidnischen Partei seine Dienste anzubieten und sich sogar an ihre Spitze zu stellen. Es kam wirklich zu öffentlichen Vorträgen von Dr. Duff mit jedesmal nachfolgender Diskussion. Ein Gegner nach dem andern verschwand aber vom Schauplatz und endlich auch jener kriegslustige Irländer, so daß nach 2 Monaten Dr. Duff sich als Sieger auf dem Kampfplatz allein übrig fand und mit einer erwecklichen Ansprache diesen Feldzug beschloß. Später bat sogar Tuite schriftlich um Verzeihung.

Noch im selben Jahr kam ein neuer Uebertritt vor. Schiw Tschander Banerdschi, ein Brahmane der ersten Klasse, war Student in einem Regierungsinstitut. Schon früh hatte er sich ein Neues Testament angeeignet und war von dem schönen und ernsten Inhalt desselben so eingenommen, daß er als 13jähriger Knabe anfieng, statt seiner heidnischen Gebetsformeln das „Vater unser" bei seiner täglichen Andacht zu brauchen. Bald fiengen seine Sünden an, sein Gewissen zu beunruhigen; aber es gelang ihm dasselbe eine Zeit lang zu beschwichtigen, ja während dieser Zeit wurde er ein Gegner des Christenthums. Doch besuchte er eine Versammlung, welche Dr. Duff alle Sonntag Morgen in seinem Hause mit einigen jungen Leuten hielt. Hier wachte das frühere Sündenbewußtsein wieder auf, ja sein Gefühl war jetzt dieses: „Ich bin verloren. Wenn das Christenthum wahr ist, kann es mich vielleicht retten; wenn es nicht wahr ist, so bleibe ich eben was ich bin: verloren! Jedenfalls will ich forschen; schaden kann es mir nichts." Merkwürdigerweise fand er unter seines Vaters Büchern mehrere christliche Werke in englischer Sprache, ohne zu wissen, wie dieselben ins Haus gekommen. Wenn er Sonntag Morgens, ohne Wissen der Seinigen, beim Doctor gewesen war, pflegte er, wie gewöhnlich, an der Familienmahlzeit theilzunehmen und dann sich in eine Kutsche einzuschließen, welche unbenutzt in seines Vaters Hof stand. Dort brachte er den Sonntag mit Betrachtung, Gebet und Lesen zu, namentlich die Bibel und daneben jene christlichen Bücher — es waren Werke von Dobbridge, Romaine, ꝛc. ꝛc. — studirend. Gegen Abend schlüpfte er dann aus seinem Versteck und begab sich in die Halle der Missionsschule, deren Thüren immer schon lange vor Beginn der Abendpredigt offen zu sein pflegten. Dort konnte er noch ungestörter als zu Hause, sein Herz vor Gott ausschütten und um Erleuchtung und Vergebung flehen. Dann kam die Predigt, die ihm immer etwas eintrug, und nachher kehrte er neugestärkt, zu weiterem Forschen ermuthigt, in sein elterliches Haus zurück, äußerlich immer noch ein Heide, im Herzen ein Christ. Jedenfalls wird man die Christen an vielen Orten vergeblich suchen, welche ihre Sonntage so für das inwendige Leben und die Gemeinschaft mit Gott auszukaufen verstehn, wie dieser junge Brahmane. Endlich kehrte das erflehte Licht und der ersehnte Friede in sein Herz ein: gegen Ende des Jahres 1847 wurde er getauft und seither hat er

seinem christlichen Bekenntniß nichts als Ehre gemacht. Er ist ein gewaltiger und einflußreicher Redner. Trotzdem daß er einen bedeutenden Regierungsposten bekleidet, widmet er seine ganze Freizeit unermüdet der Evangelisirung seiner Landsleute.

Unterdessen hatte sich das Werk der schottischen Mission auch in die Umgebung von Kalkutta hineinverzweigt, nach Kulna, Bansberia und Baranagar; 1848 wurde eine rein bengalische Gemeinde mit regelmäßigem Gottesdienst gegründet und noch vor seiner Abreise nach Europa im Jahre 1849 konnte Dr. Duff in Tschinsura eine weitere Zweigstation errichten, nachdem die Londoner Missionare ihre dortige Kirche der schottischen Mission unentgeltlich abgetreten hatten. Seit 1798 war von ihnen das Evangelium treulich und fleißig an diesem Orte gepredigt worden, aber ohne irgend einen erheblichen Erfolg, während die nun dort begonnene Unterrichtsarbeit der schottischen Missionare schon nach 5 Jahren mit sehr schönem Erfolg gekrönt wurde.

Ueberhaupt nahm das ganze Werk auch nach der Abreise Dr. Duff's 1849 und nach dem Tode des Miss. Sinclair 1852 einen gedeihlichen Fortgang. 1851 waren in allen Schulen zusammen 2810 Zöglinge und das Jahr 1853 war durch nicht weniger als 20 Taufen ausgezeichnet; 1856 aber wurden Dschagadischwar, Prasanna und Lal Behari De zu Geistlichen der freien schottischen Kirche ordinirt. Ein nicht zu verachtender Fortschritt war es auch, als 1857 die neuen Missionsgebäude bezogen werden konnten, für welche Dr. Duff in Britannien und Amerika zusammen 15,000 Pfd. gesammelt hatte. Schon 1856 war er auf seinen Posten in Kalkutta zurückgekehrt, in kritischer Zeit, da er im Revolutionsjahr nicht nur der Schularbeit vorzustehen hatte, sondern auch durch eine Reihe von Briefen nach Schottland zur richtigen Beurtheilung der Sachlage im indischen Reiche wesentlich beitragen durfte. Selbst in jenen schweren Tagen fehlte es nicht an Freude. Es kamen mehrere Taufen, darunter die eines gelehrten Muhamedaners, vor. Die Seele des ganzen war immer Dr. Duff, der neben seinen eigentlichen Missionsarbeiten auch als Präsident einer literarischen Gesellschaft, als Mitglied des Senates der Universität und in mehreren anderen Eigenschaften unermüdlich für das Wohl aller Klassen der indischen Gesellschaft thätig war. Natürlich war es ein großer Verlust für die Mission nicht nur, sondern für ganz Kalkutta, als er

1863 genöthigt war, für immer von Indien Abschied zu nehmen. Eine Unzahl von Briefen, Adressen, Abschiedsbesuchen und Ehrenbezeugungen waren bei seiner Abreise der ungeheuchelte Ausdruck der allgemeinen Achtung und Liebe, die er sich während seiner langen Wirksamkeit von Europäern und Hindus, von Heiden und Christen erworben hatte, — und wodurch? im Grunde doch nur durch seinen selbstlosen Eifer für die Bekehrung der Seelen.

Seit seinem Austritt aus dem direkten Missionsdienst hat sich übrigens der Charakter der schottischen Mission in Kalkutta nicht verändert. Ihr Hauptzweck ist noch immer: 1) durch gründlichen wissenschaftlichen und biblischen Unterricht wahrhaft durchgebildete christliche Männer zu erziehen, welche das Evangelium dann direkt oder indirekt weiter in die Masse des Volkes hineintragen können, 2) durch die in ihren Schulen gebotenen Bildungs- und Erleuchtungsmittel das indische Volk so zu beeinflußen, daß wenn es dem Herrn gefällt seinen Pfingstgeist auf dasselbe auszugießen, es auf den Empfang dieses Geistes in ähnlicher Weise vorbereitet sein möchte, wie seiner Zeit die Einwohner Jerusalems durch das Wirken Johannis des Täufers und die dreijährige Amtsthätigkeit Jesu selber. In numerischer Beziehung stehen daher die Erfolge dieser Mission hinter denen mancher anderen Gesellschaft zurück: 1852 hatte dieselbe 27 Kommunikanten und 87 sonstige Gemeindeglieder; 1862: 84 Kommunikanten und 196 sonstige; 1873: 140 Kommunikanten und 103 Zugehörige.

Natürlicher Weise hängt dieser Schulmission in der Hauptstadt auch eine Schwäche an: sie hat unwillkührlich einen aristokratischen Beigeschmack angenommen, mag leicht die Wirkung methodischen Unterrichts gegenüber der einfältigen Predigt vom Gekreuzigten überschätzen, wird durch die Konkurrenz der Regierungsschulen angespornt, weniger auf die Masse bildend zu wirken als durch die Examensleistungen Einzelner zu glänzen. Immerhin hat sie die Freude erlebt zu sehen, daß viele getaufte und nichtgetaufte Zöglinge ihrer ausgezeichneten Bildungsanstalten im ganzen Lande zerstreut in der einen oder anderen Weise an der Umgestaltung Indiens mitarbeiten. Mehrere ihrer tüchtigsten Bekehrten sind auch in andere Missionskirchen übergegangen und leisten dort hervorragende Dienste, so daß jedenfalls die segensreichen Wirkungen der schottischen Missions-

thätigkeit weit über den engen Kreis ihrer eigenen Stationen und Gemeinden hinausgehn.

Während der letzten Jahre war die Leitung der Mission in Kalkutta in den Händen des gelehrten und zugleich mit den eingebornen Sprachen gründlich bekannten Dr. Murray Mitchell. Jetzt ist auch er für immer nach Europa zurückgekehrt und dient der Missionssache durch schriftliche Arbeit.

Kurz vor seiner Abreise von Indien äußerte er sich gegen den Schreiber dieser Zeilen über seinen Eindruck von den „Gebildeten" Kalkuttas, unter welchen die schottischen Missionare ja hauptsächlich arbeiten, etwa folgendermaßen: „Es ist der Schmerz meines Missionslebens zu sehen, daß so viele gebildete, begabte, ernste junge Männer, die — wenn sie in einem christlichen Lande aufgewachsen wären, ohne Zweifel zu den Erweckten oder Bekehrten gerechnet werden würden, in Indien durch Kasten- und andere Rücksichten von einem öffentlichen Bekenntniß ihres Glaubens abgehalten werden und deswegen über kurz oder lang doch wieder ins Heidenthum zurücksinken." Dieselbe Klage hört man von verschiedenen indischen Missionaren. Daß aber auch wieder „Zeiten der Erquickung" kommen werden, dafür sind die in Obigem mitgetheilten Bekehrungsgeschichten eine sichere Bürgschaft.

Bücherschau.

Lebensbilder aus der Heiden-Mission. Dritter Band. Thränensaat und Freudenernte auf Madagaskar oder eine Märtyrerkirche des 19. Jahrhunderts, dargestellt von Chr. Fr. Eppler. Gütersloh, bei C. Bertelsmann. 1874.

Der als Missions-Dichter und -Schriftsteller bekannte Verfasser hatte längst den Wunsch gehabt, einmal „die Geschichte dieser interessanten Insel den Freunden des Reiches Gottes in einem Gesammtbilde vorzuführen." Das hat er nun in sehr dankenswerther Weise gethan. Man spürt es dem ganzen Buche bald ab, daß es nicht etwa von einem mit der Sache nicht näher Bekannten hastig zusammengestellt, sondern die Frucht lange fortgesetzter Beschäftigung mit

der madagassischen Missionsgeschichte ist. Dasselbe ist nicht nur zum Vorlesen in Missionskreisen sowie zur Benutzung für öffentliche Missionsstunden sehr zu empfehlen, sondern wird auch von allen Freunden der Länder- und Völkerkunde mit Interesse und Nutzen gelesen werden. Im ersten Abschnitt wird in gedrängter, reichhaltiger Kürze die Insel mit ihren Bewohnern als das „Ackerland" geschildert, im zweiten die „Frühsaat", die ersten hoffnungsvollen Missionsanfänge unter Radama I (1810—1828), im dritten die „Thränensaat" oder die Verfolgungsstürme unter Ranawalona I (1828—1861), im vierten das „Wiederaufleben der zertretenen Saat" unter Radama II (1861—1863), im fünften das „gesegnete Wachsthum der Saat" unter der Königin Rasoherina (1863—1868), im letzten der „Umschwung oder die Freudenernte" unter Ranawalona II (seit 1868) dargestellt. Die Geschichtserzählung ist bis auf die neueste Zeit herabgeführt; auch die Aussendung des anglikanisch-hochkirchlichen Bischofs Kestell Cornish und die von Dr. Mullens unternommenen Visitationsreise sind zum Schluß noch erwähnt. Vielleicht aber wäre es rathsam gewesen, vor Veröffentlichung des Buches erst das Resultat dieser Reise und die in Aussicht stehenden kritisch-statistischen Berichte des geschickten Missions-Direktors abzuwarten, aus denen wir sicherlich neuen Aufschlüssen über den ganzen Umschwung der auf der Insel sich vollzieht, entgegensehen dürfen. Auch wünschten wir, daß auf die Arbeit und Berichterstattung der Norweger und der englisch-kirchlichen Missionare mehr eingegangen wäre: denn wenn auch diese in der Ausdehnung ihres Wirkungskreises mit den Londonern sich nicht messen können, haben sie doch durch treue Beschäftigung mit den Einzelnen einen trefflichen Einblick in die Madagassenart und eine nüchterne Ansicht vom Stand des Werks gewonnen. Uebrigens haben jetzt die gemäßigt Kirchlichen die Insel geräumt, um der mißlichen Stellung zu entgehen, in die sie zwischen dem neuernannten Bischof und den Londonern gerathen wären.

Aufruf an die Kinder Israel. Von Abraham C. Trisz in Newyork. Aus dem Englischen übersetzt und vermehrt von C. A. Barmen, bei D. B. Wiemann. 1874.

Eine ansprechende Einladung an Israel, die Gründe für die Ansprüche des Christenthums zu prüfen. Darin wird nicht nur die Erfüllung der alttestamentlichen Verheißung in der Geschichte des Neuen Bundes nachgewiesen, sondern auch brüderlich an das friedensbedürftige Herz des Sünders geklopft.



und dann namentlich die Jesuiten nach Malabar kamen, fanden sie die Syrer schon sehr verheidnischt. Unter dem Druck päpstlicher Proselytirsucht und Verfolgung sind sie begreiflicher Weise auch nicht vorwärts gekommen. Vielmehr verlor sich bei ihnen sogar die Erinnerung an ihren frühern kirchlichen Zusammenhang; aus Nestorianern waren sie (a. 1599) zu römischen Katholiken geworden; als sie später (1663) wieder mit der syrischen Kirche Fühlung suchten, geriethen sie an Jakobiten und wurden, ohne es selbst zu merken, Monophysiten.

Neues geistiges Leben wurde der bis zur Leblosigkeit erstarrten Kirche erst gebracht, als 1816 Missionare der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft in ihrer Mitte zu arbeiten anfiengen. Mit evangelischer Schonung war es dabei nicht auf Gründung neuer Gemeinden, sondern lediglich auf eine Reform innerhalb der alten Kirche selbst abgesehen. Eine Zeit lang schien das erwünschte Resultat sich auch recht schön anbahnen zu wollen, namentlich auf dem Wege eines von den Missionaren geleiteten Seminares zur Ausbildung eingeborner Priester, Lehrer und Prediger. Es war ein äußerst merkwürdiges Experiment, das damals von der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft gemacht wurde, eine alte tiefgefallene und fast erstorbene christliche Kirche durch die Erleuchtungs- und Belebungskräfte des Evangeliums gleichsam aus langjährigem Todesschlaf aufzuwecken. Die Bibel wurde in die Landessprache übersetzt, das Evangelium von den Missionaren in und außerhalb der syrischen Kirchen gepredigt, die wissenschaftliche und religiöse Ausbildung des Priesterstandes durch ein ebenfalls von den Missionaren geleitetes, aber in officiellem Zusammenhang mit den kirchlichen Einrichtungen der Syrer stehendes Seminar auf eine nie dagewesene Höhe gestellt. 20 Jahre wurde in dieser Weise gearbeitet, ohne daß man auch nur eine Seele aufgefordert hätte, die syrische Kirche zu verlassen und zum Protestantismus überzutreten. Da trat eine gewaltige Reaktion gegen die von den Ausländern kommende evangelische Strömung ein. Ein bigotter Metran (von Syrien gesandter Bischof), im Verein mit einer dem alten Unwesen mit Leib und Seele ergebenen Partei, gewann die Oberhand, und die Missionare sahen sich mit einmal von jedem regelmäßig und gesetzlich geordneten Einfluß auf den Gang der Dinge in der syrischen Kirche ausgeschlossen. Das Experiment war mißlungen. Es hatte sich gezeigt, daß die Verderbniß

gründlicher und die Finsterniß mächtiger waren, als man sich anfangs vorgestellt hatte.

Was sollte unter solchen Umständen die Missions-Gesellschaft thun? Sie war in ähnlicher Lage, wie Paulus und Barnabas, als sie sich an die Juden gewandt, von diesen aber mit der Einladung zum Glauben ans Evangelium, das ihnen zuerst gepredigt werden müsse, waren abgewiesen worden. Sie verzichteten darauf, die syrische Kirche als solche neu zu beleben; sie wandten sich nun mit der Predigt vom Kreuz einfach wie an die Heiden so auch an die syrischen Christen als an in Sünden und Uebertretungen todte Adamskinder und sammelten die, welche dem Rufe folgten, in eine eigene, neue, evangelische Kirche.

Auf dieser ihrer eigentlichen und direkten Missionsarbeit hat der Segen Gottes seit 1838 nun reichlich geruht. Nicht nur sind in einer ganzen Reihe von protestantischen Gemeinden über 10,000 frühere Heiden und syrische Christen gesammelt worden, sondern gerade aus dem nun von der alten Kirche ganz unabhängig gewordenen Missionsseminar sind auch eine schöne Anzahl junger Leute, fast lauter Syrer, als evangelische Prediger, Evangelisten und Pastoren hervorgegangen. Freilich trat jetzt an diesen übergetretenen Syrern erst recht ans Licht, was von heidnischem und römischem Unwesen und Aberglauben alles in ihnen steckte.

Wie gründlich der heidnische Kastengeist sich ihrer bemächtigt hatte, kann man z. B. daraus abnehmen, daß gerade einer der edelsten evangelischen Männer, die unter ihnen gewirkt haben, zu sagen pflegte: „Einem Syrer ist nie zu trauen. Bis ich ihn todt auf meinem Kirchhof habe, weiß ich nicht, ob er mein ist oder wo er hingehört." Wenn sie schon Jahre lang zum protestantischen Abendmahl gegangen waren, hielten manche dieser übergetretenen Leute noch in der letzten Stunde die priesterliche Fürbitte und das Todtenopfer für nothwendig zum Heil; ja erst auf dem syrischen Begräbnißplatz glaubten sie ganz sicher zu sein. Aber gegen all den nun um so deutlicher zu Tage tretenden Aberglauben konnte von den jeder ängstlichen Rücksicht gegen die syrischen Vorurtheile nun überhobenen Missionaren jetzt mit Kraft und Erfolg gekämpft werden. Und — was das Schönste daran ist — die aus dem alten Schmutze allmählich zu biblischer Reinheit sich erhebende neue Mis-

sionskirche wurde wirklich zu einem Licht und Salz nicht nur für die Heiden, sondern auch für die alte Kirche.

Im Jahre 1870 konnte der Bischof von Madras bezeugen, daß der gegenwärtige Metran Mar Athanasius sich nach der Wiedereröffnung des 1837 aufgelösten theologischen Seminars und überhaupt nach Hebung seiner unwissenden und oft irreligiösen Geistlichkeit sehne. „Ja, mehrere syrische Priester sind entschieden evangelisch gesinnt und arbeiten in ihrem Theil an der Neubelebung ihrer eigenen Kirche. Sie lesen die Liturgie und die heilige Schrift nicht mehr auf Syrisch, sondern auf Malajalam vor, predigen auch in der Landessprache und sind eifrig bemüht, sich selbst und ihre Gemeinden in der Erkenntniß des göttlichen Wortes und in einem darnach eingerichteten Lebenswandel zu fördern.“ Sie weigern sich die aus der römischen Kirche eingeschlichenen Gebete für schon Gestorbene zu sprechen, die Jungfrau Maria und andere Heilige anzurufen, und andere abergläubische Gebräuche zu befolgen. Schon redet man von diesen Fortschrittsmännern ganz offen als von der Reformpartei. Daß es ihnen wirklich ein ganzer Ernst mit ihren evangelischen Bestrebungen ist, dafür spricht wohl am deutlichsten die Thatsache, daß mehrere von ihnen auf eigene Kosten sich im Missionsseminar eine gründlichere Bildung zu verschaffen keinen Anstand genommen haben. Ganz besonders im südlichen Theil des Landes zeigen sich manche Vorboten einer herannahenden Reformation. Man hat mancherlei von der evangelischen Kirche und ihren Einrichtungen gelernt; es sind doch übers ganze Land hunderte von Leuten zerstreut, die in den Missionsschulen erzogen und von Klein auf mit dem Evangelium bekannt gemacht worden sind und nun als ein Sauerteig unter ihren Glaubensgenossen wirken.

Miss. G. Baker schätzt (1873) die Zahl der Namenchristen in Malabar und Trawankor auf etwa 600,000. Darunter sind 283,000 Romosyrer und Lateiner, 300,000 syrische Jakobiten und 20,300 Protestanten. Die Jakobiten (von andern bloß zu 200,000 Seelen angeschlagen) theilen sich nicht nur nach ihrer Richtung in Anhänger des Alten und Angehörige der Reformpartei; sie sind auch durch die Ansprüche streitender Bischöfe — gegenwärtig des englisch gebildeten Athanasius und des streng syrischen Dionysius — scharf gespalten. Nur die Minderzahl der Gemeinden hält sich zum Mar Athanasius; unter ihr sind aber die thätigsten Reformfreunde zu

[redacted]

finden. Ein alter Dr. th., der Maramana Malpan, hat ihre schöne Liturgie von spätern Entstellungen gereinigt; ins Malajalam übersetzt wird sie nun in vielen Kirchen gelesen. Auch das Priesterseminar ist wieder eröffnet, 60 Subdiakonen empfangen darin wirklich guten Unterricht. Einer der Professoren arbeitet im Verein mit anglikanischen und Basler Missionaren an der Revision der Bibelübersetzung. In mehreren Gemeinden, wo früher nur unverstandene Gebete gelesen wurden und die Kirchgänger blos „das Korbana (die Messe) zu sehen giengen", können sie jetzt gute Predigten und Gebete in der eigenen Sprache hören, und fallen mit ihrem „Kyrie Eleison, Amin, Amin" so fröhlich und herzhaft ein, daß man spürt, sie beten wirklich mit. In solchen Gemeinden wurde auch ein Besuch des protestantischen Missionars mit Freuden begrüßt; nicht blos die Leute versammelten sich um ihn massenhaft, geistliche Gespräche zu führen und Antworten auf biblische Fragen zu erhalten, auch Kattanare (Priester) nahmen ihn herzlich und ohne alle Zurückhaltung und Eifersucht auf. Gegenseitige Zuvorkommenheit und Dienstleistung war zwischen den Dienern beider Kirchen mehr selbstverständlicher Brauch als blos erfreuliches Begegniß geworden.*)

---

*) Gerade jetzt weilt sogar der Jakobitische Patriarch Ignatius in England, wo der Erzbischof von Canterbury ihm in einem merkwürdigen Actenstück (vom 15. Sept. 1874) seine Befriedigung darüber ausspricht, daß die verschiedenen Kirchen gegenwärtig einander merklich näher treten, und der Hoffnung auf noch innigere Vereinigung der ganzen Gemeinde Christi Raum gibt. „Der Erzbischof ist durch die Bischöfe von Calcutta und Madras von der Verbindung unterrichtet, welche zwischen dem Stuhl Eurer Heiligkeit und den interessanten Gemeinden der indischen Thomaschristen besteht. Ew. Heiligkeit weiß, welche Anstrengungen in den letzten Jahren innerhalb jener Kirche gemacht worden sind, um eine Reformation gewisser Mißbräuche und eine höhere Bildung der Geistlichkeit und des Volks zu erzielen. — Der Erzbischof dankt Ew. Heiligkeit sehr für Ihre Mittheilung über die bedauerlichen Zwistigkeiten in jener Kirche und hofft, daß Sie den Einfluß, welchen Sie über die Glieder jener Körperschaft besitzen, dazu benützen mögen die Hände derjenigen zu stärken, welche im Einklang mit den englischen Bischöfen von Calcutta und Madras, und dem britischen Residenten in Trawankor zu handeln geneigt sind. — Der Erzbischof beklagt, daß die Gegenwart von zwei Geistlichen, welche das Metranamt ansprechen, ein Schisma in jener Kirche veranlaßt hat. Der Bischof von Calcutta sprach die Ansicht aus, Mar Athanasius, und nicht Mar Dionysius, sollte in seinem Anspruch auf die Metranwürde unterstützt werden; und der Erzbischof glaubt auch, daß die Sache der wahren Religion in den Händen des Mar Athanasius gesicherter ist, weil



Unter solchen Umständen scheint es fast, als bedürfe es blos des zündenden Funkens, um ein neues Feuer des Geistes in der syrischen Kirche anzuzünden. Ja, vielleicht ist dieser Funke bereits gefallen. Seit einem Jahr laufen Nachrichten von einer Erweckung und Geistesbewegung aus Trawankor ein, welche wohl geeignet sind, uns mit den schönsten Hoffnungen zu erfüllen. Wir fassen im Folgenden zusammen, was bis jetzt über diese Bewegung bekannt geworden ist.

Wie das so oft der Fall bei Erweckungen ist, waren es auch hier nicht die einheimischen, gewöhnlichen Prediger und Pastoren, von welchen der Anstoß zu einer evangelischen Geistesbewegung gegeben wurde, sondern einige von keinem Menschen berufene, geschweige denn angestellte Laien aus Tinneweli. J. C. Arulappen nämlich,

---

dieser das Zutrauen der Mehrzahl in der Kirche hat (?) und das Princip ihrer Unabhängigkeit und Selbstreformirung vertritt." — Schließlich aber wagt es der Erzbischof dem Patriarchen den Rath zu geben, seine blos nominelle Autorität über eine so ferne Kirche fallen zu lassen, damit dieselbe sich ihre eigenen Bischöfe wähle. So habe auch Canterbury viele Bischöfe in die Ferne gesandt (es bestehen jetzt etwa 170 anglikanische Bisthümer in allen Welttheilen), die alle mit dem Stuhl des hl. Augustinus noch innig verbunden, aber in den meisten Punkten von ihm unabhängig gestellt seien, indem die von ihnen gestifteten Kirchen sich selbst verwalten.

Darauf antwortete aber der syrische Patriarch, indem er sich für die genossene Gastfreundschaft bedankte, womit der Erzbischof ihn „in dem Meer seiner Güte ertränkt habe", Folgendes: 1) Von einer Unabhängigkeit der syrischen Kirche in Indien müsse jedenfalls völlig abgesehen werden; denn in ihrer Kirche dürfe ein für allemal kein Bischof einen Bischof weihen, ja 100 Bischöfe zusammen vermögen das nicht, sondern allein der Patriarch. So habe es die syrische Kirche seit den Tagen des Apostels Petrus gehalten und sie dürfe ihre Ordnungen nicht aufgeben. 2) Gerade der vom Erzbischof empfohlene Athanasius verursache allen Zwist unter den Thomaschristen Indiens, indem er die alten Bräuche der Kirche ändere und seinen Oberen nicht gehorche, wofür er schon vom Patriarchen Elias, von dessen Nachfolger Jakub, und endlich von ihm selbst abgesetzt und exkommunicirt worden sei. Wenn derselbe ein Syrer sei, so möge er sich den Gesetzen der Syrer unterwerfen; folge er aber einer andern Kirche, so möge er die ihrige verlassen und sich der von ihm vorgezogenen anschließen. Könnte der Erzbischof ihm, dem Patriarchen, in dieser Richtung beistehen und zur Heilung der in Indien herrschenden Zwietracht beitragen, so würde die „Wurzel der Liebe die erwünschteste Frucht tragen." Augenscheinlich hoffte der Patriarch durch seinen Besuch in England die Mitwirkung der englischen Behörden zur Beseitigung des Metran Athanasius zu gewinnen.

[redacted]

ein Schüler von Rhenius und später Freund des seligen Groves, ein ungewöhnlich ernster und eifriger Prediger des Evangeliums unter seinen heidnischen Landsleuten, gründete ums Jahr 1840 unter dem Namen Christianpettei eine christliche Niederlassung in Tinneweli, eine Art Brüdergemeinde, von welcher schon mancher Segen ausgegangen ist, namentlich in den Jahren 1860 und 1861, als durch einen großen Theil jenes Distrikts eine gründliche Erweckung viele Seelen zu Jesu führte oder trieb. Arulappen selbst nun ist 1868 heimgegangen und ruht jetzt von seinen Werken, aber mehrere seiner Söhne und auch einige weibliche Glieder der Familie, welche scheint's den Geist des Vaters überkommen haben, reisen jetzt noch herum und zeugen, wo sie hinkommen, von Christo, dem Sohne Gottes, der die Welt erlöst hat und wiederkommen wird sie zu richten. Nicht immer verfahren sie mit der gehörigen Weisheit, sind aber in ihrer Art das Leiden und Sterben Jesu sowie Seine glorreiche Wiederkunft zu verkündigen so eindringlich, daß manches Herz von der Macht ihrer eigenen Ueberzeugung mitergriffen wird.

Einige von diesen Evangelisten waren im Lauf des Jahres 1873 oder schon früher auch nach Trawankor gekommen. Im Juli, August und September des vorigen Jahres fieng man an, außerordentliche Wirkungen ihrer Predigt unter den syrischen Christen wahrzunehmen. So in Neranam. Die Leute, welche mit Staunen und Schrecken die Botschaft von der bevorstehenden Wiederkunft Christi vernommen hatten, begannen zu weinen und zu klagen, schlugen an ihre Brust und sagten: „Wir sind keine Christen gewesen, wir haben den Zorn Gottes verdient, so kann der Herr uns nicht annehmen, wenn Er heute kommt.“ Da wurde ihnen nun aus der Bibel allerhand Trost gesagt, nicht immer der beste und sicherste, aber doch aus der Bibel, so daß ein Forschen und Suchen in der hl. Schrift anfieng. In vielen Häusern wurde nun auch gebetet, was früher kein Syrer aus dem Herzen zu thun verstanden hätte.

Diese Vorgänge spornten, wie es scheint, zwei Brüder, früher heidnische Brahmanen, jetzt christliche Prediger im Dienst der englisch-kirchlichen Mission in Mawelikara, zu neuem Eifer an. Mit mehr als gewöhnlichem Ernst wendeten sie sich an die Syrer und Heiden der Nachbarschaft, durften, da sie in allgemeinem Ansehen standen, sogar in den syrischen Kirchen predigen und wurden vom



Herren so gesegnet, daß durch ihren Dienst nicht wenige, Geistliche wie Laien, zu neuem Leben erweckt wurden.

Namentlich ward die Kirche in Kajankulam vom Feuer des Geistes ergriffen: mehrere bis dahin ganz gleichgültige und ungeistliche Priester wurden aus ihrem Schlaf aufgerüttelt, bekannten ihre Sünden und fiengen ein neues Leben des Glaubens und Gebetes an, ja begannen auch, ihren Gemeindegliedern und den umwohnenden Heiden gegenüber ihrer lang vernachlässigten Pflicht eingedenk zu sein. Da an diesem lebhaften Handelsplatz eine syrische Gemeinde von 1000 Seelen besteht neben römisch-syrischen Christen, Muhammedanern und Hindus, so kann man sich denken, daß die Veränderung, welche mit allen 7 Priestern der Gemeinde vorgegangen war, nicht ohne großen Eindruck und Wirkung vorübergieng. Aehnliches wie die Priester erfahren, kam zunächst über 100 Gemeindeglieder, und von 50 konnte man mit Zuversicht als von Bekehrten sprechen. Einige der Priester verstehen Tamil, Andere wollen es lernen, um die in dieser Sprache vorhandenen christlichen Bücher lesen zu können. Vor diesen Ereignissen kam in Kajankulam außer an Sonn- und Festtagen kein Mensch in die Kirche, jetzt finden sich täglich außer einer zahlreichen Morgenversammlung mindestens 100 Personen zu einem Abendgottesdienst ein, wobei immer zwei Kapitel aus der Bibel gelesen, Lieder gesungen und freie Gebete gesprochen werden und abwechslungsweise einer der Priester eine erbauliche Anrede hält.

Als Missionar Caley am Anfang der Erweckungszeit einer dieser Zusammenkünfte beiwohnte, fand er hunderte in grenzenloser Aufregung beisammen, zum Theil sich krampfhaft auf dem Boden wälzend, zum Theil nach Gnade schreiend. Später verschwanden diese bedenklichen Erscheinungen und die Bewegung kam in ein ruhigeres Geleise. Missionar Fenn z. B., aus dessen Bericht wir später noch mehr anführen werden, fand Ende Dezember über 250 Personen in der Kirche von Kajankulam anwesend, denen er auf die Bitte der Priester eine Ansprache halten sollte. Zuerst las einer derselben die zwei üblichen Kapitel, aber nicht aus der syrischen, sondern aus Bailey's Malajalam-Bibel, laut und verständlich. Dann folgten einige Gesänge, in welche die ganze Gemeinde lebhaft mit einstimmte, wie sie dann auch am Schluß eines jeden freien Herzensgebetes alle im Chor das Gebet des Herrn sprachen und außerdem

nach jeder einzelnen Bitte wie aus einem Munde das aus der Tiefe zu Gott aufsteigende Kartawe! (o Herr!) riefen. Während des zweiten Herzensgebetes, das von einem Gemeindeglied dargebracht wurde, nahm dieser Eifer, entsprechend der etwas leidenschaftlichen Sprache des Beters, schon die verwirrende Gestalt unartikulirter Laute und ordnungslosen Durcheinanderschreiens an, so daß die Stimme des Vorbetenden übertönt worden wäre, wenn er nicht den Takt gehabt hätte, zu rechter Zeit Amen zu sagen. Dann sprach ich, so schließt Fenn, über Phil. 1, 8 und Hebr. 6, 1. Sie hörten sehr aufmerksam zu und schienen mein Tamil vollkommen zu verstehn.

Zuweilen kam es auch vor, daß ohne besondere Veranlassung oder Aufforderung von außen einzelne Personen mächtig aufgerüttelt und zur Erkenntniß ihrer Sünden gebracht wurden. So in Manguri, wo es im Juli v. J. geschah, daß eine zur evangelischen Missionsgemeinde gehörige, aber nicht im Rufe großer Frömmigkeit stehende Frau durch einen merkwürdigen Traum erweckt wurde. Vom Himmel sah sie eine schwere schwarze Wolke bis auf ihren Nacken herabhängen und hörte dabei eine Stimme: „Wenn Du nicht Buße thust, wirst Du verderben". Um dieselbe Zeit wurde aber auch die aufrichtig fromme Frau eines eingebornen Evangelisten durch ein ähnliches Traumgesicht erschüttert. Die beiden kamen nun zusammen und beteten miteinander. Kurz darauf brach der Schullehrer der kirchlichen Mission in Kattanam zitternd unter dem Gefühl seiner Sündenlast zusammen; auch einige Andere wurden ähnlich ergriffen. Bald darnach kamen sie in Berührung mit den Leuten in Kajankulam, wodurch die einmal angefachte Flamme noch heller zu lodern anfieng. Die Bewegung pflanzte sich nach Tschenganur, Edattuwa, Kartigapalli u. s. w. fort. Anfangs September fieng es auch in Tschenkulam an sich zu regen, südöstlich von Kollam (Quilon), im Gebiet der Londoner Missions-Gesellschaft; und zwar war hier der syrische Priester selbst die erste Person, welche erweckt wurde: als er gerade in der Kirche war und das feierliche Meßopfer darbrachte, fieng er mit einemmal an zu zittern und sprach mit solch' innerer Bewegtheit und Nachdrücklichkeit, daß alle Anwesenden unwillkürlich mitergriffen wurden, zu seufzen und zu weinen, in einigen Fällen auch laut zu schreien, mit den Füßen den Boden zu stampfen, mit den Händen heftig an ihre Brust zu schlagen anfiengen.

Aehnlich gieng es an mehreren anderen Orten. Natürlich mischte sich hie und da Betrug und Heuchelei in die im ganzen lautere und aufrichtige Bewegung der erweckten Gemüther ein. Einmal kam es z. B. vor, daß ein Knabe vorgab, er rede — wahrscheinlich infolge göttlicher Inspiration — Englisch, während er doch nichts that, als Unsinn babbeln.

An gewissen Orten sind die unnatürlich oder übernatürlich scheinenden Körperbewegungen und Krämpfe der Leute auch so auffallend gewesen, daß nicht nur heidnische, sondern auch christliche Eingeborne dieselben dämonischen Kräften zuschreiben zu müssen glaubten. In Wirklichkeit kam aber nichts vor, was sich nicht aus ganz natürlichen Ursachen im Zusammenhang mit religiöser Aufregung und leiblicher Schwäche erklären ließe. Ueberdies stimmen die zuverlässigsten Augenzeugen darin überein, daß all' diese äußeren Dinge durchaus nicht das Wesentliche an der ganzen Sache, sondern zufällige, bald wieder verschwindende Erscheinungen seien, wie sie bei Erweckungen ja nicht selten aufzutreten pflegen.

So schreibt ein eingeborner Geistlicher aus der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft unter dem 23. Januar d. J. über das, was er gesehn und gehört, wie folgt: „Die Erweckung ist mehr oder weniger überall von denselben äußeren Erscheinungen begleitet gewesen, wie Schlagen der Brust, lautes Jammern, Seufzen und in einigen wenigen Fällen sogar Ohnmachten; einige Personen verstellen auch ihre Gebärden und machen die wunderlichsten Bewegungen mit Händen, Füßen und dem ganzen Körper. Diese Aufgeregtheit dauert gewöhnlich 3 oder 4 Wochen, während welcher Zeit die Leute ihre weltlichen Beschäftigungen aufgeben und Tag und Nacht mit Gebet und Schriftbetrachtung zubringen. So viel ich weiß gibt jetzt niemand mehr vor, Träume oder irgend welche andere Offenbarungen zu haben, wie früher in Tschenkulam und sonst. In einzelnen Fällen sind stark aufgeregte Personen auch noch später in solche Dinge zurückgefallen. Im Allgemeinen aber sind die Wirkungen dieser Erweckung entschieden gute, da viele lasterhafte Individuen gebessert, Kastenvorurtheile aufgegeben worden sind u. s. w.

„Einige Kattanars und auch Laien machen regelmäßige Predigtgänge in allen Richtungen, vorzugsweise freilich bloß an ihren eignen Glaubensgenossen arbeitend. An einem Ort soll sogar die ganze Einwohnerschaft, bestehend aus etwa 70 Familien, sich in Abthei-

lungen von je 12 Personen organisirt haben, welche von Woche zu Woche mit einander abwechselnd zum Predigen herumziehen."

Hiermit stimmt ein längerer Bericht von Missionar Fenn aus der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft überein, dem wir bereits einige der obigen Mittheilungen entnommen haben. Eine Reise, die er durch das von der Erweckung heimgesuchte Gebiet machte, beschreibt er in folgender Weise:

„Sonnabend, den 6. Dezember, begleitete ich Hrn. Baker ins Syrische Kollegium nach Kottajam, wo wir vom Malpan (Dr. theol.) Philippos einige Nachrichten über die Erweckung hörten. Philippos ist ein hervorragender Mann und einer von den zwei Abgeordneten der syrischen Kirche für die Kommission, welche gegenwärtig damit beschäftigt ist, die Malajalam-Uebersetzung des Neuen Testaments zu revidiren. Er war gerade von einem Besuche zurückgekehrt, den er in einer syrischen Gemeinde gemacht hatte, wo der Priester so in Streit mit seiner Heerde gerathen war, daß man zur Aufrechterhaltung des Friedens den heidnischen Amtmann hatte zu Hilfe rufen müssen, obgleich die Streitigkeiten ganz kirchlicher Art waren, indem die Gemeinde der Reformbewegung günstig, der Priester ihr zuwider war. Philippos hatte die Leute besänftigt und den Priester zur Nachgiebigkeit gegen die gerechten Forderungen der Gemeinde bewogen. Erst später fand ich, daß letztere eine von den erweckten Gemeinden ist. Er sagte uns, daß in etwa 12 Gemeinden gegen 1000 Familien von der Bewegung ergriffen seien. Mit großer Lebendigkeit erzählte er von einer jungen Witwe von ungefähr 23 Jahren, die erweckt worden war und deren Angesicht vom Glanze ihrer neuen Freude widerstrahlte, wenn sie von Christo sprach. Sie habe ausgesehen, meinte der Malpan, als wenn sie gerade eben mit Ihm von Angesicht zu Angesicht geredet hätte.

„Den Metran Mar Athanasius sah ich nicht: er war auf einer Visitationsreise nördlich von Kotschin. Man sagt, er habe einen sehr angemessenen Hirtenbrief aus Veranlassung der Erweckung ausgehen lassen, auch soll er den zwei tamilischen Evangelisten Erlaubniß gegeben haben, in seinen Gemeinden und Kirchen zu predigen, wenn sie versprechen, sich aller Extravaganzen zu enthalten."

Zu dem hier erwähnten Hirtenbrief schreibt Mar Athanasius wie folgt: „Unser Gott hat gegenwärtig auf uns herabgesehn und unsre Kirche und unser Gemeinwesen nach seiner Gnade in unsrem

Herrn Jesu Christo heimgesucht. Er, dessen Verheißungen unveränderlich fest stehen, hat angefangen seine Knechte vom Sündenschlaf aufzuwecken durch die Ausgießung seines heiligen Geistes. Seit wir von dem wunderbaren Thun unseres gnädigen Vaters unter Euch gehört, hat unser Herz sich gefreut und ist erquickt worden; deßwegen geben wir seinem großen und heiligen Namen Dank und Ehre und Lob, bitten Ihn auch inständigst, daß Er seinen Geist noch reichlicher auf Euch ausgießen, Euch in alle Wahrheit leiten und Euch bewahren möchte vor den Nachstellungen des Satans. Liebe Kinder, der Herr weiß, daß wir selbst, schwach und sündig wie wir sind, mit starkem Flehen und vielen Thränen vor dem Gnadenstuhle Gottes um Kraft und Weisheit gebeten haben, um das Werk in dieser unsrer Kirche, auf welche der heilige Geist gefallen ist, recht zu leiten. Lasset uns keinen unsrer Brüder verachten oder bespötteln. Betet für die Brüder, daß der Herr in ihnen wirken möge und sie auch seine Erlösung genießen möchten. Auch in hiesiger Gegend haben einige angefangen die heilige Schrift zu lesen und halten an am Gebet. Vergesset nicht zu beten, daß der Herr viele solche erwecken und sein Werk kräftiglich fördern möchte."

Am 12. Dezember besuchte Missionar Fenn mit Baker dann Pudupalli, ein Dorf in der Nähe von Kottajam. Die dortige schöne und große Kirche, die weithin ins Land hinein sichtbar ist, wird alle Jahr am Feste des h. Georg, dem sie geweiht ist, von tausend und aber tausend Wallfahrern besucht. Auch an diesem Hauptsitz des Bilderdienstes und gröbsten Aberglaubens fand Miss. Fenn viele Gemeindeglieder, welche von ganz neuem heiligen Eifer für ihr eigenes Seelenheil sowie für das geistliche Wohl anderer beseelt waren.

„Unterwegs schon, so erzählt er weiter, waren wir von einem dieser Erweckten, einem Mann in den besten Jahren, aufs Herzlichste und Ehrerbietigste begrüßt worden. Er stand gerade unter einem Schuppen bei einem der großen Wasserräder, durch welche hier die Reisfelder bewässert werden, mit der Brille auf seiner Nase und einem Neuen Testament in der Hand, den umstehenden Arbeitern daraus vorlesend. Er ist der Bruder eines in der Nachbarschaft wohnenden Priesters und einer von denen, welche ohne menschlichen Auftrag und Anstellung für den Herrn arbeiten. In der Nähe der Kirche wurde ich auf einen anderen angesehenen Syrer aufmerksam

[redacted]

gemacht, der in ähnlicher Weise seinen Eifer bethätigen soll. Unser eigentlicher Besuch aber galt einer unsrer eignen Gemeinden in der Nähe von Pudupalli, wo einer unsrer eingebornen Pastoren mit einem jungen syrischen Priester in einer theils aus Syrern, theils aus Sklaven bestehenden, gegen 150 Seelen zählenden Zuhörerschaft auf uns wartete. Nach einem kurzen Gottesdienst und einer Ansprache von Hrn. Baker, konnten wir uns gemüthlich mit den Leuten unterhalten. Zuerst baten sie mich, ihnen etwas von Palästina zu erzählen, das ich ja mit eigenen Augen gesehen habe. Dann sprachen sie von der Erweckung und wünschten zu erfahren, was wir von den krampfhaften und anderen auffallenden äußeren Erscheinungen dabei dachten. Ich sagte ihnen, was ich im Jahre 1860 in Tinneweli und besonders im Dorfe Ukkirankotei sowohl von physischen Symptomen dieser Art, als auch von angeblichen Wunderwirkungen einerseits und aufrichtigen Bekehrungen andrerseits gesehen hatte. Ich konnte bezeugen, daß alles bloß Aeußerliche und Gefühlige daran schnell wieder verschwunden sei, das wahrhaft Innerliche aber bleibende Frucht getragen. Diese Mittheilungen schienen sie zufriedenzustellen. Unter Anderem fragten sie auch Hrn. Baker um Rath, wie sie es mit einigen Bekehrten aus der Sklavenkaste halten sollten, die sich ihnen vor kurzem angeschlossen; sollte man ein besonderes Kirchlein für sie bauen oder sie in das bisherige Gemeinde-Gotteshaus kommen lassen? In letzterem Falle wäre zu befürchten gewesen, daß man den eigentlichen Syrern großen Anstoß geben und dadurch allen Einfluß auf sie verlieren würde.

Später giengen wir zur berühmten Kirche in Pudupalli selbst. Der Pfarrer und ein ältlicher Priester kamen uns entgegen. Ungefähr 40—50 Leute sammelten sich um uns. Der Pfarrer gilt für einen Gegner nicht nur der jetzigen Erweckung, sondern der Reformbewegung überhaupt; aber jener erweckte Laie, an dem wir erst vorübergegangen waren, befand sich auch unter den Gekommenen und machte den Vorschlag, ich solle einige Worte auf Tamil sagen. Der Pfarrer stimmte sogleich bei und so sprach ich denn von dem Lesepult aus, der auf den Stufen des Altarplatzes etwas erhöht stand. Die Zuhörer waren sehr aufmerksam; ich redete etwa 5 Minuten, sie dringend auffordernd, doch die Gnade Gottes zu suchen. Ehe wir fortgiengen, nahm Hr. Baker dem Pfarrer das feierliche Versprechen ab, daß wir des Sonntags predigen dürften. Gerade in

dieser Gegend sind die Bibel= und Gebetsstunden schon lange zahlreich besucht worden. Der junge Priester, der soeben an unserm evangelischen Gottesdienst mit Theil genommen hatte, ist einer von denen, welche sich thätig für dieselben interessiren.

Am 17. Dezember in Tiruwilla, traf ich den bekannten reichen Mann von Mepra, der früher in beständige Prozesse mit seiner Familie verwickelt, jetzt nach seiner Bekehrung einem heidnischen Gutsbesitzer das Land zurückgegeben hat, welches er ihm durch allerlei Intriguen einst abgenommen hatte. Dieser Mann ist eine der in die Augen fallendsten Früchte der Erweckung. Er wohnt eine Stunde von Tiruwilla, und Hr. Johnson und Caley kannten ihn gut, da er öfters ins Missionshaus zu kommen pflegte. Diesmal kam er als ein neuer Mensch. Es war das erste Mal, daß Herr und Frau Caley ihn seit der großen Veränderung wiedersahen, welche mit ihm vorgegangen war. Sein ganz verändertes Aussehen fiel ihnen sehr auf. Er war früher eine wohlbeleibte, prahlerisch und hoch einherstolzirende Gestalt gewesen; um religiöse Unterhaltungen hatte er sich nie gekümmert. Jetzt sah man es ihm an, daß er einen schweren inneren Kampf durchgemacht; sein Benehmen war so kindlich und demüthig. Es war schwer in ihm denselben Menschen zu erkennen, der er früher gewesen war. Gleich nach seiner Bekehrung vor nun zwei Monaten, fieng er an herumzugehn und mit den Leuten über ihre Seelen zu reden. Wir fragten, ob er Frieden habe. Nein, sagte er, er habe große Sorgen auf dem Herzen. Warum? Er zweifle doch nicht an der sündenvergebenden Gnade Gottes! Nein, daran habe er keinen Zweifel. Er wisse, daß Christus für seine Sünden gestorben sei; aber wenn er wieder an diese seine Sünden denke, so werde er sehr betrübt und habe wenig Frieden. Er hörte mit der größten Aufmerksamkeit zu, als wir seinen Begleiter, einen jungen Mann, anwiesen die Stellen Jes. 1, 18; 43, 25; 44, 22; 55, 7 und Micha 7, 18. 19 zu lesen. Er schien sehr dankbar dafür zu sein. Dann bat er uns ein Tamil-Lied vorsingen zu dürfen und wünschte endlich, wir möchten beim Beamten ein gutes Wort für ihn einlegen, damit er Erlaubniß erhalte, das Gefängniß in Tiruwilla zu besuchen, um zu den dortigen Sträflingen, ungefähr 150 an der Zahl, von ihrem Seelenheil zu reden. Wir sagten ihm, wie wenig Aussicht er habe, diese Erlaubniß zu erhalten, falls die Gefangenen nicht syrische Christen seien. Aber

rührend war es, diesen Mann zu sehen, der vor Kurzem noch so reich und großthuerisch gewesen war, und jetzt zu den Niedrigsten und Schlechtesten gehn wollte, um ihre Seelen zu erretten! Jeder, der ihn gekannt hat, ist über den gewaltigen Umschwung erstaunt.

19. Dezember. Wir ritten von Tiruwilla nach Tschenganur hinüber. Hier ist eine große syrische Kirche; als wir uns derselben näherten, begegneten sonderbare Laute unsrem Ohr und im Inneren fanden wir eine Versammlung von mehr als 200 Personen, darunter 50 — 60 Frauen, alle knieend und in einem Zustand wilder Aufregung. Einige fuhren mit ihren Armen in der Luft herum, leidenschaftliche Rufe ausstoßend, Andere schüttelten sich und zitterten in allen Gliedern, Andere warfen sich hin und her, ihren Körper in allerlei sonderbare und unnatürliche Stellungen bringend, während reichliche Thränen über ihre Wangen flossen. Wir schritten durch die Reihen hindurch, bis wir an die Stufen kamen, welche auf den Altarplatz führen. Hier fanden wir, zur Gemeinde gewandt, drei Priester und zwei Unter-Diakonen auf den Knieen; einer von ihnen las aus einem Buche, wahrscheinlich der syrischen Liturgie, Gebete vor und zwar mit so lauter Stimme, als er nur konnte; trotzdem war es unmöglich, ihn auch nur aus ein paar Schritt Entfernung zu verstehen, weil das Geschrei und Gewinsel der jammernden Leute ihn weit übertönte. Hr. Itty, einer unsrer Malajalam-Geistlichen, war auch anwesend, da dieser Ort zu seinem Pastorat gehört. Indessen dauerte die Verwirrung in sehr unerbaulicher Weise fort, so daß wir den lesenden Priester baten, inne zu halten, und dann mit ihm und einigen Anderen die Leute zu beruhigen versuchten. Nun hielt ich eine kurze englische Ansprache, welche Hr. Itty übersetzte. Ich erinnerte sie an Gottes Versicherungen, daß Er vergeben wolle, und machte sie darauf aufmerksam, welche Unehre wir Ihm anthun, wenn wir beim Gedanken an unsre drückende Sünden-Last es versäumen, Ihn beim Wort zu nehmen. Es war erfreulich zu sehen, wie die Leute sich anstrengten, ihre Gefühle niederzuhalten und wie aufmerksam sie auf das Gesagte lauschten. Dschako, der bekannte Evangelist, ein bekehrter Brahmane, der mit uns in die Kirche eingetreten war, sprach nun ein freies Gebet auf Malajalam und, nachdem man noch ein Lied gesungen, zerstreute sich die Menge — aber nur auf kurze Zeit. Es war ein Fasttag, und die Priester sagten uns, daß man bald wieder zusammenkommen werde. Wir

begaben uns in ein anstoßendes Zimmer, um etwas zu essen, und hatten sehr interessante Gespräche mit den Priestern, Unterdiakonen, Hrn. Itty und dem Evangelisten. Sie sagten uns z. B., daß jede Erwähnung der Leiden unseres Heilandes solch heftige Ausbrüche des Schmerzes bei den Leuten hervorrufe und daß dieser Schmerz sich nicht nur auf Sein bloßes Leiden, sondern auf Sein Leiden, als für unsere Sünden erduldet, beziehe. Wir beriethen uns nun darüber, welche Schriftabschnitte wohl am passendsten für diese Erweckten sein möchten.

Unterdessen sammelten die Leute sich schon wieder, während wir noch am Essen saßen. Bald vernahmen wir die Stimme gemeinschaftlichen Gebetes, dann eine Ansprache von einem unsrer Freunde, dann ein freies Gebet von einem Anderen, dann ein Lied, dann wieder ein Gebet, diesmal von einem aus der Gemeinde gesprochen, dann das gemeinsame laute Sprechen des Unser-Vaters. Unterdessen waren wir auch in die Kirche zurückgekehrt. Sie baten uns den ganzen Tag zu bleiben. Das konnten wir wegen anderer Geschäfte nicht thun. Dagegen sprach ich auf ihr Ansuchen und betete auf Tamil. Meine Rede gieng von Apost.-Gesch. 5, 31 aus, indem ich zeigte, wie die eine Hälfte dieses Wortes sich an ihnen erfüllt habe. Von seinem Thron zur rechten Hand des Vaters habe der Fürst Christus ihnen Buße gegeben. Nun sollten sie zuversichtlich auch die andere Hälfte — Vergebung der Sünden — von ihm erwarten. Nach einem kurzen Gebet wurde dann auch dieser Gottesdienst, wie die vorhergehenden, mit dem Unser-Vater und einem Liede beschlossen. Es war rührend zu sehen, mit welch' innerer Betheiligung die Priester das alles mitmachten. Einer derselben war aus größerer Entfernung von einem Orte gekommen, wo die Erweckung, wenigstens soviel man äußerlich sehen kann, bereits etwas nachgelassen hat, die Wirkungen derselben aber im Eifer der Liebe und der Erkenntniß der Gemeinde fortdauern. Es war er, den wir damals mit lauter und heller Stimme ein so herzergreifendes, schriftgemäßes Gebet hatten sprechen hören, ehe wir die Kirche zum zweiten Mal betraten.

20. Dezember. Heute brachten wir einige Stunden in Kattanam zu und zwar im Hause des Pastors M. Wirghese, in dessen Pfarrbezirk die Erweckung angefangen hatte. Von ihm erfuhr ich das Wichtigste über die Entstehung und den Fortgang der ganzen Bewegung.

Jetzt sollen im Ganzen neun zur englisch-kirchlichen Mission und 13 zur syrischen Kirche gehörige Gemeinden von derselben ergriffen sein.

Am Nachmittag brachten wir eine Stunde in Manguri zu, wo ich Gelegenheit hatte, den einen der zwei Brüder, welche hier als Evangelisten einen hervorragenden Antheil an der Erweckung genommen, kennen zu lernen. Auf meine Frage, welches außer dem Leidtragen über die eigene Sünde die Früchte dieser Bewegung seien, meinte er: Eifer in der Verkündigung des Evangeliums, Wachsamkeit gegen geistlichen Hochmuth und Versöhnung derer, die früher in Unfrieden miteinander lebten. Er sprach auch davon, daß bei mehreren Gelegenheiten junge Knaben in den Versammlungen aufgestanden seien und bewegliche Ansprachen gehalten haben. Natürlich drückten Hr. Caley und ich unsere Zweifel aus, ob es auch angemessen und rathsam sei, solche Dinge zu gestatten.

Fragt man nach der Zahl der Bekehrten, so ist es begreiflicher Weise nicht möglich eine solche anzugeben; aber aus dem, was ich von mehreren syrischen Gemeinden vernommen habe, schließe ich, daß durchschnittlich an jedem der betheiligten Orte etwa 50—100 Personen zu den wahrhaft Erweckten gezählt werden können. Unsre eignen Missionsgemeinden, welche auch an diesem Segen Theil bekommen haben, sind ja viel kleiner, und vielleicht sind es der Erweckten nicht mehr als je 10 oder 15. Sehr merkwürdig ist das neue Interesse, das die Leute jetzt am Gesang nehmen. Die Melodieen sind meist tamilischen Ursprungs. Die jetzt allgemein gesungenen und während der Erweckungszeit von einem jüngeren Bruder des vorhin erwähnten Evangelisten-Brüderpaares gedichteten Gesänge sind 5 an der Zahl. Sie sind in vielen, vielen Exemplaren verkauft worden und haben sich eines außerordentlichen Beifalls zu erfreuen. Sie sind auch ganz dazu geeignet, den erregten Gefühlen des Volkes einen entsprechenden Ausdruck zu verschaffen, und während unsre englischen Melodieen von den eingebornen Gemeinden kaum gelernt werden können, bürgern sich diese Tamil-Weisen fast von selbst bei den Leuten ein und werden, wenn nur eine kräftige Stimme vorsingt, von hunderten fehlerlos und mit Leichtigkeit nachgesungen.

Die Bewegung ist natürlich von größter Bedeutung, doch darf man ihre Tragweite und Ausdehnung nicht überschätzen. Auf der

einen Seite sind z. B. die Priester in Kajankulam etwas ängstlich in Betreff der Einführung bleibender Reformen. Sie meinen, daß wenn sie die reformirte Liturgie, welche der Kattanar von Tiruwilla herausgegeben hat, einführen, die konservativen Syrer sich daran, als an etwas nach der englischen Kirche Schmeckendem stoßen würden, obgleich diese Liturgie nichts enthält, was sie nicht billigen und selbst schon üben, wie dieselbe denn auch bereits in mehreren anderen Gemeinden eingeführt worden ist. Auf der anderen Seite kommt mir vor, daß sie dem freien Herzensgebet eine zu bedeutende Stelle im Gottesdienst einräumen und dasselbe in einer Weise üben, welche vielmehr geeignet scheint, die Gegner zu ärgern, als irgend eine Liturgie. Es wäre daher sehr wünschenswerth, wenn der Metran eine zum täglichen Gebrauch bestimmte einfache Form des Gebetes einführen würde, an welche dann nach Bedürfniß das Herzensgebet sich anschließen dürfte.

Ein erfreuliches Zeichen ist es, daß unsre eignen Missionspastoren überall mit großer Ehrerbietung aufgenommen werden und daher einen großen Einfluß auf die Priester und ihre Gemeinden ausüben.

In vielen Fällen scheint es den Erweckten zu gehen wie jenem vorher erwähnten reichen Mann in Mepra, daß sie nämlich nicht recht verstehen können, daß die Freude am Herrn ihre Stärke sein sollte. Sie bleiben wie geflissentlich beim Sündengefühl und bei der Traurigkeit stehen, und verharren daher viel zu lange im ersten Stadium des neuen christlichen Lebens. Ein ungünstiges Zeichen ist es auch, daß Tag für Tag die nämlichen physischen Erscheinungen bei den gleichen Personen sich einstellen, und daß mehrere Leute immer wieder so laut weinen und schreien, daß man darüber die Stimme des Vorlesers oder Vorbeters gar nicht mehr hören kann. Leicht könnte diesem Uebel Einhalt gethan werden, aber leider betrachten die leitenden Personen es selber nicht als ein solches, sondern wenn auch nicht gerade als etwas Uebernatürliches, so doch als ein vom heiligen Geist benutztes Gnadenmittel. Doch muß auch gesagt werden, daß an Orten, wo die Erweckung schon 3 Monate alt ist, diese Dinge verschwunden sind.

Die Gebete der christlichen Kirche sollten jetzt ganz speciell auf diese neu erweckten syrischen Christen gerichtet werden. Denn es ist eben von der allergrößten Bedeutung, daß diese Bewegung in die rechten Bahnen gelenkt wird, um mit der seit einigen Jahren vor-

[redacted]

handenen Reformströmung zusammen in der ganzen syrischen Kirche eine gründliche Erneuerung zu Stande zu bringen. Nie ist die Erreichung dieses Zieles, nach welchem vor 60 Jahren unsre Väter sich so angelegentlich ausgestreckt haben, uns näher gewesen, als in diesem Augenblick. Wir sollten dafür beten und es gläubig erwarten, — bei Gott ist kein Ding unmöglich.

Ein wichtiger Dienst, den wir der syrischen Kirche jetzt leisten könnten, wäre die Herausgabe einer vollständigen Bibelerklärung, nach welcher viele von ihnen sich aufrichtig sehnen und welche zahlreichen Absatz finden würde, wenn in leicht zugänglicher Gestalt dem Volke dargeboten. Theile eines solchen Bibelwerks sind bereits erschienen, so Matthäus, der Brief an die Römer, die erste Epistel an die Korinther, während andere Stücke, wie Markus, Lukas und die Apost.-Gesch. im Manuscript fertig sind. Wären Mittel zum Druck da, so könnte man die schon erschienenen Abschnitte in revidirter Ausgabe und ohne Beigabe des Textes wieder auflegen und billig verkaufen; die Missionare in Kottajam und einige der tüchtigsten eingebornen Geistlichen würden dann das noch Fehlende ergänzen und ebenfalls durch die Presse führen."

Soweit Missionar Fenn aus der englisch-kirchlichen Mission.

Hören wir nun auch das Zeugniß eines Vertreters der Londoner Missions-Gesellschaft, des erfahrenen Miss. Mateer:

„Sonntag, den 26. Oktober, besuchte ich Tschenkulam und brachte den ganzen Tag daselbst zu. Die Kirche ist nicht sehr groß, war aber bis zum Ersticken voll Menschen und draußen stand auch noch eine zahlreiche Menge. Vor dem Gottesdienst, ja vom frühen Morgen an, hatten die Leute sich gesammelt und waren damit beschäftigt unter Anleitung des Tamil-Lehrers, seiner Frau und seiner Schwester die Schrift zu forschen. Es kam mir übrigens vor, daß sie in ungeordneter Weise gerade die schwierigsten prophetischen Stellen — sie hatten eben den Ezechiel vor sich — betrachteten und bei Worten stehen blieben, wie z. B. Kap. 3, 26, „daß Du erstummen sollst", 6, 11: „schlage Deine Hände zusammen und strample mit deinen Füßen", 9, 4: „seufzen und jammern" u. s. w. Diese Stellen schienen sie in allgemein anwendbarem Sinne zu verstehen und als an den gerade anwesenden Personen eben erfüllt zu betrachten. Sicherlich war es etwas Schönes Leute zu sehen, welche mit solchem Eifer in der heiligen Schrift forschten,

aber ich mußte doch denken, es sei sehr schade, daß sie sich mit so dunklen prophetischen Aussprüchen befaßten und zwar mit einer Zuversicht, welche auch nicht den bescheidensten Zweifel an ihrer eigenen Fähigkeit die Schrift zu erklären, in ihnen aufkommen ließ! Unterdessen, während immer mehr Leute hereinkamen, gieng das Seufzen und Stöhnen fort, ebenso krampfhaftes Hin- und Herwerfen der Arme und überhaupt allerlei Körperbewegungen, welche wenigstens theilweise freiwillig und gleichsam auf Geheiß der vorgelesenen Bibelstellen von den betreffenden Personen ausgeführt wurden; denn jene Worte galten ihnen als Gebote oder doch als Weissagungen, welche in der christlichen Kirche erfüllt werden müßten. Unser eigner Evangelist Mose, der mich begleitete, hielt eine ausgezeichnete Ansprache über Joh. 15 und sprach ein ergreifendes Gebet, das zum Schluß in ein allgemeines halblautes Beten aller Anwesenden auslief. Ich hatte keinen Zweifel daran, daß eine gnadenreiche Wirkung des göttlichen Geistes auf die Herzen der Versammelten ausgegangen war. Dann folgte der regelrechte syrische Gottesdienst, aber fast durchgängig in der Landessprache Malajalam, wobei große Andacht, Ehrfurcht und Theilnahme von den Leuten an den Tag gelegt wurde. Das sonst übliche Glockengeklingel beim Erheben der Hostie fiel weg.

„Einigemal zeigte sich während des Gottesdienstes große Erregung in der Gemeinde. So schlug ein Knabe wiederholt an seine Brust und rief in eigenthümlichem Tone: Dies ist das Haus Gottes! Höret Gottes heiliges Wort! Der Knabe, welcher das Rauchfaß zu halten hatte, zitterte krampfhaft namentlich bei Erhebung der Hostie; Andere weinten und seufzten laut, im Allgemeinen aber gieng es während des Gottesdienstes still zu. Nach demselben predigte ich über Hebr. 1, 3 unter der gespanntesten Aufmerksamkeit der Gemeinde und ohne die geringste Ruhestörung. Ehe ich meine Rede schloß, sagte ich auch etwas über die unter ihnen sich spürbar machende Bewegung. Jede wahre Buße und aller wahre Glaube, sagte ich, und alle heiligen Begierden kommen vom heiligen Geist. Aber ich bezweifle, daß diese äußeren körperlichen Bewegungen zu irgendetwas gut seien und rathe daher, solche Erscheinungen, soviel als irgend möglich zu unterdrücken. Das Heil kommt nicht mit äußerlichen Gebärden. Dieselben könnten uns sogar bei den Heiden verächtlich machen, da diese in ihnen Wirkungen böser Geister zu erblicken glauben.

„Aus späteren Gesprächen mit den Leuten merkte ich nun freilich, daß einige von ihnen jeden noch so wohlgemeinten Protest gegen ihre krampfhaften Erscheinungen mit der Behauptung verwechselten, daß dieselben wirklich dem Einfluß teuflischer Mächte zuzuschreiben seien. Es war sehr schwer, ihnen den richtigen Standpunkt klar zu machen, nach welchem man an die gnädige und heilige Wirkung des Geistes Gottes dabei glauben und doch davon überzeugt sein kann, daß allerlei menschliche Schwachheit und leibliche Krankhaftigkeit mit unterlaufe.

„Im Ganzen ist es aber unzweifelhaft, daß sehr schöne Früchte dieser Erweckung da sind. Das Beste davon ist die Freude, welche die Betheiligten alle am Gebet, am Lob Gottes, an der heiligen Schrift haben und der Eifer für die Ehre Gottes, der sich unter ihnen zeigt — und gerade diese Dinge sind geblieben, während die bedenklichen Erscheinungen immer mehr im Abnehmen begriffen sein sollen. Diese Erweckung scheint sich auf 13 syrische Kirchen und 9 Gemeinden der englisch-kirchlichen Mission in der Gegend von Kottajam bis südlich von Kollam (Quilon) ausgedehnt zu haben. Die Heiden sind von derselben nicht sehr stark beeinflußt worden; doch sind immerhin manche zu Gott geführt worden und mehrere merkwürdige Bekehrungen sind vorgekommen.

„Ganz neues Leben ist über die bisher gleichgültigen und weltlichgesinnten syrischen Priester gekommen. Der Besuch der Gottesdienste hat sich sehr vermehrt und zahlreiche Gebetsversammlungen werden hier und da gehalten. Die früher üblichen lärmenden Sonntagshochzeiten haben aufgehört. Streitigkeiten sind beigelegt worden und Vergebung für früheres Unrecht ist erbeten worden; der Löwe ist wie ein Lamm geworden und brüderliche Liebe bekommt die Oberhand. Kastenunterschiede werden vergessen, auch der Pulajar-Sklaven nimmt man sich lehrend und missionirend an; und in einigen merkwürdigen Fällen sind früher unrechtmäßig erworbene Güter zurückgegeben worden.

„Alle Klassen der syrischen Bevölkerung haben einen Segen empfangen: sowohl diejenigen, welche schon vor der Erweckung ein frommes Leben führten, als auch die Gottlosen, Männer und Frauen, Alte und Junge. Wie einer unserer Evangelisten schreibt: 'Die Stolzen sind demüthig geworden, die Unwissenden weise; die Schläfrigen sind aufgewacht; diejenigen, welche nichts nach Gottes Haus

fragten, lieben jetzt seine Vorhöfe; die, welche nicht beteten, beten jetzt von Herzen und allgemein spürt man die brüderliche Liebe.'

„Möchte alles dies, so schließt Missionar Mateer, erst der Anfang einer herrlichen Zeit für die syrische Kirche in Malabar sein, die so lange in Aberglauben und Formendienst versunken war."

Nach den neuesten Berichten ist noch kein Stillstand oder Rückschritt eingetreten. Namentlich in der Gegend von Maramana und Irur, wo schon seit längerer Zeit die Reformpartei ihren Hauptsitz hat, ist die Bewegung im Zunehmen begriffen. Noch im Mai d. J. herrschte hier große Aufregung, verbunden mit den schon früher erwähnten krankhaften Erscheinungen, aber auch getragen von der bußfertigen Stimmung, welche immer wieder in das „Gott sei mir Sünder gnädig!" ausbrach. Die Priester in diesen Gemeinden sind Leute, welche längst mit der evangelischen Theologie bekannt und der Reformbewegung innerhalb ihrer eigenen Kirche geneigt sind. Es sind Männer von gesundem Urtheil und gründlicher Frömmigkeit, welche es verstanden allem bloß Fleischlichen und Gemachten an der Erweckung kräftig zu widerstehen. Den Gottesdienst hielten sie fast ganz in der Landessprache, unterließen das Glockengeklingel während der Messe vollständig oder beinahe vollständig, predigten in einfacher und verständlicher Weise und begünstigten das freie Gebet und das Singen erwecklicher Lieder. Ungefähr ein Viertel der ganzen Bevölkerung ist hier unter dem Einfluß des neuerwachten Lebens. Auch Kinder sind davon ergriffen. Zuweilen beten sie sogar öffentlich — in nicht nur herzlicher sondern auch ganz würdiger Weise. Besonders aber ist der weibliche Theil der Gemeindeglieder angefaßt. Die Bewegung pflanzt sich von einer Person auf die andere fort. In 6—8 Monaten sind 2000 N. Testamente und Bibeltheile verkauft worden.

Eine nicht hoch genug anzuschlagende Frucht der Erweckung ist das Abnehmen oder völlige Verschwinden des Kastengeistes. Selbst in einigen Missionsgemeinden war es vorgekommen, daß Christen, die aus verschiedenen Kasten stammten, sich von einander absonderten; jetzt ist das anders geworden. In einer syrischen Gemeinde wird die Messe bloß noch gelesen, wenn Leute da sind, welche das Abendmahl zu empfangen wünschen, so daß Gebet und Predigt als die Hauptsache im Gottesdienst hervortreten. In dem schon erwähnten Pudupalli fielen beim letzten St. Georgsfest im Mai die

[redacted]

sonst üblichen theatralischen Vorstellungen aus dem Ramajana weg und statt dieser heidnischen Belustigungen wurde ein Malajalam-Gottesdienst gehalten. Gerade in Pudupalli ist die Zahl der Erweckten ziemlich klein, dagegen sind diese wenigen außerordentlich eifrig und namentlich in missionirender Weise thätig.

Um die syrischen Priester bei ihren Predigtversuchen zu unterstützen, haben die Missionare soeben einen Band evangelischer Predigten auf Malajalam herausgegeben und ein zweiter Band, der bloß Predigtentwürfe gibt, ist noch in der Presse. Es liegt überhaupt am Tage, daß — wenn auch nicht der nächste Anstoß zu dieser Bewegung von der evangelischen Mission ausgegangen ist, so doch gerade das Beste und Fruchtbarste an derselben der langen, treuen Arbeit namentlich der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft unter den syrischen Christen zuzuschreiben ist.

Wir sind der guten Zuversicht, daß alles was bereits geschehen ist und eben noch geschieht, schließlich zur Erneuerung der syrischen Kirche Trawankors nicht nur, sondern auch zur Bekehrung der heidnischen Bevölkerung dieses „indischen Musterstaates“ führen wird. Was wäre das anders, denn das Leben von den Todten? Gott lasse es dahin kommen!

Die Mission im Feuerland.

Von J. Hesse.

(Schluß.)

4. Uschuwia.

Zur Verwirklichung von Stirlings Hoffnungen und Plänen sollte gerade in jenen Tagen ein wichtiger Schritt vorwärts gethan werden. Schon lange hatte er sich nemlich mit dem Gedanken getragen, den Mittel- und Haltpunkt der Mission von Keppel an die Küste Feuerlands selbst zu verlegen und wo möglich in der Mitte der dortigen Eingebornen eine kleine Niederlassung zu gründen. Es verstand sich von selbst, daß dies nicht ohne große Gefahr ge-

schehen konnte, doch, wenn aus der feuerländischen Mission überhaupt etwas werden sollte, so konnte es nicht bei dem Nothbehelf bleiben, mit dem man sich durch Gründung der Cranmerstation auf Keppel für den Anfang hatte begnügen müssen. In den letzten Jahren war denn doch ein Fortschritt unverkennbar. Die Eingebornen hatten angefangen zu begreifen, daß man mit der größten Aufopferung und Selbstlosigkeit nichts suchte als ihr Wohl, und wenn sie bei ihrer eigenen fast völligen Religionslosigkeit auch von der Botschaft des Evangeliums noch nichts oder fast nichts zu verstehen in der Lage waren, so hatten sie doch zu den Trägern dieser Botschaft ein gutes Zutrauen gewonnen. Es war wenigstens ein kleiner Kreis von Eingebornen da, auf die man sich verlassen und mit deren Hilfe man wagen konnte, an irgend einem Punkte Feuerlands im Namen Gottes Fuß zu fassen.

Hiezu kam es im Jahre 1868. Der für das neue Unternehmen ausersehene Platz war Liwya auf der Insel Navarin. Der Anfang wurde mit den uns zum Theil schon bekannten jungen Leuten Okokko, Lukka, Pinoia und Jack gemacht. Für sie wurde ein Blockhaus gebaut, eine kleine Heerde von Schafen und Ziegen, Ackergeräthe, Samen u. drgl. herbeigeschafft. Nachdem alles soweit eingerichtet war, nahm Miss. Stirling Abschied von ihnen, um nach Keppel zurückzukehren. „Die Andachten, schrieb er damals, welche wir Morgens und Abends auf dem Schiff und Nachmittags am Lande hielten, wurden von aufmerksamen Zuhörern besucht. Ich habe den bestimmten Eindruck, daß Okokko, Lukka und Pinoia fühlen, was es heißen will, daß sie nun eine Zeit lang allein zu stehen haben und daß für ihr eigenes und ihrer Landsleute Wohl nun alles von ihrem Verhalten abhängt. Versuchungen können ihnen nicht erspart bleiben: möge Gott ihnen Gnade geben, dieselben zu überwinden und als solche zu leben, die eine neue Hoffnung haben und etwas von ihrem Erlöser Christus gelernt haben. Sisoi (welcher bis dahin bei seinem Vater gewesen war) ist auch hier zu sehen gewesen, noch die Ueberbleibsel seiner englischen Kleidung tragend. Zum Glück hat er noch nicht vergessen zu lesen und der intelligente, milde Ausdruck seines Gesichtes legt ein bleibendes Zeugniß davon ab, welche Gelegenheiten zum Guten er bereits gehabt. Ein Lied und das Vaterunser kann er noch vollkommen gut und die Art, wie er das Auswendiggelernte hersagt, ist voll Gefühl und Ausdruck."

[redacted]

Im Blick auf die Grausamkeiten, welche früher von Schiffbrüchigen an der Küste Feuerlands waren erduldet worden, schärfte Miss. Stirling den Eingebornen, welche in Keppel selbst soviel Freundschaft genossen hatten, ein, auch gegen Andere freundlich zu sein. Einigen gab er schriftliche Zeugnisse, mit dem Namen des Inhabers und der Bezeichnung desselben als eines zuverlässigen Menschen auf der einen Seite, während auf der andern eine Warnung vor den Eingebornen überhaupt stand, sowie eine Aufforderung, dieselben nicht zu ärgern, sondern freundlich zu behandeln, sammt dem Bibelspruch 2 Cor. 8, 9. Diese Papiere waren in wasserdichte Täschchen eingeschlossen und dazu bestimmt, etwa dort strandenden oder landenden Fremden vorgezeigt zu werden.

Einige Monate später kam Miss. Stirling wieder und fand seine Leute sammt ihrem Eigenthum ganz unangetastet; nur hatten sie einen sehr strengen Winter durchzumachen gehabt. Damit war der erste Versuch als gelungen zu betrachten, und Stirling entschloß sich, nun selbst seine Hütte dort aufzuschlagen, um den Eingebornen sein Vertrauen zu zeigen, sie durch gefälligen Umgang möglichst freundlich zu stimmen und, wenn thunlich, Kinder in den Bereich täglichen Unterrichtes zu bringen. Für diesen Zweck wählte er einen Ort namens Uschuwia, gegenüber von Liwya, am Beaglesund gelegen. Dort fand sich viel Holz, gutes Wasser, ein schöner Hafen und Land, das sich für Ackerbau und Viehzucht wohl eignete. Die Eingebornen, welche bisher in Liwya gewesen waren, siedelten nun mit Ausnahme von Okokko auch nach Uschuwia über und bildeten gleichsam die Leibwache ihres Lehrers und Häuptlings. Am 11. Januar 1869 segelte der „Allen Gardiner“ ab, und Miss. Stirling war mit seinen Eingebornen allein. Wenn er dann des Abends vor seiner Hütte auf- und niederschritt, so kam er sich wie eine Schildwache, wie ein Vorposten an der südlichsten Grenze des Heerlagers seines himmlischen Herren vor. Den ersten Zusammenstoß mit den Eingebornen hatte er dadurch, daß die weniger Zuverläßigen unter ihnen sich beleidigt fühlten, weil er einigen Anderen seine Vorräthe ausschließlich zur Bewachung anvertraut hatte, und über ihre bevorzugten Landsleute herfielen. Glücklicher Weise wurde durch seine bloße Erscheinung schon die Ruhe hergestellt. Die Angreifer zogen sich beschämt in ihre Wigwams zurück. Stirling aber, der diese Gelegenheit nicht unbenützt lassen wollte, gieng ihnen nach und

stellte sie wegen ihres unanständigen Betragens zur Rede. An demselben Abend versammelten sich 15 der freundlicher Gesinnten in seiner Hütte, um der Andacht beizuwohnen. In der Nacht gab es wieder einen Lärm, da vom jenseitigen Ufer einige raubsüchtige Eingeborne herübergekommen waren. Doch die Gefahr gieng glücklich vorüber und am Morgen konnte der einsame Knecht Gottes mit seiner kleinen Schaar wieder im Frieden die gewöhnliche Andacht halten. An diese Hausgottesdienste schloß sich auch die eigentliche Missionsarbeit an. Wer wollte, konnte zu denselben kommen. Dabei wurde aber auf Reinlichkeit und anständiges Betragen gesehen; niemand durfte die Hütte ohne einen Eintrittsgruß betreten. Die Morgenandacht fieng mit einem Liede an, dann wurde das Glaubensbekenntniß gesprochen, ein Stück Gotteswort gelesen und gebetet. Jedesmal wurde auch über den Glauben, oft auch über die 10 Gebote eine Katechese gehalten. Wer arbeiten wollte, bekam zu essen. Man konnte Holz in Menge fällen und dasselbe nach den Falklandsinseln verkaufen. Gewaltthätigkeit, Diebstahl u. drgl. wurden durch Ausschluß von der privilegirten Hütte bestraft und so eine Art Gesetz und Ordnung eingeführt und allmählich ein Dorf angesiedelter Feuerländer gegründet.

Schwerer als das Alles aber war es, sie, die von Gott, Gebet und Opfer nichts wußten, in den Lehren des Evangeliums zu unterweisen. Der einzige Anknüpfungspunkt hiefür wurde in ihrem sehr stark ausgeprägten Familiensinn gefunden. Sie haben keine Häuptlinge außer den Familienvätern. Jede Familie bildet ein in sich und gegen andere abgeschlossenes Ganze. Ein Waisenkind oder eine Witwe wird so lange als Auswürfling betrachtet und behandelt, bis sie förmlich in eine neue Familie aufgenommen worden. Natürlich gibt es auch über die Grenze der Familie hinaus eine gewisse Zusammengehörigkeit der Freundschaft oder Nachbarschaft, aber dies ist ein sehr loses, ganz unzuverlässiges Band. Persönliche Unabhängigkeit und Freiheit haben im Feuerland entschieden ihr gelobtes Land. Merkwürdigerweise bildet nun aber gerade die Eigenthümlichkeit, durch welche sie (die eben gar kein zusammenhängendes Volk bilden) sich von den meisten Völkern unterscheiden, den Anknüpfungspunkt für das Verständniß einiger der christlichen Grundbegriffe. Vermöge ihres starken Familiengefühls nämlich verstehen sie es besonders gut, was es sagen will, wenn Gott im Gebet des Herrn als „unser

[redacted]

Vater" angeredet und im Glauben als „der Vater" bekannt wird. Ebenso erscheint ihnen, „die eine, allgemeine, christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen" ganz einfach als die Familie Gottes. Nachdem sie einmal soviel aufgefaßt hatten, war auch ihr Gewissen leichter zu erreichen. Lieblings- und Gewohnheitssünden wurden gerügt und bekämpft, Fleiß, Zucht und Ordnung wurde durchgesetzt und Licht und Leben des Evangeliums den Armen auf allerlei Weise nähergerückt.

So verstrich Monat auf Monat. Nur einmal hatte der „Allen Gardiner" einen kurzen Besuch gemacht. Erst im August 1869 kam er wieder, diesmal mit der unerwarteten Nachricht für Miss. Stirling, er solle sich alsbald auf den Weg nach England machen, um als erster Bischof für die Falklandsinseln geweiht zu werden. Dieser Weisung kam er denn auch alsbald nach, die noch in der Entstehung begriffene Missionsstation den wohlgesinnten Eingebornen anvertrauend.

5. Errungener Fortschritt.

Die Zeit von Stirlings 2½ jähriger Abwesenheit war eine für die Mission Fortschritts- und Ereignißreiche. Sein Nachfolger in Uschuwia wurde Miss. Bridges. Dieser war als 13 jähriger Knabe schon mit seinem Pflegvater Despard nach Keppel gekommen, hatte jetzt 11 Jahre lang mit einer Reihe von Eingebornen zu thun gehabt, war ihrer Sprache in bedeutendem Maße mächtig und hatte ein Herz voll Liebe und Eifer für die Sache. 1869 wurde er vom Bischof in London ordinirt, gewann dann zwei Handwerksleute als Gehilfen und kehrte nach nur 7 monatlichem Aufenthalt in England auf sein Arbeitsfeld zurück.

In Keppel angekommen, erfuhr er, daß Bartlett erst vor einigen Tagen nach Uschuwia abgegangen sei. Im Dezember fand sich die ganze Missionsfamilie zusammen auf der Keppel-Station. Drei der Missionare, Bridges, Lewis und Reshek sollten in Uschuwia, die übrigen, Lawrence und Bartlett in Keppel stationirt werden.

Im Anfang des Jahres 1870 gieng Bridges vorläufig allein auf die neue Station hinüber und war hocherfreut alles so anzu treffen, wie Stirling und Bartlett es verlassen. Die Wilden hatten

also vom ABC der Civilisation doch den ersten Buchstaben, die Achtung vor fremdem Eigenthum, gelernt! Diesem ersten Besuch folgten bald mehrere andere. Vorräthe, Werkzeuge, und die Bestandtheile eines dort zu errichtenden eisernen Hauses wurden hinübergeschafft. Natürlich wurde den Eingebornen auch gepredigt und denen, die willig dazu waren, Leseunterricht ertheilt.

Fünf Monate bereits waren alle für Uschuwia bestimmten Missionare an Ort und Stelle gewesen, als sie durch einen Besuch von Bischof Stirling erfreut wurden (1872). Seine Eindrücke schildert er folgendermaßen: „In Uschuwia fanden wir die ganze Missionsfamilie gesund und fröhlich. Aeußerlich ist das Ansehen der jungen Niederlassung vielversprechend. Das eiserne Haus (Stirling-Haus genannt) hat eine prächtige Lage und unmittelbar vor und hinter demselben sind die netten Gärten der Ansiedler geschmackvoll angelegt. Ein Stück Land, 5½ Morgen groß, von einem soliden Zaun umgeben, ist das Eigenthum von sechs eingebornen Familien, einstweilen jedoch nur theilweise bebaut. Dies Gartenland bildet den Vordergrund der ganzen Niederlassung, welche aus Stirling Haus, Islen Haus und einer ganz kleinen Kapelle besteht. Zwischen diesen Gebäuden sind hie und da einige Wigwams von besserer Bauart eingestreut. Im Hintergrund befindet sich ein Feld (2½ Morgen groß) mit einem Stall, alles von einem hübschen festen Zaun umgeben.

„Der ganze Anblick erfüllte mich mit Freude und Hoffnung. Wir müssen bedenken, daß es kein geringer Umschwung ist, der mit den Eingebornen vorgegangen ist, wenn man die friedliche Entwicklung unsrer gegenwärtigen Niederlassung mit den schwächlichen, schüchternen und von den Wilden immer wieder vereitelten Unternehmungen früherer Jahre vergleicht.

„Es ist köstlich zu fühlen, daß wir jetzt unter einer empfänglichen, ruhigen und uns respektirenden Bevölkerung arbeiten und von einem Kern christlicher Civilisation mitten im Feuerland berichten können. Ich und Miss. Bridges haben nun 36 Personen, Kinder und Erwachsene, getauft und sieben Ehepaare kirchlich getraut. Der Gottesdienst fand unter freiem Himmel statt, in der Anwesenheit von etwa 150 Personen, uns selbst mit inbegriffen. Die Antworten der Täuflinge waren fest und zeugten von Verständniß, ihre Gelübde, hoff' ich, werden sie mit Gottes Hilfe halten.

„Ich glaube, unter den Eingebornen ist ein Zug zu Christo nicht zu verkennen. Die Getauften hatten von selbst einen Abendgottesdienst eingeführt und pflegten, solange ich da war, in ihren Häusern zum Gebet und Gesang zusammenzukommen.

„Einen Abend wohnte ich so einer Versammlung bei, und nie habe ich eine anregendere, herzbeweglichere Betstunde mitgemacht. Die Gebete wurden wirklich schön vorgetragen, voll Pathos, in würdigem, andächtigen Ton, mit beredter Sprache. Ich freue mich ein so deutliches Anzeichen des Erfolges unsrer bisherigen Arbeit erlebt zu haben, ein so hoffnungsvolles Angeld größerer geistlicher Errungenschaften, die noch bevorstehn.

„Aber wenn es eine Ursache der Freude ist, daß es nun feuerländische Wilde gibt, die gelernt haben zu beten und unsrem himmlischen Vater ihre Anliegen vorzubringen, Ihn in Christo anzubeten und Ihn um des hl. Geistes Licht und Kraft anzuflehen, so ist es auch eine Genugthuung zu wissen, daß diese neuen religiösen Lebenszeichen im Zusammenhang stehen mit der gesunden Unterlage eines im allgemeinen ihrem christlichen Bekenntniß entsprechenden Wandels, so daß sie mit gutem Gewissen auch ihren Mund öffnen können zu einem Zeugniß für Christum."

Unter jenen 36 Getauften war auch Sisoi. Jack, der vierte von jenen, die in England gewesen waren, diente auf dem „Allen Gardiner" und fungirte als Koch bei Miss. Stirling während dessen 7 monatlichem Aufenthalt in Uschuwia. In einem 1872 an seine „guten Freunde in England" geschriebenen Brief drückt er sich folgendermaßen aus: „Ich wünsche sehr ein guter Christ zu sein. Alle Tage bitte ich Gott, daß er mir helfe, ihn zu lieben und alle Dinge zu seinem Wohlgefallen zu thun. Gott will ja seinen hl. Geist allen geben, die Ihn darum bitten; ohne den hl. Geist können wir nicht gut sein. Wir hoffen, Gott werde uns mehr Lehrer senden und mir helfen, meine Landsleute zu unterrichten, daß sie alle Jesum Christum, unsern Heiland, erkennen möchten."

Ueber die gegenwärtig in seinem Unterricht stehenden jungen Leute schreibt Miss. Bridges: „Bei ihrer Erziehung legen wir großen Nachdruck darauf, daß sie fleißig arbeiten und für ihre eigenen Bedürfnisse selbstständig sorgen lernen; aber doch fühle ich mehr und mehr, daß die Erleuchtung und Kraft des h. Geistes es allein ist, welche unter diesen Leuten etwas bleibend Gutes zu Stande bringen

kann. Das Herz muß eben umgewandelt werden, wie der Baum gepfropft werden muß, wenn er gute Früchte tragen soll. In meinem eigenen Herzen sowohl als auch im Unterricht habe ich mich viel mit diesem Gegenstand beschäftigt. Aber wir haben es leider sehr an ernstlichem und ausdauerndem Gebet um diese Gabe aller Gaben fehlen lassen. Unser einziges großes Ziel ist ja die Wiedergeburt dieser Leute, indem wir sie ihr eigenes Sündenelend, aber auch den Herrn Jesum und ihr Anrecht an Ihn kennen lehren. Zunehmender Ernst und Verständigkeit sind bei unsren Zuhörern nicht zu verkennen; aber doch sehen wir bis jetzt wenig eigentliche Frucht. In ihrem Betragen freilich ist ein großer Fortschritt zu bemerken: sie haben mehr Selbstbeherrschung, stehlen und streiten und afterreden weniger, zeigen nicht mehr soviel Aberglauben, sondern mehr Verlangen nach Bildung und mehr Sinn für alles was sie zu lernen haben. Ich lege es darauf an, ihnen ihre Verantwortlichkeit dem Gott gegenüber zum Bewußtsein zu bringen, der sie durch seinen Sohn einladet, als reuige Sünder in sein Vaterhaus zurückzukehren."

Soviel von den Erstlingsfrüchten der feuerländischen Mission. Man sieht, es ist auch hier nicht vergeblich gearbeitet worden. Schon fängt der öde, von grausamen Menschen zum schrecklichsten Schrecken unglücklicher, gestrandeter Seeleute gewordene Archipel von Feuerland an, die Wohnstätte gesitteter, christlicher, des Menschennamens wirklich würdiger Geschöpfe zu werden. Das hatte auch z. B. schon die gescheiterte Mannschaft des amerikanischen Schiffes Dreadnought (1869) erfahren, als sie, statt — wie sie gefürchtet — von den Wilden ermordet zu werden, bei ihnen freundliche Aufnahme fand und ruhig bleiben konnte, bis nach 17 Tagen ein anderes Schiff kam und sie mitfortnahm. Und das waren nicht die christlichen Feuerländer selbst, die den Schiffbrüchigen solche „Menschenfreundlichkeit" bewiesen, sondern bloß solche Wilde, die durch den Einfluß der benachbarten Missionsstation zu besseren Menschen geworden waren.

Diese selbst allen Schiffbrüchigen als Zufluchtsort zu empfehlen, hat denn auch die englische Admiralität nicht verfehlt. Es ist wahr, viel, sehr viel hat's gekostet, bis dies Alles zu Stande gekommen ist; aber selbst eine menschliche Rechnung würde es nicht schwer finden, zu beweisen, daß die kostbaren Menschenleben, welche 1851 und

1858 in dieser heiligen Sache geopfert wurden, reichlich aufgewogen werden, durch die zeitliche oder ewige, in manchen Fällen zeitliche und ewige Lebensrettung so mancher Menschenseele, welche ohne diese Missionsstation hätte zu Grunde gehen müssen.

Kapitän Gardiners weites Herz und unternehmender Geist hatte ja aber nicht nur an Feuerland und die Falklandsinseln gedacht, sondern in seinen Missionsplanen auch Patagonien, Brasilien und ganz Südamerika, Heiden, Katholiken und Protestanten eingeschlossen. Etwas von diesem Geiste beseelt noch heute die „Südamerikanische Missionsgesellschaft.“ Durch drei Chrischona-Brüder Schmid, Hunziker und Rau arbeitet sie in Patagonien, durch eine Reihe von englischen Geistlichen in Brasilien, Uruguay, der Argentinischen Republik, Chili, Peru und Panama; gegenwärtig sucht sie namentlich an der Riesenader des Continents, am Amazonas Fuß zu fassen. Jede Nummer ihres Monatsblattes (The South American Missionary Magazine) trägt auf der Rückseite das Kartenbild von ganz Südamerika und daneben folgendes Verzeichniß der durch sie besetzten Missionsstationen oder Kaplansitze:

San Paulo, Santos, Amazonas in Brasilien; Fray Bentos, Gualeguaychu, Paysandu, Salto in Uruguay; Rosario, Frayle Muerto, Canada de Gomez, Patagones, Chupat in der Argentinischen Republik, Keppel-Eiland mit dem Missionsschiff, Uschuwia auf Feuerland; Santiago, Lota, Puchoco, Coronel, Lebu in Chili; Callao in Peru, u. Panama.

Unten dran aber steht gleichsam als Motto für die Zukunft:

„Und des Landes ist noch sehr viel übrig einzunehmen.“ Josua 13, 1. Und gewiß geschieht es im Sinne des Gründers dieser Mission, des unvergleichlichen Kapt. Allen Gardiner, wenn wir hinzufügen:

Betet unsern König an,
Herz und Auge rinne:
Der so Großes schon gethan,
Hat noch mehr im Sinne!

Die Missionsarbeit der freien Kirche Schottlands.

---

3. Die schottische Mission in Bombay.

In der Präsidentschaft Bombay arbeitet die Mission unter viel ungünstigeren Umständen, als im übrigen Indien. Während nämlich in Bengalen und Südindien (Madras) die englisch-christliche Herrschaft von den Hindus als das Ende des muhammedanischen Joches und der Anfang einer bessern Zeit begrüßt wurde, stellten sich in der jetzigen Präsidentschaft Bombay die tapferen Mahrattas, welche bereits mit Erfolg gegen ihre muhammedanischen Bedrücker gekämpft hatten, den Engländern mit großer Energie entgegen. Die Folge davon ist, daß hier mehr als im übrigen Indien die europäische Macht und damit auch das Christenthum als etwas Feindseliges, Antinationales angesehen und gehaßt wird. Ueberdies ist die Mission in diesem Theil Indiens um 50 Jahre jünger als die in Bengalen, um 100 jünger als die in Madras.

Im Jahr 1822 beschloß die „Schottische Missions-Gesellschaft“ hier eine Mission anzufangen; denn während es damals in Bengalen und Madras schon über 60 protestantische Missionare gab, befanden sich in Bombay kaum 6. Ihr erster Sendbote war Donald Mitchell. Er war der Sohn eines schottischen Geistlichen, wurde als Student der Theologie am christlichen Glauben irre, trat dann in den Dienst der ostindischen Kompagnie, wurde mit seinem Regiment in Surat stationirt, dort durch Londoner Missionare wieder zur evangelischen Wahrheit zurückgeführt, trat aus dem Militärdienst aus, nahm seine theologischen Studien wieder auf und wurde also schließlich indischer Missionar. Leider starb er schon 8 Monate nach seiner Ankunft in Indien. Aber die Mission hörte damit nicht auf. Bereits vor seinem Tode waren die Missionare Cooper, James Mitchell und Crawford angelangt und bald nachher traf als vierter Missionar Stevenson ein. Ihre Absicht war, sich in Puna, der eigentlichen Hauptstadt der Mahrattas, niederzulassen. Aber die Regierung, aus Furcht vor etwaiger Aufreizung des Volkes, das eben erst gegen sie gekämpft hatte, wollte nichts davon

wissen. Da in der Stadt Bombay bereits amerikanische und englische Missionare waren, wandten sie sich südlich nach Bankote und Harni, lernten die Landessprache, predigten das Evangelium, schrieben und vertheilten Traktate und brachten allmählich 80 eingeborne Heidenschulen, wenigstens nominell, unter ihre Oberaufsicht. Das klingt wunderbar genug, aber einem heidnischen Lehrer ist es eben weit mehr um seinen Vortheil, als um die Religion seiner Zöglinge zu thun. Er läßt es sich daher gern gefallen, wenn der Missionar ihn in seine Dienste nimmt und die Schule eigentlich zu einer Missionsschule macht. Uebrigens war es ein Fehler, daß die Missionare damals so viele Schulen an sich brachten. Ihr christlicher Einfluß wäre viel größer und nachhaltiger gewesen, wenn er sich auf einige wenige Schulen konzentrirt hätte. Das Gute aber kam dabei heraus, daß die Regierung merkte, wie leicht sich überall, selbst auf dem Lande, von Europäern beaufsichtigte Schulen einrichten ließen, was die Gründung vieler Dorfschulen von Seiten der Regierung zur Folge hatte. Ebenso wichtig war es, daß die Missionare, welche alle verheirathet waren, bis zum Jahre 1827 bereits 300 Mädchen in ihren Schulen hatten.

In diesem Jahr kam ein neuer Arbeiter, Missionar Nesbit, an und bald darauf gieng Missionar Stevenson nach Bombay, das Raum genug für noch viele Arbeiter hatte. 1829 wurde er durch John Wilson verstärkt. 1831 erst wurde Puna, wo die Predigt des Evangeliums mit unerwarteter Bereitwilligkeit aufgenommen ward, eine Missionsstation und die wenig bevölkerte Gegend von Bankote und Harni wurde ganz verlassen. 1827 war die Bombay Traktatgesellschaft gegründet worden, die seither viel Gutes gestiftet hat. Eines der ersten Bücher, welche dieselbe herausgab, war „die wahre Versöhnung" von Missionar Nesbit, der das Marathi so rasch gelernt hatte, daß er bereits nach 3½ Monaten sprechen konnte. In 15 Jahren war dieser Mustertraktat durch 12 Auflagen gegangen und wird auch jetzt noch wieder und wieder gedruckt.

Ueberhaupt ist Nesbit bis zu seinem plötzlichen Tode 1855 einer der hervorragendsten Arbeiter dieser Mission gewesen. Seine Gewissenhaftigkeit, seine außerordentliche Menschenkenntniß und vor allem die herzliche Liebe, mit welcher er allen Menschen entgegen- und zuvorkam, gewannen ihm die Herzen selbst der Feinde des Evange-

lims. Als er begraben wurde, sah man Eingeborne aus allen Klassen, Hindus, Parsis und Muhammedaner um das offene Grab stehen; viele vergossen Thränen, ja einige jammerten und klagten laut über den Verlust ihres Freundes und Wohlthäters. Die eingeborne Sprache hatte er sich so vollkommen angeeignet, daß ein gelehrter Heide versicherte, kein Brahmane wäre im Stande ihm einen Fehler nachzuweisen, und selbst seine Aussprache sei vollkommen die eines geborenen Mahratten. Einer seiner Schüler war so sehr von der Unfehlbarkeit dieses seines geliebten Lehrers überzeugt, daß er auf den Gedanken kam, Hr. Nesbit müsse mehr als ein Mensch, am Ende gar eine Gottheit sein. Und nicht eher gab er diesen irrigen Glauben auf, als bis der Lehrer ihn einmal eines gewissen Vergehens beschuldigte, das er nicht begangen zu haben sich bewußt war.

Der bedeutendste unter den schottischen Missionaren in Bombay aber ist der jetzt noch lebende und nach 45jähriger Arbeit noch rüstige Dr. Wilson. Bald nach seiner Ankunft in Indien eröffnete er eine christliche Zeitschrift, den Oriental Christian Spectator. Durch einige Artikel, welche er in diesem Blatt hatte drucken lassen, kam er zuerst mit den Parsis, dann mit den Muhammedanern und natürlich auch mit den Hindus in eine Reihe von Streitigkeiten, welche ihm Veranlassung gaben, die Religionssysteme derselben näher zu studiren und ihre Schwächen bloszustellen. Ganz besonders hat er sich um die Erforschung der Parsi-Religion große Verdienste und durch seine Schriften über diesen Gegenstand auch wissenschaftliche Auszeichnungen erworben. Merkwürdigerweise waren auch die ersten Schüler der nach Dr. Duff's Muster in Bombay errichteten Erziehungsanstalt, auf welche das Evangelium tieferen Eindruck machte, nicht Hindus, sondern drei Parsi-Jünglinge. Ihre Eltern hatten sich eingebildet, es sei unmöglich, daß irgend ein Mitglied ihrer allervollkommensten Religionsgemeinschaft, auch wenn noch so gründlich im Christenthum unterrichtet, jemals den Glauben seiner Väter verleugnen könne. Jetzt fanden sie sich bitter enttäuscht. Zwar gelang es ihnen einen von jenen drei erweckten Jünglingen noch zur rechten Zeit zu ergreifen und fortzuschaffen, so daß man nie mehr etwas von ihm gehört hat. Die beiden Anderen aber flüchteten sich ins Missionshaus. Ein Sturm, den die Parsis auf dasselbe unternahmen, wurde zurückgeschlagen. Und auch als sie mit einem Polizeimann und einer

gemeinen Anklage gegen einen der Jünglinge zurückkehrten, richteten sie doch nichts aus, sondern machten sich bloß lächerlich. 1839 wurden die Beiden, Hormasdschi und Dhandschibhai getauft. Noch einmal giengen die Parsis vor Gericht und verlangten die Auslieferung der jungen Leute. Der Richter bestätigte aber das Recht derselben, ihre Religion wie ihren Aufenthaltsort sich ganz nach eigenem Belieben zu wählen. Natürlich verschwanden nun alle Parsiknaben aus der Missionsschule, und überdies wurde eine sogenannte Antibekehrungsbittschrift an die Regierung eingereicht, nach welcher es niemandem gestattet sein sollte, vor dem zurückgelegten 21sten Lebensjahr Christ zu werden, und auch jeder in vorgerückterem Alter Uebertretende jeglichen Anspruch auf seine Familienrechte und Vermögen, ja auf seine Frau und Kinder verlieren sollte. Das war denn doch zuviel verlangt. Die Regierung wies die Bittschrift einfach ab. Unter den 250,000 Einwohnern Bombays hatten dieselbe übrigens nur 2115 Personen unterzeichnet. Damit war für die Zukunft allen Uebertretenden volle Gewissensfreiheit gesichert. Die ganze heidnische Bevölkerung bekam damit eine schwere, aber wichtige Lektion zu lernen. Der Triumph wurde noch vollständiger, als 1843 Hormasdschi seine einzige Tochter, welche bis dahin samt ihrer Mutter bei den Parsis und von ihm getrennt gewesen war, auf gerichtlichem Wege sich zusprechen und ausliefern ließ. Aber einen gewissen Stoß hatte die Mission durch jene Uebertritte doch erlitten. Alle Schulen waren zusammengeschmolzen und auch die freundschaftlichen Beziehungen, in welchen einige junge Eingeborne mit den Missionaren gestanden, hörten auf. Um so wohlthuender war ihnen die Treue jener Erstlinge. Als Dr. Wilson auf einer Reise nach Kattiwar von schrecklichen Fieberanfällen an den Rand des Grabes gebracht wurde und alle seine heidnischen Begleiter ihn verließen, hielt Dhandschibhai allein bei ihm aus. 1843 begleitete derselbe ihn auch nach Schottland, um dort seine Studien fortzusetzen und dann — was im Jahr 1845 geschah — ordinirt zu werden. Hormasdschi blieb in Bombay, wurde aber auch Prediger.

Bis Aden begleiteten ihren Lehrer damals auch zwei junge Abessinier, die Dr. Wilson beinahe 5 Jahre lang in seinem Hause gehabt und erzogen hatte. Von Aden kehrten sie in ihre Heimat zurück, besuchten später noch einmal Dr. Wilson in Bombay, machten sich dann, zum zweitenmal in ihr Vaterland zurückgekehrt, durch

Errichtung einer Schule und anderweitige Verwerthung ihrer bei den Missionaren erworbenen christlichen Bildung nützlich, leisteten 1868 der englischen Expedition unter Napier wichtige Dienste und sind jetzt die geschätzten Rathgeber des Prinzen Kassa von Tigre. So drangen selbst nach Afrika einige Lichtstrahlen, die ihren Ursprung der schottischen Mission in Bombay verdankten. 1850 wurde sogar in Bombay selbst ein afrikanisches Mädchen, namens Jesima, getauft; wie denn der Sclavenhandel und seine Bekämpfung allerhand Ostafrikaner nach Bombay und in den Bereich der dortigen Missionen brachte.

Unter den Zöglingen und Täuflingen Dr. Wilsons befanden sich überhaupt die verschiedenartigsten Elemente, die theils durch das in Bombay anzutreffende Völkergewimmel, theils durch besondere Führungen der Vorsehung unter seinen Einfluß gekommen waren. Nicht nur wurden Verbindungen mit den 5—8,000 in Bombay wohnenden Juden und Bene Israel angeknüpft, sondern unter den Bekehrten und zur Missionsgemeinde Uebertretenden fanden sich von Zeit zu Zeit auch Portugiesen, Armenier, ja Leute aus Mesopotamien und Persien, ein Sikh aus dem Pandschab, ein Syrer aus Malabar, ein Radschpute und Andere. Natürlich wurde durch diese Bekehrten das Evangelium auch in verschiedenen Richtungen hinausgetragen. So unternahm der aus Bagdad gebürtige Michael Joseph eine kühne Missionsreise in Arabien, auf welcher er Mokka, Sana und Mareb besuchte und eine große Anzahl heiliger Schriften verkaufte. Dhandschibhai gieng nach Surat, versuchte es dort zuerst mit seinen frühern Religionsgenossen, den Parsis, und als er bei diesen gar keinen Eingang fand, wandte er sich zu den verachteten Dhebs, einem Pariastamm, welche dem Evangelium als „Arme" zugänglicher waren.

Aber auch unter den Brahmanen und Muhammedanern in Bombay selbst fehlte es nicht ganz an Früchten. 1843 wurde der jetzt berühmte Narayan Scheschabri, ein Brahmane, getauft und 8 Jahre später zum h. Predigtamt zugelassen. Als er seine erste Predigt mit großer Zuversicht gehalten und Missionar Nesbit seine Verwunderung darüber aussprach, daß er, der sonst so schüchterne, mit solcher Freimüthigkeit habe reden können, erwiderte er ganz einfach: „Es haben eben Viele für mich gebetet". Im vorigen Jahr war er unter den Besuchern der Allgemeinen Allianzversamm-

lung in New=York und hat sowohl in Amerika als in Schottland und England sich viele Freunde erworben.

Mit ihm hätte sein 12jähriger Bruder getauft werden sollen, mußte aber an seine heidnischen Verwandten ausgeliefert werden, da der europäische Richter, vor welchen die Sache kam, erklärte, daß die religiösen Ueberzeugungen eines so jungen Knaben keinen Heller werth seien! Kaum hatte derselbe sein Urtheil gehört, so sprang er mit Thränen von seinem Sitz auf und rief entrüstet: „Soll ich denn gezwungen werden, Götzen anzubeten"?! eine Frage, für welche der Richter keine Antwort hatte. Ja, er wurde zum Götzendienst gezwungen und scheint schließlich im Heidenthum zu Grunde gegangen zu sein.

Merkwürdig war ein langer und heftiger Streit, der infolge dieses Ereignisses unter den Mahratta=Brahmanen ausbrach. Schripat — so hieß der Junge — hatte nämlich schon im Missionshaus gegessen, somit seine Kaste gebrochen. Es fragte sich nun, ob er wieder gereinigt und in die Kaste aufgenommen werden könne. In Benares fand sich ein Brahmane, der die Reinigungs= und Wiederaufnahme=Ceremonien an ihm vollzog. Die strengere Partei aber erkannte diesen Schritt nicht an, bestrafte jenen Priester hart, schloß Schripat und sogar seinen Vater doch aus der Kaste aus und feierte ein eigentliches Siegesfest brahmanischer Orthodoxie, von welchem eine eingeborne Zeitung rühmte, selbst bei der Fisch=Incarnation Wischnus, als die Vedas aus der räuberischen Hand des Dämonen gerettet wurden, sei die Freude der Brahmanen nicht so groß gewesen, wie bei dieser Gelegenheit.

Umgekehrt war es für die Mission ein nicht geringer Trost und Triumph, als bald nach diesen Vorgängen Professor Henderson, bis dahin Lehrer am religionslosen Elphinstone College, den Dienst der Regierung verließ und ein Mitarbeiter der Missionare wurde, trotzdem daß er als solcher nur die Hälfte seiner früheren Besoldung erhielt. Sein Gewissen hatte ihn zu diesem Schritt gedrängt. Dazu kam 1846 die Bekehrung eines Mahratta=Brahmanen, namens Bala Gopal Dschoschi, der aber in Puna und nicht in Bombay getauft wurde, weil man hier einen abermaligen Sturm vermeiden und die Schule, in welche jetzt nach 7 Jahren auch wieder einmal ein Parsi eingetreten war, vor einer neuen Entvölkerung bewahren wollte. Die Mädchenschulen hatten ohnedies durch die

Taufe eines 14jährigen Mädchens einen starken Stoß erhalten. Bald nachher wurde auch eine Hindu-Witwe mit ihrem Knaben getauft.

Von Anfang an war die weibliche Erziehung und christliche Beeinflussung der Frauenwelt ein Hauptaugenmerk der schottischen Missionare in Bombay. Dr. Wilson's erste Frau, die leider schon im Jahre 1835 starb, hatte auf diesem Gebiet Außerordentliches geleistet und in ihre Fußtapfen war die zweite Frau Wilson und namentlich eine verwitwete Frau Seitz, die der Mission mehrere Jahre lang unentgeltlich diente, getreten. 1852 war die Zahl der Mädchen in den Missionsschulen auf 559 gestiegen. In eben diesem Jahr wurde die Tochter eines heidnischen Lehrers, die 14jährige Sai, getauft. Ihr Vater, obgleich äußerlich Heide, war doch innerlich dem Christenthum geneigt. Wohl infolge hievon war seine Tochter 14—15 Jahr alt geworden, ohne verheirathet oder verlobt worden zu sein. Eines Tages nun brach ein heidnischer Haufe in das Haus dieses Mannes ein und entführte seine Tochter mit Gewalt, um sie einem götzendienerischen Hindu zur Frau zu geben. Mit Hilfe der Polizei wurde sie aber befreit und bei Frau Seitz in Sicherheit gebracht. Ihre Großmutter reichte eine Klage ein; der Richter aber entschied, daß das Mädchen gehen dürfe wohin sie wolle. So wurde sie eine Christin, und die Heiden hatten einen neuen Beweis dafür, daß die Regierung auf dem Grundsatz der Gewissensfreiheit beharre.

Sehr erfreulich war auch die Bekehrung eines Muhammedaners aus Sindh, namens Hadschi Gulam Heider, der durch eine Predigt erweckt worden war, die Dr. Wilson auf einer Reise durch Sindh gehalten hatte. Ebenso wurde ein Hindu getauft, der schon vor vielen Jahren auch durch eine Predigt, die Dr. Wilson in einem Dorfe gehalten, günstig für das Evangelium gestimmt worden war.

Ein ganz eigenthümlicher Triumph wurde aber der Mission zu Theil, als im Jahre 1856 vier Parsi-Zöglinge einer Regierungsschule ins Missionshaus kamen und um die Taufe baten. Tag und Nacht mußte das Haus gegen die Angriffe der Parsis bewacht werden. Und als schließlich einer von den vieren wirklich getauft wurde und die wüthenden Parsis den Lehrer verklagten, der angeblich die Veranlassung zu jenem Schritt der vier Jünglinge gewesen sein

sollte, hatten sie nicht nur keinen Erfolg, sondern mußten zu ihrem großen Aerger erfahren, daß es selbst einem Regierungslehrer keineswegs verboten sei, christliche Lehren oder Sitten zu erklären, wenn das zum Verständniß des Buches nothwendig sei, das gerade in der Schule gelesen werde. Also selbst in der neutralen Regierungsschule waren die jungen Leute vor dem Christenthum nicht ganz sicher. Heiden und Muhammedaner bekamen es immer mehr zu fühlen, daß es mit der Mission und dem Christenthum etwas auf sich habe. Sie fiengen an, eigene Schulen zu gründen und dem christlichen Einfluß nicht nur passiven Widerstand, sondern eine Art Anti-Mission entgegenzusetzen.

Zugleich fiengen die bis dahin bekehrten eingebornen Christen an, sich zu einer eigentlichen Kirche zu organisiren. 1859 wurden drei Aelteste gewählt: Dhandschibhai Naurodschi, Baba Padmandschi und Bapu Masba. Wie vollständig alles frühere Kastenbewußtsein in der kleinen Gemeinde verschwunden war, geht daraus hervor daß Bapu, obgleich von niedriger Herkunft, fast einstimmig zum Aeltesten gewählt wurde. Zugleich wurden Geldbeiträge zum Bau einer eigenen Kirche und Pastorswohnung gesammelt. Im Februar 1869 konnte das neue Gotteshaus feierlich eingeweiht werden. Am Vormittag predigte Dhandschibhai auf Hindustani, am Abend Narayan auf Marathi.

Kurz vorher hatte Dr. Wilson das vierzigste Jahr seines Missionslebens vollendet. Ganz Bombay nahm Antheil an diesem Ehrenfest des allgemein geachteten Missionars. Protestanten und Katholiken, Juden und Muhammedaner, ja Parsis und Hindus hatten miteinander die Summe von 21,000 Rupies zusammengelegt, deren Zinsen der Jubilar lebenslänglich zu genießen hat, während später ihm zu Ehren eine philologische Professur damit gegründet werden soll. 1869 kehrte Dr. Wilson zu seiner Erholung nach Schottland zurück, wo er 1870, wie früher Dr. Duff, die Ehre hatte, der Generalsynode der freien Kirche als sog. Moderator zu präsidiren, trat aber schon Ende 1871 die Rückreise nach Indien an und ist jetzt wieder auf seinem alten Posten in Bombay.

Im Jahre 1873 konnte er 18 Personen taufen und zum h. Abendmahl zulassen; die ganze Zahl der Kommunikanten beläuft sich aber gegenwärtig nur auf 105 Seelen, wozu noch 106 weitere Getaufte kommen. Dieses geringe Resultat einer mehr als 40jäh-

rigen Arbeit zeigt wohl, wie schwer es sich in Bombay zur Bildung einer einheimischen Gemeinde anläßt; wir werden aber im weiteren Verlauf sehen, wie viel reichere Früchte der Prediger Narayan Scheschabri aus dem Landvolk zu sammeln begonnen hat.

Die Mission in Puna und Indapur.

Puna ist einer der bedeutendsten Plätze des Dekkans, auf der Hochebene nicht weit von den Ghats gelegen, mit gesundem und angenehmen Klima. Seit 1750 war es die Hauptstadt der Mahratten, seit 1817 aber ist es englisch und gegenwärtig eines der Hauptquartiere der Bombay-Armee, durch die Eisenbahn mit Bombay, Madras und Kalkutta verbunden. Die Einwohnerzahl soll in früherer Zeit 150,000 betragen haben, beläuft sich aber jetzt auf kaum mehr als 100,000. Es hat eine starke brahmanische und eine immer zunehmende europäische Bevölkerung, dient auch den in Bombay wohnenden Engländern als eine Art Gesundheitsstation.

Hier hatten die schottischen Missionare sich schon 1823 niederlassen wollen, wurden aber 6 Jahre lang durch das Mißtrauen der Regierung daran verhindert, so daß erst 1829 Missionar Mitchell und Stevenson ihre Arbeit daselbst beginnen konnten. Die nächste Frucht derselben war jedoch nicht die Bekehrung einiger oder vieler Heiden, sondern eine herzerquickende Erweckung unter den dortigen englischen Soldaten. Aber schon nach einigen Jahren finden wir neben der europäischen auch eine kleine eingeborne Gemeinde, und im Jahre 1840 hatten die Missionare nicht weniger als 500 Knaben und 90 Mädchen in ihren Schulen, 1845 sogar 750 Schüler, während in demselben Jahr die Zahl der Getauften 31 betrug. 1846 fieng man auch an mehreren Orten der Umgegend an, Evangelisten zu stationiren und Schulen zu errichten.

Natürlich mußten die Missionare anfangs auch heidnische und muhammedanische Lehrer anstellen. Ein solcher war der begabte und tüchtige Wasir Beg, früher selbst ein Zögling der englischen Missionsschule. Seine Anhänglichkeit an dieselbe war so groß, daß er ein glänzendes Anerbieten der Regierung ausschlug, um im Missionsdienst zu bleiben, ja am 18. September 1846 schrieb er seinem in Bombay angestellten Vater, daß er entschlossen sei sich taufen zu lassen. Seine muhammedanischen Freunde und Verwandte bearbei-

teten ihn vergeblich; auch die Drohung eines Fanatikers, ihn im Fall seines Uebertritts zu ermorden, vermochte nicht ihn zu erschüttern. An dem zur Taufe bestimmten Sonntag erschien aber sein Vater, sammt einer Schaar gleichgesinnter Muselmänner, und überredete ihn, mit ihm nach Hause zu gehn. Man versuchte ihn gefangen zu halten, mußte ihn aber infolge obrigkeitlichen Einschreitens in Freiheit setzen, so daß er schließlich doch in Ruhe getauft werden konnte. Wunderbarerweise verhielten sich, nachdem dieser Schritt einmal gethan war, sowohl sein Vater als auch die meisten Muhammedaner in Puna selbst ganz anständig, ja zum Theil freundlich gegen ihn. In demselben Jahr wurde auch der Hindu Bala Gopal und ein Parsi Rustandschi Naurodschi getauft, letzterer ein kriegsgerichtlich verurtheilter Sträfling, der zum Zweck der Taufe aus dem Gefängniß gebracht werden mußte.

Bald darauf wurden die ersten drei Aeltesten von der eingebornen Gemeinde gewählt. Einer derselben, ein Indobrite und Hauptlehrer an einer der englischen Schulen, verzichtete während eines finanziellen Nothjahres auf ⅔ seiner Besoldung zu Gunsten der Mission.

Wie die Mission auch die öffentliche Meinung und sogar die Handlungsweise der Regierung beeinflußte, geht z. B. aus einer Bittschrift hervor, welche 1849 mehrere junge Hindus, meist jüngere Missionsschüler, der Regierung vorlegten, und welche, obgleich von den bigotten Brahmanen bekämpft und unterstützt, doch die gewünschte Reform zu Stande brachte. Aus alter Zeit nämlich bestand noch eine Stiftung, aus welcher eine ganze Menge Brahmanen ein Jahrgeld bezogen, angeblich um sie in ihren gelehrten Studien zu fördern, während in Wirklichkeit bloß ihrem ohnedieß schon großen Müssiggang dadurch Vorschub geleistet wurde. Das wurde nun anders, indem jener Bittschrift zufolge in Zukunft die Jahrgelder nur solchen zuerkannt werden sollten, die eine Marathi- oder englische Preisschrift eingesandt haben würden. 1852 wurden z. B. 69 solche Werke, meist Uebersetzungen englischer Bücher, geliefert.

Um jene Zeit wurde den Missionaren in Puna aus Bombay Miss. Murray Mitchell zu Hülfe gesandt, während der ältere Missionar gleichen Namens genöthigt war, Indien zu verlassen, nachdem er noch die Freude gehabt, eine Zeit lang seinen Sohn William als Mitarbeiter neben sich zu sehen. Letzterer mußte aber bald, nachdem

sein Vater wieder auf seinem Posten in Puna war, für immer nach Europa zurückkehren.

Unterdessen erfreute sich die von Miss. Murray Mitchell geleitete Hauptschule großer Blüte und erwarb sich allgemeine Anerkennung, auch von Seiten des Gouverneurs von Bombay, der einmal unaufgefordert dem Jahresexamen beiwohnte. 1854 wurde nach einigem Zögern das Weib eines der eingebornen Gemeindeglieder getauft. Sie schien nämlich geistig so unentwickelt zu sein, daß eine wirkliche Aneignung des im Taufunterricht Gelernten kaum von ihr erwartet werden konnte. Sie hatte aber im Herzen, was ihr an Einsicht und Gedächtniß fehlte. Rührend sind die von ihr improvisirten Verse, welche sie während ihrer Handarbeit statt der gewöhnlich von heidnischen Frauen gebrauchten götzendienerischen und schmutzigen Lieder zu singen pflegte:

1. Es hat in meiner armen Hütte
Ein Gast sich eingestellt;
Gegrüßt sei Er: der König Jesus!

2. Was hab' mit Götzen ich zu schaffen?
Ich fall' zu meines Heilands Füßen:
Mein Herz hängt Jesu an.

3. Der Herr der Welt ist nun mein Vater;
Jesus ist mein Bruder nun:
Er sorgt für mich.

4. Seitdem ich Deine Füß' umklammert,
O Jesus! bin ich reich:
Verlaß mich nie, mein Herr!

Bald darauf kam eine andere merkwürdige Taufe vor. Vier Jahre vorher nämlich war durch Brigadier Mackenzie, der während seiner langen Gefangenschaft in Afghanistan sich allerlei muhammedanische Freunde gemacht, der Perser Aga Muhammed Khan zu den Missionaren gekommen und wurde nun sammt seinem früher höchst bigotten Weibe nach längerem Unterricht in die Kirche aufgenommen.

Während des großen Militär-Aufstandes fehlte es auch in Puna nicht an beunruhigenden Erscheinungen und fanatischen Ausbrüchen; aber im Ganzen hatte die Mission nicht viel zu leiden. 1860 mußte Miss. James Mitchell wieder in Europa Erholung suchen, konnte aber vor seiner Abreise noch 13 Täuflinge in die Gemeinde aufnehmen. Ungefähr 2 Jahr später kehrte er zum

letztenmal nach Indien zurück, wo er 1866 auch nach 43jähriger Missionsthätigkeit seinen irdischen Lauf vollendete.

Im Jahre 1850 hatte Miss. Aitken auch in Satara, südlich von Puna, eine Erziehungsanstalt errichtet und arbeitete dort 8 Jahre lang mit großer Treue, aber ohne jeden sichtbaren Erfolg. Man glaubt allgemein, daß die Anforderungen, welche er an Taufkandidaten stellte, viel zu hoch waren und die etwa durch seine Wirksamkeit Erweckten sich deswegen entweder ganz vom Christenthum abschrecken ließen, oder irgendwo anders um Aufnahme in die christliche Kirche nachsuchten. Ueberhaupt ist es fast auf allen ihren Stationen den Missionaren der schottischen Kirche vielfach so gegangen, daß die durch sie Bekehrten früher oder später in andere Missionen übergiengen, was wohl damit zusammenhängt, daß diese Mission sich besser auf christliches Unterrichts- und Erziehungswesen, als auf Gemeide-Bildung und -Pflege versteht. Das Säen und das Ernten geschieht eben nicht immer durch dieselben Arbeiter.

Ganz anders gestalteten sich die Dinge in den ländlichen Distrikten von Indapur und Dschalna, wo seit dem Jahre 1861 der eingeborne Miss. Narayan Scheschadri in großem Segen gewirkt hat. An letzterem Ort taufte er im Jahre 1863 zuerst 18 und bald darauf 16 Personen, und 1867 war die Gemeinde schon auf 116 Mitglieder angewachsen. Auch in Indapur hat er allmählich das Vertrauen seiner Landsleute gewonnen und auf allerlei Weise ihnen das Evangelium nahe zu bringen gesucht. Einer der Christen zieht z. B., von seiner Frau und einigen Freunden begleitet, in jener Gegend herum — das Evangelium nach Hindu-Weise in Liedern vortragend, und dadurch manches Ohr erreichend, das sich der eigentlichen Predigt verschließen würde.

Ueberhaupt trägt dieser ganze Zweig der Missionsthätigkeit ein eigenthümlich nationales und in jeder Beziehung selbständiges Gepräge. So finden sich denn hier schon 223 Communikanten (wozu noch 245 andere Getaufte kommen), und der bekehrte Brahmane hat den Plan gefaßt, ein großes Christendorf Bethel anzulegen, um der ganzen Umgegend eine Stätte christlichen Lebens vor die Augen zu stellen. Auf seinen Reisen durch Großbritannien und Amerika hat er durch seine herzmäßigen Ansprachen solchen Eingang gewonnen, daß ihm zur Ausführung seines Planes 60,000 fl. geschenkt wurden. Möge es auch nicht am Segen von oben fehlen!

Missions-Zeitung.

Loyalitätsinseln.

Auf der Insel Uwea sind 1100 Eingeborne evangelisch und nur 800 katholisch. Trotzdem werden die Ersteren nun schon jahrelang von den Letzteren verfolgt und mißhandelt. Die Schuld davon liegt auf den Priestern, welche ihre Leute gegen die Protestanten hetzen, und auf der französischen Regierung, welche den empörenden Verbrechen ihrer katholischen Unterthanen ruhig zusieht.

Im April 1872 wurden 3 protestantische Fischer erschossen und ihre Leichname ins Meer geworfen, während eine protestantische Familie bei ihrer Abendandacht überfallen und 4 Glieder derselben getödtet wurden. Alles, was der französische Gouverneur hierauf that, war die Entfernung der Thäter, und namentlich des katholischen Häuptlings Wambalu nach Numea (in Neu-Kaledonien) und die Einsetzung des jungen Whenegei an Stelle seines Onkels. Dieser wurde aber von den Katholiken nicht anerkannt, sondern von ihnen ein Sklave der Priester zum Häuptling gemacht, der seine usurpirte Regierung damit anfieng, daß er eine protestantische Kapelle und ein Wohnhaus niederbrannte. Nun fielen die Katholiken alle über die Ketzer her, verbrannten, zerstörten, plünderten Häuser, Kapellen, Plantagen und selbst Gottesäcker, bis die Protestanten gezwungen waren, ihre Waffen auszuliefern und auf den größten Theil ihrer Ländereien zu verzichten. Während sie, um Whenegei geschaart, von den Katholiken umzingelt und ausgehungert wurden, hatten sich einige Weiber, um ihren Kindern Speise zu verschaffen, hinausgewagt und zum Theil im Missionshaus Schutz gefunden; zum Theil waren sie aber auch ihren Verfolgern in die Hände gefallen, welche 8 von ihnen tödteten, 13 auf's Grausamste verstümmelten. Der französische Resident erschien nun zwar selbst, ergriff 15 Mörder und schickte sie sammt dem katholischen Gegenhäuptling zum Gouverneur nach Numea, wo ihnen aber gar keine weitere Strafe zu Theil wurde. Auf die Frage, warum sie so gehandelt, beriefen sie sich auf den Priester, und dieser seinerseits, um

Aufschluß gefragt, gab gar keine Antwort, sondern fuhr fort, seine Leute gegen die Ketzer aufzuhetzen.

Im Jahre 1873 machte Miss. Sam. Ella einen Besuch in England und erzählte jene herzzerreißenden Verfolgungs= und Leidensgeschichten. Am 8. März dieses Jahres langte er wieder in seiner Heimat an. Da fand er alles noch im traurigsten Zustand: die einst blühenden Dörfer in Aschen= und Schutthaufen verwandelt, selbst die Palmenhaine zerstört, ebenso drei Kapellen; das Missionshaus, vor dem die Feinde doch etwas Respekt gehabt zu haben scheinen, gründlich beschädigt, allerlei Vorräthe gestohlen, alle Protestanten tief niedergeschlagen und entmuthigt, einen Theil derselben im Südwesten der Insel sogar mit Gewalt katholisch gemacht, aber verlangend „zurückzukehren zum Wort Gottes", eine Kapelle ebenfalls katholisch gemacht u. s. w. Offenbar ist es darauf abgesehen, die Protestanten ganz zu verdrängen. Seit 12 Jahren hat die Regierung alle diese Willkürlichkeiten und Grausamkeiten geduldet. Eine von der Versailler Regierung versprochene genaue Untersuchung hat nicht stattgefunden. So triumphiren denn die Priester und ihre Anhänger. Ein katholischer Katechist soll mit seines Priesters Flinte selbst zwei, ein anderes Factotum desselben fünf Protestanten eigenhändig getödtet haben. Das Schlimmste aber ist, daß die Aussichten für die Zukunft ganz dunkel sind. Der junge Whenegei ist so eingeschüchtert, daß er den Gouverneur gebeten hat, Wambalu zurückzuschicken, damit er ihm regieren helfe, da die Katholiken ihm doch nicht gehorchen. Und darauf ist der Gouverneur nur allzu bereitwillig eingegangen, ja hat mit dem alten Häuptling auch zwei jener Mörder in ihre Heimat zurückgesandt. Natürlich ermuthigt das alles die Feinde zu neuen Greuelthaten. Die äußere Unterstützung, welche Ella seinen Gemeindegliedern aus England mitgebracht hat, ist dagegen nur ein kleiner Trost. Sollten die Protestanten Frankreichs oder doch die evangelische Allianz noch nichts gethan haben, die französische Regierung zur Besinnung zu bringen?! (Miss.-Chron.)

Indien.

Aus Hoschiarpur im Pandschab berichtet der im Dienst der amerik.=presb. Missions=Gesellschaft stehende eingeborne Missionar Kali Tscharn Tschatterdschi die Taufe einiger höchst interessanten

Muhammedaner im Dorfe Ghorabaha. Schon vor 5 Jahren fiengen sie an, sich mit dem Christenthum bekannt zu machen, und zwar auf die Anweisung ihres Lehrers Gamu Schah hin. Dieser merkwürdige Mann suchte schon als Knabe die Wahrheit, wurde durch den Islam nicht befriedigt und schloß sich endlich einem Fakir Sultan Schah an, von dem er folgende drei Lehren überkam und weiter verbreitete:

1. Muhammed ist kein Prophet und der Koran nicht das Wort Gottes.
2. Der Mensch, eine Kreatur des Schöpfers Himmels und der Erde, ist befleckt und sündig, ja verdient die Hölle.
3. Christus ist der wahre Heiland der Menschen — Sohn Gottes und Geist Gottes.

Eine Bibel hatte Gamu Schah nie gesehn, nahm aber schon 1869 ein Neues Testament an und blieb seither sammt seinen Jüngern ein Freund der Missionare. Einer von ihnen wurde schon im Dezember 1873, vier andere im Anfang d. J. getauft, und im Mai ist ihnen Gamu Schah selbst mit zwei Anderen nachgefolgt. Acht Weitere sind noch Taufkandidaten. Von den Muhammedanern haben sie die peinlichsten Verfolgungen auszustehen gehabt, sind aber nicht weich geworden, sondern haben an Glauben und christlichem Eifer nur zugenommen, so daß selbst ihre bittersten Gegner anerkennen müssen, sie seien durch ihren Uebertritt nicht schlechtere, sondern bessere Menschen geworden. —

Missionar Börresen (Däne) hat neulich 100 Santhals auf Einen Tag getauft und rechnet noch auf viel mehrere.

China.

Man hat sich schon oft darüber gewundert, daß sich heut zu Tage in China so wenig Spuren der nestorianischen Christen finden, die im 13. Jahrhundert dort blühten. Alles, was man von ihnen weiß, ist daß sie unter der Yuen-Dynastie Schutz und Wohlwollen genossen, und unter der Ming-Dynastie grausam verfolgt und schließlich ausgerottet wurden. Die wenigen sie überdauernden Denkmäler stehen da als stumme Zeugen, daß sie einst hier lebten, von ihrem Glauben und ihrer Hingebung aber bringen sie keine Kunde.

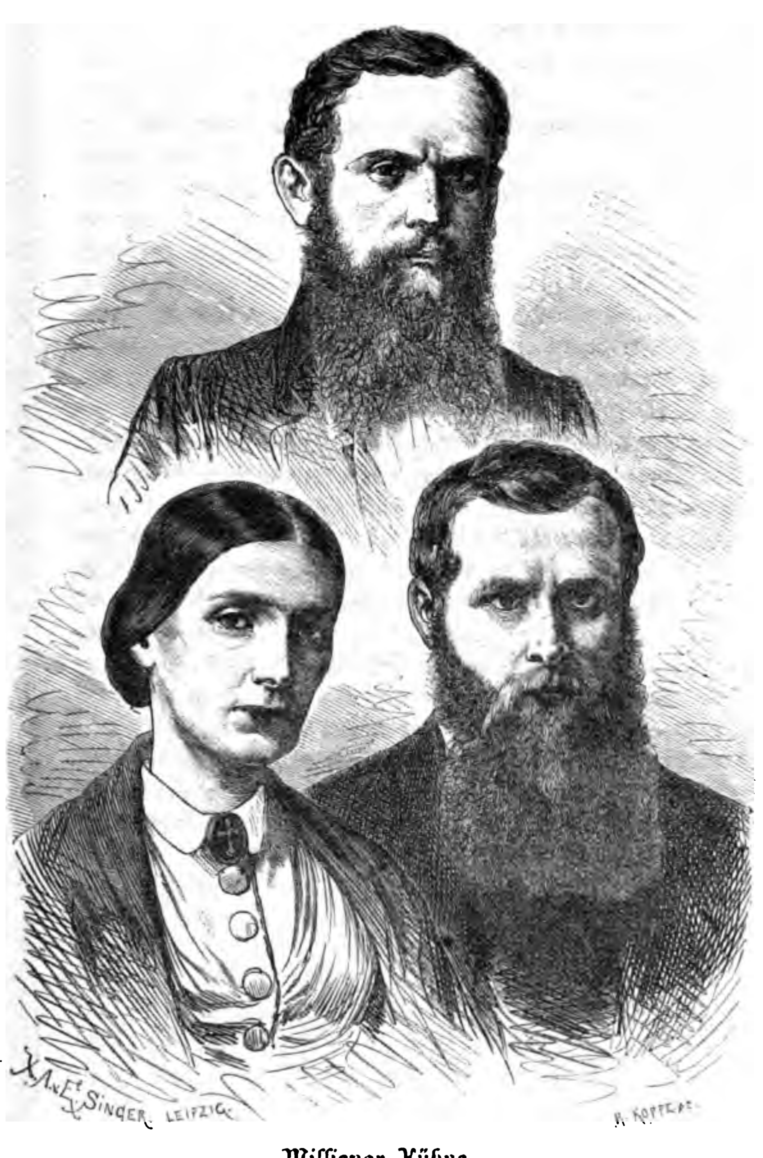
Neuerlich nun sind die Missionare mit einer eigenthümlichen Gesellschaft oder Sekte in der Provinz Schantung bekannt geworden, die ihre Lehre ursprünglich aus dem Westen erhalten haben will. Sie laufen unter der Bezeichnung der „namenlosen Sekte“ und wissen die Zeit der Einführung ihrer Religion in China nicht anzugeben. Sie beten ein unsichtbares, allgegenwärtiges, allmächtiges Wesen an, das sie mit dreierlei Namen bezeichnen: „Der lebendige Buddha des Westens, der nicht von Vater und Mutter Geborne, und der himmlische Vater“, worunter sie immer den Einen ewigen Gott meinen. Götzen beten sie nicht an. Jedes Glied dieser Sekte sagt täglich ein Lied oder Sittenlehren auf, worin sich Aussprüche finden, wie: „Tritt keinem Andern zu nahe, um für Dich selbst einen Gewinn herauszuschlagen;“ „Enthalte Dich böser Gedanken, Worte und Thaten;“ „Laß Dich nicht nach irdischem Vergnügen gelüsten, sondern trachte ernstlich nach dem himmlischen Paradies;“ „wann der Erlöser aus dem Westen kommt, wird Friede unter den Menschen werden.“ Diese Leute glaubten an eine zukünftige Belohnung und Strafe, haben aber keinen klaren Begriff von der Seligkeit, welche der Getreuen wartet. Sie haben keinen Tempel, dreimal täglich aber bringen sie in sitzender Stellung mit geschlossenen Augen Gott ihre stillen Gebete dar; am 1. und 15. jeden Monats opfern sie Weihrauch, jedoch ohne den Gebrauch von Altären und Silberpapierstreifen, wie es sonst unter den Chinesen üblich ist. Es wird erwartet, daß jedes Glied der Sekte nach seinem Vermögen Geld beisteure; ein Zwang besteht aber nicht, sondern jeder darf selbst die Größe seines Beitrags bestimmen. Diese Beiträge werden dem jeweiligen Leiter der zahlenden Glieder übergeben. Den Gesammtbetrag der entrichteten Steuern erhält der höchste geistliche Beamte des Bezirks, um sie weiter westwärts einem Andern zu bringen, der sie dann seinerseits weiter zu geben hat, bis sie schließlich an den Ort ihrer Bestimmung gelangen. Sonderbarer Weise scheint Niemand zu wissen, was eigentlich aus diesem Gelde werden soll, Alle aber sind überzeugt, daß es nach „Westen“ gesandt wird, woher sie ihren Erlöser erwarten, und daß es ein verdienstliches Werk ist, reichlich zu geben. Man nimmt allgemein an, daß jeder der Leiter, durch dessen Hände es geht, gewisse Procente davon für seinen eignen Gebrauch behält, in welchem Fall unschwer zu errathen ist, daß das Geld auf seiner Wanderung westwärts an irgend einem Punkt ver-

siegen muß. Die Stellung dieser Leiter oder Beamten entspricht der Zahl der neuen Mitglieder, die es ihnen gelingt, für die Sekte zu gewinnen. Jedem Leiter liegt die specielle Aufsicht über seine Bekehrten ob, und er verwendet einen großen Theil seiner Zeit zu Besuchen bei seinen Pflegebefohlenen. Seit den heftigen Verfolgungen, denen diese Leute von Seiten der Regierung ausgesetzt waren, werden ihre religiösen Gebräuche und alles was zur Kirchenzucht gehört, so geheim gehalten, daß kein nicht dazu Gehöriger sie oder die Mitglieder der Sekte kennt. Wenn der Leiter seine regelmäßigen Besuche macht, versammeln sich die Bekehrten beider Geschlechter wie zur Zeit der ersten Christen, zu stiller feierlicher Andacht in dem Hause eines Bruders. Dann ermahnt sie der Leiter zur Treue, warnt und belehrt sie, und zum Schlusse setzen sich Alle zu einer gemeinsamen Abendmahlzeit nieder, deren Hauptbestandtheil Brot und Wein bildet.

Diese sonderbare Sekte ist in Tsimi (60 Stunden südlich von Tschifu) den sie besuchenden amerikanischen Missionaren mit großer Freundlichkeit entgegengekommen, und viele ihrer Glieder haben mit Begierde das Evangelium angenommen. In einem Monat wurden 160 Personen getauft, und 200 mehr bitten um Aufnahme in die Gemeinde. Natürlich fürchtet man auch die Beimischung irdischer Beweggründe; China ist ja voll geheimer Gesellschaften, und es kann einer solchen wohl der Gedanke kommen, sich durch den Schutz der Ausländer gegen die Nachforschungen der Regierung sicher stellen zu wollen. Allein daß davon nicht die Rede sein könne, wird ihnen nicht nur deutlich erklärt, sie sehen auch, wie der Missionar selbst (Corbett) unter den Verfolgungen der Gelehrten und der Beamten leiden muß. So hofft man, daß die Bewegung immer mehr als eine ächte, vom Geist Gottes gewirkte sich herausstellen wird.

[redacted]

[redacted]



Missionar Kühne.
Missionar Ramseyer mit Frau.

[redacted]

Die Missionsarbeit der freien Kirche Schottlands.

Von J. Hesse.

---

4. Die Mission der Freischotten in Madras.

Unter denjenigen, welche im Jahre 1825 durch Dr. Duffs berühmte Synodalrede über die indische Mission begeistert wurden, war auch „ein kränkelnder Hauslehrer", der sich, falls Gott seine Gesundheit wiederherstellen würde, Ihm zum Dienst an den Hindus mit Leib und Seele zur Verfügung zu stellen beschloß. Das war der damals schon 30jährige, reichbegabte und hochgebildete John Anderson.*)

Sein Eintritt in die Mission kam gerade zur rechten Zeit, da man im Begriff war neben den in Kalkutta und Bombay bereits blühenden Erziehungsanstalten nun auch eine solche in der dritten Hauptstadt Indiens, in Madras, zu errichten. 1836 wurde Anderson ordinirt und gieng noch im Laufe desselben Jahres, an Leib und Seele wunderbar gestärkt, nach Indien, zunächst nach Kalkutta, ab, wo er von Dr. Duffs Institut Einsicht nahm, um dann im April 1837 eine ähnliche Anstalt in Madras zu eröffnen. Einen kleinen Grundstock hiezu fand er bereits vor, indem zwei schottische Kaplane ihm eine von ihnen selbst gegründete Schule übertrugen. Er verlegte dieselbe ins eigentliche Hinduquartier der Stadt und eröffnete dort am 3. April die neue Missionsschule, aller Welt offen erklärend, daß sein einziger Zweck dabei die Verbreitung christlicher Wahrheit und die Heranbildung eingeborner Lehrer und Prediger des Evangeliums sei.

Bald hatte er 100 Schüler aus den besten Ständen. Ihnen widmete er sich mit ungetheilter Hingabe seiner Zeit und Kraft, lehrend, ermahnend und betend. Alle Mittwoch Abend hielt er mit

*) Vergl. John Anderson in Miss. Mag. 1868 S. 305.

seinen Hilfslehrern und den vorgerückteren Zöglingen freie Gespräche über allerlei vorher von ihnen schriftlich bearbeitete Themata, während Sonntags gegen 30 Wahrheit suchende Jünglinge zu kommen pflegten, um mit ihm die Bibel zu lesen, Lieder, Sprüche und den Katechismus einzuüben und zu — beten.

Aber schon im folgenden Jahre 1838 galt es einen Kampf zu bestehen, und zwar mit der indischen Kaste. Ohne Wissen Andersons hatten sich nämlich 2 oder 3 durch Kastenzeichen unkenntlich gemachte Parias in seine Schule eingeschlichen. Diese wurden jedoch bald von ihren vornehmeren Mitschülern entlarvt und ihr Austritt verlangt. Anderson hatte Einsicht und Muth genug, diese Forderung rundweg abzuschlagen. Die Folge war, daß von 277 Knaben ungefähr 100 die Schule sogleich verließen und in der ganzen Stadt die kastenlose Anstalt heruntergemacht wurde. Leider trug hiezu der Umstand bei, daß eine von Europäern geleitete Schule die Ausgetretenen auf- und ihre Kastenvorurtheile in Schutz nahm. Doch trug Andersons Festigkeit bald die Frucht, daß vier christliche Männer, ihr Unrecht einsehend, aus der jene Konkurrenzschule leitenden Kommittee ausschieden, daß ferner gerade die besten der entlaufenen Zöglinge zurückkehrten und hauptsächlich, daß es von da an selbst in Regierungsschulen Regel wurde, sich um die Kastenordnung nicht weiter zu kümmern.

1839 hatte der bereits sehr angegriffene Anderson die unaussprechliche Freude, seinen alten Freund Johnston als Mitarbeiter in Madras zu begrüßen, der ihm, dem feurigen, impulsiven „Luther der Madrasmission“ bis an sein Ende ein sanfter, treuer „Melanchthon“ geblieben ist. Nun konnte man auch einen Schritt über die Hauptstadt hinaus thun. In dem großen Wallfahrtsort Kantschipuram, dem sogenannten Benares des Südens, wurde eine Zweigschule gegründet, anfangs ganz bescheiden in dem Nebengebäude, resp. Stall eines englischen Herren. Anderson selbst brachte 2 Monate daselbst zu, bis die Schule in gutem Gang und die Eingebornen, welche Anfangs verlangt hatten, die Bibel möchte erst nach einem Jahre darin eingeführt werden, mit seinen Einrichtungen versöhnt waren. Aber fast hätte ihn dieser Aufenthalt das Leben gekostet. Zuerst war es ein Fieber-, dann ein Cholera-Anfall, der ihn an den Rand des Grabes brachte. Ein befreundeter Hindu, der ihn behandelte, war wohl sein Lebensretter.

Auch das Jahr 1840 brachte einen Fortschritt. In Tschengalpetta (Chingleput) hatte ein englischer Herr eine Schule gegründet, die er nun im Einverständniß mit dem eingebornen Schulvorstand der Mission anvertraute. Aehnlich gieng es in Nellur, wo ein gewisser Dr. Cooper eine von ihm selbst gegründete und reich ausgestattete Schule ebenfalls der Mission übermachte. 1841 kam dazu eine hauptsächlich für Muhammedaner bestimmte Schule in Triplikan, einer muhammedanischen Vorstadt von Madras. Als in demselben Jahr Miss. Braidwood ankam, fand er im Ganzen bereits 615, in der Hauptstadt allein 420 Knaben in den Missionsschulen. Er, oder vielmehr seine Frau, fieng nun aber auch an sich des weiblichen Geschlechts anzunehmen. Einigermaßen vorbereitet für diesen neuen Gedanken der Erziehung ihrer Töchter, Frauen und Schwestern waren die Eingebornen durch den Umstand, daß zwei Jahre früher der englische Major St. Clair Jameson einen Preis von 100 Gulden für den besten Aufsatz über diesen Gegenstand ausgesetzt und dadurch namentlich in den Kreisen der Missionsschüler großes Interesse für denselben angeregt hatte. Ehe übrigens in dieser Richtung bahnbrechende Schritte gethan werden konnten, traten andere, die ganze Mission, ja die ganze Stadt erschütternde Ereignisse ein.

Am 20. Juni 1841 nämlich wurden die zwei Erstlinge aus der Anstalt, Radschagopal und Wenkataramaja getauft. Kurz vorher hatte Anderson Ersteren gefragt: „Radscha, bist Du bereit Mutter, Schwester und Alles für Christum hinzugeben“? und auf sein entschiedenes Ja dann seinerseits erklärt: „Nun so bin ich auch bereit, für Dich meine Schule hinzugeben“. Das war kein leeres Gerede. Denn was die beiden Bekehrten infolge ihres Uebertrittes alles von ihren Verwandten zu leiden hatten und welchen Stoß die Missionsschulen durch den jetzt entzündeten Fanatismus der Hindus erlitten, davon wäre mehr zu erzählen, als unser Raum gestattet; auch ist das Wichtigste hierüber bereits in einem früheren Jahrgang mitgetheilt. (M. M. 1868 S. 308 ff.) Aber wie sehr die Heiden auch toben mochten, durch jene Taufe war der Grund der jetzigen tamilisch-freikirchlichen Missionsgemeinde gelegt. Noch heute stehen jene beiden, nun (1851) ordinirten Männer als Säulen derselben in Madras. Dazu kam am 3. Aug. desselben Jahres ein Telugu-Jüngling Ettiradschulu, der freilich nach manchem Jahr

treuer Arbeit zuletzt noch in eine Schlinge des bösen Feindes (Trunkenheit, auf einem einsamen Posten) verfallen ist, damals aber als eine herrliche Frucht der nun mehr als 4jährigen Arbeit Andersons angesehen werden durfte. Die Heiden waren überaus zornig und stellten sich, als wäre ihnen das größte Unrecht widerfahren, mußten sich aber von einem aus ihrer eigenen Mitte öffentlich sagen lassen: „Herr Anderson ist ein ehrlicher Mann. Er hat euch von Anfang an erklärt, er arbeite auf Bekehrung hin, und ich warnte euch deshalb, aber ihr wolltet mich nicht hören, sondern schicktet eure Söhne zu ihm."

Da hunderte seiner Schüler nun von der Schule und allem christlichen Einfluß abgeschnitten waren, fieng Anderson an zu ihrem Besten eine alle 14 Tage erscheinende Zeitschrift (Madras Native Herald) herauszugeben, welche schon Ende 1841 über 200 Abonnenten zählte und bis 1863 regelmäßig fortgeführt wurde. Uebrigens sammelten sich auch die zerstreuten Schüler allmählich wieder, andere kamen und nicht einmal einige neue Taufen (1842) verminderten ihre Zahl. Nun aber kam 1843 die Bildung der freien Kirche in Schottland, zu der sich alsbald auch die 3 Missionare in Madras mit Begeisterung und nicht ohne persönliche Opfer bekannten. Sie bildeten ein eigenes Presbyterium und begannen einen regelmäßigen Sonntagsgottesdienst. Ihre bisherigen Freunde schlossen sich noch inniger an sie an, neue Bekehrungen unter den Europäern kamen auch vor, und so freigebig waren diese, daß in den nächsten 6 Jahren je 2000 Pf. St. von ihnen beigesteuert wurden, während die Missionare aus der Heimat nur die Hälfte dieser Summe jährlich erhielten.

Um dieselbe Zeit ward auch die erste regelmäßige Mädchenschule eröffnet, freilich nur mit 5 Kindern, von denen jedes erst noch 1 Kreuzer täglich für pünktliches Kommen erhielt und einen zweiten, wenn es fleißig gelernt hatte. Wie groß der Fortschritt, wenn wir mit diesen kleinen Anfängen die gegenwärtigen Schulen vergleichen, in welchen während des vorigen Jahres allein 938 Mädchen unterrichtet und von diesen zusammen 200 Pf. St. an Schulgeld bezahlt wurden!

Im März 1844 wurde ein Dschaina-Brahmane getauft und dadurch aller Haß der Heiden neu belebt. Erst nach 5 Monaten füllten sich die verlassenen Schulen wieder. Dagegen kehrte ein früher

[redacted]

getaufter, dann durch die Liebe seiner Mutter zum Abfall gebrachter Lehrer Ramanudscha reumüthig zurück, von seiner Frau begleitet, die bald darauf als erstes weibliches Mitglied in die kleine Gemeinde aufgenommen wurde. Einige andere Erweckte waren im Begriff sich taufen zu lassen, erlagen aber im Augenblick der Entscheidung.

Im November 1845 schrieb Anderson: „Dieses Jahr haben wir keine Bekehrungen gehabt, dagegen viel äußeres Gedeihen.“ So blieb es bis in die Mitte des folgenden Jahres. Da, in schneller Aufeinanderfolge, kamen 8 junge Leute, die um die Taufe baten und sie auch erhielten. Einer von ihnen, Raghawulu, war ein 17jähriger Brahmane, den sein Vater aber für erst 12jährig ausgab und auf gerichtlichem Wege zurückzuerhalten die größten Anstrengungen machte; doch der Richter, die Missionare und Raghawulu selbst blieben fest, letzterer freilich nicht für immer. Denn 1847 gelang es den zärtlichen Ueberredungen seines Vaters ihn ins Heidenthum zurückzuziehen, und in diesem blieb der Unglückliche vier Jahre lang, von verschiedenen Parteien, die sich über seine Wiederaufnahme in die Kaste nicht einigen konnten, aufs Schmählichste hin- und hergezogen, bis er endlich im J. 1852 an Leib und Seele ermattet ins Missionshaus zurückkehrte, „um in dessen Schatten zu sterben“. Er wurde wieder in die Gemeinde aufgenommen, diente der Mission dann Jahre lang als Schulmeister und Evangelist und gieng erst im vorigen Jahr zur ewigen Ruhe ein.

Eins aber konnte nicht mehr gut gemacht werden, und das war der schwere Stoß, welchen Raghawulus Abfall seinem aufopfernden Lehrer Anderson gegeben hatte. Von der Zeit an gieng es zusehends abwärts mit seiner Gesundheit.

In demselben Jahr 1846 wurden die drei Erstlinge Radschagopal, Wenkataramaja und Ettiradschulu als Prediger des Evangeliums angestellt; die kleine Gemeinde zählte jetzt 21 Abendmahlsgenossen; am Schluße des Jahres konnte man mit dem Knabeninstitut in ein neues geräumiges Haus einziehen, lauter Zeichen des Fortschritts.

Ein solcher bahnte sich nun auch auf dem Gebiet der weiblichen Missionsarbeit an. Schon 1845 war Frl. M. Locher, eine Schweizerin, im Dienste eines Frauenvereins der schottischen Staatskirche nach Madras gekommen, hatte sich aber bald der freien Kirche

angeschlossen und mit Braidwoods gemeinschaftlich gearbeitet; 1847 wurde sie Andersons Frau und nahm sich nun eifrigst der Mädchenschulen und Frauenmission an. Das Erste war, daß 5 Mädchen um die Taufe baten und 2 von ihnen, um der gezwungenen Verheirathung an heidnische Männer zu entgehen, sich ins Missionshaus flüchteten. Trotz der Aufregung, die hiedurch entstanden war, und nicht ohne große Gefahr stellten sich auch die übrigen 3 schließlich daselbst ein. Anderson wußte, wie völlig unmöglich es diesen jungen Seelen sein würde, in ihrer heidnischen Umgebung dem Herrn treu zu bleiben, und entschloß sich daher trotz mancher Bedenklichkeiten christlicher Freunde, die Mädchen aufzunehmen, zu behalten und aufs Aeußerste zu vertheidigen. Die nächste Folge davon war, daß zuerst von 170 Mädchen nur noch 3 und nach ein paar Tagen kein Einziges mehr in die Schule kam. Auf der anderen Seite aber trug die Sache der Mission einen wichtigen Triumph davon, als nun eines der Mädchen Muniatta vor Gericht zu erscheinen hatte, schließlich aber — trotzdem daß sie erst 12 Jahr alt war — von beiden hohen Richtern Sir W. Burton und Sir Edw. Gambier für völlig frei erklärt wurde, ihrer Gewissensüberzeugung zu folgen und bei den Missionaren zu bleiben. Obgleich alle 5 Mädchen schon jahrelang christlichen Unterricht genossen hatten, wurden sie doch noch sechs Monate lang speciell auf die Taufe vorbereitet und empfiengen dann am 20. Okt. 1847 das Siegel ihrer Gotteskindschaft. Auch die Mädchenschulen füllten sich wieder; nach einem Jahr schien die ganze Geschichte schon so gut wie vergessen. Jene Mädchen aber blieben bei Frau Anderson und wurden der Grundstock des bis auf den heutigen Tag von ihr mit Hingebung und Geschick geleiteten Töchterinstitutes, das nun 64 Zöglinge zählt.

Erst das Jahr 1849 brachte wieder einige Uebertritte, aber auch den Abfall des Dschaina-Brahmanen zum Katholicismus! Andersons Kraft war nun gebrochen: von seinem Sohne Radschagopal begleitet, gieng er nach Europa, während beider Frauen in Madras zurückblieben. Den überbürdeten Johnston und Braidwood kam indessen Miss. Hislop aus Nagpur zu Hilfe. Aber schon 1850 kehrte Anderson, freilich nur halb erholt, auf seinen Posten zurück. Seine Schwägerin Frl. Locher und Radschagopal begleiteten ihn. Doch erstere erlag schon nach vier Monaten einem Cholera-Anfall, und Johnston mußte halbschwindsüchtig 1851 nach Europa. Er

war schon so schwach, daß er in einem Palankin an Bord des Schiffes gezogen werden mußte, und kam nicht wieder.

Da auch Braidwood genöthigt ward, 1852 in der Heimat Erholung zu suchen, war es keinen Augenblick zu früh, daß nun zwei neue Arbeiter Blyth und Campbell in Madras anlangten. Beide waren hoch erfreut über den gedeihlichen Stand, in welchem sie namentlich die Knabenschule trafen. Nicht genug konnten sie sich z. B. über den Lerneifer der jungen Hindus wundern, welche, wenn man sie zur Strafe 1 Stunde oder so nach Schluß der Schule in derselben zurückbehalten wollte, ganz entzückt darüber zu sein und die Verlängerung des Unterrichts als ein Privilegium zu betrachten pflegten. Zugleich erheiternd und erfreulich war es ihnen auch, zum Examen der Töchterschulen nicht weniger als 25 Ochsenwagen voll kleiner und größerer Mädchen anfahren zu sehen; und beim Examen der Knaben führte der Gouverneur, Sir Henry Pottinger, den Vorsitz. Ebenso interessant war ihnen die Hochzeit eines jungen Paares aus der Gemeinde, welcher Sir W. Burton und dessen Gemahlin anwohnten.

Bald darauf (1853) wurden auf Einen Tag 7 Neubekehrte getauft, darunter der Araber Abdul Khader, der 12 Jahre lang, theils als Schüler, theils als Lehrer in der Anstalt zugebracht hatte und dem bald seine Frau nachfolgte, aber bloß um im Revolutionsjahr (1857) ihm beim Rücktritt zum Islam voranzugehn: beide fielen wieder ab. 3 Andere wurden noch vor Schluß des Jahres getauft, denen im Mai 1854 nicht weniger als 11 aufeinmal nachfolgten. Unter diesen befanden sich 2 Mädchen aus Tschengalpetta, die, als die Missionare auf ihre Bitte, sie nach Madras mitzunehmen, nicht hatten eingehn wollen, ganz einfach die Reise allein machten und eines Nachts um 12 Uhr im Missionshaus eintrafen. Ein Andrer war ein Pilgrim aus Malabar, der auf seinem Wege ins heilige Benares seine christlichen Verwandten in Madras zu besuchen gekommen war, bei ihnen aber etwas fand, was er nun am heidnischen Wallfahrtsort nicht mehr vergeblich zu suchen brauchte. Der Bedeutendste von den Getauften aber war ein reicher Jüngling, namens Nagalingam. In einer heidnischen Schule, wo — nicht um ihres Inhalts, sondern um ihrer schönen Ausstattung willen — christliche Bücher gebraucht wurden, hatte er seine erste Erziehung genossen. Als er beim Lesen in dieser Schule einmal

an den 115 Psalm kam, in welchem die Götzen verspottet werden, rief er laut aus: „Ich will ein Christ werden," worauf der Lehrer all' seinen anwesenden Schülern je eine Tracht Prügel ertheilte, um alle etwa in ihnen schlummernden ketzerischen Gedanken gründlich auszutreiben. Nachdem es dem Jüngling gelungen, zu den Missionaren zu fliehen und getauft zu werden, hatte er noch viel zu leiden und mußte endlich vor dem Richter Sir C. Rawlinson noch ein scharfes Examen bestehen, das aber freilich damit endete, daß er für frei erklärt wurde, seiner Ueberzeugung zu folgen — ein neuer Triumph über die Brahmanen, welche gehofft hatten, von diesem Richter eine andere, ihnen günstige Entscheidung zu erhalten.

Indessen war für den Mann, der nicht nur der Begründer dieser Mission, sondern bis zuletzt auch die Seele derselben gewesen war, die Stunde herbeigekommen, da er eingehen durfte zur Ruhe und zur Freude seines Herrn. Nachdem er noch von allen Bekehrten zärtlichen Abschied genommen und seine „arme Witwe" der Freundlichkeit der Zurückbleibenden empfohlen, entschlief er in der Frühe des Sonntags 25. März 1855. Die Leichenrede hielt ihm Wenkata über Offb. 14, 13.

Daß dieser und die anderen eingeborenen Brüder sich nun immer mehr als ihres heimgegangenen Vaters Nachfolger und Stellvertreter anzusehn und als solche zu arbeiten hatten, versteht sich von selbst. Durch Radscha und Wenkata wurde das Evangelium fleißig in Madras und auf Reisen in tamilischer und englischer, von Ettiradschulu in der Telugu- und von zwei muhammedanischen Bekehrten in der Hindostani-Sprache verkündigt, oft vor hunderten von Zuhörern. Die vier europäischen Missionare, welche damals auf dem Platz waren, hatten erst eine ganz kurze indische Erfahrung hinter sich. Aber das Werk gieng vorwärts. Nicht nur kamen in Madras wieder einige Taufen vor, sondern es wurde auch zum ersten Mal ein junger Bekehrter auf einer der Außenstationen getauft, nämlich Wenkatarangam in Welur, dem bald zum Entsetzen der Heiden einige Andere nachfolgten. Noch im Dezember desselben Jahres kamen übrigens 2 junge Missionare heraus, und im Jan. 1856 war auch Braidwood wieder an seinem Posten; außerdem wurde nun durch Dr. Paterson eine missionsärztliche Praxis in Madras eröffnet.

Dann kam die Zeit des Militäraufstandes 1857, und obgleich in Madras verhältnißmäßig alles ruhig blieb, wurde doch eine im Bau begriffene Predigthalle von den bigotten Tschettis niedergerissen und von den Muhammedanern, die nun über den Abfall Abdul Khaders triumphirten, den Missionaren so bedrohlicher Widerstand geleistet, daß das Predigen unter ihnen für eine Zeit aufgegeben werden mußte. Auch 5 neue Taufen vermochten das Vertrauen nicht zu erschüttern, welches die Eingebornen in die Missionsschulen setzten; 2555 Schüler, darunter 240 Muhammedaner, fanden sich in denselben ein.

Im Jahre 1858 wurde von 3 Bekehrten in Puttur selbständig eine Schule gegründet und in Madras Radschagopal zum Pastor der Gemeinde eingesetzt. Eine Niederlage dagegen erlitt die Missionssache in den Augen der Heiden durch die richterliche Entscheidung Sir Chr. Rawlinsons, der einem mindestens 13—14jährigen Bekehrten, Narajanaswami, das Recht absprach, seine Eltern zu verlassen und gegen ihren Willen ein Christ zu werden. Er wurde wieder in seine Kaste aufgenommen, die er bereits gebrochen hatte, aber nach einem Jahr kehrte er, nun vom Gesetz dazu berechtigt, zu den Christen zurück. Auch in einem anderen Fall zeigte sich, daß die Heiden jetzt weniger streng in der Aufrechterhaltung ihrer Kastenregeln waren, denn als im März 1859 der längst getaufte Nagalingam probeweise ins Haus seines Großvaters sich begab, wurde er längere Zeit darin geduldet, bis der christliche Einfluß, den er auf seine Verwandten ausübte, den Feinden so gefährlich vorkam, daß sie ihn zum Weichen nöthigten.*) — Um dieselbe Zeit kam ein Vetter dieses Nagalingam, namens Ratnam, mit der Bitte um Aufnahme ins Missionshaus. Da er kaum 14 Jahre alt war, wagte man, auf die letzte richterliche Entscheidung hin, nicht ihn zu taufen. Er mußte zu den Seinigen zurück, welche ihn alsbald von Madras fort in den Süden schickten. Wie groß war aber das Erstaunen der Missionare, als derselbe Ratnam nicht gar lange

*) Im Jahre 1863 kam Nagalingam in den rechtmäßigen Besitz seines väterlichen Vermögens von 20—30,000 Pf. St. Zugleich wurde er, der Christ, unangefochtener Besitzer des granitenen Tempels und Gottes in seinem Geburtsort $1\frac{1}{2}$ Stunden von Madras. Eine Deputation der dortigen Heiden, welche ihn baten, dies Heiligthum ihnen zu überlassen, vertröstete er mit Aufschub. Was später geschah, ist nicht bekannt.

nachher eines schönen Tages wieder im Missionshaus erscheint, ganz durchnäßt vom Seewasser, und um Aufnahme bittet. Der tapfere Junge war glücklich aus seinem Verbannungsort entkommen, trotzdem daß man ihn verfolgte, nach Ponditscheri gelangt und von hier, wo er um seine goldnen Ohrringe ein miserables kleines Boot gemiethet, die Küste hinauf nach Madras gefahren. Während der 50 Stunden dieser abenteuerlichen Seereise hatte er weder einen Augenblick Schlaf noch einen Tropfen frischen Wassers genossen. Merkwürdiger Weise traf er gerade im Missionshause ein, nachdem dessen Bewohner Tags zuvor, durch den Tod Eines aus ihrer Mitte (Miss. Moffat) tief betrübt worden waren. Nun gereichte die Ankunft dieses immer noch um die Taufe bittenden Jünglings ihnen zum Troste. Wer konnte da das Wasser wehren?! Man entschloß sich, ihn zu taufen, und siehe da! es blieb alles still. Aber ach! Nachdem Ratnam mehreremal seine Angehörigen besucht und sich immer wieder nach einiger Zeit bei den Christen eingefunden hatte, erschien endlich 1861 statt seiner blos folgendes Brieflein an Miss. Campbell: „Lieber Herr! Ich habe mich entschlossen ganz bei meinen Leuten zu bleiben und muß mich daher für immer von Ihnen verabschieden. Für all' ihre unermüdete Freundlichkeit gegen mich empfangen Sie noch meinen hochachtungsvollen Dank. Adieu! Ich bin Ihr herzlich ergebener C. Ratnam.“ Seither ist nichts über ihn verlautet.

Im Jahre 1859 wurde die neugebaute Predigthalle eröffnet und der Grundstein zur „Anderson's Kirche“ gelegt. Nicht weniger als 13 Gottesdienste wurden um jene Zeit allwöchentlich in verschiedenen eingebornen Sprachen gehalten und dazu noch tägliche Morgenandachten in Dr. Patersons Klinik, wo im Laufe eines einzigen Jahres 6000 Kranke behandelt worden waren.

Inzwischen waren allerlei Veränderungen im Missionspersonal vorgegangen. Zwei jüngere Missionare und der Senior Braidwood hatten für immer in die Heimat zurückkehren müssen, Miss. Moffat war gestorben, ebenso der Missionsgehilfe Frost in Kantschipuram, auf welchem Posten er während der schrecklichen Cholera-Epidemie ausgeharrt, und 1862 folgte ihm der seit 1855 mit großer Freudigkeit und Treue arbeitende Miss. Macallum. Campbell, zur Erholung nach Europa gegangen, kehrte, als er die Trauerbotschaft vernahm, sogleich nach Madras zurück. Ihn begleitete der gegenwärtig noch mit großer Energie arbeitende und

jetzt an der Spitze der Madras-Mission stehende W. Miller. Ihnen folgten 1863 die ebenfalls noch in der Arbeit stehenden Dr. Carslaw, W. Stevenson und J. Macmillan.

Zugleich wurde für die Mission in Tschengalpetta der frühere Basler Missionar Metzger gewonnen, der des Tamilischen kundig, mehr als irgend einer der schottischen Brüder für die direkte Missionsarbeit, namentlich auf Predigtreisen thun konnte. (Er kehrte 1871 nach Europa zurück.) Im Allgemeinen muß aber gesagt werden, daß zwar unter Miss. Millers Leitung die große Schule an Schülerzahl sowohl als auch an wissenschaftlicher Tüchtigkeit der Leistungen beständig im Fortschritt begriffen und ohne Zweifel unter allen ähnlichen Bildungsanstalten Südindiens die erste geblieben oder geworden ist, wie sie denn selbst von den ausgezeichneten höheren Regierungsschulen nicht überflügelt wird; daß aber von der eingebornen Gemeinde und direkter Evangelisationsarbeit unter den Heiden immer weniger verlautet. Aus dem letzten Jahresbericht z. B. erfahren wir bloß, daß in Madras und auf den 8 damit verbundenen Zweigstationen die Zahl der Getauften 232, die der Abendmahlsgenossen 113 betrage und an den Heiden außer den Schullehrern sechs besondere Evangelisten arbeiten, von denen Einer aus Tschengalpetta folgende magere Uebersicht über ihre Thätigkeit gibt: „In der heißen Jahreszeit brachen wir gewöhnlich Morgens früh um ½5 Uhr auf und hatten dann recht große Zuhörerschaften, in der kalten und feuchten Jahreszeit aber, wo wir am Nachmittag auszugehn pflegten, waren wir nicht so glücklich. Im Ganzen besuchten wir 28 Dörfer, legten 310 (englische) Meilen zurück, hielten 175 Ansprachen an mehr als 3000 Personen, vertheilten 600 Handblätter und verkauften einige Traktate zu billigen Preisen. Hr. Appawu fieng diese Arbeit regelmäßig mit dem Gesang eines Liedes an, um Zuhörer herbeizuziehen, und wenn einige sich gesammelt hatten, begannen wir unsre Reden zu halten. An den meisten Orten wurden wir freundlich aufgenommen und zuweilen bildete der Gegenstand unserer Ansprache dann noch die Grundlage einer Besprechung."

Ausführlicher wird über die Schulen berichtet, in welchen zusammen 2788 Kinder und junge Leute, darunter 938 Mädchen allerdings den vortrefflichsten Unterricht nicht nur in allen weltlichen Fächern, sondern auch in der Bibel erhalten. Erfreulich ist, daß

die Auslagen der Mission für dieselben verhältnißmäßig gering sind, da voriges Jahr allein 2271 Pf. St. an Schulgeldern und 2818 Pf. St. an Regierungsbeiträgen, im Ganzen an Ort und Stelle 5778 Pf. St. eingenommen wurden. Das geringste Schulgeld, das jetzt bezahlt wird, ist gerade doppelt soviel als das geringste vor 10 Jahren und das höchste 8mal soviel als das höchste vor 10 Jahren d. h. für die gleiche Unterrichtsstufe. Rechnet man die jetzt hinzugekommene Kollegialabtheilung mit, so ist das höchste Schulgeld, das vor 10 Jahren gezahlt wurde, bloß der 14. Theil von dem höchsten, das jetzt gezahlt wird! Hienach mag man schätzen, welche Anziehungskraft die Missionsschule trotz ihres christlichen Charakters und Zweckes in steigendem Maße auf die heidnische Bevölkerung ausübt. Sicherlich ist dies hauptsächlich dem höheren moralischen Ton und der persönlich hingebenden Liebe der Lehrer zu ihren Schülern zu verdanken, welche in weltlichen Schulen so nicht zu finden ist.

Bekehrungen und Uebertritte aber sind in den letzten Jahren fast gar nicht vorgekommen. Ganz vereinzelt, darum auch besonders trostreich für die Missionsarbeiter war (1872) die Taufe eines in angesehener und einträglicher Stellung befindlichen Heiden, der vor vielen Jahren die Missionsschule besucht und dort schon seine ersten Wahrheitseindrücke empfangen hatte.

Frischer und vielleicht auch missionsmäßiger klingen im Allgemeinen die Berichte über weibliche Missionsarbeit, Besuche in Zenanas und überhaupt in heidnischen Häusern, sowie über die Thätigkeit des Missionsarztes Dr. W. Elder, des Nachfolgers von Dr. Paterson, der 1871 mit gebrochener Kraft nach Europa zurückkehrte um dort zu sterben. Die von Paterson gegründete medicinische Lehranstalt, in welcher 10—15 christliche junge Männer aus verschiedenen Missionen Südindiens beieinander sind, um sich auf den Dienst an ihren leiblich und geistlich so tief im Elend steckenden Landsleuten vorzubereiten, besteht noch im Segen. Alle Morgen um 7 Uhr ist der Doctor mit seinen Zöglingen auf dem Platz, wo schon Schaaren von allerlei Kranken auf ihn warten. Zuerst wird ein Abschnitt aus der Bibel gelesen, eine kurze Ansprache und Gebet gehalten; dann beginnt die Arbeit, das Untersuchen und Berathen der Patienten, Medicinaustheilen und Operationen. Mit den anwesenden Frauen gibt sich in dieser Zeit noch

[redacted]

eine besonders hiezu angestellte Missionsgehilfin ab und manchmal kommen selbst die schon Genesenen, um aus ihrem Munde wieder einmal die tröstlichen Bibelworte zu hören, welche dem Herzen so wohl thun. Die Zahl der im vorigen Jahr von Dr. Elder und seinen Schülern behandelten Kranken belief sich in der Vorstadt Rajapuram auf 7957, in einem andern Stadttheil auf 9864! Gelegentlich macht er mit seinen Zöglingen, die zugleich Evangelisten sind, auch kleine Predigtausflüge in die Nachbarschaft, wo es dann vorkommt, daß früher erwiesene Freundlichkeit gegen Kranke durch Gastfreundschaft, Herrichtung eines Predigtplatzes und dergleichen belohnt wird.

Gewiß ist es ferne von uns, einen Stein gegen unsre schottischen Brüder aufheben zu wollen, welche mit so viel Fleiß und Treue an ihren Lehranstalten arbeiten; im Gegentheil, wir geben ihnen aus eigener Anschauung das Zeugniß, daß sie mit ebensoviel Eifer und Selbstverleugnung ihrem Herren dienen, als irgend welcher predigende Missionar. Aber soviel darf wohl mit Recht behauptet werden, daß ihre Stärke zugleich ihre Schwäche geworden ist, daß sie in Einer Richtung nach dem Vorzüglichsten strebend, ihre Zeit und Kraft zu einseitig dem Erziehungswerk widmen und sich vielleicht zu schnell über das Ausbleiben zahlreicherer Bekehrungen mit dem Gedanken trösten, daß ihre Arbeit aufs große Ganze berechnet sei und deswegen erst nach Jahrzehnten ihre volle Frucht tragen werde. Jedenfalls wird ihnen etwas von dem brennenden Liebeseifer und der herzandringlichen Unmittelbarkeit des in seiner kindlichen Einfalt so großen und so starken Gründers der Madras-Mission gewünscht werden dürfen — und nicht etwas nur, sondern ein reiches Maß davon. Ohne Zweifel sehnen sie selber sich nach neuen Geistesregungen in ihrer Mitte; und die werden auch nicht ausbleiben. Sollte die Saatzeit auch noch lange währen, so wird doch auch wieder ein Erntetag anbrechen.

Aussichten für Ostafrika.

Von J. Hesse.

Wie durch den letzten Asante-Krieg die Blicke Europas mehr als je auf den Gang der Dinge in Westafrika gelenkt wurden, so haben infolge des Todes von Dr. Livingstone die ostafrikanischen Angelegenheiten, namentlich die Unterdrückung des dortigen Sklavenhandels, die öffentliche Aufmerksamkeit in ungewöhnlichem Grade in Anspruch genommen.

Verschieden, wie die Nachrichten von dorther seit der Sir Bartle Frere'schen Expedition und dem Abschluß des Vertrags mit dem Sultan von Sansibar lauten, stimmen sie doch fast alle in drei Hauptstücken überein, daß nämlich 1) durch jenen Vertrag und die vereinigten Bemühungen der Engländer und des Sultans wirklich etwas nicht Unbedeutendes zur Unterdrückung der Sklavenausfuhr aus Ostafrika geschehen ist; daß aber 2) aus dem Inneren noch sehr viele Sklaven an die Küste geschleppt und von hier, wenn auch selten zur See, so doch auf dem Landwege in den Norden und nach Arabien befördert werden, und daß daher 3) noch weitere energische Maßregeln unumgänglich nothwendig sind, falls mit der Aufhebung des Menschenhandels in Ostafrika wirklich Ernst gemacht werden soll.

Was die beiden ersten Punkte betrifft, so haben wir das Zeugniß von Kapitän Elton, der im Auftrag der englischen Regierung an der afrikanischen Küste südlich von Sansibar für die Unterdrückung des schmählichen Handels eine energische Thätigkeit entwickelt. Nach seinen Briefen vom 10. — 23. Februar befreite er allein im Samanga-Distrikt 1326 Sklaven, denen immer die Wahl gelassen wurde, bei ihren früheren Besitzern zu bleiben oder aber eine selbständige Existenz anzufangen. Sowohl das Halten von Sklaven als das Handeln mit solchen gelte in diesem Distrikt für durchaus ungesetzlich und habe bereits einen gewaltigen Stoß erlitten, so daß bei fernerer Wachsamkeit das gänzliche Verschwinden der Sklaverei in Aussicht stehe. Dieselbe sei früher besonders durch die Zollbeamten begünstigt worden, welche im Namen des Sultans die Regierungstaxe für jeden zu verkaufenden Sklaven einzogen und bei

dieser Gelegenheit oft großartige Geschäfte mit den eigentlichen Sklavenhändlern machten. Diese Beamten existiren jetzt nicht mehr, da infolge des Vertrages weder vom Sultan, noch von den Lokalbehörden, noch von irgend einem Zollamt eine Sklaventaxe erhoben werden darf. Große Beförderer des Sklavenhandels waren ferner die wohlhabenden indischen Kaufleute, welche zu diesem Geschäft sich immer bereit zeigten, die Araber oder Suahelis mit Vorschüssen an Flinten, Zeug, Perlen und Geld zu unterstützen. Jetzt sind sie aber so abgeschreckt und eingeschüchtert, daß sie es kaum mehr wagen, dies zu thun. Nur die unternehmenderen Khodscha- und Battia-Kaufleute fahren noch fort, theils selbst Sklaven zu kaufen und zu verkaufen, theils andere Sklavenhändler und Sklavenräuber zu unterstützen. Einen solchen ertappte Kapitän Elton und strafte ihn um 400 Dollars. Derselbe hatte nämlich durch seine eigenen Leute vier Sklaven nach Kilwa bringen lassen und sie dort an eine nach Pangani ziehende Karawane verkauft. Als Kapitän Elton ihn zur Verantwortung zog, gab er vor, er habe seine Leute bloß ausgesandt, um gegen Zeug Elfenbein einzuhandeln; das hätten diese aber nicht gethan, sondern dafür Sklaven gekauft! Die vier Sklaven freilich konnten nicht mehr gerettet werden: die Karawane hatte sie bereits mit fortgenommen.

Im April erzählt er noch mehrere ähnliche Fälle und gibt die Zahl der durch seine Vermittelung Befreiten auf 1400 an, von welchen 482 sich für verschiedene selbständige Stellungen und Erwerbsarten, 927 für's Bleiben bei ihren alten Herren entschieden hätten. Jedenfalls, sagt er, sei das Aergerniß aufgehoben, daß früher selbst britische Unterthanen an dieser Küste Sklaven kauften und hielten. Rückfälle werden nicht ausbleiben, aber durch Strenge und Wachsamkeit werde die neue Ordnung der Dinge doch aufrecht erhalten werden können. Uebrigens hat Kapt. Elton es bloß mit Unterthanen der englischen Regierung zu thun; den arabischen Sklavenhändlern gegenüber ist er machtlos und muß ruhig zusehen, wie dieselben ihr schmähliches Gewerbe weitertreiben, ja ausdehnen. Einige Scenen, die er als Augenzeuge beschreibt, sind geradezu haarsträubend.

Hören wir auch, was ein Korrespondent der Augsburger Allg. Zeitung (No. 84, 1874) aus Sansibar und Lieutenant Cameron aus Kawele in Udschidschi über diesen Gegenstand schreiben.

„Es sind, heißt es in jener Korrespondenz, von Seiten der englischen Regierung Befehle ergangen, die, wie ich höre, auf Ansichten der englischen Staatsanwaltschaft beruhen, nur Sklaven zu befreien, welche noch nicht in das Eigenthum von Ansässigen übergegangen sind. Diese Ansicht der kgl. englischen Staatsanwaltschaft führte, sobald sie den Arabern bekannt würde, dazu, daß jetzt Grundbesitzer und Händler direkt nach dem Festlande gehn, dort ihre Sklaven kaufen und mit ihnen nach den Inseln fahren, um sie von dort aus gelegentlich weiter zu schaffen .... Die Rollen haben förmlich gewechselt. Wie ich höre, hat Sultan Said Bargasch, nachdem ihm die Ansichten der engl. Staatsanwaltschaft bekannt wurden, freiwillig erklärt: daß er diese Ansichten nicht anerkenne, und daß die arabische Vertragsurkunde nicht so ausgelegt werden dürfe. Er hat sogar, wie hier erzählt wird, der engl. Regierung einen Akt zugeschickt, daß nach seiner Ansicht und Auffassung des Vertrages, aller Transport von Sklaven zur See, gegen ihren Willen, ungesetzlich sei .... Die Loyalität und Gewissenhaftigkeit des Sultans ist nicht genug hervorzuheben, und ist dieses Beispiel im Halten von Verträgen bei einem Araber gewiß eine Seltenheit und um so mehr anzuerkennen, als durch seine Handlungsweise der Sultan mit seinen Unterthanen sich verfeindet und sein Leben in stete Gefahr bringt ....

„Ein englischer Beamter hat am Flusse Rufidschi und dem Handelsplatz Kilwa Kwinge mehr als 1000 Sklaven befreit, die theils engl. Unterthanen oder unter engl. Schutz stehenden Indiern gehörten. Er soll auch die traurige Erfahrung gemacht haben, daß Sklaven massenweise nordwärts transportirt werden. Er traf in einem Monat mehr als 4000 unterwegs, und soll der Sklaventransport vollständig mit Erfrischungsstationen und Rastplätzen organisirt sein .... Der junge Miss. Hartly traf in der Nähe von Pangani mit einer Karawane von 40 Sklaven zusammen. Er sprach mit einem derselben, der sich eben ausruhte. Der Führer der Karawane stellte ihn deshalb zur Rede und kamen sie hiedurch in Wortwechsel. Hartly wollte sich zurückziehen, worauf der Araber von rückwärts auf ihn schoß und dann mit mehreren Dolchstichen ihn noch weiters verwundete. Miss. Hartly blieb als todt liegen; von seinen Leuten gefunden, wurde er zum Arzt getragen, wo er seinen Wunden gewiß erliegen wird."

Mit diesen traurigen Enthüllungen stimmt zum Theil Lieut. Cameron's Bericht überein. Er erzählt in demselben von einer ganzen Reihe von Dörfern im Inneren, die mitten im Walde gelegen, nur auf den allerbeschwerlichsten Fußpfaden zugänglich sind und mit leichter Mühe ganz blockirt werden können. Die Einwohner dieser Dörfer beschäftigen sich damit, gelegentliche Ausfälle auf die umwohnenden Wilden zu machen, von diesen möglichst viele gefangen zu nehmen und in die Sklaverei zu verkaufen. Natürlich kommen hiebei immer viele Menschen ums Leben, ja wenn man später unter den Gefangenen Alte und Schwächliche findet, werden diese mit kaltem Blute abgeschlachtet, da sie doch keinen großen Marktwerth haben und sie zu füttern zu kostspielig wäre. Ferner berichtet Cameron von einem Kriege, der zur Zeit seines Schreibens zwischen Mirambo und den Arabern wüthete, und unter anderen Greueln auch dem Sklavenraub bedeutenden Vorschub leistete. Von Unyanyembe aus sei er durch Gegenden gekommen, in denen ganze Länderstrecken durch diesen „teuflischen Handel" entvölkert seien.

Als wirksamstes Mittel zur völligen Unterdrückung desselben schlägt er den Bau einer Eisenbahn zwischen Bagamoyo und Udschidschi vor, deren Kosten er auf 800,000 Pf. St. veranschlagt, welche — wie er meint — selbst beim gegenwärtigen Handelsbetrieb nicht unter 5 Procent Zinsen tragen würden. Ohne Zweifel aber würde durch bessere Verkehrsmittel der Handel außerordentlich gehoben werden. Statt daß nur Elfenbein und Sklaven ausgeführt werden, würden Baumwolle, Gummi, Palmöl, Häute, Reis, Korn, Kaffee, Gewürze u. s. w. in den Handel kommen.

„Ueberdies, fährt er fort, sollten Straßen an den Viktoria-Nyanza-See und nach Urori, und mit der Zeit eine weitere Linie jenseits des Tanganyika gebaut werden. Wenn die Hauptlinie vollendet ist, möchte ich vorschlagen, daß bei Mbumi in Unyanyembe und hier europäische Beamte stationirt werden, jeder mit 500—600 indischen Soldaten und mit einer gehörigen Anzahl Unterbeamten, um alle, welche auf dem Sklavenhandel ertappt werden, wirksam bestrafen und die kleinen Kriege, welche immer wieder zu demselben führen, verhindern zu können. Hier in Udschidschi sollten 2 oder 3 Schiffe von etwa je 50 Tonnen stationirt werden, um den Transport von Sklaven zu verhindern und einen gesetzlichen Handel zu befördern.

„Da dies eine Angelegenheit ist, welche die ganze civilisirte Welt angeht, könnte von den Großmächten eine Kommission niedergesetzt werden, um darüber zu berathen und zu beschließen, was für weitere Schritte zur Beseitigung dieses Fluches Afrikas zu thun sind. Statt daß dem unglücklichen Afrika sein Herzblut abgezapft wird, sollte es zur Entwickelung seiner Hülfsquellen eine noch viel zahlreichere Bevölkerung haben.

„Eine schwierige Frage ist jetzt die, was man mit den befreiten Sklaven anfangen soll. Warum nicht Kolonieen gründen, die anfangs zwar ausländischen Schutzes bedürfen, allmählich aber selbständig werden würden?"

Die Eisenbahn — scheint uns ein Zukunftsbild, für dessen Verwirklichung allerdings jetzt vorgearbeitet wird, da nicht nur von Sansibar aus, sondern auch den Nil hinauf viel geschieht, Licht und Luft ins Herz Afrikas zu bringen, sofern der energische Ingenieur-oberst Gordon das von Baker angefangene Werk mit Ernst und Erfolg fortsetzt. Aber gewiß ist es ein richtiger Gedanke, daß vorerst für die Ansiedlung der befreiten Sklaven gesorgt werden sollte. So hat man es in Westafrika gemacht: warum sollte es nicht auch in Ostafrika möglich sein? Daß damit nicht geholfen ist, wenn man die befreiten Sklaven nur an irgend einem beliebigen Orte aussetzt und dann sich selbst überläßt, das hat die bisherige Erfahrung genügend bewiesen; ebenso freilich auch, daß es mit einer bloß unter polizeilicher Aufsicht stehenden Ansiedlung nicht gethan ist: auf den Seyschellen sind so seit einigen Jahren befreite Sklaven angesiedelt worden, — mit Gefängniß, Polizei und Strafgesetzbuch — aber ohne Schule und Mission; das Resultat ist völlige Entsittlichung der armen Leute. Wo dagegen, wie in Westafrika, solche Unternehmungen im Geiste christlicher Menschenliebe gemacht worden sind, da ist aus dem bunt zusammengewürfelten Negerhaufen doch allmählich ein geordnetes, civilisirtes Gemeinwesen entstanden. Es ist daher als ein Zeichen zum Guten anzusehn, daß durch die kirchliche Missions-Gesellschaft der Plan einer solchen unter britischem Schutz stehenden freien Sklaven-Niederlassung in Mombas oder sonst einem passenden Ort bei der Regierung ernstlich in Anregung gebracht worden ist. Da würden dann die durch englische Kreuzer befreiten Neger in Sicherheit gebracht, angesiedelt, unterrichtet und beaufsichtigt werden. Zugleich könnte von dort aus auch dem jetzt

zu Lande getriebenen Sklavenschmuggel wirksam entgegengearbeitet werden. Ueberdies hofft die englisch-kirchliche Missions-Gesellschaft von Mombas aus ins Hochland Tschagga vorzubringen.

Bereits sind zur energischen Inangriffnahme dieser neuen oder wenigstens erneuerten Mission in Ostafrika die einleitenden Schritte geschehen. Aus Indien sind vor kurzem 20 junge Afrikaner und Afrikanerinnen, früher alle Sklaven, dann befreit und zu Nasik (hinter Bombay) durch Missionare der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft christlich erzogen, in ihr Vaterland, zunächst nach Mombas, zurückgekehrt. Einer ihrer Mitpassagiere auf der Reise von Bombay nach Sansibar, stellt ihnen und namentlich ihrem Anführer das beste Zeugniß aus. Gleichzeitig sind aus England vier der ebenfalls früher in Nasik erzogenen Begleiter Livingstones nach Ostafrika abgegangen. Zur Leitung des ganzen Unternehmens ist im Oktober d. J. der früher in Indien thätige Missionar Price, begleitet von seiner Frau und Jakob Wainwright, dem treuen Diener Livingstones, auf dies bisher ziemlich unfruchtbare Missionsfeld abgereist.

Ihm zur Seite stehen drei Laien-Missionare, Remington, Last und Pearson, letzterer mit Frau, und der ordinirte Missionar, Williams. Zunächst soll in der Nähe von Mombas, aber nicht auf der Insel, sondern auf dem gesunderen Festland, eine Zufluchtsstätte für befreite Sklaven gegründet werden. Es ist zu hoffen, daß die den Sklavenhändlern auffäßige Regierung sich gern dieses Mittels bedienen wird, um die von ihr befreiten Schwarzen sicher unterzubringen, wenn sie sich auch noch nicht entschlossen hat, diesem Unternehmen ihren offiziellen Schutz und die nöthige Geldunterstützung zuzuwenden. Ferner soll die alte Station Kisulubini mit ihrer kleinen christlichen Kolonie durch den Zuzug einiger in Bombay und Nasik christlich erzogener Neger verstärkt werden. Am letztgenannten Orte war früher Miss. Price selber thätig, so daß er wieder seine ehemaligen Schüler unter sich haben und das in Indien angefangene Werk nun in Afrika selbst fortführen wird. Daneben versteht es sich aber von selbst, daß die Missionare auch predigend im Inneren herumreisen und unter den Wanikas und anderen eingebornen Stämmen den guten Samen ausstreuen werden. Dasselbe ist ja von den bisher dort arbeitenden Missionaren trotz aller Schwierigkeiten auch schon geschehen. Wie es dabei zugeht, erzählt uns Miss. Chancellor, aus dessen Reisebericht wir nur einige Züge mittheilen:

„Montag Nachmittag um 4 Uhr, schreibt er, brach ich mit Georg David, einem von Livingstones Dienern, einem der in Bombay erzogenen jungen Leute und einem eingebornen Christen nach Sodoma auf. Gegen Abend erreichten wir ein Dorf an der Grenze des Rabbai-Landes, wo wir für die Nacht unser Zelt aufschlugen. Nach dem Abendessen hatten wir einen Gottesdienst und ich predigte zum erstenmal einigen Wanikas das Evangelium; G. David übersetzte. Als ich mich in meine Hängematte legen wollte, gab das Seil nach und ich mußte auf dem Boden liegen, konnte aber nicht schlafen, da ich kein Moskito-Netz bei mir hatte. . . Donnerstag besuchte ich das Dorf von Abbi Sidis Vater, der dort Häuptling ist. Er saß gerade unter einem Baum an dem Platz, wo bloß die Aeltesten zu ihren Berathungen zusammenzukommen pflegen. Bald hatten sich noch einige Leute eingefunden, so daß ich eine ansehnliche Zuhörerschaft bekam. Ich predigte ihnen Jesum und zwar den Gekreuzigten. Sie sind so dumm und einfältig, daß man genöthigt ist mit Adam und Eva anzufangen. Um ihnen die Vergebung der Sünden einigermaßen faßlich zu machen, zog ich drei parallele Linien auf dem Boden und sagte dann: Diese Linie bedeutet Gott und diese bedeutet den Menschen. Nun kann der Mensch nicht zu Gott kommen, weil diese dritte Linie dazwischen liegt, und das ist die Sünde. Der Mensch kann dieselbe nicht selber auslöschen. — Sie schauten verwundert drein. Dann fuhr ich fort: Jesus sah unsre Hilflosigkeit, verließ seines Vaters Haus und nahm die Scheidewand hinweg, so daß wir uns nun zu Gott nahen und um Vergebung bitten können. Das schienen sie zu verstehen."

Die in diesem Jahr abgegangene Missionsexpedition ist auch äußerlich mit allem Nöthigen ausgestattet worden. So sind 4 kleine Eisen-Häuser von je 2 Zimmern, leicht aufstellbar und auch leicht wieder abzubrechen, ferner Ackergeräthe und Maschinen, ein Brunnen-Bohrapparat, allerlei Sämereien u. s. w. mitgenommen worden. Ueberdies haben einige Missionsfreunde ein kleines Dampfboot angeschafft und den Missionaren zur Verfügung gestellt. Sowohl zum Befahren der Küste als der aus dem Inneren kommenden Flüße wird diese „Taube" (Dove) — so heißt das Schifflein — von großem Nutzen sein.

Auch die englische Ausbreitungsgesellschaft ist im Begriff neue Anstrengungen auf diesem Gebiet zu machen. Der in ihrem Dienste

stehende, vor kurzem zum Missionsbischof von Centralafrika geweihte Dr. Edward Steere gibt über seine theils schon begonnene, theils noch bevorstehende Thätigkeit folgende Uebersicht: „Unsere Arbeit hat sich bis jetzt in drei Zweige getheilt; und für jeden derselben bedürfen wir Leute und Geld:

1. Die Mission auf dem Festland, wobei vor allem die Uferländer des Nyassa-Sees ins Auge gefaßt werden. Ich hoffe, daß noch vor Schluß dieses Jahres eine Anzahl von Missionaren dahin wird abgehn können. Unsere eigentliche Arbeit soll Heiden in ihrer Heimat gelten, uud nicht befreiten Sklaven.

2. Die Stadt-Mission mit Schule, Kirche und Hospital auf dem Platz des früheren Sklavenmarktes in Sansibar.

3. Die Pflege befreiter Sklaven-Knaben, Mädchen und Erwachsener.

Gegenwärtig geschieht unsere meiste Mission'arbeit von jungen Afrikanern, die wir selbst herangebildet haben. Das ist natürlich an und für sich eine Ursache dankbarer Freude, treibt mich aber um so mehr an, für diese unsre kleine afrikanische Armee tüchtige europäische Anführer zu suchen."

Näher bestimmt sich nun der Plan Dr. Steeres dahin, daß von ihm und einem Prediger L. A. James das Hochland im Osten des Nyassasees besetzt werden soll. Mataka heißt die Hauptstadt jenes Landstrichs, ein Ort von 1000 Hütten und Häusern, 15 Stunden östl. von der Mitte des Sees gelegen und von einem wohlgesinnten Häuptling regiert. Der 20jährige Begleiter Livingstones, der aufgeweckte Tschuma, einst von Dr. Wilson in Bombay erzogen, ist aus Mataka gebürtig und ladet dahin ein. Livingstone selbst beschreibt jenes etwa 4000' hohe Plateau als wasserreich und von schönem Vieh bewaidet. Ein Arzt und 5 Laienbrüder sollen sich den Missionaren anschließen.

Angeregt durch die letzten Berichte und Aufforderungen ihres großen Landsmanns Livingstone hat auch die schottische Staatskirche beschlossen, eine Mission in Ostafrika anzufangen. Nach längeren schriftlichen und mündlichen Verhandlungen mit dem Konsul Dr. Kirk, Hr. Young, Hr. Waller und anderen ostafrikanischen Autoritäten ist ihr Plan nun soweit gereift, daß ihre erste Station am Südende des Nyassasees etwas östlich von Cape Maclear gegründet werden soll. Ihre nächsten, obgleich nicht allzunahen Nachbarn werden Bi-

schof Steere und seine Mitarbeiter sein. Von Eindringen in ein fremdes Feld kann dabei nicht die Rede sein. Im Gegentheil, die bischöfliche Missionsgesellschaft, die in Mataka festen Fuß fassen will, hat den schottischen Presbyterianern die Hand entgegengestreckt und freut sich, auf diesem von Livingstone als so viel versprechend geschilderten Arbeitsgebiet nicht allein zu sein.

Und schon beginnt es sich auch in Ribe zu regen. Nachdem die dortigen Freimethodisten sich erst der Schularbeit unter den Gallas und Wanikas gewidmet, auch (durch Missionar New) sich stark an der Durchforschung jener weiten Ländergebiete betheiligt hatten, scheint jetzt ein frischer Lebenshauch durch ihre Station zu wehen. Der selige Heimgang der Frau Wakefield hat bei Alt und Jung eingeschlagen, und seit dem Januar 1874 haben sich Viele aufgemacht, Vergebung der Sünden durch Buße und Glauben zu suchen. Es mag bei Manchen ein bloßes Strohfeuer sein, aber schon die Thatsache, daß stumpfe Ostafrikaner sich angelegentlich zum Beten vereinigen, deutet an, daß die evangelische Mission unter ihnen wirklich Wurzel geschlagen hat.

Vielversprechend ist auch der Eifer, mit welchem Sir Bartle Frere fortfährt, durch Wort und That für das Wohl Ostafrikas zu wirken. Seine Erfahrungen, Wünsche und Rathschläge in Betreff kräftigerer Betreibung der dortigen Missionsarbeit hat er in einer Reihe von Briefen an den Erzbischof von Kanterbury niedergelegt und unter dem Titel: „Ostafrika als Missionsfeld“ (122 Seiten) veröffentlicht.

Nachdem er in seinem ersten Brief Ostafrika als eins der günstigsten, einladendsten und bedürftigsten Missionsgebiete dargestellt, gibt er einen Ueberblick über die dortige Bevölkerung: 1) Ausländer, nämlich Europäer, Amerikaner, Araber und Hindus; 2) afrikanische Mischvölker, wie Suahelis, Gallas, Somalis und Komoros; 3) eigentliche Neger oder Vollblut-Afrikaner; erwähnt dann die philologischen Arbeiten von Rebmann und Steere, welche für alle künftigen Missionare eine der wichtigsten Vorarbeiten so gut wie vollendet haben, beschreibt die religiösen Gebräuche und Vorstellungen jener verschiedenen Völkerschaften, die christlichen Missionsversuche früherer Zeiten und den Fortschritt des Islam unter den afrikanischen Rassen. Wichtig ist, daß er diesen letzteren durchaus nicht für bedeutend hält, sondern entschieden behauptet, der Muhamme-

[redacted]

banismus sei wie in Indien und anderwärts, so auch in Ostafrika im Verfall begriffen.

Im zweiten Brief schildert er die gegenwärtig auf jener Küste arbeitenden Missionen (die katholische Mission, namentlich die französische in Sansibar und Bagamojo, die anglikanische Universitäts-Mission in Sansibar und Magila, die eben von jenem Dr. Steere geleitet wird, die englisch-kirchliche Mission in Mombas und Kisulubini und die methodistische Mission in Ribe) und macht Vorschläge in Betreff der Errichtung neuer Stationen. Gegen die Ansicht, als sei das dortige Klima ungesunder als z. B. das der indischen Westküste, tritt er mit Entschiedenheit auf und sucht zu zeigen, daß wenn europäische Missionare in Sansibar und an der afrikanischen Küste dieselben Vorsichtsmaßregeln brauchen würden, welche in Indien gäng und gäbe seien, Krankheit und Sterblichkeit unter ihnen auch bedeutend abnehmen müßten.

Im dritten und vierten Brief endlich verhandelt der Verfasser einige allgemeine Missionsfragen, wobei er großes Gewicht darauf legt, daß der Prediger des Evangeliums auch der Bringer der Civilisation sein soll. Von Pater Horner und anderen katholischen Missionaren könne man in dieser Beziehung manches lernen.

Vom Sklavenhandel und seiner Abschaffung redet Sir Bartle im Ganzen verhältnißmäßig wenig, einfach deßwegen, weil er überzeugt ist, daß die Einführung des Christenthums in einem Lande gleichbedeutend mit der Ausrottung der Sklaverei in demselben ist. Ueber diesen Punkt kann sich niemand stärker ausdrücken als er, der doch berufen war durch politische Mittel dem Unwesen des Sklavenhandels in Sansibar zu steuern.

„Kein gesunder Handel kann gedeihen, sagt er, so lange die Sklaverei besteht; diese aber kann durch nichts ausgetilgt werden, als durch das Christenthum.“

Daß dieses christlichen Staatsmannes warme Befürwortung der besten Interessen Ostafrikas nicht vergeblich ist, dafür sprechen die neuen Anstrengungen, welche — wie oben gezeigt — jetzt von verschiedenen Seiten für dies unglückliche Land gemacht werden. Möchten doch die Bemühungen der Regierung und die Unternehmungen der verschiedenen Missionsgesellschaften dahin zusammenwirken, daß auch auf der Ostküste des „schwarzen Erdtheils“ etwas Neues zu Stande komme.

Ein chinesischer „Georg Müller“ in Singapur.

Zu den schönsten Thatbeweisen für die Wahrheit und für die Kraft des Christenthums auch in unseren Tagen gehört wohl die Thätigkeit des Gebetsmannes Müller in Bristol. „Hier steht ein Mann und ein Werk gegenwärtig vor uns, welche für die Kraft des christlichen Glaubensprinzips sich auf eine vierzigjährige Probe und Bewährung berufen können; hier kann man jedem an der Realität der göttlichen Verheißungen Zweifelnden zurufen: „Komm und siehe es!“*) Wie herrlich, wenn man auch unter den neubekehrten Heidenchristen solche Männer hätte! Sind dieselben aber schon in der alten, an allerlei Segen, Erfahrung und Geisteskräften so reichen Christenheit nur gar selten zu finden, wieviel weniger werden wir sie unter den eben erst aus dem Un- und Aberglauben des Heidenthums Herausgeretteten zu finden erwarten. Um so wohlthuender, aber auch um so beschämender ist es daher, je und je auch von ähnlichen Erscheinungen aus dem Gebiet der Heidenmission zu hören. Ein Beispiel dieser Art enthält die folgende Mittheilung, welche wir einem Briefe Missionar Piton's aus Hongkong vom 4. Sept. entnehmen:

„Vor einigen Tagen, heißt es in demselben, besuchte mich ein unabhängiger chinesischer Pfarrer von Singapur. Das war eine Persönlichkeit, wie mir seit 10 Jahren in China noch keine begegnet ist. Er war vor etwa 10 Jahren von den englischen Presbyterianern von Amoy aus als Katechist in Singapur stationirt worden und arbeitete im Segen unter seinen dortigen Landsleuten. Sobald als einer derselben getauft zu werden wünschte, oder die Gläubigen das Abendmahl feiern wollten, mußten sie sich — weil kein ordinirter sprachkundiger Missionar da war — an den englischen Kaplan daselbst wenden, der die Sakramente doch nur in englischer Sprache verwalten konnte. Dieser Umstand schon war dem Katechisten

---

*) Dieses Citat entnehmen wir einem kürzlich im Verlag von christlichen Schriften zu Basel erschienenen Büchlein „Georg Müller in Bristol. Von Theophil Stähelin, Pfarrer“ (34 S.), auf welches wir hiemit aufmerksam machen wollen. Es bietet zwar nichts Neues, gibt aber kurz und klar die Hauptsachen aus M.'s Leben und Wirken, am Schluß auch eine milde Kritik seines Verfahrens.

Si-bu, das ist nämlich sein Name, hinderlich; dazu kam noch, daß, in Folge der Entfernung von Amoy, die Auszahlung seines Gehaltes zuweilen Schwierigkeiten machte, worauf er dem Committee von schottischen Herren, die ihm vorgesetzt waren, erklärte, daß er in Zukunft nur von Gott allein abhängig sein wolle, nicht mehr von Menschen, damit 'Singapur sehe, daß es einen Gott im Himmel gibt.'

„Jene Herren waren aber so sehr von seiner Reblichkeit überzeugt, daß sie nicht den geringsten Anstand nahmen die Ordination der engl. Presbyterianer-Kirche für ihn auszuwirken; so steht nun seit 8 Jahren dieser Mann in Singapur als Pfarrer einer Gemeinde von etwa 50 Kommunikanten und als ein treuer und gesegneter Verkündiger des Evangeliums unter den heidnischen Chinesen. Anfangs wollten seine Freunde ihm von den englischen Christen und seinen Gemeindegliedern einen bestimmten Gehalt zusichern lassen, er schlug es aber aus, um nur von Gott abhängig zu bleiben und um den Chinesen, die sich etwa seiner Gemeinde anschließen möchten, kein Hinderniß in den Weg zu legen.

„Wie er das ausführt, zeigt ein Bericht über seine Arbeit vom Jahr 1870, den er mir gegeben hat. Da heißt es z. B.: Eines Tages hatte er (Si-bu) keinen Heller in der Hand und sollte doch 5 Dollar zahlen. Nachdem er bis 6 Uhr vergeblich gewartet hatte, schloß er seine Thüre zu und betete, als Herr S. kam und 5 Dollar brachte, die eben ein christlicher Bruder von Penang geschickt hatte. — Wieder hatte er nur 1 Dollar im Haus und brauchte doch 2 Dollar für einen Handwerksmann. Er gieng zu Herrn K., um den fehlenden Dollar zu entlehnen, konnte aber nicht vorgelassen werden. So kehrte er heim und bat den Herrn darum, und siehe da kam ein chinesischer Bruder und streckte ihm einen Dollar hin mit den Worten: Heut' habe ich gute Geschäfte gemacht; diesen Dollar bin ich Gott schuldig. — Einst hatte er 16 Dollar für Zimmermannsarbeit zu bezahlen, und war sehr verlegen, wo er dieselben herbekommen sollte. Aber auch diesmal klagte er niemand als dem Herrn seine Noth, und siehe, während er noch betend vor seinem Hause auf- und abgieng, kam plötzlich Herr S. daher und brachte 5 Dollar, die eben von England für ihn angelangt waren. Diese neue Erfahrung der väterlichen Fürsorge Gottes machte den guten Si-bu vor Freuden fast aufspringen.

„Liest sich das nicht, schließt Miss. Piton, wie die ergreifenden Berichte von G. Müller in Bristol? Wenn dieser liebe Chinese sich auch nur wie ein Kind neben jenem gewaltigen Glaubensmann ausnehmen mag, so stehen sie doch beide auf demselben Grund und Boden, und Si-bu ist einer der vielen Beweise davon, was für Früchte die Predigt des Evangeliums unter den Heiden immer noch hervorbringt."

Vier Jahre in Asante.

Wir haben im letzten Jahre aus allerlei, zum Theil spärlich und trübfließenden Quellen, eine übersichtliche Schilderung des Volks der Asante gegeben. (Miss. Mag. 1873. S. 353 ff.) Nun hat ein kurzer, scharfer Krieg gar manche Heimlichkeiten dieser Nation geoffenbart und genugsames Licht über ihr Wesen und Treiben verbreitet. Zu den schätzbarsten Nachrichten aber, welche in Folge des Kriegs uns zugekommen sind, rechnen wir die Tagebücher der in Kumase gefangen gehaltenen Missionare.*)

Kühne und Ramseyer haben uns damit ins Leben eines Negerstaats eingeführt in einer Weise, wie das keinem bloßen Reisenden je gelungen wäre. Denn als Kriegsgefangene, ja als Sklaven machen sie die nähere Bekanntschaft dieses Negervolkes; und es ist etwas anderes, ein solches von oben herab kennen zu lernen, oder sich die Menschen und die Verhältnisse von unten herauf anzusehen und so sich in dieselben einzuleben. In Anum, einer Stadt des Krepe-Landes, die schon durch allgemeine Flucht verödet war, erhielten sie am 12. Juni 1869 den Besuch der ersten Krieger aus dem Asante Lager. Von diesen aufgefordert, ihnen zu ihrem Führer zu folgen, traten die beiden Männer mit Frau Ramseyer und ihrem Kindlein den schweren Weg an, der sie ins Lager des Feldherrn Adu Bofo führte. Dort werden sie gefesselt, getrennt und scheinen zuerst mit dem Tode bedroht. Allmählich finden sie, daß die Entscheidung über ihr Loos noch aufgeschoben ist, und lernen sich in die böse Zeit schicken.

*) Vier Jahre in Asante. Tagebücher der Missionare Ramseyer und Kühne aus der Zeit ihrer Gefangenschaft. Bearbeitet von H. Gundert. Mit dem Bilde der Gefangenen und einer Karte. Basel Missionscomptoir 1875.

[redacted]

Am 24. Juni traten sie die Reise nach Kumase an, ohne vorerst zu wissen, wohin sie geführt wurden. Ihr Führer Akjena, ein grämlicher Greis, der herzkrank und von bösen Erinnerungen geplagt nur im Palmwein Ruhe suchte, that was in seinen Kräften stund, ihnen den sauren Weg zur Qual zu machen. Dagegen wetteiferten die Bewohner der Dörfer, durch welche sie zogen, mit einander in Liebeserweisungen gegen die weißen Gefangenen und da und dort trafen sie auch mit Leuten zusammen, welche schon Missionsstationen besucht oder den unternehmenden Reiseprediger Süß (in Akem) kennen gelernt hatten. Als Bruder dieses Süß wird Ramseyer fortan Sise genannt und nicht mehr als ein Wildfremder angesehen.

Indessen welkte das Kindlein zusehends dahin, weil ihm die passende Nahrung fehlte, am 7. August starb es in Totorase. Am gleichen Tage aber erreichte die Gefangenen eine freundliche Botschaft des Königs, welche neue Hoffnung erweckte. Die Reise nach der Hauptstadt wurde fortgesetzt, jedoch bald wieder abgebrochen. Sechs lange Monate harren sie in Abankoro, wo ein Unglücksgefährte, der französische Händler Bonnat zu ihnen stößt und sich in jeder Weise bemüht, das entsagungsvolle Leben erträglich zu machen. In einem andern Ort Asotsche, wo sie auch 9 Wochen weilten, fiengen sie an, einem verlassenen Kinde Liebesdienste zu erweisen, und fanden, daß solche Bemühungen auch auf Asanteweiber ansteckend wirken.

Endlich, im April 1870, werden sie in ein Dörflein bei Kumase gebracht und erfahren, daß von den europäischen Kolonialregierungen Unterhandlungen über ihr Schicksal angeknüpft sind. Am 7. Mai erfolgte die prunkvolle Vorstellung vor dem König Kofi Karekare, dessen augenscheinliches Wohlwollen allen das Herz erleichterte. Der in England erzogene Prinz Ansa, damals ein Halbgefangener im Gefolge des Königs trat ihnen nun bald näher, brachte ihnen eine Bibel und weihte sie in die Geheimnisse des Asante Hof- und Staatslebens ein.

In diesem Ebenezer (wie sie ihre Schilfhütten bei Duro nannten) wurden sie durch Sendungen von der Küste in den Stand gesetzt, nicht bloß selbst ein civilisirtes Leben zu führen, sondern auch allerlei Leuten wohl zu thun. Wie oft wurden Gefangene hindurch transportirt und die Weißen mußten zusehen, wie der König sie vertheilte. Als die barsche Behandlung eines ausgehungerten Kna-

den der Frau Ramseyer Thränen entlockte, blieb das dem König unbegreiflich, bis ihm Prinz Ansa darüber das neue Licht aufsteckte: „Wir Schwarze haben harte Herzen und können das Elend Anderer ruhig ansehen, während dieses den Weißen das Herz umdreht.“ Dieser Aufschluß wirkte doch auch beim Könige weiter, sofern er sich jetzt mehr für die weichherzigen Weißen interessirte, ja endlich selbst dem Mitleid soweit Raum gab, daß er sie (5. Dezember) aus den ungesunden Hütten ins Missionshaus der Hauptstadt übersiedeln ließ.

Hier verbrachten sie 2 lehrreiche Monate in der Gemeinschaft mit dem christlichen Prinzen und dem wesleyanischen Fantelehrer Watts, welche beide ihnen noch die Wunderlichkeiten Kumases deuteten und sie in das dortige Leben einführten, ehe sie selbst an die Küste zurückreisen durften. Vom 4. Februar 1871 an sind nun die Weißen die einzigen Christen in der unheimlichen Hauptstadt, nur daß je und je Gesandte von Capecoast und von Elmina kommen, welche unter anderem auch über ihre Befreiung zu unterhandeln haben. Wir sehen sie dort in ihrem häuslichen Leben und seinen Nöthen und Freuden, begleiten sie in den Palast und zu den großen Festen des Königs, wohnen endlich auch dem triumphirenden Einzug des Feldherrn Adu Bofo bei (4. Sept.), und freuen uns mit den Geprüften über die Geburt und das Wachsthum eines Töchterchens, welches das Wunderkind von Kumase wird.

Am 1. Oktober begann Ramseyer seine Sonntagsgottesdienste auf der Straße zu halten, Hunderte von Zuhörern wohnten denselben bei. Zugleich benützten die Missionare das Vorrecht, welches dem Missionshaus vor Alters ertheilt worden war, als Freistätte für Flüchtlinge zu dienen, zur Rettung eines oder des andern Elenden, welcher ohne ihre Verwendung hingerichtet worden wäre. Ebenso kaufen sie, wenn ihre Mittel dazu reichen, arme Gefangene los und dürfen deren dankbare Anhänglichkeit erfahren. Ihre eigene Befreiung aber zieht sich immer mehr hinaus. Auch Prinz Ansa, den sie am Neujahr 1872 wieder begrüßen durften, vermag dieselbe nicht auszuwirken, vielmehr zeigte sich nun, daß der König und seine Großen der Nachgiebigkeit der englischen Regierung irgend etwas zumuthen zu dürfen glaubten Man forderte ein hohes Lösegeld für die Gefangenen und ließ den Prinzen mit empfindlicher Geringschätzung abziehen. Die Missionare richteten sich also nachgerade aufs Bleiben ein und begannen, an einer Pflanzung zu

arbeiten, während freilich Kühne durch ein wiedererwachtes Brustleiden irdischen Hoffnungen und Anstrengungen immer mehr entrückt wurde. Hauptsächlich richtete Ramseyer sein Auge auf die Jugend. Es gelang ihm, Kinder an sich zu ziehen, welchen er biblische Bilder zeigte und vom Heiland erzählte, ja sie für die Errichtung einer Schule so zu begeistern, daß sie selbst mit Hand anlegten und ein Schullokal herstellen halfen. Und da kamen die Knaben 10—15 an der Zahl und lernten lesen in der Otschi Bibel und Lieder singen zur Ehre unseres Heilandes.

Doch nun regt sich der alte Asante Stolz; die Schule wird unterbrochen und kann nur kümmerlich weiter geführt werden. Man munkelt bereits vom Krieg gegen die Küste. Eine kurze Zeitlang zwar scheint es, als wolle sich der König mit einem Lösegeld von 1000 Pf. St. begnügen und die Gefangenen treten die Reise nach der Grenze an (Nov.), aber nur um daselbst aufs Neue überfallen und ausgeraubt zu werden. Während man sie in die Hauptstadt zurückgeschleppt, bringen schon 3 Heere gegen die Küste vor, und der betrogene Gouverneur von Capecoast kann sich endlich (Jan. 1873) die Thatsache nicht mehr verbergen, daß er unvorbereitet von einem überlegenen Gegner überfallen ist.

Die Missionare hatten nun reichliche Gelegenheit, die ganze Politik Asantes zu durchschauen und die starken und schwachen Seiten dieses Reiches kennen zu lernen. Sie mußten aber bald mit den andern Gefangenen ihren Unterhalt durch Arbeit verdienen, indem sie ein Europäerhaus für den König bauten, dessen Vollendung sie freilich nicht erlebten. Denn England erhob sich nun, um dem barbarischen Häuptling seine Macht zu zeigen. Der Zug nach Kumase wurde beschlossen und von Sir Garnet Wolseley mit ebenso viel Umsicht und Geschick vorbereitet als mit raschen Schlägen durchgesetzt. Umsonst entließ der König erst den kranken Kühne (9. Jan. 74), dann auch die Ramseyer (21. Jan.) aus der Gefangenschaft, der britische General ließ sich nicht aufhalten, sondern drang auf die Hauptstadt los. Nach der für beide Theile ehrenvollen Schlacht bei Amoaforo (31. Jan.) wurde am 4. Februar Kumase von den Briten eingenommen, und weil der König sich nicht zu Unterhandlungen einfand, nach 2 Tagen verbrannt. Das Heer kehrte sodann eiligst nach der Küste zurück, um vor dem Eintritt der Regenzeit die Schiffe zu besteigen.

Aber der Zweck des Feldzugs war dennoch erreicht, der Zauber des Asante Namens lag zerbrochen in der Asche von Kumase. Die einzelnen Häuptlinge und Fürsten, welche er bisher zusammengehalten, wandten sich von Kofi Karekare ab und stellten sich unter den Schutz der britischen Regierung. So war der König zum Friedensschluß genöthigt, in welchem er sich anheischig machte, die greuliche Sitte der Menschenopfer abzuschaffen. Ob sein Reich, wenn auch verkleinert, fortbestehen, ob er selbst die Krone behaupten wird, ist noch manchem Zweifel unterworfen; gewiß aber steht als Ergebniß dieses gewaltigen Gerichts, daß nun ein Weg geöffnet ist, das Wort des Friedens in weite Gebiete der Otschi Zunge zu tragen, unter Völker, welche desselben höchst bedürftig sind.

Daß ihnen auch die Empfänglichkeit für das Evangelium nicht abgeht, zeigen nicht blos einige leuchtende Beispiele, wie Prinz Ansa und sein Verwandter Akwasi Boakje, welche beide dem Christennamen Ehre machen, sondern auch das große Zutrauen und herzliche Mitleid, welches Hohe und Niedere hauptsächlich in den Ostprovinzen des Reichs den Gefangenen entgegenbrachten, und so manche interessante Züge, welche die Tagebücher enthalten. Wenn der eingeborne Missionar David Asante jetzt in den Straßen von Kjebi predigt, sind Asanteer aus Okwau und Dwaben seine aufmerksamsten Zuhörer. Im ganzen Volke aber ist die Ansicht verbreitet, der Krieg sei einfach um der Missionare willen entbrannt; Muhammedanische Lehrer, heidnische Fürsten und Fürstinnen hatten dringlich gerathen, die unschuldigen Gefangenen zu befreien, wenn das Gericht Gottes von Asante abgewendet werden solle, der König aber verzog dem Rathe Folge zu leisten, bis es zu spät war. So hat denn allerwärts eine Ahnung Wurzel geschlagen, daß der Gott der Europäer wohl geduldig und langmüthig sei, aber doch seiner nicht spotten lasse, vielmehr seine Bekenner mit mächtiger Hand schütze und rette. Wie dringlich ergibt sich daraus die Aufforderung an die Christenheit, durch das aufgerissene Thor einzudringen mit dem Wort des Heils! Wären die Gefangenen Briten oder Amerikaner, wie rasch würde eine Asante Mission zu Stande kommen! Nun aber der Ruf an deutsche und schweizerische Christen ergangen ist, fehlt es noch immer an den Mitteln: das Jahr läuft zu Ende und für Asante ist noch nichts geschehen, als daß die Akem Mission durch 3 neue Arbeiter verstärkt worden ist. Soll etwa noch ein Jahr ver-

streichen, ehe dem Nothruf der Basler-Gesellschaft entsprochen wird? Bereits erwägt die Committee der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, ob sie nicht eine Mission in Asante unternehmen solle, so unpassend scheint ihr das Zaudern der Basler. Wir halten es für eine Ehrenpflicht der deutschen und schweizerischen Christenheit, daß sie sich aufwache, die Dankesschuld abzuzahlen, welche durch die wunderbare Erhaltung und Befreiung ihrer Sendboten ihr auferlegt ist, und die zarten Keime zu pflegen, welche durch deren lange Thränensaat in den Boden Asantes gelegt sind. Möge auch dieses Buch dazu beitragen, das Interesse für Asante zu wecken und zu spornen, daß es die Frucht einer wirklichen That ansetze und reife.

Missions-Zeitung.

Alt-Kalabar.

Die Mission der Vereinigten Presbyterianischen Kirche (United Presbyterian Church) in Alt-Kalabar auf der westafrikanischen Küste befindet sich in erfreulichem Aufschwung. Groß sind die Veränderungen, welche mit dem Efik-Stamm in den 28 Jahren vorgegangen, während welcher die Mission auf jener Küste gearbeitet hat. Als Miss. Waddell seinen Fuß zum ersten Mal auf dieselbe setzte, hatte er es mit einer Sprache zu thun, in welcher noch nie ein einziger Satz geschrieben worden war, mit einer Religion, in welcher der Teufel eine größere Rolle spielte als der liebe Gott. Und jetzt sind Kirchen, Schulen, Bibeln, Gesangbücher, Lexika und hundert andre Bücher da, welche zusammen mit dem allgemeinen Umschwung in den Sitten und Anschaunngen des Völkleins, Missionserfolge andeuten, die keine statistische Tabelle darzustellen vermag.

Das Werk in Creek Town war durch einige Wolken, die am politischen Horizont aufzogen, bedroht gewesen; aber sie haben sich zerstreut und in diesem Augenblick regiert sogar ein christlicher König, als Eyo VII. von den Häuptlingen erwählt, über die Stadt. Sein früherer Name ist Ansa Okokko oder Henshaw T. Foster.

Zum siegreichen Fortschritt gehört auch daß in Duke Town neulich folgende Proklamation über die Heilighaltung des Sonntags obrigkeitlich erlassen wurde: „Fortan darf an Gottes Tage kein Markt im ganzen Gebiete von Duke Town gehalten werden; kein berauschendes Getränk, sei es einheimisch oder ausländisch, darf verkauft werden; keine Arbeit, kein Spiel, kein Fetischmachen ist an diesem Tag erlaubt."

Erfreulich ist, daß in dieser

ganzen Mission nicht nur die eingeborne Sprache von den europäischen Arbeitern gelernt, sondern auch in allen Schulen als einzige Unterrichtssprache benutzt wird, trotzdem daß viele Eingeborne durchaus haben wollen, daß ihre Kinder Englisch lernen und zu diesem Zweck sogar einige Englisch sprechende Neger oder Mulatten aus Akkra haben kommen lassen, eine Konkurrenz, die sich schließlich wohl als der Mission nur vortheilhaft erweisen wird.

Kafferland.

Auch von diesem Arbeitsfeld hat die Mission der Vereinigten Presbyterianer Erfreuliches zu berichten. Zu Anfang d. J. hat ein christlicher Offizier, Major Malan, die Stelle des zur Erholung in Europa befindlichen Missionar Sclater auf der Station Paterson eingenommen. Schon früher hatte derselbe sich an den Missionsarbeiten im Kafferland betheiligt und zum Besten der Mission auch ein Büchlein über die dortigen eingeb. Christengemeinden herausgegeben. Mit großem Danke hat jetzt die Miss.-Gesellsch. und der Missionar, dessen Stelle er einstweilen ausfüllt, seine unentgeltlichen Dienste angenommen.

Sehr schmerzlich beklagen die Missionare und mit ihnen alle anständigen Eingebornen die Einführung von Branntwein durch europäische Händler. Ein Häuptling z. B. äußerte sich folgendermaßen gegen den Missionar: „Ihr Weißen bringt uns das Evangelium, und obgleich wir es nicht annehmen, so wissen und fühlen wir doch, daß es etwas Gutes ist. Warum aber bringt ihr jenes andere Ding, das wie Feuer brennt, damit es gegen das Wort Gottes streite? Ich kann diese Handlungsweise der Weißen nicht begreifen." Bei der englischen Regierung sind bereits Schritte zur Abschaffung dieses ärgerlichen und für die Kaffern in hohem Grade verderblichen Handels geschehen. Der Erfolg freilich ist sehr zweifelhaft. —

Als Beweis für den Segen, mit welchem einige eingeborne Christen unter ihren heidnischen Landsleuten wirken, theilt ein Missionsfreund in Adelaide folgendes Gespräch mit, daß er mit einem heidnischen Kaffern hatte:

„Wo wohnst Du?" „Auf Hr. Vice's Farm in Kunap." „Dann mußt Du Jakob Mwambo, den Evangelisten kennen, nicht wahr?" „Ja, ich kenne ihn gut." — „Predigt er dir das Evangelium?" „Ja, getreulich." — „Bist du denn durch seine Predigt vom Sündendienst zu Gott bekehrt worden?" „Nein ich bin nicht bekehrt, aber das ist nicht seine Schuld, denn er predigt das Evangelium nicht nur, sondern er lebt es auch. Eine Zeit lang war ich ganz wüthend gegen ihn. Ich pflegte ihn von meinem Kraal fortzujagen und drohte ihn zu tödten. Aber nie wurde er unwillig, sondern sagte bloß, es thue ihm leid, er werde ein anderes Mal wiederkommen. Wir sagten ihm immer, daß wir es nicht dulden würden, wenn er oder sein Gott unsre Sitten verändern wolle. Dann wieder suchte

ich ihn durch die Drohung zu schrecken, daß, wenn er gewisse Kraale besuchen würde, die Leute dort, deren feindliche Gesinnung ich kannte, ihn todtschlagen würden. Darauf erwiderte er aber ganz ruhig, daß er sich auf den Herrn Jesus Christus verlassen und ohne Furcht gehen werde, wohin er zu gehen habe. Das that er denn auch, und zu meinem Erstaunen fügten die Leute ihm nicht nur nichts Böses zu, sondern ließen ihn auch bei sich predigen. Viele sind durch seine Predigt und sein Gebet bekehrt worden, und obgleich ich selbst nicht bekehrt bin, so kann ich doch einen so selbstlosen Mann wie Jakob Mwambo nicht länger verfolgen."

Das eingeborne Element spielt überhaupt in der Kaffermission eine große, wichtige Rolle. Fast alle Stationen berichten von Fortschritten, eine (Emgwali) sogar von einer Missionare und Gemeindeglieder zu neuem Eifer ermunternden Erweckung.

Bücherschau.

Der Glaube der Kirchen und Kirchenparteien nach seinem Geist und inneren Zusammenhang. Ein Versuch von Fr. Reiff, theol. Lehrer an der evang. Missionsanstalt zu Basel. Basel. Bahnmeiers Verlag (C. Detloff) 1875. Preis Thlr. 3 = Fr. 11. 25.

„Seiner vor zwei Jahren erschienenen christlichen Glaubenslehre läßt der Verfasser in der gegenwärtigen Schrift, welche im Wesentlichen nichts anderes als eine Symbolik sein will, das Seitenstück folgen." Nachdem in der Einleitung vom Begriff und dem Werth der Symbole sowohl als der Symbolik gehandelt worden, wird im ersten Abschnitt, „der gemeinsame Stamm" in den drei ökumenischen Symbolen, dann im zweiten Abschnitt „der römische Katholicismus," im dritten, verhältnißmäßig dürftigsten Abschnitt „die griechische Kirche" sammt den übrigen orientalischen Kirchen geschildert; der vierte zeichnet „das System der lutherischen Kirche," der fünfte „die reformirte Lehr- und Kirchengestaltung," der sechste „die Kirchenparteien als Zweige auf dem Aste der Reformation." Der Schluß über „die Einheit der christlichen Kirche" weist in Kürze auf die seit der Reformationszeit gemachten Versuche zur Einigung zwischen den christlichen Konfessionen hin, erwartet eine solche aber erst vom tausendjährigen Reiche, dem „unerläßlichen Postulat der Kirchengeschichte und dem einzig tröstlichen Abschluß der Symbolik." An dieser Stelle wird denn auch in bescheidener

Weise der Basler Missionsgesellschaft als eines „Einigungsbandes in weiten Kreisen“ Erwähnung gethan. In welchem Sinne sie dies ist und welchen theologisch-kirchlichen Standpunkt sie dabei einnimmt, kann übrigens aus diesem ganzen Werke mit ziemlicher Deutlichkeit abgenommen werden, ist es doch selbst eine Frucht der theologischen Lehrthätigkeit des Verfassers an der Missionsanstalt in Basel und wenn auch kein „offizielles“ Bekenntniß, so doch auch gewiß nicht „in wesentlicher Abweichung von den in den Kreisen der Basler Mission herrschenden Anschauungen“ befindlich. „In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas“ — diese Worte, mit welchen der Verfasser sein an geistvollen Charakteristiken, geschickten Zusammenstellungen und treffenden Lichtblicken so reiches Buch zum Abschluß bringt, bezeichnen jedenfalls das Band, welches bis jetzt die verschiedenen Glieder der Basler Missionsgemeinschaft zusammengehalten hat und — will's Gott — noch lange zusammenhalten wird.

Dürfen wir auch noch einen Wunsch beifügen, so wäre es der, daß der Verfasser seinen beiden bis jetzt erschienenen Werken auch die seit Jahren von ihm in der Missionsanstalt vorgetragene „Einleitung in die hl. Schrift“ nachfolgen lassen möchte. Sicherlich würden alle seine früheren Schüler und noch viele Andere ihm dankbar dafür sein. Der Missionsanstalt aber gereicht es zur Ehre, daß die an ihr getriebene wissenschaftliche Arbeit solche Früchte gereift hat wie die beiden theologischen Werke von Hr. Pfr. Reiff und die „Geschichte der indischen Religion“ von Hr. Pfr. Wurm (Vergl. M.-M. 1873, S. 48 und S. 507.)

Anzeige.

Nachdem ich schon längerher erkannt hatte, daß die Redaktion des Missionsmagazins eine frischere Kraft erfordere, hat mir der Eintritt eines begabten jungen Mitarbeiters im letzten Jahre den weitaus größeren Theil dieser Aufgabe abgenommen. Es schickt sich aber, daß der, welcher die Mühewaltung übernimmt, auch seinem Werke den Namen leihe. So wird denn mit dem Beginn des kommenden Jahrs die Redaktion auf meinen Freund Johannes Hesse übergehen, welcher durch mehrjährigen Aufenthalt auf einem der interessantesten Missionsfelder (1869—73 im südlichen Indien) für dieses Amt noch besonders vorbereitet worden ist. Indem ich mich auf den Posten eines Mitarbeiters zurückziehe, wünsche ich meinem Nachfolger Gottes reichen Segen zu seinem Dienst und dieselbe geneigte Aufnahme bei den Lesern des Magazins, für welche ich zu danken habe.

Calw, 20. Nov. 1874.

H. Gundert.

Register.

Zur freundlichen Beachtung.

Wir haben im Lauf des Monats November unseren **Jahresbericht** pro 1874 versandt und dabei uns erlaubt, einzelnen Freunden wie bisher eine größere Anzahl zur Weiterbeförderung zugehen zu lassen. Wir sagen denselben für ihre Bemühungen unsern herzlichen Dank und bitten sie, ihre Portoauslagen uns zu berechnen, von etwaigen Adreßveränderungen uns Kenntniß zu geben und für geeignete Verbreitung gütigst bemüht zu sein. Da es nicht zu vermeiden ist, daß das eine oder andere bei der Zusendung übersehen wird, so wären wir für Mittheilung dankbar und sind gerne erbötig, dem weiteren Verlangen nach Jahresberichten zu entsprechen.

Die Missionsverwaltung.

Im Verlag **des Missionscomptoirs** in **Basel** sind zu haben:

Zehn Jahre auf der Goldküste. 3 Kr. = 10 Ct. = 10 Pf.

In kurzen Zügen wird uns hier die Jugendgeschichte des am 6. Mai 1866 in Christiansborg verstorbenen Basler Missionars Jakob Heck, sowie seine Reise nach Afrika, bei welcher er Schiffbruch litt, vorgeführt. Sodann erhalten wir ein anschauliches Bild von dem Leben und Wirken, von den Leiden und Freuden, und endlich auch von dem Sterben eines afrikanischen Missionars und Reisepredigers.

Der Asante-Krieg und die Mission auf der Goldküste.
3 Kr. = 10 Ct. = 10 Pf.

In drei Abschnitten: 1. Die Goldküste, 2. Asante, 3. Die Mission, sind nach einigen einleitenden geographischen und ethnographischen Bemerkungen kurz die hauptsächlichsten geschichtlichen Data zusammengestellt, von der Entdeckung der Goldküste durch die Portugiesen im Jahr 1452 an bis zur Einnahme von Kumase durch die Engländer am 4. Februar 1874.

Basler Missionsstationen. I. Heft. China und Afrika.
9 Kr. = 30 Ct. = 30 Pf.

Dieses Heft enthält nicht nur eine Reihe von Bildern von Basler Missionsstationen in China und Afrika, sondern jedem Bild ist auch eine kurze Erklärung mit Notizen über den Gang und Stand der Mission am betreffenden Ort beigefügt. Wir kommen hiedurch einem vielfach geäußerten Wunsch entgegen.

Aug. Steinhauser, ein Bild aus der westafrikanischen Mission.
9 Kr. = 30 Ct. = 30 Pf.

Ein kurzes, aber hingebungsvolles und reiches Missionsleben wird uns in diesem Traktat geschildert. Wir werden durch das Wirken Steinhausers in die Zeit des Aufblühens der Mission auf der Goldküste in den fünfziger Jahren versetzt, wo in Folge des Bombardements von Christiansborg eine Gemeinde in Abokobi sich sammelte und lieblich zunahm und das Evangelium auch unter dem Krobo-Volk in Odumase eine Stätte fand. Die merkwürdige Entstehung dieser beiden Stationen Abokobi und Odumase bietet vieles, was für jeden Missionsfreund von Interesse ist. Der ganzen Schilderung merkt man es an, daß sie von Jemand kommt, der Afrika aus eigener mehrjähriger Erfahrung kennt, und in dieser Beziehung ist vornehmlich die Beschreibung der Reise von Europa nach der Goldküste, sowie die Schilderung von Land und Leuten, namentlich der socialen Verhältnisse besonders anschaulich und lebendig.

Neue Karte der Goldküste. 28 Kr. = Fr. 1 = 80 Pf.

Dieselbe ist nach den Originalarbeiten der Missionare Riis, Strömberg, Locher, Hornberger u. a. bearbeitet und im Format der Karten des Basler Missionsatlas ausgeführt, für welchen sie eine wesentliche Ergänzung bildet.

Andere empfehlenswerthe Schriften:

Ostertag, Entstehungsgeschichte der evang. Missionsgesellschaft in Basel, mit kurzen Lebensumrissen der Väter und Begründer der Gesellschaft. 36 Kr. = Fr. 1. 25 = Mk. 1.

Irion, Malabar und die Missionsstation Talatscheri. 36 Kr. = Fr. 1. 25 = Mk. 1.

Mögling und Weitbrecht, Das Kurgland und die Mission in Kurg. Mit einer Karte und vier Bildern in Tondruck. fl. 1. 24 = Fr. 3 = Mk. 2. 40.

Im ersten Theil wird uns die genaueste Beschreibung des Landes und seiner Erzeugnisse geboten (Kaffeebau). Es folgt eine vollständige Beschreibung des Volkes nach allen seinen Seiten. Wir sehen in das häusliche und öffentliche Leben der Kurgs. Der zweite Theil gibt die Geschichte des Landes nach den besten meist handschriftlichen Quellen. Der Leser bekommt an handgreiflichen Beispielen eine klare Einsicht in ein indisches Volksleben und in den gewaltigen Umschwung, welcher durch die britische Besitznahme über jenes weite Ländergebiet gekommen ist. Was dann geschehen ist, um diesen Umschwung auch für das Reich Gottes fruchtbar zu machen, schildert in anmuthiger Weise der dritte Theil: es ist das Werk der evang. Mission. Die ansprechenden Bilder und die gut gearbeitete Karte sind geeignet, die charakteristischen Züge des Landes und seiner Bewohner dem Leser klar und eindrücklich vorzuführen.

Geschichte der Mission auf den Sandwich-Inseln. 28 Kr. = Fr. 1 = 80 Pf.

Dieselbe hat für den Missionsfreund dadurch ein besonderes Interesse, daß die Mission auf jener Inselgruppe innerhalb 50 Jahren zum vollen Abschluß gekommen ist und ihr Ziel in der festen Organisation einer Nationalkirche gefunden hat. Es ist ungemein lehrreich, diesen Entwicklungsgang von Anfang bis zu Ende zu verfolgen. Das in diesem Buch dargebotene missionsgeschichtliche Material kann mit leichter Mühe zur Mittheilung in einer Reihe von Missionsstunden gruppirt werden.

Sammlung von Missionsliedern. fl. 1. 24 = Fr. 3 = Mk. 2. 40.

Wer sich mit dem Inhalt der acht Capitel, in welche sich der gesammelte Schatz von 406 Reichsgesängen vertheilen läßt, näher bekannt macht, wird finden, daß diese Lieder nicht blos aus Ahnungen und Wünschen entsprungene Gebete sind, sondern auch bereits die berechtigte Siegesgewißheit der kämpfenden Gemeinde athmen und zu mannigfaltigem Lobe des Herzogs unsrer Seligkeit auffordern, der aus kleinen Anfängen schon so reichen Segen hat erwachsen lassen.

Männerchöre zum Gebrauch der evang. Missionsschule in Basel. Dritte vermehrte Aufl. fl. 2. 12 = Fr. 4. 50 = Mk. 3. 60.

Diese dritte, nach Nummern und Seitenzahl mit der zweiten übereinstimmende jedoch durch einen Anhang von zehn Melodieen vermehrte Auflage ist in schöner Ausstattung erschienen. Die günstige Aufnahme, welche diese Sammlung von Männerchören diesseits und jenseits des Meeres bei gesangliebenden Freunden, Vereinen und Anstalten gefunden hat, läßt uns hoffen, daß sie sich in immer weitern Kreisen einbürgern. (259 Nummern, 324 Seiten.)

[redacted]



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 1. 1874.

Ansätze evangelischer Erkenntniß in Mexiko.

1. Die Republik Mexiko.

Mexiko, seitdem es entdeckt, erobert und unter den Einfluß europäischer Abenteurer gekommen ist, hat noch nie eine erfreuliche Rolle gespielt. Wir wollen nicht von der ältern Geschichte dieses Landes und von seiner Ausplünderung durch die Spanier reden, auch seine neuste Geschichte bietet nichts Erquickliches. Vor zehn Jahren waren die Blicke Europa's dorthin gerichtet, als auf den Antrieb Frankreichs und seines Kaisers hin und unter dem Schutze seiner Waffen der ritterliche, aber nur zu verwegene Erzherzog Ferdinand Max von Oesterreich es wagte, die ihm angebotene Kaiserkrone von Mexiko anzunehmen. Er mochte geniale Gedanken und Vorsätze haben, seinem nicht eben unedlen Ehrgeize mochte als Ziel die Civilisation des in Unwissenheit, Bigoterie und oberflächliche Genußsucht gesunkenen Volkes vorschweben, er mochte die Hoffnung hegen, durch Gründung eines mit dem österreichischen Hause verwandten Thrones die Macht und Bedeutung Oesterreichs, besonders seine Seemacht, zu verstärken, und wer weiß,

was mit dem Gelingen des Vorhabens weiter erfolgt wäre: aber die göttliche Vorsehung ließ den ganzen Plan zu Schanden werden. So glänzend die mexikanische Gesandtschaft war, die dem Erzherzog in seinem Palast Miramar bei Triest die Kaiserwürde überreichte, so würdevoll und feierlich er das Anerbieten annahm, so viele Glückwünsche ihn bei seiner pomphaften Abreise unter einer zahllosen Zuschauermenge begleiteten, — — so kläglich endigte die ganze Expedition. Es ist bekannt, daß sich der neue Kaiser trotz dem Schutze der französischen Armee nicht zu behaupten vermochte, und als er endlich von Frankreich verlassen einem schimpflichen Rückzug den weitern Kampf um Leben und Krone vorzog, unterlag er mit den Wenigen ihm getreu Gebliebenen der Energie und Gewandtheit seines Gegners Juarez, auf dessen harten Befehl hin der gefangene unglückliche Kaiser erschossen wurde. Die ganze Unternehmung stellte sich als eine großartige Schwindelei heraus, basirt auf lauter Unkenntniß des Landes und der wahren Gesinnung des Volkes; es war, wie man zu sagen pflegt, eine ohne den Wirth gemachte Rechnung. —

Statt eines Kaiserthums ist Mexiko eine Republik, freilich eine ziemlich klägliche. Denn auch Juarez vermochte durchaus nicht Ordnung in das zerrüttete Land zu bringen. Auf den Grenzgebieten gegen die amerikanische Union gab es häufig Streit und blutige Auftritte, deren Wiederholung leicht die endliche gänzliche Einverleibung dieser Landestheile in die große Nachbarrepublik zur Folge haben könnte; dazu wimmelte es im Innern von Räubern, die sich eine Zeitlang sicher genug fühlten, regelmäßig die Posten auszuplündern; was ist wohl von einer Republik zu erwarten, die sich nicht einmal von dem Ungeziefer solches Gesindels losmachen kann, weil sie ihm fast nichts als Unwissenheit, Schlaffheit und religiösen Ceremonialismus ohne Kraft und Leben entgegensetzen kann?

Im Blick auf diese Wirren möchte es bedauerlich erscheinen, daß es dem Oesterreicher nicht gelungen ist, seinen Kaiserthron zu behaupten und durch die imponirende Kraft des monarchischen Princips einmal vorderhand das zügellose Volk an Ordnung zu gewöhnen. Wahrscheinlich würde er es dann weiter gebracht haben, als der seither verstorbene Juarez und sein Nachfolger Lerdo de Tebaja. Aber unser Urtheil muß sich sofort anders gestalten, wenn wir bedenken, daß durch die republikanische Verfassung in Mexiko wenigstens ein Gut dem Lande gegeben worden, das der projektirte Imperia-



lismus wohl ferne von ihm gehalten hätte, nämlich die Religionsfreiheit und damit auch die Möglichkeit der Verbreitung des Wortes Gottes: und so ermunternd sind in den letzten Jahren die Erfolge der evangelischen Bestrebungen in Mexiko gewesen, daß es scheint, die göttliche Vorsehung wolle in der That aus den sonst unordentlichen und anarchischen Zuständen des Volkes den Segen ersprießen lassen, daß endlich auch in diesem finstern Lande evangelische Gemeinden ihr Licht dürfen leuchten lassen. —

2. Protestantische Bewegung und Widerstand.

Schon vor einigen Jahren verlautete es, daß sich in Mexiko Anzeichen einer tiefern religiösen Bewegung fänden. Die h. Schrift fieng an zahlreich verbreitet und das Evangelium sowohl von Mexikanern als Ausländern freimüthig verkündigt zu werden. Bereits entstunden auch evangelische Gemeinden in Städten und Dörfern. Welche Bedeutung die Bewegung hatte, war aus dem Widerstand der Gegner zu ersehen, der nicht so heftig gewesen wäre, wenn es sich nur um den Abfall Weniger gehandelt hätte. Aber die Priester schreckten vor keinem Mittel zurück, um die Leute an dem Besitz der Bibel zu verhindern. Einer erniedrigte sich sogar zu einer offenbaren gemeinen Lüge, um zum Ziele zu gelangen. Es war ein Vikar, der eines Tages auf der Kanzel folgendermaßen predigte: „Ich weiß, daß viele Bewohner dieses Orts Bücher gekauft haben, — Bibeln oder Testamente — welche, wie ich euch mittheilen muß, von einem an mich gesandten Vorrathe gestohlen worden sind; zwar sind die Leute, von welchen ihr sie gekauft habt, nicht die Diebe selber, aber sie kauften sie von denen, die den Diebstahl begangen hatten. Ich fordere euch daher als gute Christen auf, mir die Bücher abzuliefern, damit ihr nicht dem Fluche verfallet, welcher diejenigen Frevler trifft, die Gegenstände kaufen, welche der Kirche gestohlen worden sind. — Leider gelang die List, und die Leute stellten ihre Bücher ohne Zögern dem Priester zu.

3. Sennor Manuel Aguas, Hauptpfarrer der evangelischen Kirche in Mexiko.

Dieser treffliche Mann war ursprünglich römischer Priester und Mitglied des Dominikanerordens, zugleich Rektor eines Seminars

in Atykapotyálko und der geachtetste und populärste Prediger der großen Cathedrale in Meriko. In einem Briefe, den er an seinen alten Studiengenossen und Freund Nikolaus Arias, auch einen Dominikaner, richtete, rechtfertigte er auf männliche und beredte Weise seine Stellung als bekehrter Protestant. — Der Brief ward in der Form eines Traktats veröffentlicht mit dem Titel: „Durchbruch zum Licht". In diesem kleinen Buch gibt er interessante Mittheilungen über seine Bekehrung vom Romanismus. Vier Jahre vorher hatte er als Rektor eine ernstliche Widerlegung des Protestantismus ausgearbeitet, und das mit solchem Erfolg, daß einige Protestanten nach Rom zurückkehrten. Später wurde er darauf geführt, die Bibel ohne irgend welchen Commentar oder erklärende Noten für sich zu lesen. Er that es unter der Anrufung des Beistandes des heiligen Geistes. So gelangte er zum Licht des Lebens, zum gekreuzigten Erlöser, und fand einen Frieden des Herzens, den er vorher nie gekannt hatte. „Diesen Frieden," sagte er, „und das ist ein zuverlässiges Zeugniß meines nunmehrigen Standes der Erlösung, fand ich in der Bibel. Ich hatte ihn nicht, so lange ich ein Romanist war. Damals war ich voll von Aengsten, die mich in die strengsten und härtesten Uebungen hineintrieben. Sie erinnern sich," fährt er an seinen Freund fort, „welchem Ascetismus ich mich als Student hingab. Ich schloß mich während fast drei Jahren ins Collegium ein, und verließ es jeweilen nur an den Osterfeiertagen, wenn ich mußte. Sie erinnern sich auch, wie ich vor der Verantwortlichkeit des Priesterordens zurückbebte und zur heiligen Weihe fast geschleppt werden mußte. Sie wissen, wie oft ich in der tiefsten Demuth zum Beichtstuhl kam und eben zu Ihren Füßen die Vergebung meiner Sünden und den Frieden der Seele suchte. Aber dieser Friede floh immer weiter von mir. Ich hatte ihn nie und würde ihn nie gefunden haben, wenn nicht der Herr Erbarmen mit mir gehabt und mich aus dem Irrthum und Götzendienst des Romanismus herausgerissen hätte. Gott sei Dank für diese unaussprechliche Gnade! Ja! mein Bruder, nun kam ein Augenblick, wo mir mein Gewissen sagte: Du hast fortan nicht mehr zur Beichte zu gehen und von diesem Tage an haben meine Füße nie mehr den Boden einer römischen Kirche betreten."

Bei der Unwissenheit und dem wüthenden Fanatismus der Mexikaner erforderte es von Seiten Sennor Aguas keinen geringen Muth, so muthig zu predigen und zu schreiben, wie er that. In

[redacted]

seinen Druckschriften, wie von dem Pult aus, hinter dem er als Prediger stand, legt er auf Rom die schwere Anklage, daß es sich herausnehme, Gottes reines Wort wählerisch und willkürlich zu sieben, statt es offen und rückhaltslos zu verbreiten. — Bemerkenswerth ist die Thatsache, daß Sennor Aguas, des Englischen unkundig und überhaupt unbekannt mit den Schriften des ältern Protestantismus, durch eigene Erfahrung durchaus zu den gleichen Ueberzeugungen gelangte, welche die alten Reformatoren hatten und die bis jetzt das Hauptfundament der evangelischen Kirche geblieben sind. Gefragt, ob er denn wirklich der protestantischen Sekte angehöre, antwortete er: „Ich stoße dieses Wort „Sekte“ zurück, als eine Bezeichnung, die auf Nachfolger Christi nicht paßt. Eher würde sie auf die passen, die sich selbst von der Gemeinschaft mit Christo abschneiden und Rom nachfolgen. Sie sagen, es sei keine Ehre, ein Protestant zu sein. Ich dagegen betrachte es als meine höchste Ehre, ein Jünger Christi zu sein, wenn gleich der geringste. Ich schätze mich glücklich, die gehässigen Beinamen „Exkommunicirter“, „Apostat“, „Renegat“, „Schänder des Heiligthums“, „Häretiker“ auf mich geladen zu haben, denn ich gedenke der Worte: Ihr werdet gehaßt sein von Jedermann um meines Namens willen. Soll ich verleugnen, daß ich ein Protestant, das ist ein Christ und Jünger Christi bin? Nein! Ich will meinen Erlöser nie verleugnen. Ich werde im Gegentheil vom nächsten Sonntag an die Predigt unsers gekreuzigten Erlösers in der Sankt Josephskirche beginnen. Sagt man, meine Trennung von der römischen Kirche gebe Aergerniß und fragt man nach einer Erklärung darüber, so werden die, welche mich schon lange kennen, für meine Mannesehre Zeugniß ablegen und ich hoffe auch, daß meine alten Freunde mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu glauben, daß kein unedler Beweggrund mich zu diesem Schritt verleitet hat, sondern die tiefe Ueberzeugung, daß Gott befiehlt und ich zu gehorchen habe. —

Es gehört zu den verborgenen und schmerzlichen Führungen Gottes, daß leider dieser treue apostolische Mann, als er mitten in der ersten Kraft des ihm neu geschenkten Verständnisses und Lebens stand und eben einen von Tag zu Tag wachsenden Einfluß gewonnen hatte, plötzlich von hinnen gerufen ward. Er war erst fünf und fünfzig Jahre alt. Aber auch aus diesem scheinbaren Unglück ließ Gott Gutes hervorgehen. Hunderte von Römlingen, welche das unsinnige Gerücht

[redacted]

vernommen hatten, Sennor Aguas sei auf seinem Sterbebette sprachlos geworden, weil er gegen die Verehrung der Jungfrau gesprochen habe, drängten sich nun neugierig in die Kirche San Franzisko, wo der Leichnam ausgestellt war, hörten aufmerksam dem schönen Begräbnißgottesdienste zu, der am Sonntag Morgen in der Kirche Statt fand und sammelten sich noch um das Grab des Vollendeten auf dem amerikanischen Gottesacker. Diese Haufen werden wohl mit richtigern Begriffen über das, was Protestantismus ist und mit mehr Achtung vor dieser vermeintlichen Sekte nach Hause zurückgekehrt sein, und es hat vielleicht noch der todte Aguas einige belebende Samenkörner in die Menschenherzen ausstreuen dürfen. —

— — — —

4. Herr Parkes und sein Gehülfe Bernhard.

Um dem Evangelisationswerk in Mexiko mehr Consistenz und Methode zu geben, entschloß sich die englische Bibelgesellschaft, einen besondern Agenten auf diesen bedeutenden Posten zu stellen und fand einen solchen in der Person des Herrn Parkes. Seine Aufgabe ist anziehend für einen Mann, dem es an Muth und Unternehmungsgeist nicht fehlt, aber sehr schwer. Freilich ist viel Empfänglichkeit für Gottes Wort da, dazu, wenigstens nach dem Buchstaben des Gesetzes, völlige Gewissensfreiheit und Freiheit, die Bibel zu verbreiten. Aber noch vereinigen sich die Macht einer unbeugsamen Priesterschaft und eines an wilden Fanatismus gewöhnten Volkes, um das Werk zu verderben; und werden auch Ausbrüche dieser tyrannischen Gesinnung nach dem Gesetze bestraft, wo sie zur Anzeige kommen, so ist das Volk noch zu sehr an die Intoleranz der frühern Zeit gewöhnt, um sich durch die Furcht vor dem Gesetze einschüchtern zu lassen. Ebenso lassen sich solche Mexikaner, die man zur Bibelverbreitung benutzen könnte, durch die Furcht vor Mißhandlung nur zu leicht abschrecken, und es ist sehr schwer, entschlossene Arbeiter zu finden. Herr Parkes, noch neu in seinem Amt, macht sein Mögliches und wird dabei unterstützt durch amerikanische Missionarien, die von Gemeinden ihres Landes abgesandt, Mexiko in beträchtlicher Zahl besetzt haben und der weitern Verzweigung der Bibelagentur den kräftigsten Vorschub leisten.

Der theils feindselige, theils wenigstens geknechtete und unzuverlässige Sinn vieler Mexikaner und die häufig vorkommende Zer-

störung vieler Neuer Testamente durch die Hand der Priester machen große Vorsicht nöthig und Herr Parkes that in den ersten Monaten seines Aufenthaltes in Mexiko fast nichts, als den Stand der Dinge, die Eigenthümlichkeit der Eingebornen, und die Intriguen der Priester beobachten, um auf Grund eigener sicherer Erfahrungen den Feldzug gegen den Aberglauben zu eröffnen. Sonderbar war die Erfahrung, die einer seiner Gehilfen, Eskobar, machte, daß die Leute in einigen Dörfern sich zwar absolut weigerten, Bibeln zu kaufen, aber doch wenigstens Portionen des Neuen Testaments, etwa einzelne Evangelien annahmen. So viel wagten sie. Einige Wochen später aber wurden in den gleichen Oertern bereitwillig ganze Neue Testamente gekauft, ein Beweis, daß man den Mexikanern das Wort Gottes erst tropfenweise eingeben muß, damit sie's schlucken können. — Gewisse Ortschaften und Städte scheinen noch ganz verschlossen zu sein; so ist das aus dem letzten mexikanischen Krieg bekannte Puebla, vierzig Meilen von Mexiko, ein Hauptbollwerk des bigotesten Papstthums und des krassesten Marienbienstes.

Einen tüchtigen Mitarbeiter fand Herr Parkes in einem jungen Mann, Namens Bernhard, der eines Tages mit einem staubigen von der Reise her beschmutzten Kleide zu ihm kam und eine hebräische Bibel und ein hebräisches Testament verlangte. Er hatte den Gebrauch der rechten Hand verloren und konnte daher seinen Beruf als Schneider nicht mehr wohl treiben. Die deutsche wohlthätige Gesellschaft hatte ihm dazu geholfen, daß er als Hausirer das Innere des Landes durchziehen durfte, aber stets hatte er auch eine hebräische und deutsche Bibel mit sich getragen. Fast zweihundert Meilen von der Stadt Mexiko im Distrikt von Morelia, war der arme Mann seiner ganzen Habe beraubt worden, auch seiner Bibeln, und der Hauptgrund, warum er zu Herrn Parkes kam, und diesen weiten Weg nicht scheute, war der, wieder eine hebräische und deutsche Bibel zu bekommen.

Als er fort war, dachte Herr Parkes, dieser Mann möchte keinen üblen Colporteur abgeben. Er wußte aber erst nicht, wie ihn wieder ausfindig machen und gab nach mehreren vergeblichen Bemühungen alle weitern Nachforschungen auf, — bis er einmal ganz unerwarteter Weise mit ihm zusammentraf. Nun stellte er ihn versuchsweise an, und machte die Erfahrung, wie gar sehr dieser Deutsche, ein Israelit von Geburt, aber nun lutherischen Bekenntnisses, den

mexikanischen Protestanten überlegen sei, die sich bald fürchten, während er dahin geht, wohin man ihn sendet und dabei so wohlfeil als möglich lebt. Kürzlich legte er einen einsamen Weg von sechzig Meilen zurück und traf während dieser Reise nicht mehr als zwei Dörfer. Er war auch in Quernavaka, wo kürzlich eine Protestantenverfolgung Statt fand. Auch er wurde während seines Dortseins von zwei Fanatikern angegriffen und gesteinigt. Er besaß aber die Festigkeit und Weisheit, die Polizei zu Hilfe zu rufen, und die Uebelthäter bekamen vier Tage Einsperrung. —

Fände man nur noch mehr Männer', die Leben und Sicherheit dran wagen, so würde es sich schon verlohnen, Tausende von Thalern auf das abergläubige Volk zu verwenden.

---

5. Das Werk in Toluka, Herr Paskoe und der Grobschmied Agustin.

Toluka ist eine Stadt, etwa vierzig englische Meilen südwestlich von Mexiko. Hier hat sich eine kleine protestantische Gemeinschaft gebildet, die mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Ein Colporteur, der sich dorthin begibt, muß die Kosten wohl überschlagen und bereit sein, als ein guter Streiter Christi zu leiden. Auch der gute Bernhard, von dem eben erzählt wurde, kam vor Kurzem durch den Pöbel in Toluka in solche Gefahr, daß er sich nicht getraute, sein Werk fortzusetzen, und Herr Parkes veranlaßt wurde, in eigener Person den Stand der Dinge zu untersuchen und mit der Behörde zum Schutz der evangelisch Gesinnten Rücksprache zu nehmen. —

Der Gouverneur von Toluka, obwohl Katholik, scheint in Betreff der protestantischen Bewegung nobel und loyal gesinnt zu sein. Als ihm vor einiger Zeit etwa dreißig katholisch gesinnte Damen ihre Aufwartung machten, um ihr Befremden über seine seltsame tolerante Haltung gegenüber den Bibelverbreitern auszusprechen, und sich des Ausdrucks bedienten, weil die Männer nicht genug Ernst zeigten, diese Ketzer auszustoßen, so müßten sich die Damen der Sache annehmen, — gab er zur Antwort, die jungen Damen hätten wohl ganz vergessen, daß er, obwohl Katholik, doch zugleich Gouverneur und eine Staatsperson sei und als solcher die Verfassung des Landes, welche Religionsfreiheit gewährleiste, handhaben müsse. Wenn Sie,

junge Damen, sagte er, den protestantischen Glauben nicht theilen, so brauchen Sie ja nicht in den protestantischen Gottesdienst zu gehen; — aber Sie haben durchaus das Recht nicht, die Protestanten in der Ausübung ihrer Religion zu hindern, und noch weniger, mich zu veranlassen, gegen die Protestanten Maßregeln zu ergreifen. Wenn diese Protestanten Sie belästigen, so werde ich sie bestrafen, wie das Gesetz es vorschreibt, und umgekehrt, wenn ein römisch Gesinnter die Protestanten belästigt, so wird er auch bestraft. Ich muß Ihnen also, meine jungen Damen, in aller Höflichkeit bemerken, daß Sie in dieser Angelegenheit übel berathen worden sind."

Man vermuthet, die gegenwärtige Gereiztheit gegen die Protestanten komme von einer Jesuiteninvasion her, die neulich Statt gefunden hat, und es könnte leicht geschehen, daß der nächste Congreß ein Gesetz behufs ihrer Vertreibung aufstellt, nicht eben aus Liebe zu den Protestanten, sondern aus politischen Gründen.

Die Seele des Werkes in Toluka ist Herr Paskoe, der einer kleinen Gemeinde, die sich um ihn gebildet hat, Predigten und Versammlungen hält. Diesem Häuflein (und das ist ein Zeugniß für die loyale Gesinnung des Gouverneurs) wurden während einiger Zeit Soldaten zum Schutze gegeben, die bis zum Schlusse der Versammlung, wenn sie auch spät in die Nacht dauerte, das Lokal bewachten. Ueberflüssig ist der Schutz nicht; denn während des Besuchs, den Herr Parkes Herrn Paskoe machte, wurde ein großer Stein gegen das Fenster geworfen. Zum Glück gelang es, den Thäter einzustecken. —

Der Mann in Toluka, Wagner und Grobschmied seines Berufs, bei dem das begonnene gute Werk seinen Anfang nahm, darf nicht unerwähnt bleiben. Er heißt Agustin und befand sich im November des Jahres 1872 in seiner Werkstätte, als Colporteur Eskobar zu ihm eintrat. Agustin, erst in der Meinung, der Fremdling wolle ihm römisch katholische Bücher verkaufen, rief barsch: Ich brauche diesen Plunder nicht, ich bin längst aus diesem Aberglauben herausgezogen. — „Aber," erwiderte Eskobar, „es sind ja Bibeln." — Bibeln? wirklich? — „Freilich! keine römischen Meßbücher, sondern Gottes lauteres Wort." — Ei! sagte drauf der Mann, auf eine Bibel wartete ich schon lang!

Er kaufte eine, nahm sie mit nach Hause und begann ernstlich darin zu lesen. Gott rührte sein Herz und er ward zu Jesu geführt. Aber noch hatte er zu Hause seine betagte Mutter, sein Weib und seine Schwester, alle sehr devote Katholiken, die regelmäßig die Messe besuchten und Bilder von Heiligen und von der Jungfrau in ihren Zimmern aufhiengen. Agustin fühlte, es sei seine Pflicht, nicht nur für sich allein die Bibel zu lesen, sondern auch seine Familie damit bekannt zu machen. So fieng er an, am Abend nach vollbrachtem Tagewerk seiner Familie vorzulesen. Zuerst lief seine Frau fort mit dem Vorgeben, sie habe anderwärts zu thun; denn sie wußte wohl,

daß die Bibel bei ihren Priestern verpönt war. Nach und nach aber, da sie merkte, daß Agustin sein Vorhaben nicht aufgab, gewöhnte sie sich zu bleiben und konnte sich endlich nicht enthalten, immer mehr und mehr Interesse am Worte zu finden. Auch die Mutter ward in diese Schule des heiligen Geistes hereingezogen. In einer Nacht fieng sie an zu weinen. Der Sohn glaubte, sie fühle sich unwohler, als sonst. Aber nein! sagte sie, geh nur; diese Worte sind mir so neu, so süß und zart, daß ich die Thränen nicht zurückhalten kann.

Das Bibellesen führte diese Leute in die Predigt von Herrn Pascoe. Zuerst sagte Agustins Frau, sie wolle sich ihrem Gatten nicht widersetzen und Protestantin werden, wenn er ihr daneben die Anrufung der Jungfrau gestatte. — Die unverheirathete Schwester dagegen brach in der Verwerfung des Romanismus besser durch und wurde bald eine ernste Christin. Eines Tages hörte sie eine Rede gegen den Bilderdienst; was that sie? In der Nacht darauf sammelte sie alle Bilder der Jungfrau und der Heiligen, die aufgehäufte Schätze vieler Jahre, und verbrannte sie alle mit einander. Die alte Mutter, in deren Herz noch ein Verlangen nach diesem bösen Sauerteig zurückgeblieben war, protestirte zwar dagegen; aber es war zu spät, die Flamme hatte die Bilder schon erfaßt.

Die Frau Agustins wurde auch eine ernste Christin. Herr Parkes hat oft Gelegenheit gehabt, den Gliedern dieses Hauses die Hand zu schütteln und sich ihres Christenstandes zu freuen. Ihre Erweckung trug das Meiste zur Förderung des Werkes in Toluka bei. —

6. Tage der Angst in Capelhuak und in Toluka.

Während Herr Parkes zur Untersuchung des Standes der Dinge in Toluka war und sich des dortigen Werkes freute, kam ihm eine Botschaft von Meriko zu, ob es denn wahr sei, daß die kleine Gemeinschaft in Toluka überfallen und er selbst verwundet worden sei. Dieß war nun allerdings in Beziehung auf Toluka ein Mißverständniß, aber nur zu wahr in Beziehung auf Capelhuak, einer wenige Meilen von Toluka entfernten Ortschaft. In der That war auf die dortige kleine Gemeinschaft ein mörderischer Angriff gemacht worden, wobei der Pfarrer und einige Gemeindeglieder schwer verwundet und ein armer Mann getödtet wurde. Unter den Verwundeten befand sich auch der Adoptivsohn des von hinnen geschiedenen Manuel Aguas. Er blieb wie todt liegen, kam aber wieder zu sich und ward zu seiner Sicherheit in das Gefängniß gebracht. Auf diese traurigen Nachrichten hin kehrte Herr Parkes eilends nach Meriko zurück, um sich mit den dortigen evangelischen Pfarrern zu berathen, was zu thun sei. Sie hielten es für ihre Pflicht, sich nach Kräften für die evangelisch Gesinnten des Landes, die durch

ihr Werk auf diesen Weg gekommen waren, zu verwenden, und baten sich eine Audienz beim Präsidenten Lerdo de Tebaja aus, um von seinen eigenen Lippen zu vernehmen, ob sie und andere Protestanten in Wahrheit den Schutz zu genießen hätten, den der Buchstabe des Gesetzes gewährleiste. Die Deputation ward von Lerdo sehr höflich empfangen und hatte Gelegenheit, ihm die Vorfälle von Capelhuak zu erzählen und ihn daran zu erinnern, daß dieß schon der dritte brutale Mord sei, der in jenem Distrikt vorgekommen.

Der Präsident gab die Versicherung, es sei die Absicht der Regierung, die religiöse Freiheit aufrecht zu erhalten, alle Angriffe auf die Protestanten zu bestrafen und denselben wo möglich zuvorzukommen. Er werde auch sehr dankbar für jede Mittheilung über etwaige drohende Angriffe sein, um bei Zeiten mit bewaffneter Macht den Gefährdeten seinen Schutz verleihen zu können. —

Mit allen diesen Versicherungen meint es der Präsident ohne Zweifel ganz ehrlich. Warum nicht? Er hat zu guten Grund, mit England und Amerika in Frieden zu leben, als daß er nicht allem aufböte, die ansäßigen englischen und amerikanischen Evangelisten und Missionarien zu schützen. Durch sie und um ihretwillen haben aber auch die protestantischen Merikaner denselben Schutz zu genießen, einen Schutz, den sie ohne die Verwendung der Fremdlinge wahrscheinlich entbehren müßten. Aber was der Regierung schwer fällt, ist, bis in alle abwegs liegenden Distrikte hinein ihre schützende Macht geltend zu machen. In Capelhuak stellten sich die Lokalbehörden selber an die Spitze der Angreifer, statt sie im Namen der Regierung abzutreiben. — Als der oben erwähnte zum Tode verwundete arme Mann vom Priester gedrängt wurde, seine Beichte abzulegen, erwiderte er: „Christus ist mein einziger Priester, ich brauche keinen andern. Was aber Sie betrifft, so bitte ich Gott, daß mein Blut nicht auf Ihr Haupt komme.“ — Der Priester war nämlich ein Rädelsführer der Bande gewesen. — So starb der gute Mann im Vertrauen auf den einzigen Hohepriester Jesum Christum.

Auch in Toluka drohte, wie ein später eingelaufener Bericht darthut, den Protestanten eine Catastrophe. Außer den schon genannten Persönlichkeiten Paskoe und Agustin hatte ein junger Mann angefangen, in ruhiger, gar nicht zubringlicher Weise das Evangelium von der Gnade um sich herum bekannt zu machen. Wie es nun fast immer der Fall ist, wo die frohe Kunde von der Versöhnung und dem Frieden durch das Blut des Kreuzes gläubig gepredigt wird, so geschah es auch in Toluka, daß Einige durch diesen hellen und freudigen Posaunenstoß angezogen wurden, und die Zahl der Glieder der evangelischen Gemeinde etwas zunahm. Aber das war schon genug, die Feinde aufs äußerste zu erbittern. Ein Anschlagzettel mit dem Abzeichen eines Todtenkopfes oben an ward durch die Stadt verbreitet; darauf stand: Tod den Protestanten! Der übrige

Inhalt des Blattes war eine Aufforderung an alle Katholiken, die es nicht nur dem Namen nach, sondern in Wirklichkeit seien, sich zu erheben und mit einem Schlag den Protestanten und ihren Familien den Tod und das einen schrecklichen Tod zu geben. —

Herr Paskoe mit seinem Häuflein befand sich in keiner lieblichen Lage. Zum Glück hatte er wenige Tage vorher in einem öffentlichen Blatt dem Gouverneur für seine früher eingenommene gute Haltung gedankt. Dieser Dank scheint so guten Eindruck gemacht zu haben (wohl bessern, als wenn er ungestüm um Hülfe geschrieen!) daß der Gouverneur sogleich eine Wache vor Herrn Paskoe's Haus stellen ließ. — In einer spätern persönlichen Unterhaltung mit Herrn Paskoe schob er zwar die Schuld der Aufregung auf die evangelischen Traktate, die vertheilt worden seien, gab aber dennoch die Versicherung seines Schutzes. Am gleichen Tag noch ertheilte er einem Priester von Toluka eine scharfe Lektion und machte ihn für alles Leid, das je den Protestanten zugefügt werde, verantwortlich.

Die kleine Heerde hielt sich in dieser Zeit sehr gut und sammelte sich regelmäßig um Herrn Paskoe. Eines Tages nach dem Morgengottesdienste flogen böse Gerüchte durch die Stadt. Die Fanatiker versammelten sich in großen Haufen und schrieen: „Tod den Protestanten“. Sie hatten die Einwohner von vier andern Städten eingeladen, ihnen bei der Schlächterei zu helfen. Viele kamen und sammelten sich an den Straßenecken, aber etwas hielt sie zurück. Der Herr selbst setzte ihnen das Ziel „bis hieher und nicht weiter“; und obwohl Jedermann die völlige Vernichtung des Protestanten-Häufleins erwartete, so geschah doch nichts wider dasselbe. Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten, und hilft ihnen aus. —

Samenkörner des göttlichen Wortes auf der Insel Corsika.

Corsika wird jetzt immer mehr von Fremden besucht, die zur Erhaltung ihrer Gesundheit den Winter dort zubringen. Von der Schönheit des Landes, von der wohlthuenden Milde des Climas wissen sie nicht genug zu rühmen, kein so gutes Lob kann der Bevölkerung gespendet werden, die in großer Unwissenheit steckt und von einer ebenso bigoten als despotischen Priesterherrschaft abhängig ist. Wie an andern Orten ist's auch hier gegangen, daß durch die Leitung der göttlichen Vorsehung der Besuch von Erholung und leibliches Wohlsein suchenden Fremden dem geistlichen Wohl des Volkes zu Statten gekommen ist. Und in der That, wenn schon Jemand zur

Fristung seines Lebens genöthigt ist, fremde Orte aufzusuchen, womit könnte er Gott, der ihm diese Wohlthat schenkt, besser danken und womit zugleich seinem Aufenthalt in solchem Land und seinem Leben überhaupt einen höhern Zweck geben, als daß er anfängt, nach Kräften sich um das Wohl derer zu kümmern, in deren nächste Nähe ihn Gott geführt hat und die ihm doch durch die Unwissenheit, in die sie versunken sind, so gar fremd sind und so ferne stehen? — Euer Land, sollte er denken, bietet mir eine Zufluchtsstätte gegen die rauhen winterlichen Lüfte, die mein Leben gefährden. Ich will euch für diesen Dienst einen Gegendienst erweisen und euch mit der gesunden Athmosphäre des Evangeliums umgeben, und mit dem gesunden frischen Wasser des Wortes von der Gnade Gottes erquicken, da ich sehe, daß eben dieses geistliche Gut euch fehlt, woran ich, Gott sei Dank, keinen Mangel habe." — Solche Gedanken mögen dem englischen Geistlichen gekommen sein, der im letztem Winter Gesundheits halber einen Aufenthalt auf Corsika machte. Es kam ihm vor, der Zeitpunkt sei nicht ungünstig, einen Colportageversuch zu machen. Zu diesem Zwecke wandte er sich an die englische Bibelgesellschaft und bot ihr an, einen Theil der aus dem Unternehmen erstehenden Auslagen zu tragen. Man trat auf den Vorschlag ein, und es handelte sich nur darum, einen passenden Agenten zu finden. Die Aufgabe war nicht leicht. Es mußte ein Mann sein, der außer der französischen Sprache auch den rauhen italienischen Dialekt verstand, der von dem ärmern Volk gesprochen wird, und der sich ein wenig auf die Sitten des Volks verstand. — Durch die Vermittlung von Herrn Monod in Paris gelang es, einen verständigen und eifrigen Mann zu finden, dem die Weisung gegeben ward, während des Sommers 1873 sein gewöhnliches Arbeitsfeld, das südliche Frankreich, mit Corsika zu vertauschen. Die Erfahrungen, die dieser Bibelträger, Herr Gérin, machte, sind ermuthigend. Hören wir ihn selbst. Unterm 30. Juni schreibt er, wie folgt:

„Was soll ich von meinem Werke sagen? Durch die Gnade meines Gottes und Erlösers bin ich glücklich und in meiner Arbeit gesegnet. Ich bete beständig, daß der himmlische Same zur Rettung vieler Seelen dienen möge. Doch muß ich sagen, daß mich Manches auch traurig macht. Sie können sich kaum vorstellen, wie wüthend die Priester gegen uns sind, so sehr, daß sie sagen, meine Bücher seien gegen die Religion und gegen Jesum Christum geschrieben. Gestern machten die barmherzigen Schwestern in Ajaccio die Kinder glauben, ich verkaufe antichristliche Bücher. Sie leiten die Kinder dazu an, dem Volke Vorurtheile gegen die heilige Schrift einzuflößen: diesen Hindernissen zum Trotz ist im Laufe dieses Monats eine gute Zahl Exemplare des göttlichen Wortes in Ajaccio in Umlauf gesetzt worden.

In den Dörfern machen sich die Priester die Leichtgläubigkeit

ihrer Gemeindeglieder zu Nutzen, um sich der Testamente, die ich verkaufe, zu bemächtigen und sie in Stücke zu zerreißen oder zu verbrennen. Es muß doch einen Colporteur betrüben, wenn er Zeuge solcher Handlungen ist. Wären diese Priester nicht, unter deren Gewalt sie stehen, unsere Käufer würden die Bücher lesen, denn sie wissen etwas von Gottesfurcht und lieben Belehrung. An einem Ort, wo der Vikar alle Bücher, die ich verkauft hatte, verbrannte, war ich sehr erfreut zu vernehmen, daß unter einer Anzahl, die schwach genug waren, ihre Testamente abzuliefern, ein junger Mann Widerstand leistete und nicht dazu zu bringen war, sein Testament fahren zu lassen. Ich traf mit ihm zusammen und er erzählte mir den Vorgang mit der Versicherung, daß er sein Buch um keinen Preis weggeben werde. Er hat die oberste Leitung einer Werkstätte und ist sehr verständig. Wenige Tage darauf kauften ungeachtet des heftigen Widerstandes von zwei Priestern und einem Vikar drei junge Leute aus der gleichen Werkstätte Testamente und versprachen, sie zu lesen. Ich traf auch mit einem Priester zusammen, dem ich ein Neues Testament verkaufte und ein Anderer veranlaßte mich, einem seiner Pfarrkinder eines zu verschaffen. Ich erwähne diese Thatsachen, um zu zeigen, daß nicht alle Priester gleich schlecht sind.

In Olmeto und Casalabrivo habe ich unter großem Widerstand verkauft. In Petretto und Bichisano blieben alle verkauften Bücher erhalten und wurden gelesen. Nach Zigliaro und Sante Maria, wo die Priester die verkauften Bücher verbrannt hatten, kehrte ich einige Tage später zurück und verkaufte wieder sechs Testamente, worunter zwei an Gendarmen. Das beweist, daß die Priester durch ihre Verläumdungen erst noch die Aufmerksamkeit der Leute auf die Bibel lenken. —

Der folgende Brief ist von Calvi datirt. Darin heißt es: Ich begann in Viko, wo ich fünf Testamente verkaufte und mich sehr ermuthigt fühlte. Ich verkaufte dort eine Bibel an die Priorin eines Klosters. Dann schritt ich nach Cargis fort, wo ich mit griechischen Katholiken zusammentraf, und gelangte von da nach Piana und Calvi. Da die Straße noch nicht vollendet und in bösem Stande war, und mir ein Fuhrwerk nicht gedient hätte, so lud ich meinen Büchersack auf den Rücken, was ein schweres Gewicht ausmachte. Ich litt viel von der schrecklichen Hitze. Aber der Herr half mir und gab mir unterwegs so kostbare Beweise seiner Liebe, daß ich mich glücklich fühlte. Auf eine Entfernung von 167 Kilometer fand ich nur vier Dörfer, wenn man sie so nennen darf; ich durchzog den ödesten Theil von Corsika; weder in Calvi noch in den benachbarten Dörfern fand ich Widerstand. Das Volk scheint hier civilisirter zu sein, als im südlichen Theile der Insel, und auch herzlicher, aber nicht minder anhänglich an die römische Kirche.

In einem Briefe endlich von Ile Rousse (21. Juli) heißt es:

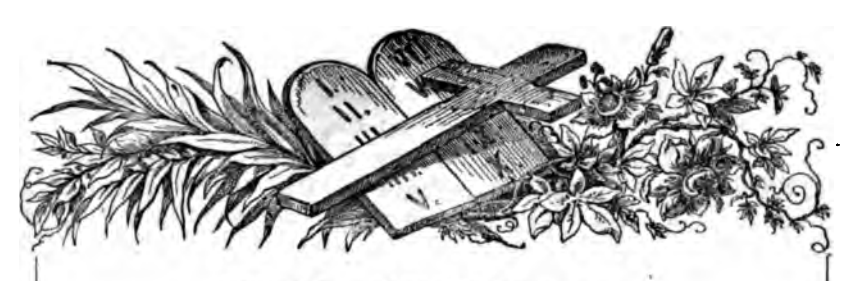
In den Dörfern, die ich nun während des Julimonats besuchte, war der Widerstand nicht so groß, mit Ausnahme einer einzigen Ortschaft Namens Lavatoggio. Es traf sich, daß das erste Haus, in das ich eintrat, das des Geistlichen war; derselbe gerieth über meine Gegenwart in große Aufregung. Indem er in einem Neuen Testament, das ich ihm anbot, herumblätterte, sagte er mir, er wisse schon, woher wir seien, und ich hätte kein Recht, meine Bücher in seiner Gemeinde zu verkaufen. Ich erwiderte, daß ich keine Befehle von ihm zu empfangen habe und daß er keine Macht habe, mein Verweilen an diesem Ort zu verhindern. Er sagte, er wisse das wohl; aber wenn ich entschlossen sei, zu bleiben, so werde er vor mir hergehen und die Leute vor mir warnen, und außerdem werde Alles, was ich verkaufe, verbrannt werden. — So that er auch. Daraufhin hielt ich es für klüger, mich zurückzuziehen. Er folgte mir Schritt für Schritt, bis ich außerhalb des Dorfes war, und sandte einen Mann vor mir her, um den Geistlichen des nächsten Dorfes vor mir zu warnen. Ich nahm einen andern Weg und kam in ein kleines Dorf, wo ich mit zwei Weibern zusammentraf, deren jeder ich ein Testament verkaufte, und zu denen ich von der Liebe des Heilandes sprach. Auch an zwei Gendarmen verkaufte ich eine Bibel und zwei Testamente.

Während des Monats September verkaufte Gérin noch 139 heilige Schriften, aber er war bereits krank und unfähig, seinen Bericht vor Mitte Oktober zu erstatten. Es schien, wie wenn es zum Sterben kommen wollte. Man brachte ihn in seine Heimath nach Crest (Dep. Drome), wo er wieder genas. Doch ist er noch nicht erstarkt. Wahrscheinlich weilt er jetzt in Nizza.

Unterdessen wird das Werk in Corsika fortgesetzt. Daß auch um Geld verkaufte Bibeln den Priestern zur Vernichtung übergeben werden, beweist allerdings, wie stark der kirchliche Despotismus diesem Volk auf dem Nacken sitzt. Zum Verwundern ist der Widerstand übrigens nicht. — Nur fortgefahren! Die Schrift ist wie ein stilles Bächlein, das immer noch seinen Weg gefunden hat. Es soll mich wundern, ob nicht bald noch Schöneres über Corsika zu berichten ist. —

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
Druck von C. Schultze.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

[redacted]



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 2. 1874.

Wege und Kanäle des Wortes der Wahrheit.

1. Hunger nach dem Wort.

Schon Hosea klagt: Weil sie geweidet sind und satt geworden sind und genug haben, erhebt sich ihr Herz; darum vergessen sie meiner (13, 8). Und solchen satten, des Wortes, das sie längst kennen und doch nicht recht kennen, überdrüssigen Menschen begegnen wir genug in der Christenheit. Indessen brauchen die Boten des Herrn um den Absatz ihrer Waare nicht besorgt zu sein. Gilt sie hier nichts, so gilt sie dort um so mehr. Stoßen wir das Wort des Lebens zurück, so reißen sich vielleicht unsere armen unwissenden Gegenfüßler darum und laufen uns den Rang ab. — Ein hübsches Beispiel dieser Art bietet das arme neubekehrte Völklein der Bechuanen in Südafrika. —

Unter der Oberleitung des ehrwürdigen Dr. Moffat war für die Backwenagegend eine Bibelausgabe besorgt worden, die glücklich und wohlverpackt am Orte ihrer Bestimmung ankam. Herr Taylor, ein Handelsmann, fuhr mit der kostbaren Ladung auf bösem Karrenweg nach der Stadt Backwena und Herr Price übernahm den Verkauf und die Vertheilung. Aber mit solchem Un=

gestüm verlangte das Volk nach den Bibeln, daß von allen Bergen her ein großer Haufe den Wagen, der die Bücherkiste enthielt, wie im Triumph begleitete, und dem guten Herrn Price fast nicht die Zeit ließ, die Kiste regelrecht zu öffnen und ihren Inhalt ordentlich zu verkaufen. Der Absatz und das Reißen um die Bibeln war so stark, daß fast Gewalt gebraucht werden mußte, damit nicht Einer gerade zwei Bibeln nehme, die eine für sich, die andere für sein Weib. Einige Personen waren klug genug gewesen, Herrn Price zu überreden, das Geld schon am frühen Morgen anzunehmen, bevor die Bibeln angekommen waren. Diese mußten natürlich zuerst bedient werden. Die von ihnen angewandte Vorsichtsmaßregel war nicht überflüssig: denn in wenigen Minuten waren alle Bibeln bis auf die letzte weg, — und noch lief das Volk von allen Seiten zu Haufen und schlug vor lauter Betrübniß darüber, daß nicht eine übrig geblieben war, die Hände über dem Kopf zusammen. —

Sechele, der Häuptling des Backwenastammes, war nicht wenig stolz darauf, der erste Besitzer einer vollständigen Bibel in der Landessprache zu sein. Ein Exemplar nämlich war durch die Post der übrigen Sendung vorausgeschickt worden, und nun ließ es dem eifrigen Sechele keine Ruhe, bis er im Besitz dieses Exemplares war. Man darf hinzusetzen: Es macht auch kaum Einer besseren Gebrauch von seiner Bibel und kennt sie gründlicher, als eben er.

---

2. Sarah Dibben und der Holdbaum.

Sarah Dibben gehört zu Denen, die hier unbekannt, dort werden genannt werden. Sie war eine jener einfachen Bibelfrauen, deren England so viele hat, die ihre sinnreiche und erfinderische Kraft daran setzen, nach der ihnen von Gott verliehenen Gabe für das Reich des Herrn zu arbeiten. — Das Wort: „Lasset sie in Ruhe, sie hat gethan, was sie konnte," darf ihr als Grabschrift gesetzt werden. Während vieler Jahre war sie eine eifrige Sammlerin für die Bibelgesellschaft in der Gemeinde Witchampton, Grafschaft Dorset in England. Eine Zeitlang war sie auch Dorfschulmeisterin und erwarb sich durch ihre gewissenhafte Amtsführung das Zutrauen Aller, die sie kannten. Was wir von ihr erzählen wollen, ist ihr eigenthümlicher Eifer für die Bibelfeste in Witchampton, diese im Kalender ihres Herzens „roth gezeichneten"

Festtage und für die überaus originelle Einrichtung des Bibel-Goldbaums. — Dieser sonderbare Baum zeigte sich zuerst im Jahre 1846 und Sarah war von Anfang an eine der eifrigsten Pflegerinnen derselben. Er war aber nicht von Anfang an ein Goldbaum, sondern zuerst ein bescheidener Kupferbaum, an dem die für das Bibelwerk gesammelten Kupfermünzen aufgehängt wurden. Der so mit den Gaben guter Freunde des Wortes Gottes geschmückte Baum wurde fortan am Bibelfesttag aufgestellt, damit Jedermann sehen könne, welche schöne, brauchbare und reichliche Frucht die Liebe zum Herrn und zu seiner Sache trage. — Während sieben Jahren war der Baum mit Kupfer behangen; mit einem Male aber veredelte er sich und trug Silber. Das kam von den sich mehrenden und häufenden Gaben, die wegen ihrer Menge nicht mehr als Kupferstücke aufgehängt werden konnten, sondern in Silber umgewechselt wurden. Drei Jahre hindurch, nämlich in den Jahren 1853, 1854 und 1855 war der Bibelbaum ein Silberbaum; und in diesem Zeitraum trug er jährlich 50 bis 60 Franken. Im Jahr 1856 verwandelte sich zum ersten Mal das Silber in Gold und seitdem hat der Baum seine edle Qualität als Goldbaum bewahrt und durchschnittlich alle Jahre seinen Ertrag von 270 Franken in lauter schön blinkenden Goldstücken gebracht. — Ohne das Warten und Pflegen und Umhacken und Begießen von Sarah Dibben hätte es dieser Baum jedenfalls nie so weit gebracht. Die gute Sarah war schon lange Zeit vor ihrem Ende so elend, daß sie monatelang das Haus Gottes nicht mehr besuchen konnte. Indessen nahte der Bibeltag des Jahres 1872, und es war ihr ein Gebetsanliegen, Gott möge ihr doch noch einmal die Aufrichtung des Bibelbaumes gestatten, — keine gar zu leichte Arbeit, wenn die Goldstücke schön und frei und sicher am Baume hängen sollten; aber trotz ihrer Schwäche und ihren vielen Leiden war Sarah an diesem Tage früher als sonst aufgestanden, um den Baum vor der Eröffnung des Festes bereit zu machen. Es war eine schöne blühende Azalea, die Gabe eines benachbarten Freundes. Bis gegen Mittag stand der Baum in seiner Pracht da. Die in Gold schimmernden Blüthen waren ein zutreffendes Sinnbild der Gesinnung derer, welche diese neue Sitte zum Besten der Verbreitung des Wortes Gottes in's Leben gerufen hatten, und die durch den Geist Gottes gelehrt worden waren, das Wort höher zu schätzen als viel tausend Stücke Silber

und Gold. Es war zu bemerken, wie die Anstrengung des Baumes halber Sarahs Gesicht geröthet hatte; sie strahlte vor Freude, nicht nur, weil dieser ihr letzter Baum von allen am reichsten geschmückt war (450 Franken), sondern, weil Gott ihren sehnlichsten Wunsch erfüllt hatte. „O, sagte sie, er ist so gut gewesen; ich bat ihn, er möge mich den Bibeltag überleben lassen und mir noch einmal helfen den Baum herrichten; und nun kann ich sagen: Herr! laß deine Magd in Frieden fahren. Ich fühle mich so glücklich, ich kann jetzt sterben, ich habe nichts mehr in diesem Leben zu thun." — Ein Freund sagte ihr: Nun, Sarah, das nächste Bibelfest feiern Sie im Himmel und dort werden Sie vom Baume des Lebens essen! — Sie bejahte es.

Sie ruht nun auf dem Kirchhof und auf ihrem Grabstein ist zu lesen, daß an dieser Stätte ruhen und auf den Tag der Auferstehung warten — die Ueberreste einer fleißigen Sammlerin für die Bibelgesellschaft.

---

3. Das Evangelium in La Charité (Departement Nièvre).

Unsere Blätter erzählten schon in einer früheren Nummer (1872, 4) von den neuesten Bemühungen für die Evangelisation Frankreichs, besonders auch im Departement Nièvre und speziell in den aus den Hugenottenkriegen wohl bekannten Städten Sancerre und La Charité. — Wer weiß, was diese Städte in jener Zeit ausgestanden haben, besonders Sancerre, das nach der schrecklichen Bartholomäusnacht während zehn Monaten die Belagerung der königlichen Armee aushielt, ohne eine andere Munition zu besitzen, als einfache Schleudergeschosse, die sogenannten Büchsen von Sancerre, und das trotz der gräßlichen, alle Kinder unter zwölf Jahren fast ausnahmslos dahinraffenden Hungersnoth entschlossen war, eher bis zum letzten Mann sich zu vertheidigen, als den teuflisch fanatisirten Würgern sich zu übergeben, — — kann nur mit inniger Theilnahme vernehmen, wie in dieser durch so glorreiche Erinnerungen bezeichneten Gegend die Todten wieder lebendig werden, und das Evangelium wieder anfängt Wurzel zu schlagen. — Ein Berichterstatter von Basel, der vor zwei Jahren diese Gegend besuchte, sagt in seinem Tagebuch über Sancerre: In einer aus den Steinen eines ehemaligen protestantischen Tenzos erbauten Kapelle predigte

ich vor einer innerlich gesammelten Zuhörerschaft über Offenb. 22, 11. 12: Wer böse ist, bleibe immerhin böse; — und über La Charité: Ich hielt eine Versammlung im Tivolitheater vor 250 bis 300 Katholiken, Männern in Blouse, worunter viele Neugierige und Freidenker. Die Leute dort gehen nicht zur Kirche und hassen die Priester. Sie sind weder katholisch noch protestantisch; dagegen gehen sie in den Kaffeehäusern aus und ein und lieben die Vergnügungen. —

Seitdem hat in jener Gegend die gute Sache erfreuliche Fortschritte gemacht. Der ehrwürdige Herr Pfarrer Clavel begab sich auf eine schriftlich an ihn ergangene und von dreißig Personen unterzeichnete Einladung hin am 13. Juli vorigen Jahres nach La Charité. Den Ortsvorsteher setzte er einfach von seinem Vorhaben in Kenntniß, ohne eine Ermächtigung von ihm zu erbitten; dieses Verfahren ist besser, weil die Vorsteher nicht gerne Bewilligungen ertheilen, hingegen so ziemlich Alles gehen lassen, wenn nur keine Politik getrieben wird.

Man hatte Herrn Clavel das Theater eingeräumt; er fand es bis zum „Paradies" mit Menschen ganz angefüllt, etwa 1200 Personen. Herr Clavel war von der allgemeinen Theilnahme, die er fand, ganz ergriffen. Er setzte aus einander, was wir glauben und was wir nicht glauben, jenes den Freidenkern, dieses den Ultramontanen gegenüber. Er riß mit der einen Hand ein, baute mit der andern auf, und empfieng als Anerkennung den rauschenden Beifall der Menge.

Es war ein wahres Fest; nach Schluß des Vortrags umringte man den Prediger von allen Seiten, ihm zu danken und für seinen Erfolg zu gratuliren: man drängte ihn, einen protestantischen Gottesdienst einzurichten und Schulen zu gründen, und versicherte ihn, daß wenn er einmal angefangen hätte, ihm Hunderte von Kindern zugewiesen würden. Das Bedürfniß nach Schulen ist groß und wenn man weiß, daß die sogenannten Unwissenheitsbrüder (frères ignorantins) die Stadtschule halten, kann man sich eine Vorstellung davon machen, wie es in dieser kleinen Stadt, die doch 5000 Seelen hat, um die Bildung steht. — Der römische Katholizismus hat es auch so weit gebracht, daß ihn Alles verabscheut und im Stiche läßt, was ein wenig nach Luft und Freiheit verlangt.

Herr Clavel machte darauf aufmerksam, daß er, um die zur

Gewährung ihrer Bitten erforderlichen Geldmittel zu finden, wissen müsse, wie viele Personen sich der neuen Sache annähmen. Daraufhin wurde eine Liste in Circulation gesetzt, deren Ergebniß war, daß der Protestantismus 400 Anhänger in La Charité hat, und für wenigstens 50 oder 60 Kinder eine Schule begehrt wird.

Mit dieser Schule muß der Anfang gemacht werden. Sie muß in guten Stand gesetzt werden, um die Concurrenz auszuhalten und um den Vorzug, den ihr die Neugewonnenen geben, zu rechtfertigen.

Es ist zu hoffen, daß der Impuls, der hier gegeben worden, stark genug sei, eine evangelische Gemeinschaft in's Leben zu rufen; die Freunde des Evangeliums in Frankreich werden dem Werke ihre Unterstützung nicht versagen und dazu mitwirken wollen, daß dieser altreformirte Landstrich, den nur die unsinnige Verfolgungssucht der französischen Könige dem Protestantismus entfrembet hat, für die Religion der Väter wieder gewonnen werde.

---

4. Traurige Zustände in Galizien.

Galizien ist ein harter Boden für die Verbreiter evangelischer Erkenntniß, und es ist dieß nicht zu verwundern, wenn man Gelegenheit hat, in die schreckliche Unwissenheit und Bigoterie, die in gewissen Klassen der dortigen Bevölkerung herrscht, einen Blick zu thun; auch die Protestanten dort zeigen fast nichts als die größte Gleichgültigkeit gegen die göttliche Wahrheit.

Ein Colporteur erwähnt drei große Ortschaften, die er kürzlich besucht habe und in denen nur Wenige lesen können. In K. kann außer dem Priester und Richter Niemand lesen. In L. sind außer dem Priester und Schulmeister nur drei Personen im Stande zu lesen. Fünf und zwanzig Kinder besuchen die Schule, aber keines liest. In O. liest nur ein Mann und sie haben keine Schule. In R. kann außer dem Priester und Schulmeister Niemand lesen; daselbst sind zweihundert Kinder, die nach dem Gesetz die Schule besuchen sollten; aber nur zwanzig gehen wirklich, und von diesen kann keines lesen. In W. ist ein sehr großes Schulhaus und nur zwölf Schüler darin. In B. W., einer großen Ortschaft mit gemischter Bevölkerung, sind zwölfhundert schulpflichtige Kinder, aber der Besucher fand nur achtzehn auf den Bänken. Dieses Gemälde ist nicht sehr lieblich. — Hie und da finden sich erfreuliche Züge von

[redacted]

Empfänglichkeit für die Wahrheit. — In D. wollte während des Marktes ein Jüngling von siebenzehn Jahren eine Bibel kaufen. Der Preis war nicht hoch, überstieg aber doch seine Mittel. Er lief rings umher zu Bekannten: aber hatten sie selbst nichts, oder genoß er keinen Credit bei ihnen, kurz! er bekannte dem Verkäufer seufzend, er sei nicht im Stande, den Betrag zusammenzubringen. Wohin gehen Sie von hier? fragte er mit niedergeschlagener Miene. Vier Meilen weit an den Jahrmarkt von W., war die Antwort. Nun, dort habe ich einen Onkel, sprach der Jüngling gedankenlos vor sich hin, und gieng seines Weges weiter. Am andern Morgen stand er schon wieder vor dem Verkäufer, der indessen seine Bude in W. aufgeschlagen hatte und nicht wenig über den Eifer des jungen Mannes erstaunt war. Die Bibel wurde mit dem Geld, das der Onkel gegeben hatte, gekauft. Diese Beharrlichkeit scheint doch auf mehr als nur auf ein flüchtiges Interesse hinzudeuten und darf unsren Arbeiter im Glauben befestigen, daß sein Werk nicht vergeblich ist.

Während sich so die Römlinge dem Aberglauben und der Bigoterie ergeben, gehen ihrerseits die Protestanten durch ihre völlige Gleichgültigkeit und Kälte in geistlichen Dingen zu Grunde. — Herr Pick, ein Bibeldepositar, hatte auf einer Visitationsreise Gelegenheit, sich davon zu überzeugen. In einer Ortschaft, die er besuchte, befand sich eine kleine protestantische Colonie, freilich in kläglich verkommenem Zustande. — Herr Pick ließ durch den angesehensten Mann eine kleine Versammlung zusammenberufen. Der Versammlungsort war ein Stall. Nun, dachte Herr Pick, das ist weder der angenehmste, noch eben der schicklichste Ort, um über religiöse Gegenstände zu sprechen; indessen da der Herr der Herrlichkeit es nicht verschmäht hat, in einem Stall geboren zu werden, kann es auch nichts Schlechtes sein, an einem solchen Ort von ihm zu sprechen. Nach einigen einleitenden Reden über die Kühe und Felder ging Herr Pick zur Frage über, wie es um das Feld des Herzens stehe... Der protestantische Pächter war über die Wendung, welche das Gespräch zu nehmen drohte, etwas betroffen. Was kann ich machen? sagte er. Ich gehe, so oft ich kann, nach N. O. in die Kirche; aber da kommt mein Schwiegervater, und ich muß auf's Feld gehen; sprechen Sie mit ihm, ich werde bald zurück sein. Der Schwiegervater theilte Herrn Pick mit, daß die Colonie nur aus zwölf Päch-

tern bestehe. Wir sind in schlechtem Stand, gestand er freimüthig zu. Ich fürchte sehr, die protestantischen Gemeinden in Galizien werden bald aufhören zu existiren. Jetzt sind wir zehn Pächter, im nächsten Jahr werden wir nur noch acht sein. Unsere Töchter heirathen römische Katholiken und der Besitz geht mit ihnen fort. Unsere Kinder müssen wir in die römisch-katholischen Schulen schicken, da wir keine eigenen haben. Aber, fragte Herr Pick, wer gibt Ihren Kindern Religionsunterricht? — Ach! wer? Sie fragen mit Recht so. Niemand in Wahrheit. — Einige Tage vor der Confirmation gehen sie zum protestantischen Pfarrer in N. O. und das ist Alles. Und warum sorgen Sie und Andere nicht besser für Ihre Kinder? Was? Sie geben Ihren Kindern das Brot; wollen Sie nicht auch für ihre Seligkeit Sorge tragen? Bedenken Sie, Freund, daß wir einmal über unser Aufsichtsamt Rechenschaft ablegen müssen. — Das ist wohl wahr, war die Antwort; aber was können wir thun? Wir haben keine Mittel, eine Schule zu bauen und einen Lehrer anzustellen. — Nun, so bauen Sie ohne Geld. — Was meinen Sie damit? — Fangen Sie in Gemeinschaft mit dem großen Baumeister, Jesu Christo, an. Er ist weise genug, Sie zu leiten und reich genug, für die Mittel zu sorgen. Was Sie dagegen ohne ihn angreifen, davon, seien Sie dessen gewiß, haben Sie keinen Nutzen. Warum kommen Sie nicht regelmäßig jeden Sonntag zum Gebet zusammen? Einer von Ihnen könnte vielleicht ein Capitel lesen, ein Anderer beten, und so fort. — Ach! hieß es; das geht nicht. Manche können nicht lesen, Andere wollen nicht kommen. — Reden Sie nicht so. Ein fester und ernstlicher Wille kann große Dinge vollbringen. Lassen Sie einmal jeden für sich beginnen und das tägliche Gebet in seinem eigenen Hause halten. Ich bin gewiß, daß Jeder von Ihnen leicht täglich eine Viertelstunde dem Gottesdienste widmen kann. Laßen Sie jedes Familienhaupt täglich in der Morgenfrühe und Abends nach des Tages Arbeit ein Capitel oder einige Verse lesen und fügen Sie einige Gebetsworte hinzu, so wird der Geist Christi Leben in Ihre Häuser und Herzen bringen und Ihre Kraft wird schrittweise zunehmen. Zudem werden dadurch Ihre Familien unter einander verbunden werden. Sie werden zu gemeinsamen Interessen geweckt, und was jetzt unmöglich scheint, wird von selbst werden. Wie? wenn wir gleich jetzt begännen? Damit öffnete Herr Pick sein Neues Testament und las ein Capitel und schloß

[redacted]

mit Gebet. Mit herzlichem Dank nahmen die Leute seine Zusprüche an und versicherten ihn, sie hätten seit Jahren nicht mehr so von Herzen gebetet. Herr Pick verließ das Völklein in fröhlicher Hoffnung und mit dem Gebet, daß der Herr sein Werk inmitten dieser Verlassenen fortsetzen möge. —

5. Rumänien, ein hoffnungsvolles Arbeitsfeld.

An Siebenbürgen lehnt sich im Süden und Osten, einen rechten Winkel bildend, ein Land, das in den letzten Jahrzehnten hie und da von sich reden machte; es heißt Rumänien oder auch die vereinigten Donaufürstenthümer der Moldau und Wallachei. Die Bevölkerung besteht größtentheils aus den alten Daciern, mit denen sich Slaven und Magyaren vermischt haben. Der Name Rumänien, und die Sprache des Landes, deren Wurzelstock das Lateinische ist, weisen auf die ehemalige Einverleibung dieses Landes in das alte römische Reich hin; damals hieß diese Provinz Dacien. Jetzt sind die Rumänier unter der Lehensherrlichkeit des türkischen Reiches. Indessen haben sie ihre eigenen Freiheiten und ihren eigenen Fürsten und stehen unter dem Schutz der Großmächte, der ihnen besonders in religiöser Hinsicht zu Statten kommt und den etwa auftauchenden türkischen Fanatismus zurückhält. Die meisten Einwohner des Landes sind griechisch-katholisch, doch gibt es auch viele römische Katholiken und viele Protestanten; endlich sind auch die Juden sehr zahlreich vertreten. Diese letztern werden sehr gehaßt und jeweilen liest man von fanatischen Judenverfolgungen, in denen dann die ganze natürliche Wildheit der Rumänier auf erschreckende Weise zu Tage tritt.

Es ist erhebend, wie sich allmälig auch über dieses Land das große Netz der Thätigkeit der englischen Bibelverbreitung ausgebreitet hat. Bukarest und Jassy haben ihren großen Bibeldepot, und mit bewundernswerther Tapferkeit bringen die Sendlinge des Herrn in dieses noch unbearbeitete Gebiet vor, das zu großen Hoffnungen berechtigt. — So muß es sein. Wo nur eine Ritze und Spalte ist, bringen Regen und Sonnenschein durch, und so muß das Wort des Herrn durch tausend Kanäle in die Menschenherzen geleitet werden. Kein Weg, kein Durchgang, kein offenes Thürlein ist zu verachten: nur durch solche beharrliche Treue wird ein Fußbreit Land nach dem andern gewonnen. —

Der reformatischen Einflüsse in Rumänien sind viele, aber nach so langen Zeiten der Verwirrung und des Despotismus kann nur eine allmälige sittliche und sociale Erhebung dieses Volks erwartet werden. — Das Erziehungswesen entfaltet sich, der Leibeigenschaft und dem wilden Zigeunerleben ist ein Ende gemacht, die Besitzungen mancher Klöster, die nur die Trägheit und das Laster beförderten, sind sequestrirt und auf die Gründung von Schulen verwendet, der Handel treibt mit ungewohnter Thätigkeit vorwärts und das ganze Land ist durch ausgedehnte Eisenbahnlinien dem Verkehr eröffnet. Aber außer diesen Zeichen des materiellen Fortschritts sind noch mehr versprechende Dinge zu nennen, die Verbreitung der heiligen Schriften und die Beseitigung aller Vorurtheile, an denen der Rumänier bis jetzt hieng und die ihn zu so bösen Dingen, wie eben zu seinem grimmigen Judenhasse verleiteten. —

Eine bedeutende Anzahl heiliger Schriften werden den Studenten der theologischen Schulen verkauft, und vor Kurzem entstand ein Zwist zwischen ihnen und einigen Professoren, die das Lesen der heiligen Schrift verboten hatten. Die Sache lief übrigens zu Gunsten der Studenten ab, von denen Einige entschlossen waren, eher das Studium aufzugeben, als sich dem unberechtigten Verbot der Professoren zu fügen. — Das Colportagewerk in Rumänien ist übrigens eine ernste und aufreibende Arbeit, und wer sich dran macht, soll die Kosten wohl überschlagen, damit ihm das Herz nicht entfalle. Die bittersten Widersacher des Bibelwerks sind die griechischen Colonisten, welche meist in den sorglosesten Unglauben versunken sind; aber auch von den Juden gehen oft Kundgebungen des Hasses und der Lästerung aus, — und wohl auch von andern Seiten, von denen man Besseres erwarten könnte. Zu diesen gehört jener deutsche Schneider, der dem in Jassy stationirten Herrn Scharschmid bemerkte, er brauche keine Bibel und habe auch keine Zeit zum Lesen; hätte er übrigens Zeit, so würde er doch noch eher in die Pinte gehen. Herr Scharschmidt machte ihm bemerklich, daß er auch einmal Zeit finden müsse zu sterben und drängte ihn, sein Seelenheil zu suchen. Aber der Schneider erwiderte, er habe ein gutes Herz und bedürfe nicht, daß ihn Jemand lehre. Indessen, während er dieß sagte, konnte er sich kaum enthalten, den, der ihm so unerwartet an's Herz redete, aus dem Hause zu werfen, so daß dieser letztere nicht sowohl mit dem Eindruck von danneu ging, er habe

hier ein gutes Herz gefunden, als mit dem, er sei auf ein Kainsherz gestoßen. —

6. Unter Juden in Siebenbürgen.

In Siebenbürgen sind viele Juden, an denen gelegentlich zu arbeiten den Bibelboten viele Freude macht. Einer der dortigen Arbeiter stammt selbst vom Hause Israels ab. Eines Tages brachte er in einem Dorfe seine Zeit mit vergeblichen Anstrengungen zu, Jemand zum Kaufe seiner guten Waare zu vermögen. Müde und etwas verzagten Herzens gieng er in ein Wirthshaus, um sich vor der Fortsetzung seiner Reise ein wenig zu erfrischen. Die Stube war von Juden besetzt, und der Colpotteur fieng eine Unterhaltung über die Religion an. Einer behauptete, das Christenthum demoralisire das Volk und führe es von Gott und seinem Gesetz ab; in der That ward es ihm nicht schwer einige sehr scheinbare Beweise für seine Behauptungen vorzubringen. Der Bibelmann seinerseits blieb dabei, daß, was auch die Menschen aus dem Evangelium mögen gemacht haben, das Evangelium selbst nicht so beschaffen sei, daß es schlechte Früchte bringe. Zum Beweise seines Satzes öffnete er das Neue Testament und las das fünfte Capitel aus dem Evangelium Mathäi vor. Mittlerweile trat ein Bewohner des Dorfes, ein Christ der Confession nach, ein, ließ sich nieder, hörte zu, und fragte mit großem Interesse, was das für ein Buch sei, aus dem vorgelesen werde. Als er vernahm, es sei die Bibel, so rief er aus: Dann sind Sie der Mann, der vor einer Stunde bei meinem Hause war. Hätte ich gewußt, welche Sorte Bücher Sie haben, ich hätte Sie nicht nur so weiter ziehen lassen. Was Sie eben gelesen haben, ist gut. Und nun kaufte er ein Exemplar, und überzeugte sich durch Nachschlagen und Vergleichung, daß es dasselbe Buch sei, aus dem eben vorgelesen worden. Er gieng mit Freuden nach Hause; der Verkäufer aber konnte nun seinen jüdischen Mitgästen an diesem Beispiel überzeugend darthun, daß Viele sich zwar Christen nennen, die doch mit den ersten Elementen des Christenthums und mit seinem Gesetzbuch unbekannt geblieben sind. Ja! hieß es dann freilich; was Sie gelesen haben, ist der Geist des Christenthums, aber nicht Einer unter Tausenden ist ein rechter Christ, und so muß man sich nicht wundern, daß die Juden die christliche Religion nicht annehmen. —

Leider müssen wir bekennen, daß dieses Argument gegen das

Christenthum praktisch richtig ist, aber glücklicherweise ist es doch nicht die einzige Seite der Sache und nicht das letzte Wort, das über das Christenthum zu sagen ist.

7. Der Telegraph und die Bibel.

Eines Tages traf ich in Polen ein junges seit Kurzem copulirtes Ehepaar und da ich bemerkte, daß die Frau im Lesen gewandt war, so händigte ich ihr ein Neues Testament ein. — O, sagte der Mann, ich vermuthe, das sei eine Bibel. Ja! erwiderte ich, es ist eine, der Brief Ihres ältern Bruders, der nun zur Rechten Gottes sitzt. Er will, daß wir Alle zu ihm kommen und zu diesem Zweck zeigt er uns den Weg, den wir zu gehen haben, um einst den Platz einzunehmen, den er uns vor Grundlegung der Welt bereitet hat. — Wohl! aber unsere Priester sagen, das sei nicht wahr und diese Bücher seien falsch. — Guter Freund! lassen Sie mich eine Vergleichung machen. Sie wissen etwas vom Telegraph, nicht wahr? — O ja! — Er besteht in einem Draht, der in ununterbrochener Linie von Stadt zu Stadt und von einem Land zum andren geht. — Auf dieser Linie werden in wenigen Minuten auf unsichtbare Weise Botschaften von Land zu Land getrageu, und mit Hilfe dieses Apparats können Sie unter sehr kleinem Zeitaufwand mit London oder mit jeder beliebigen größeren Stadt correspondiren. Niemand leugnet das in unsern Tagen, wäre er auch der Todfeind des Telegraphensystems. Die Erfahrung bestätigt es als Wahrheit. Wenn aber vor fünfzig Jahren von Telegraphen wäre gesprochen worden, so würden es die Meisten für Lug und Trug und Hexenwerk erklärt haben. — So ist es mit der Bibel. Dieses Buch ist wie ein über Land und Meer, über Wolken und Aether, über Sonne, Mond und Sterne zum Herzen Gottes geleiteter Telegraph. Die sein Geheimniß kennen, werden fähig für das Reich Gottes und können vermittelst des Apparats, der Glaube, und Hoffnung und Liebe heißt, mit Gott verkehren. — Als ich so mit dem Manne sprach, merkte ich, daß es ihn fesslle. Ich fuhr also fort, ihm von den zweihundert Sprachen zu erzählen, in welche die Bibel übersetzt ist und sagte dann: wenn jetzt die Leute sich weigern, anzuerkennen, daß dieses Buch Gottes Wort ist, so thun sie dem Buch keinen Schaden, denn dasselbe bleibt, wofür unser anbetungswürdiger Heiland es ausgegeben, unvergänglicher als Himmel und Erde; — sondern der Scha-

[redacted]

den ist auf Seite derer, die dieses wunderbare Buch verspotten und verwerfen. Ich hoffe, lieber Freund, Sie seien durch das, was ich gesagt habe, nicht verletzt. — Gewiß nicht; im Gegentheil; ich höre es gern — nur weiter. — Gut denn; so will ich Sie noch tiefer in das Geheimniß unsers Telegraphs einführen. Sehen Sie, wenn Sie an unserer Unterhaltung Freude haben, und auch mein Herz sich gestärkt und ermuntert fühlt, so kommt dieß daher, daß von unserm himmlischen Freund ein unsichtbarer Telegraph zu uns herniederreicht. Er hinterließ eine Verheißung, daß wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind, er mitten unter ihnen sein wolle und diese seine kostbare Gegenwart ist es eben, die wir in unsern Herzen fühlen. Und nun, wenn Sie dieses Neue Testament kaufen und gebrauchen, wie ich Ihnen sage, und die in ihm wohnende Kraft in Bewegung setzen, dann lassen Sie kommen, wer da wolle und Ihnen vorsagen, dieses Buch sei falsch, Sie werden es gerade so wenig glauben, wie wenn ein Schulbube Ihnen sagen würde, die Sache mit dem Telegraph sei falsch und erlogen. Sie werden sagen: Ich weiß, daß es wahr ist. Niemand kann mich vom Gegentheil überzeugen, — ich weiß es aus eigener Erfahrung. — Der junge Mann kaufte ein polnisches Testament, ich drang in ihn, es ernstlich zu lesen und zu forschen, ob es sich auch also verhalte, und als ich ihn verließ, so schüttelten mir Beide die Hand, als wollten sie mir sagen: Unsere Freundschaft geht nie zu Ende. —

8. Eine Reise nach Finnland.

Aber wer wird denn durch das unwirthliche kalte Finnland reisen, dessen kurz gewachsene seltsam aussehende Bewohner nicht einmal der gleichen kaukasischen Menschenrace angehören, wie wir, sondern sich als eingeschobene und wie verirrte Zweige des mongolischen Stammes verrathen? — Des Vergnügens halber werden Wenige dieses nordische Land aufsuchen. Aber um der Wissenschaft willen würden es schon Manche thun, wenn sich ihnen Gelegenheit darböte. — Verlohnt es sich aber um der Menschen- und Völkerkunde willen die Finnen zu besuchen, so noch viel mehr um der Ehre Gottes und der Ausbreitung seines Reiches willen. — Von einer solchen im Interesse an den Seelen der Finnen unlängst unternommenen Reise soll denn hier erzählt werden. Wir folgen dem Tagebuche von Herrn Nikolson in Petersburg:

Ich verließ Petersburg am 5. Juli und schiffte mich nach Sorbovala am Sadogasee ein. Als ich dem Landungsplatz nahte, um mich auf den Dampfer zu begeben, sah ich eine gute Zahl Passagiere zum Einsteigen bereit, andere waren eifrig damit beschäftigt, sich ihre Billete zu verschaffen. Es waren, so erfuhr ich, Pilgrime, die nach den berühmten heiligen Orten, den Klöstern Konewitz und Valamo reisten. — Um drei Uhr Nachmittags kamen wir bei der Schlüsselburg, einer nett aussehenden Stadt, an. Wir hatten eine Viertelstunde Halt, was von den mitreisenden Pilgrimen dazu benutzt wurde, einem Reliquienkasten, der nicht weit vom Landungsplatze aufgestellt war, ihre Huldigung darzubringen. Solche Reliquienkästen fanden sich auf der ganzen Länge des Weges bis zu den genannten Klöstern.

Bald waren wir auf den breiten Wassern des Ladogasees. Wir näherten uns einer Anzahl vor Anker liegender Schiffe, alle im Style der von Peter dem Großen eingeführten Schiffsbaumethode gebaut. So groß war der Eindruck seines Genius, daß bis zur Stunde seine Methode unverändert dieselbe geblieben ist. Wenn eines Menschen Gedanken so mächtig nachwirken, wie viel mächtiger noch sind Gottes Gedanken. —

Der Wind fieng an stärker zu werden und die Wasser des Sees erhoben sich fast wie die des großen Oceans. Die Reisenden fiengen an von der Seekrankheit zu leiden. Ich bedauerte, schwache Frauen zu sehen, die wegen der eingebildeten Kraft solcher Reliquienschränke Gesundheit und Leben dem wilden Elemente aussetzten.

In Konewitz verließen uns alle Pilger. — Die Kirche des Klosters ist reich mit Gold und Edelsteinen geschmückt und eben wird ein Gasthaus zur Aufnahme der Pilger gebaut. Eine Gruppe stattlicher Bäume umgibt das imposante Gebäude.

Bevor am nächsten Morgen der Dampfer weiter fuhr, kamen die Priester mit einem Mönch an Bord und segneten das Schiff mit Gebeten, Crucifixen, geweihten Kerzen und geweihtem Wasser ein. —

Am 6. Juli kamen wir nach Korholm. Auch hier pflegen die Leute in einer kleinen Kirche am Landungsplatz ihre Gebete darzubringen.

Ich dachte darüber nach, wie man diese Wallfahrer mit dem Worte Gottes erreichen könne. Einen Colporteur anzustellen, der beständig an Bord wäre, würde sich nicht verlohnen. Eher könnte

[redacted]

man im Einverständniß mit dem Kapitän einen Schrank mit heiligen Schriften auf das Schiff bringen.

Am Samstag kam ich in der finnischen Stadt Sordovala an. Sie hat 800 Einwohner. Ich suchte Herrn Relander, unsern Correspondenten, auf, der mich warm empfieng. Er führte mich zu Herrn Alopäus, Buchhändler, der ein kleines Depot unserer Schriften hat. Ich ward auch bei einem griechischen Priester eingeführt, einem der besten dieser Menschenklasse, der finnisch spricht und predigt. Er zeigte Theilnahme an unserm Werk und gab dem Muster unserer kleinen finnischen Bibel, das ich ihm vorlegte, seinen Beifall. Er redete von der Errichtung von Elementarschulen unter seinen Pfarrkindern. — Ich besuchte die lutherische Kirche und war erfreut, sie voll zu sehen. Am Nachmittag predigte ein Fremder und die Aufmerksamkeit der Versammlung war so groß, als dieß in meiner Heimath Schottland der Fall ist.

Am 12. Juli kam ich in Kuopio an. Ich suchte den Lektor Aschan und den Buchhändler Weurlandes auf, der ein kleines Depot von Bibeln hat. Aschan empfieng mich mit großer Güte und ich ward durch ihn beim Dekan Borg eingeführt, früher Professor der Theologie in Helsingfor und jetzt für Sonntagsschulen sehr thätig. Er ist auch Mitglied des Comite's zur Revision des finnischen Bibeltextes. Ich war sehr darauf bedacht, diesen guten Männern einen starken Eindruck davon zu geben, welche Wohlthat sie der britischen Bibelgesellschaft und besonders ihrem eigenen Lande erweisen würden, wenn sie eine genauere und auch in orthographischer Hinsicht korrektere Uebersetzung der Schrift zu Stande brächten, als die jetzt vorhandene finnische Bibel eine ist. Finnland ist allerdings kein wohlhabendes Land und kann es seiner Lage wegen wohl nie werden; aber Erkenntniß und Frömmigkeit ist genug im Lande, um wenigstens einen reinen Bibeltext zu liefern......

Von Kuopio kam ich am 16. nach Idensalim am Ende der Seen, welche das Innere Finnlands einnehmen. Es ist eine kleine Stadt von 500 bis 600 Einwohnern. Ich fand keinen Buchhändler darin, aber dafür ist der Apotheker wohl im Stande, den Bücherverkauf zu besorgen. Er war auch willig dazu. —

Am 18. erreichte ich Kajana. Ich fand in dieser Stadt trotz ihrer 700 bis 800 Einwohner weder einen Bücherladen, noch einen

seßhaften Pfarrer; hingegen ließ sich Rektor Lackshäm vorläufig bewegen, ein Depot zu übernehmen. —

Am 19. segelte ich nach der andern Seite des Oleasees und kam an die Stelle, wo der Oleafluß ans dem Oleasee ausmündet. Als einziges Mittel zur Weiterreise fand ich ein mit Theertonnen beladenes Boot, das nicht viel Gutes versprach. Wir sollten damit über zwei starke Strömungen hinüberschnellen, eine von einer Ausdehnung von zehn Wersten oder sieben englischen Meilen, die andere doppelt so lang. Ich hatte keine andere Wahl; denn den Postwagen zu nehmen würde einen zu großen Zeitverlust verursacht haben. —

Als wir uns in unserer gebrechlichen Barke, deren Oberplanken nur mit Zweigen zusammengebunden waren, den Strömungen näherten, und ich die weiß schäumenden Wogen in einer quer über den Fluß gezogenen Linie über die Felsen hinunterrollen sah. so hatte ich, ich gestehe es, ein Gefühl von Angst. Aber unser erfahrener Steuermann war sehr kaltblütig, und so fuhren wir in kurzer Zeit über die Strömungen, worauf wir in ein glätteres Wasser kamen. Kurz vor Mitternacht landeten wir bei einem Pächterhause. Ich fand ein Plätzchen, mich zu legen, wurde aber um zwei Uhr früh von meinen jungen Reisegefährten aufgeweckt. Unser leckes Boot war unterdessen unter Wasser gerathen und nur mit vieler Mühe vermochten wir es wieder flott zu machen. —

Wir setzten unsere Reise fort. Pylia Koski oder der „heilige Fall" war länger und schwieriger zu passiren und sah schrecklicher aus als die Strömungen, über die wir gekommen waren. Doch durch Gottes Güte gelangten wir wohlbehalten darüber hinweg und erreichten Samstag den 20. Juli Uleaborg. Hier forderte ich die zwei Pfarrer und andere Mitglieder der Bibelgesellschaft auf, uns in unserm Werke zu helfen. Ich ward höflich empfangen, fand aber geringes Interesse für meine Mission. Hätte ich einen Colportenr gefunden, ich hätte ihn sicherlich angestellt, die Stadt zu durchziehen und ihre Bedürfnisse zu untersnchen. —

Ueber Boahestad und Abo kam ich am 30. Juli nach Helsingfor, wo ich eine Unterredung mit dem Erzbischof von Finnland über die Niederlage heiliger Schriften auf Poststationen hatte. . . . . So weit dieser Reisebericht. —

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
Druck von C. Schultze.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

[redacted]



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 3. 1874.

Fidelia Fiske.

1.

Ich will meinen Geist auf deinen Samen gießen und meinen Segen auf deine Nachkommen. Jes. 44, 3.

Fidelia Fiske stammte aus einem Geschlecht, das schon im Jahre 1637 um der Gewissensfreiheit willen von England nach Amerika ausgewandert war. Ueber einen Zeitraum von vierthalb Jahrhunderten hindurch kann auf Glieder dieser Familie hingewiesen werden, die sich durch ihre Frömmigkeit auszeichneten und mit einander eines der schönsten Beispiele dafür bieten, wie Gott zum Geschlecht und zur Nachkommenschaft seiner Heiligen Sorge trägt und die priesterliche Fürbitte der Eltern für ihre Kinder nicht nur bis das dritte und vierte, sondern bis in's zehnte Glied segnet. —

Fidelia ward am 1. Mai 1816 im Staat Massachusets bei Schelburn geboren. Ihre elterliche Wohnung war ein einfaches Farmerhaus. Ein geräumiges Zimmer diente zugleich als Wohnstube, Küche, Eßsaal, Kinderstube und Salon. Jeden Abend versammelte sich die kleine Familie um den großen Herd, auf dem ein Haufe von Scheitern brannte. Man unterhielt sich durch Arbeiten, Gespräche, Lektüre oder Erzählungen aus der alten Zeit, bis am Ende die große Hausbibel aufgeschlagen und der Tag mit dem Worte Gottes und mit Gebet geschlossen wurde.

Fidelia hatte einen nachdenksamen und beobachtenden Geist. Ohne gerade auffallend hervorragende Talente zu besitzen lernte sie doch mit großer Leichtigkeit. Was sie unternahm, brachte sie mit Energie zu Ende. Während andere Kinder den bequemen Weg nicht verschmähen, sich von Andern bei ihren Aufgaben helfen zu lassen, zog sie es vor, sich selber zu helfen und fand Freude daran, die sich entgegenstellenden Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden.

Ihr Vater war ein großer Verehrer und Kenner der Bibel. Die Worte und Gebote des Herrn waren in Wahrheit die Rathsleute, die er gerne befragte und denen er gehorchte. Er erlaubte sagar seinen Kindern, als er bemerkte, daß sie am Catechismus keinen Geschmack fanden, denselben mit der Bibel zu vertauschen, indem er dafür hielt, es sei besser für sie, an der Quelle selbst, als an einem abgeleiteten Wasser zu trinken.

Bei der Bekehrung Fidelia's gieng es sehr einfach zu. Sie war etwa dreizehn Jahre alt, als ihre Sonntagsschullehrerin davon redete, daß der Glaube etwas Persönliches, nicht nur etwas Angelerntes und Angewöhntes sein müsse. Daraufhin ward Fidelia sehr bekümmert, weil es ihr vorkam, eben das habe sie nicht. Sie konnte in der folgenden Nacht nicht schlafen und mußte unaufhörlich weinen. Mehrere Monate hindurch trug sie diese Bürde. Endlich aber nahm ihre Angst so zu, daß sie dieselbe nicht länger zu verbergen vermochte. Mit überströmendem Gefühl mußte sie ihrer Mutter bekennen: „Ich bin eine verlorne Sünderin". — Sie hatte sich an einen guten Rathgeber gewendet. Bald fand sie den Grund, in den sie den Anker ihres Glaubens für ihr ganzes Leben einsenken konnte.

Im Jahre 1839 trat Miß Fiske in das zur Ausbildung christlicher Lehrerinnen gegründete Seminar Holyoke ein. Diese berühmte Anstalt ward von einer der anziehendsten und gottseligsten Frauen, von Miß Mary Lyon geleitet. Fidelia fand sich hier in einem Elemente, daß ihr durchaus zusagte. Der Fleiß und die strenge Ordnung, die in dem Institut herrschten, entsprachen ihrer eigenen Neigung und Gewohnheit, und der überwiegende Platz, der den geistlichen Dingen eingeräumt war, trug zur schnellen Entwicklung ihres innern Lebens wesentlich bei.

Eine ansteckende Krankheit brachte sie damals an den Rand

[redacted]

des Grabes, und zeitlebens legte sie der Erfahrung, die sie während dieser Prüfung machte, einen großen Werth bei, indem sie sich damals zum ersten Male von den Bedürfnißen kranker und sterbender Personen Rechenschaft gab und einsehen lernte, wie man mit ihnen umgehen müsse. Sie hatte, während man glaubte, sie liege in ihrem Ende, sehr lebhafte Eindrücke von der künftigen Welt erhalten, die nie mehr in ihrer Erinnerung erloschen. Selten zwar redete sie von diesen Augenblicken, wo sie dem Tode ins Angesicht geschaut, — aber wenn es geschah, that sie's mit großer Bewegung, wie wenn man von einem heiligen Erlebniß spricht. Sie konnte sich fast nicht von dem Gedanken losmachen, daß sie damals die Grenzlinie zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt überschritten habe. Sie wußte nun was sterben heißt, der Heiland war ihr entgegen gekommen und hatte sie seiner Liebe versichert. Seitdem erschien ihr der Tod in einem neuen und lieblichen Lichte. Er war in ihren Augen der sein Eigenthum abholende und zu sich nehmende Herr Jesus, und nachdem ihr der Herr selbst so freundlich gezeigt, wie er die Seinen im Tode tröste, bewahrte sie diese Erfahrung wie ein kostbares Pfand und Versicherung, daß sie ihm auch im Sterben angehöre und nie mehr aus seiner Hand gerissen werden solle.

2.

Ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast. Luk. 1, 38

Im Jahr 1742 kam über das Institut Holyoke ein rechter Missionsgeist. Vorsteherin und Zöglinge widmeten sich einträchtiglich dieser heiligen Sache, und baten Gott, nicht nur ihre Gaben an Geld anzunehmen, sondern sich auch aus der Zahl der Zöglinge selbst ein Häuflein auserwählter Mägde zu diesem Dienste zuzurichten. Miß Lyon äußerte sich später, sie habe damals nicht geahnt, wie theuer diese Gebete sie würden zu stehen kommen, Fidelia wußte es auch nicht; indessen nahte der Bote, der sie in den Weinberg des Herrn berief.

Es war Dr. Perkins, einer der Begründer der amerikanischen Mission in Persien und Verfasser eines bekannten Buchs „acht Jahre in Persien". Als er in Holyoke anfragte, ob eine unter den dortigen Töchtern geneigt sei, als Missionslehrerin mit ihm nach Persien zu gehen, schrieb ihm Miß Fiske: Wenn Sie mich für würdig halten, so gehe ich. Perkins fand die Beschreibung, die

Miß Lyon vom Charakter Miß Fiske's machte, so schmeichelhaft daß er sich dieselbe nur als den Ausdruck partheiischer Liebe und Anhänglichkeit erklären konnte. Später erst, als er Miß Fiske's Leistungen kennen lernte, sah er ein, daß ihre Freundin Lyon ihr nichts Anderes und nicht mehr, als die volle Gerechtigkeit habe widerfahren lassen.

Fidelia's Mutter machte Einwendungen; die Gesundheit der Tochter werde dem Missionsberuf nicht genügen. Darauf hin entschloß man sich eine andere Tochter für Dr. Perkins Zwecke auszuwählen. Aber Fidelia konnte sich dabei nicht beruhigen. Immer schwebte ihr vor, es sei ihre Pflicht zu gehen. Endlich sagte ihr Miß Lyon: „Wenn das Ihr Sinn ist, so sprechen Sie noch einmal mit Ihrer Mutter darüber: — und schon eine Stunde darauf war Fidelia auf dem Wege zu den ihrigen. In offenem Schlitten fuhr sie an einem kalten Samstag Abend durch Schneehaufen hindurch, in denen sie mehrere Male umgeworfen ward, und kam endlich eilf Uhr Nachts nach Zurücklegung eines Wegs von 30 Meilen auf dem Hügel von Schelburn an.

Die Familie wird vom Schlaf aufgerüttelt, um noch einmal unter Gebet und Thränen die Frage wegen Fidelia's Abreise zu erwägen. Unter diesem Geschäft füllt sich auch der darauf folgende Sonntag aus, bis endlich die Mutter ihr Jawort gibt. — Damit ist nun auf unzweifelhafte Weise diese mächtige Angelegenheit abgethan.

Mittwoch den ersten März 1843 reiste Fidelia mit Dr. Perkins und andern auf das gleiche Arbeitsfeld zu den Nestorianern in Persien bestimmten Personen ab. Nach einer beschwerlichen Seereise von sechs und dreißig Tagen kamen sie in Smyrna an und ruhten daselbst eine Woche bei guten Freunden aus. Die weitere Reise führte sie nach Constantinopel und Trapezunt, von wo aus das mühseligste und letzte Stück zu vollbringen war, den 700 bis 800 Meilen langen beschwerlichen und durch Räuber gefährdeten Weg nach Urumia in Persien zurückzulegen. Diese Stadt und das zwei Stunden davon in der gesundern Höhe gelegene Seir sind die Hauptstationen des amerikanischen Werkes unter den Nestorianern.

Die Nestorianer, deren Namen sich von Nestorius einem berühmten christlichen Bischof des fünften Jahrhunderts herleitet,

bildeten während vieler Jahrhunderte eine sehr achtungswerthe Parthei in der christlichen Kirche. Ihr Widerstand gegen den Mariendienst, das Fegfeuer, die Ohrenbeichte und alle Irrthümer, in welche die abendländische Kirche allmälig hineingerieth, gab ihnen eine gewisse reformatorische Bedeutung und so lange sie das Salz einer wahren Gottseligkeit bewahrten, gelang es ihnen, sich über die Länder Vorderasiens hinweg bis nach China und Indien auszubreiten. Allmälig aber verloren sie ihre Kraft und schrumpften zu nichts Besserm als zu einer todten Sekte zusammen, die vom Christenthum kaum etwas Anderes als den Namen bewahrte. Ein Zweig der Nestorianer vereinigte sich mit der römischen Kirche, andere wurden durch ihre grausamsten Feinde, die räuberischen und fanatischen Kurden aufgerieben, und was übrig geblieben ist, theils auf türkischem, theils auf persischem Gebiet, ist ein armes und unterdrücktes, leiblich und geistlich verkommenes, unwissendes und rohes Völklein. — Es war ein kühner Gedanke der christlichen Bruderliebe, als sich im Jahr 1834 die Aufmerksamkeit amerikanischer Missionarien diesem verdorrten Zweige der Christenheit zuwandte und die ersten Versuche angestellt wurden, in diese erstorbenen Glieder des Leibes Christi einiges Leben zu bringen. Aber solche Gedanken der Liebe kommen nicht von ungefähr. Gott selbst gibt sie ein und sie sind nur der menschliche Ausdruck seiner Liebesrathschlüsse. Das durfte diese Mission reichlich erfahren. Fidelia's Arbeit unter den nestorianischen Töchtern und Frauen fiel in diese Zeit gesegneter Heimsuchung. —

3.

Das Volk, so im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht, und über die da wohnen im finstern Lande, scheint es helle. Jes. 9, 2.

Wie fand sie's? Schon die Wohnungen waren elend. In einem einzigen Raume lebte, aß und schlief die ganze Familie. Mehrere Generationen bewohnten das gleiche Haus; und wenn ein Sohn sich verheirathete, so brachte er die Frau in das väterliche Haus. Die Betten waren noch ziemlich bequem und bestanden in einem Lager von Wolle oder Baumwolle. Eine mächtig schwere Decke und ein Kopfkissen vervollständigten sie. Man faltete sie Morgens zusammen und breitete sie Abends wieder aus. Eine Oeffnung im

Dache des Hauses diente als Rauchfang und ließ das Tageslicht einfallen. Der Boden war mit Teppichen bedeckt. In den meisten Häusern wimmelte es von Ungeziefer. Einer so zarten Person, wie Miß Fiske war, mußte der tägliche Verkehr mit diesen Leuten eine saure Sache sein.

Die Frauen wurden wie Sklaven behandelt und mußten alle Arbeit verrichten. Oft wurden sie geschlagen und zeigten deßhalb auch wenig Liebe zu ihren Männern. Sie waren von zurückstoßender Rohheit. Schwören und Schimpfen und unter höllischem Geschrei sich mit Steinen und faulen Eiern bewerfen war an der Tagesordnung. Sie wußten nicht nur nichts, sondern waren mit ihrer Unwissenheit noch zufrieden. Fragte man sie, ob sie nicht lesen lernen wollten, so konnten sie mit Achselzucken sagen: Ich bin ein Weib, willst du einen Priester aus mir machen. — Um so mehr dachten die Mädchen an ihre Verheirathung. Selten fand man eines von zwölf Jahren das nicht schon verlobt war.

Fidelia fühlte die Nothwendigkeit, eine Art von Pensionnat zu begründen, in welchem die Zöglinge mehrere Jahre zuzubringen hatten. Aber dieser Gedanke stand so sehr im Widerspruch mit den angestammten und ererbten Vorurtheilen des Volks, daß er fast unausführbar schien, doch war es für die unternehmende Frau wenigstens Vortheil, daß der nestorianische Bischoff Mar Johanan ihre Pläne begünstigte. „Machen Sie sich nur bereit," sagte er ihr, „ich will schon für Zöglinge sorgen. Der 16. Oktober ward zur Eröffnung der Schule festgesetzt. Aber Niemand erschien. Fidelia fürchtete bereits, ihr Plan habe gescheitert, als sie von ihrem Fenster aus Mar Johanan gewahr wurde, der zwei kleine Mädchen von sieben und zehn Jahren an der Hand führte. Mit Thränen der Freude lief ihnen Fidelia entgegen und hielt ihre kleinen Hände fest. So demüthig fieng ihr Werk an; doch nahm die Zahl der Kinder bald zu. —

Aber welche Arbeit, diese ungezogenen Wesen ihren Neigungen zum Lügen und Stehlen zu entwöhnen. Sie achteten kein Eigenthum. Nicht eine Nadel konnte Miß Fiske in ihrem Kissen lassen, ohne daß sich die kleinen Finger darnach ausstreckten. Aus dem Lügen machten sie sich ebenso wenig, so daß Fidelia um ihnen nicht zum Lügen Veranlassung zu geben, fast nicht mehr wagte, sie über ihre Diebstähle auszufragen.

Eines Tags steckte sie absichtlich sechs schwarze Nadeln in ihr Kissen und verließ das Zimmer. Richtig fehlten alle sechs, als sie wieder eintrat. Sie rief die Kinder; aber alle ohne Ausnahme thaten, wie wenn sie nichts wüßten, und hoben sogar ihre Hände mit den Worten empor: „Gott weiß, daß wir sie nicht genommen haben". „Gott weiß das Gegentheil", sagte die entschlossene Lehrerin, und hieß sie niederknieen, um Gott zu bitten, daß er die Thäterin bezeichne. Gleich darauf wurden die sechs Nadeln in der wollenen Haube eines der Mädchen entdeckt. Dieser Vorfall hatte seine gute Wirkung. Die Kinder betrachteten die Entdeckung der Diebin als eine Antwort auf ihr Gebet und fiengen an vor dem Stehlen Angst zu haben. —

Die gute Fidelia nahm sich auch noch Zeit, sich mit den Frauen zu beschäftigen und besuchte zu diesem Zweck die umliegenden Dörfer. Aber diese Weiber auch nur zu einiger Aufmerksamkeit zu bringen, kostete die größte Mühe. Ihr ganzes Vergnügen bestand nur darin, die Kleider der fremden Lehrerin zu betrachten und zu bewundern. Wollte man auch zu ihnen sprechen, so schwatzten sie so laut durch einander, daß man sich selbst nicht hörte. Wie kleine Kinder in der Schule mußten sie allmählig an Stille und Aufmerksamkeit gewöhnt werden. —

4.

Auch über Knechte und Mägde will ich zu derselbigen Zeit meinen Geist ausgießen. Joel 2, 29.

Gott wollte unter diesem armen Volke ein Feuer anzünden. Merkwürdigerweise gieng diesem Ereigniß eine Leidenstaufe voraus, ein kurzes Wetter, das die ganze Mission zu zerstören drohte. Der Patriarch Mar Shimon nämlich und seine Brüder bemerkten mit Verdruß, daß je mehr der Einfluß der Fremden zunahm, sie selbst, wie sie's auch nicht anders verdienten, an Ansehen verloren. Durch allerlei Ränke, in die auch Muselmänner und Jesuiten verflochten waren, brachten sie es dahin, daß Fidelia's Schule geschlossen wurde. Aber rechtzeitig noch wurden durch die Vermittlung des russischen Gesandten in Teheran die Pläne der Feinde vereitelt und nun war die Zeit gekommen, da Gott der Arbeit seiner Knechte und Mägde ein neues Siegel aufdrückte. —

Schon im Herbst 1845 nahm die Bewegung im Seminar in

Urumiah ihren Anfang, um im Januar 1846 eine erstaunliche Stärke zu gewinnen. „Der erste Montag des Jahres war dem Fasten und Beten gewidmet und wir beabsichtigten an diesem Tage, erzählt Fidelia, wie Jakob mit Gott zu ringen. Aber kaum hatten wir angefangen, als wir merkten, daß die Seelen, für die wir beteten, es bereits für sich selbst thaten. Ich gieng, wie gewohnt, um 9 Uhr in meine Schule. Zwei Kinder näherten sich mir. Ich sah sie in Thränen. Habt ihr schlimme Nachricht erhalten? fragte ich sie. Dürfen wir uns mit unsren Seelen beschäftigen? war die Antwort. Eine von ihnen, Sarah, fügte hinzu: „Ich werde vielleicht übers Jahr nicht mehr hier sein. Da ich ihnen kein Zimmer anweisen konnte, so zogen sie sich in's Holzhaus zurück und brachten diesen kalten Tag damit zu, die Vergebung ihrer Sünden zu suchen. Es war nicht umsonst, der Glaube ward ihnen geschenkt."

Dieselbe schreibt am 19. März: „Ein so lebhaftes religiöses Interesse verbreitete sich in der Schule, daß ich Alle, die das Bedürfniß empfanden, sich mit ihrem Heil zu beschäftigen, in mein Zimmer ließ. Während ich um Weisheit von oben bat, diese Seelen zu leiten, kam Herr Stoddard zu mir und sagte: Ich fühle mich gedrungen, Ihnen mitzutheilen, daß vier oder fünf meiner Knaben durch das Gefühl ihrer Sünden geängstigt sind." —

„Ich kann die Auftritte dieser Woche nicht beschreiben. Unsere Kinder seufzten, die Einen nach den Andern unter ihrem Elend. Von allen Seiten her erhoben sich flehentliche Bitten zu Gott. Bis zum Donnerstag wußten die beiden Schulen gegenseitig nichts von dem, was bei ihnen vorgieng. Sie fanden sich erst in der Gebetsversammlung zusammen, die jede Woche in dem von Hr. Stoddard eigens dazu geweihten Saale statt findet. Nun erfuhren wir in der That, daß dieser Saal nicht uns, sondern dem Herrn gehört. Nie sah ich eine von den ewigen Wahrheiten durchdrungenere Versammlung. Die Herren Stocking und Stoddard schienen wahrhaft inspirirt zu sein, wie sie von der Sünde und vom Erlöser sprachen. Die drei ersten Wochen dieser Erweckungszeit waren für uns wie ein fortwährender Sabbath." —

Auch die Erwachsenen wurden von dem gleichen Geiste ergriffen, und größtentheils waren es die Jungen, die sie mitfortrissen. Selten betrat in jenen Tagen Jemand das Pensionnat, ohne zur Buße gebracht zu werden. Die lieben Töchter fanden keinen Geschmack daran, allein in den Himmel zu kommen, darum warben sie um Gefährten, und da sie ihre Einwirkung auf Andere in so demüthigem Sinn kund gaben; wagte man nicht, den in ihnen waltenden Geist Gottes zu dämpfen. Es war, wie wenn die Kraft ihrer Väter aus uralter Zeit über sie gekommen wäre, die Kraft, von der getrieben sie das Panier des Kreuzes unter den Tartaren, Indianern und Chinesen aufgepflanzt hatten.

Miß Fiske brachte oft eineu Tag im Dorf Grog Tapa zu um unter den dortigen Weibern zu evangelisiren. Auch das Aussehen dieses Dorfes veränderte sich total. Etwa der fünfte Theil der Bevölkerung durfte als entschieden christlich angesehen werden. Arme, sittlich heruntergekommene Weiber und profane, unmäßige Geistliche setzten sich zu den Füßen Jesu. Männer, die wenige Wochen zuvor so unwissend schienen, wie das Vieh, das sie zur Feldarbeit führten, wurden einsichtsvolle Christen. Mit der Schaufel in der Hand predigten sie Christum vom Morgen bis zum Abend und auf den weiten Feldern ertönten ihre Gesänge und Gebete. —

Als im Juni 1846 die Schule für den Sommer geschlossen wurde, so waren die erschlaffenden und zerstreuenden Wirkungen einer längeren Vakanzzeit zu befürchten; aber mit Vergnügen durften unsere Missionarien erfahren, daß manche Kinder ihre Ferien dazu anwandten, um zu Hause unter den ihrigen im Dienste ihres Meisters thätig zu sein. —

Die Wirkung dieser Erweckung auf die ganze Haltung der Zöglinge war sehr bemerkenswerth. Sie wurden sanft, liebevoll, unterwürfig. Die Fehler die man ihnen seit so langer Zeit abzugewöhnen sich bemüht hatte, verschwanden fast gänzlich. Lüge und Diebstahl waren verbannt, und so zart wurden die Gewissen der Kinder, daß sie sogar Sünden bekannten, deren sie niemals verdächtig gewesen waren.

Eine, Khanee mit Namen kam eines Tages zu Fidelia: „Sie erinnern sich, daß vor zwei Jahren die neuen Schuhe Sawbee's verschwanden.“ — Ja. — „Sie vermutheten damals, eine Muhamedanerin habe sie mitgenommen.“ — Dann fuhr sie in Thränen ausbrechend fort: „Ich bin die Schuldige. Im Zorn gegen Sawbee warf ich die Schuhe in einen Brunnen, damit man sie nicht mehr finde. Jesus kann mich nicht annehmen, bevor ich der Bestohlenen meinen Fehler bekannt habe. Kann ich es diesen Abend thun und mit ihr beten? Ich werde auch durch Arbeit das nöthige Geld zur Wiederanschaffung von Schuhen zu gewinnen suchen.“ — So that Sie auch und wurde später ein strahlendes Licht in ihrem finstern Hause. —

5.

Wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung. 1 Pet, 1, 3.

Wir können uns nicht enthalten, an zwei schönen Beispielen von vollendeten Christen die Aechtheit der Bekehrungen aus jener Gnadenzeit nachzuweisen.

Die oben erwähnte Sarah lebte in der That nur noch fünf Monate, nachdem sie den Ausspruch gethan: „Ich werde vielleicht übers Jahr nicht mehr hier sein“. Wenige Tage nach ihrer Bekeh-

rung gestand ihr Vater: „Sarah kennt den Weg zum Himmel besser als ich, und Hr. Stocking, der sich oft mit ihr unterhielt, pflegte zu sagen: „Wenn ich eine gute Predigt schreiben will, so setze ich mich zu Sarah, um gewiß zu sein, daß sie für mich betet. Sie konnte sich fast nicht von der Schule trennen, obwohl ihr abgemagerter Leib, ihr hohler Husten und ihre fieberhaft glänzenden Augen ihr nahes Ende ankündigten. Ihre Gefährtinnen waren sehr durch den Gedanken beschäftigt, ob sie ihre Hoffnung bis an's Ende festhalten werde. Ihre Erwartung gieng nicht zu Schanden.

Als sie die Schule verließ, that sie's in der Gewißheit, daß sie nie mehr in dieselbe zurückkehren werde. Mit wankendem Schritt gieng sie noch einmal in das Zimmer, wo sie dem Herrn Jesu ihr Herz gegeben hatte. Als sie es besetzt fand, suchte sie ein anderes auf, wo sie eine Stunde in brünstigen Gebeten zubrachte; dann kam sie zu Fidelia mit den Worten zurück: „ich bin bereit", und verließ die Anstalt, nachdem sie das Haus, worin sie den Heiland gefunden, noch einmal betrachtet und zum Andenken im Hof noch eine Rose gepflückt hatte.

Sie siechte bis in den Juni 1846 dahin, und Fidelia besuchte sie fast jeden Tag. Eines Sonntags, als sie sich nahe bei ihrem Ende fühlte, fragte sie nach ihrem Vater. Aber sofort kam ihr in den Sinn, daß er ausgegangen war, um zu predigen und darum zog sie ihren Wunsch zurück und sprach: Holt ihn nicht, ich kann allein sterben. Dafür wollte sie Fidelia rufen lassen. Aber eben als ihre Schwester sich zu diesem Zweck entfernen wollte, machte ihr die Kranke ein Zeichen, sie solle nicht gehen. Es fiel ihr ein, daß es die Stunde unserer Versammlung war. Sie betet, sagte sie, mit meinen Freundinnen, holt sie nicht, ich kann allein sterben.

Gleich darauf ließ sie sich ein wenig aufrichten und fieng an zu beten. Sie sprach den ersten Satz nicht fertig, so hatte sie schon ausgehaucht und verwandelte sich ihre flehentliche Bitte in Danksagung. —

Das war ein Kind. Aber noch auffallender ist die Bekehrung und Vollendung des so lange verhärteten Diakons Gwergis. Dieser Mann brachte im Herbst 1845 seine Tochter zu Miß Fiske, um sie unterrichten zu lassen, damit sie ihm später helfe viel Geld verdienen. Fidelia nahm Anstand, das Kind aufzunehmen, da sie den Vater als einen der gemeinsten Menschen kannte. Diese Gesinnung legte er sofort an der Tag, als er die Kleider des Mädchens wieder mit sich nehmen wollte in der Erwartung, die Anstalt würde das Kind bekleiden. Wie, sagte ihm Miß Fiske, Sie wollen die Kleider ihrer Tochter wieder mitnehmen? Sind Sie ein solcher Vater? Derartiges habe ich doch noch nie gesehen. Nehmen Sie diese Kleider, wenn Sie wollen, aber ich kann Ihrem Kind keine andern geben. —

Er schämte sich doch ein wenig, bedeckte sein Gesicht mit der Tunika und gieng fort. Im Februar 1846 kam er wieder, den Dolch an der Seite und die Flinte auf der Schulter. Es war, wie wenn der Wolf in den Schafstall eingebrochen wäre, denn eben waren mehrere Zöglinge von der Gnade erfaßt worden. Er konnte sich nicht enthalten die Bekümmerniß der Kinder um ihr Seelenheil in's Lächerliche zu ziehen. Sein eigenes Mädchen bat ihn, sich mit ihr zum Gebet zurückzuziehen, aber unter rohem Gelächter wies er es ab. Darauf fieng das Kind an, für ihn zu beten. Als es die Worte aussprach: „Errette meinen Vater, daß er nicht in die Hölle kommt," gerieth er in Zorn und wollte zuschlagen. Gott hielt seine Hand zurück. — Der Schulmeister Mured Khan führte ihn dann in sein Zimmer und unterhielt sich lange mit ihm. Aber Alles schien vergeblich und auch am folgenden Tage that er nichts als spotten.

Fidelia ihrerseits nahm ihn auch beiseits. Als sie alle Mittel erschöpft hatte, sein Herz zu rühren, ergreift sie noch einmal seine Hand und sprach: Diakon Gwerzis ich fordere ein Versprechen von Ihnen. Wenn wir einmal vor Gottes Richterstuhl sein werden und zwar Sie zur Linken, wie Ihnen gewißlich widerfahren wird, wenn Sie sich nicht bekehren, so erlauben Sie mir alsdann vor dem ganzen Weltall zu erklären, daß Sie an diesem heutigen 22. Februar 1846 vor der Gefahr, in der Ihre Seele stand, gewarnt worden sind. Und jetzt verlasse ich Sie, um für Sie zu beten.

In diesem Augenblick brach er in Schluchzen aus und schrie: „Ja, ich brauch dieses Heil, ich brauch es. —

Er gieng in das Nebenzimmer, wo man ihn beten hörte. Unterdessen läutete es zur Gebetsversammlung. Fidelia getraute sich kaum, dieselbe zu besuchen, so wenig konnte sie an eine Aenderung des Diakons glauben. Vielmehr befürchtete sie, er werde das Haus plötzlich verlassen und im Weggehen noch mitnehmen, was ihm unter die Finger komme.

Da trat Gwergis plötzlich lautlos in die Versammlung, ohne Flinte, ohne Dolch, mit thränenden Augen. Gesenkten Hauptes warf er sich auf den nächsten Stuhl. Am Ende aber des Gottesdienstes rief er aus: „O meine Sünden! meine Sünden! sie sind höher als der Berg Kehu." — Sie würden sich wohl nicht so viele Sorge machen, wenn es kein Höllenfeuer gäbe, sagte ihm Herr Stocking. Ach! rief er aus, indem er sich auf den Boden niederbeugte: Ich kann diese Last nicht tragen, auch wenn es keine Hölle gäbe. —

Am andern Morgen floß dieses Sünders Seele von der Liebe zu Christo über. Meine großen Sünden und mein mächtiger Erlöser! das war Alles, was er sagen konnte. Gleich darauf reiste er nach den Bergen, um mit seinen Freunden, wie er sagte, von der

Sünde und von Christo zu sprechen. Bei diesem Geschäft fand ihn Einer zwei Wochen später. —

Im Juni desselben Jahres machte die Familie Stocking mit Miß Fiske einen Besuch bei ihm in Tregawar. Es war das erste Mal, daß sich die Missionsfrauen in diesem Distrikt befanden. Gwergis war über diesen Besuch sehr erfreut. Eines Tages befand sich die Gesellschaft auf dem Gipfel eines hohen Berges. Der Weg war steil und beschwerlich und Gwergis, der seines Schrittes so sicher war, wie eine wilde Ziege bot sich Fibelien zur Hilfe an. Sie lehnte es ab. — Wie? sagte er darauf mit Thränen in den Augen: Ich darf Ihnen nicht einmal hier helfen, und Sie haben mir auf einem viel schlimmern Pfad, als dieser ist, geholfen?

Nach jahrelanger Arbeit starb er am 12. März 1856 an einer Gehirnkrankheit. Während seines Deliriums war sein Geist noch mit dem großen Ereigniß seiner Bekehrung beschäftigt. O, rief er aus: Miß Fiske hatte Recht, mich aus meinem bösen Weg herauszuziehen. — Freie Gnade! Freie Gnade! das waren seine letzten Worte. —

Der Wanderstab, dessen er sich auf seinen Evangelisationsreisen so oft bedient hatte, liegt nun zum Andenken an ihn im Missionshaus zu Boston. —

6.

Ihr seid unsere Nachfolger geworden und des Herrn,
— ihr seid ein Vorbild geworden aller Gläubigen.
1 Theß. 1, 6. 7.

Die eben erzählten Dinge waren nicht nur das Ergebniß einer vorübergehenden Aufregung, sondern waren Gottes Werk und trugen ihre gute Frucht im socialen, intellektuellen und moralischen Leben der Zöglinge. — Den besten Beleg hiezu geben die Berichte über den Zustand der Schule aus jener und der darauf folgenden Zeit.

Der Schluß des Schuljahres 1849 war ein Ereigniß in der Geschichte der Frauenerziehung in Persien. Zum ersten Mal fand ein öffentliches Examen statt, an dem bei zweihundert Gästen bis zum Untergang der Sonne mit dem ausdauerndsten Interesse Antheil nahmen. Die Zöglinge wurden in der Bibel, in der Geschichte, der Geographie, der natürlichen Philosophie und im Alt- und Neu-Syrischen examinirt.

Im Jahr 1850 fiel das Examen sehr glänzend aus. Die Zöglinge waren besonders mit der heiligen Schrift sehr vertraut. In den geschichtlichen Theilen des Alten und Neuen Testamentes, aber auch in andern Stücken, wie in der Beschreibung der Stiftshütte und in der Entwicklung des Gedankeninhalts des Hebräerbriefs zeig-

ten sie eine außerordentliche Gewandtheit der Darstellung und ein vortreffliches Gedächtniß.

Im December 1851 schreibt Fidelia: Unsere Bibelklassen sind sehr interessant. Die, der ich beiwohne, beschäftigt sich mit den Propheten Haggai und Sacharja; das vierzehnte und fünfzehnte Kapital dieses letztern fesselten uns so, daß die Sonne untergieng, bis wir fertig wurden. —

Das waren schöne Früchte. Aber auch sonst war vieles anders und besser geworden. — Sie sind fleißig, sagt ein Bericht aus der gleichen Zeit von den Zöglingen. Sie verfertigen ihre Kleider selbst und nähen und stricken noch für andere. Im letzten Jahr verdienten sie sechs Dollars, die sie einem christlichen Liebeswerke widmeten. Während des Winters strickten sie in ihren Erholungsstunden mehr als hundert Paar Strümpfe und Handschuhe.

In den ersten Jahren ihres Bestehens verlor die Schule oft durch eine frühzeitige Heirath solche Zöglinge, auf die sie große Hoffnungen gesetzt hatte. Später waren die Töchter wenig geneigt, derartige Verpflichtungen vor der Vollendung ihrer Schulzeit einzugehen. Manche zeigten sich um die Frömmigkeit und die Bildung ihrer künftigen Ehemänner sehr besorgt. Früher fand man kaum ein Mädchen von 14 Jahren das nicht verheirathet gewesen wäre. Jetzt brachte es die Schule dahin, ihre Zöglinge bis zum siebenzehnten und neunzehnten Jahre zu behalten.

7.

Wahrlich, ich will dich segnen und vermehren. Hebr. 6, 14

Der Herr muß ein besonderes Wohlgefallen an seinem Werk unter den Nestorianern gehabt haben: denn es folgten Segnungen auf Segnungen. Jene Erweckung von 1846 war nur eine von vielen. Jeweilen wieder erfrischte der Thau von oben die Gefilde, und diese Gnadenergießungen wirkten natürlich überaus belebend und ermunternd auf die Missionsgeschwister, die diesen harten Boden in Arbeit genommen hatten. —

Wie in andern Jahren auch, wurde der erste Dienstag des Jahres 1850 dem Gebet geweiht. In der Woche drauf verbreitete sich der Geist der Fürbitte auf ergreifende Weise. Am 13. Januar zogen sich die Mädchen nach der Versammlung leise in ihre Zimmer zurück und brachten dort noch einen Theil der Nacht in Gebeten zu. Nicht weniger machte sich dieser Gebetsgeist im Knabenhause spürbar.

Die darauf folgende Woche war sehr feierlich. Die älteren Zöglingen brachten alle ihre freien Augenblicke im Gebete zu, doch ohne deßhalb ihre häuslichen Pflichten zu versäumen. Während des Sonntagsgottesdienstes waren sie alle in Thränen. Am Mittagstisch blieben mehrere Plätze leer und auch das Abendessen blieb von Man-

chen unberührt. — Wie wenn sie befürchteten, auch nur eine Stunde zu verlieren, brachten sie die Nacht im Gebet zu.

Es ist zu bemerken, daß bei diesen Erweckungen nichts erzwungen, und kein aufregendes Mittel in Scene gesetzt wurde, um die Einbildungskraft der Kinder mit Bildern der Furcht oder der Freude zu erfüllen. Miß Fiske und ihre Freundin Miß Rice waren ruhige und verständige Personen; sie enthielten sich des Einwirkens auf ihre Zöglinge und beharrten in der Haltung der Erwartung und des Gebetes, die allein die Segnungen von oben bringt.

Eine neue Erweckung fand im Jahr 1855 statt. Am 17. Februar dieses Jahres kehrte Miß Fiske mit gedrücktem Herzen von der Gebetsversammlung heim, weil ihre damalige Zöglinge noch nicht das geringste Verlangen nach Bekehrung kund gegeben hatten. — So verwöhnt war Fidelia bereits durch die bisherigen außerordentlichen Machterweisungen Gottes, daß sie sich durch den gegenwärtigen Mangel an Leben in der Anstalt ganz entmuthigt fühlte; nur mit Bangen dachte sie an die Aufgabe des folgenden Tages und hätte fast lieber eine Nacht ohne Ende gewünscht. Da klopfte Nachts eilf Uhr Jemand an ihre Thüre. Es war eines ihrer Kinder, die mit den Worten eintrat: Ich kann nicht schlafen, wollen Sie nicht mit mir beten? Jetzt war Fidelia überglücklich. Dieses Kind erschien ihr wie ein Engel Gottes und in ihrem Herzen hieß es: Komm herein, du Gesegnete des Herrn. Nachdem sie den Wunsch des Mädchens erfüllt hatte, konnte sie einschlafen. Gott selbst hatte sich des Werkes angenommen, das sie vergeblich zu vollbringen versucht hatte. —

Diese Erweckung, deren erstes Zeichen das nächtliche Anklopfen dieses Kindes war, ergriff in den nächsten Tagen zwei und zwanzig Mädchen. Für Fidelia war diese Zeit die schönste Oasis in ihrem Pilgerlauf. Sie dankte Gott dafür, ihr diesen Vorschmack des Himmels gegeben zu haben, bevor er sie selbst zu seinen Erlösten abrief. —

Das erwachte Leben verbreitete sich in mehreren Dörfern und viele Leute kamen zu den Missionarien, um Zuspruch und Belehrung zu empfangen. Eine Frau kam drei Meilen weit her durch den Schnee und fragte: Ist eine Erweckung in der Schule? — Warum fragt ihr so? — Ich mußte in den letzten drei Tagen immer an Sie denken und träumte, Gott habe Sie mit seinem Geist besucht. Was macht meine Tochter? Kann ich sie sehen? — Als sie erfuhr, ihre Tochter sei eine von denen, die sich mit ihrem Heile beschäftige, so knieete sie nieder und weinte vor Freuden. Dann betete sie mit ihrer Tochter im Nebenzimmer. — Das war etwas Neues, daß einmal eine Mutter mit dem Kinde um seine Bekehrung betete. Bis dahin hatten nur die Kinder für die Bekehrung ihrer Mütter gebeten. —

8.

Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. 2 Cor. 12, 9.

Ueber all den Fortschritten, die Fidelia's Werk in Persien machte, gieng nur etwas zurück, — ihre eigene Gesundheit. Die brach zusammen, und es blieb nichts Anderes übrig, als an eine Veränderung ihrer äußern Lage zu denken. Da sie sich schon so oft auf den Bergen erholt hatte, so dachte man, könnte eine Seereise und ein Aufenthalt in der Heimath die gleiche Wirkung haben. So ward für den Sommer 1859 ihre Rückreise festgesetzt. Fidelia unterwarf sich diesem Beschluß, der viel Liebliches und Süßes für sie barg, durfte sie doch so ihre alte Mutter noch einmal sehen. Immerhin gieng ihr letzter Gedanke und ihre letzte Hoffnung dahin, so bald wie möglich wieder nach dem geliebten Persien zurückzukehren.

In dem Lande ihrer Geburt angekommen gönnte sich die thätige Frau keine Ruhe. Es genügte ihrem liebenden Herzen nicht, von den Christen der Heimath und von zahlreichen Bekannten und Freunden mit offenen Armen empfangen zu werden, die Liebe Christi drängte sie weiter in die Thätigkeit hinein, zu der Gott selbst sie so herrlich zubereitet hatte.

Mary Lyon, die Stifterin und erste Vorsteherin von Holyoke war unterdessen längst zu ihrer Ruhe eingegangen und die Anstalt bedurfte gar sehr einer neuen Anfassung. Wer eignete sich besser hiezu, als Fidelia? So nahm sie im Blick auf die Bedürfnisse der Anstalt den Auftrag an, die täglichen Bibelstunden darin zu leiten.

Ihre Arbeit war reich gesegnet. Alle Zöglinge hiengen an ihr und baten sie um ihren Rath und um ihre Fürbitte und in den Monaten Januar und Februar 1861 allein wurden fünfzig bis sechzig derselben zur Erkenntniß der Wahrheit gebracht.

Mit besonderem Eifer suchte sie in ihrer Heimath das Missionsinteresse zu wecken. Ein Mittel hiezu waren kleinere Salonversammlungen, in denen sie durch das Feuer ihrer Unterhaltung die Herzen entzündete. Zuweilen verwandelten sich diese Versammlungen in öffentliche Sitzungen, in denen sie aber nur dann auftrat, wenn einsichtsvolle Freunde sie dazu aufforderten.

Immer seufzte sie nach Persien zurück. Als sich Doktor Wright im Jahr 1863 als Missionsagent zu den Nestorianern begeben wollte, rüstete sie sich, um mit ihm abzureisen, und war sehr enttäuscht, als der eben Genannte seine Reise auf das folgende Frühjahr verschieben mußte. Sie glaubte damals noch nicht, daß es sich für sie nur noch um die Reise nach dem Jerusalem, das droben ist, handelte.

Die Leiter des Holyoke-Seminars betrachteten die Verzögerung ihrer Rückkehr nach Persien als eine göttliche Fügung zu ihren Gunsten und trugen ihr die Stelle einer Vorsteherin des Se-

minars an. Aber ihre Antwort war immer „Persien“. Doch schlug sie es nicht aus, nach ihren Kräften dem Seminar zu dienen. Auch bei dieser letzten Arbeit an 340 Töchtern troffen die göttlichen Segnungen. Eine heilige Bewegung gieng durch alle Klassen des Seminars und Fidelia, die schwache, die Sterbende, hatte noch die unaussprechliche Freude, diese heilsbegierigen Seelen zu Christo zu führen.

Vom 1. Januar 1864 an machte Fidelia's Krankheit reißende Fortschritte. Sie konnte wenig mehr den Lektionen beiwohnen, doch benützte sie noch ihre Zeit, so gut es gieng.

Im Frühjahr begab sie sich nach Schelburn, um ein wenig auszuruhen und um ihre Arbeit „Memoiren aus Mary Lyon's Leben“ zu Ende zu bringen. Aber es gieng schnell mit ihr selbst zu Ende. „Ich hege, sagte sie, keinen Zweifel über meine Annahme bei Gott. Je mehr meine Kräfte schwinden, desto weniger denke ich an meine Leiden und desto mehr fühle ich, daß mein Heiland mich in seinen Armen hält. So ist's gut.“ — Noch am letzten Sonntag ihres Lebens ließ sie sich einige Traktate geben, um sie unter die sie besuchenden Personen auszutheilen. Am Donnerstag drauf am 26. Juli 1864 durfte die treue Dienerin zu ihres Herrn Freude eingehen. —

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
Druck von C. Schultze.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

[redacted]



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 4. 1874.

Schrift- und zeitgemäße Gedanken über die Heiligung.

1. „Die Heiligung", eine zeitgemäße Betrachtung.

Es ist unsere Absicht, einige schrift- und zeitgemäße Gedanken über die Heiligung auszusprechen, und besonders zu zeigen, wie mit dem Glauben an Christum und dem Bekenntniß seines Namens die Heiligung des Leibes und der Seele nothwendig verbunden ist. Wir denken, indem wir dies thun, an verschiedene Seelen und Seelenbedürfnisse.

Manche halten vom Glauben an Christum nicht viel. Er ist in ihren Augen nichts als ein Beifall und Zustimmung zu dem, was in der Bibel erzählt und gelehrt ist. Ob man nun diesen Beifall zolle oder nicht, kommt ihnen vor, ändere am Leben nichts.

Man könne ja in dem einen wie in dem andern Fall gut und schlecht sein. Darum sei es viel besser, diesen Glauben als eine an sich gleichgültige Sache dem Belieben eines Jeden zu überlassen und nur zum Gut- und Rechtthun zu ermahnen, worauf allein ja doch Alles ankomme. — Dieser verächtlichen Behandlung des Glaubens gegenüber möchten wir zeigen, wie der Glaube an Christum nicht nur ein Gut- und Rechtthun nach dem Maßstabe der Menschen zur Folge hat, sondern das einzige Mittel ist, eine neue Creatur nach Gottes Ebenbild zu schaffen und die Sünde so wirksam zu dämpfen, wie der Unglaube es nie thun kann. Wir möchten also eine Art von Ehrenrettung des Glaubens an Christum vornehmen. —

Wir haben aber noch andere Seelen vor Augen, die trägen Christen, die den Glauben an Christum und das Bekenntniß zu ihm nicht eben verwerfen, aber doch nicht in die Kraft des Lebens Christi eindringen. Ihr Glaube ändert an ihrem Leben viel zu wenig. Neben ihm her geht ein weltlicher fleischlicher Sinn und eine Unwilligkeit, sich in allen Stücken unter das Gebot Christi zu beugen, die einen grellen Contrast zum Bekenntniß von Christo bilden. Das sind die todten Christen, die dem Glauben einen bösen Geruch machen. Sie bringen ihn in Verdacht, als sei er etwas Geringes, da er doch Alles ist. So trifft der Vorwurf einen Unschuldigen. Nicht der Glaube selbst, dieses Werk Gottes ist gering und nichtig, sondern nur der todte Glaube dieser Christen, die den Namen „Gläubige“ gar nicht verdienen, weil ihr vermeintlicher Glaube sie in fleischlicher Sicherheit fortschlafen läßt und ihnen wohl nicht einmal so viel Kraft gibt, eine einzige Sünde abzulegen.

Endlich gibt es Seelen, in denen ein redliches Streben ist, sich nach Leib und Seele Gott zu heiligen. Ihr innerstes Gefühl sagt ihnen, daß ein Mensch, der Gott wohl gefallen soll, auch seinem Willen gemäß leben muß. Soll die Religion Wahrheit sein, denken sie mit Recht, so muß sie auch Gerechtigkeit und Heiligkeit wirken. Aber obwohl sie diese Erkenntniß haben und nach dieser Heiligkeit ringen, finden sie sich durch den Erfolg ihrer Arbeit eher niedergeschlagen als ermuthigt. Was sie erreichen, ist so gar wenig im Vergleich mit der Aufgabe, die ihnen gestellt ist und mit welcher Marter und Mühe erreichen sie es! Statt des Zeugnisses eines guten Gewissens empfangen sie fast nur Bestrafung, und dieß gibt ihrem Christenthum einen gar traurigen Charakter. Diese möchten

wir zu ihrer Ermuthigung auf ein Geheimniß der Kraft zur Heiligung aufmerksam machen.

---

2. Heiligung ist eingeschlossen im ewigen Rathschluß Gottes und im Erlösungswerk Jesu Christi.

Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig. Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung. Gott hat uns, ehe der Welt Grund gelegt war, erwählet, daß wir sollten sein heilig und unsträflich vor ihm in der Liebe. Aus diesen Stellen erkennen wir, daß in Zeit und Ewigkeit keine Gemeinschaft mit Gott möglich ist, es sei denn, daß die Sünde, die ihm ein Greuel ist, weggeschafft und abgethan sei, weßhalb Gott in den allgemeinen Rathschluß der Erlösung den speciellen unserer Heiligung und Erneuerung aufgenommen hat. Dieselbe gehört nicht, wie die Auferstehung des Leibes und der Empfang der himmlischen Herrlichkeit, zu den Gnadengütern, deren wir erst im jenseitigen Leben theilhaftig werden, sondern zu den Gliedern in der Heilskette, die noch in diesem irdischen Leben liegen. Es ist ein gefährlicher Irrthum, mit dem sich Viele über das Versäumniß der Heiligung hinwegsetzen, indem sie sagen: „Wenn einmal dieser Todesleib wird abgethan sein, dann bin ich von selbst gut und heilig.“ Nein! in diesem Leben, in der Bekleidung mit diesem sündhaften Fleisch muß das Werk der Heiligung aufgenommen und bis zur letzten Stunde unablässig fortgeführt werden.

Eben dahin weist uns auch die Betrachtung des Erlösungswerkes Christi. Christus wird ein Befreier von der Sünde genannt. Er wird sein Volk selig machen von ihren Sünden. Damit ist doch gemeint eine Erlösung von der Sünde nach allen Seiten und in jeder Beziehung, nicht nur von ihren Folgen, Schuld und Verdammniß, sondern von ihr selbst, als einer den Menschen knechtenden und seinen Willen zum Bösen hinreißenden Macht. Wäre die Erlösung nicht so gemeint, so wäre sie keine volle und keine wahre Erlösung. Und in dieser und in keiner geringern Absicht sollen wir zu Christo kommen, um Antheil an seinem Werke zu empfangen. Manchen aber klingt dieß als eine seltsame und unerhörte Kunde und wie ein Mährlein, daß es eine wirkliche Er-

lösung von der Sünde gebe. Das allenfalls lassen sie sich noch gefallen, daß Christus ein Versöhner sei, auf dessen Opfer der bußfertige Mensch sich nicht vergebens berufe, und sie selbst ergreifen dieses Mittel und fliehen, wenn der Gedanke an ihre Sünde sie beunruhigt, zu Jesu; aber daß die Befreiung noch weiter gehe, als nur auf die Folge der Sünde, daß sie sich auf die Sünde selbst als die uns beherrschende tyrannische Macht erstrecke, bedenken sie nicht genug, und auf diese weitere Heilung von allen Gebrechen verzichten sie in großem Leichtsinn und Sorglosigkeit. Kein Wunder, daß es zu keiner Kraft, zu keinem rechten Wandel im Geist und auch zu keinem Zeugniß des Geistes bei ihnen kommt! Sie setzen dem Werke Gottes willkürliche Schranken, und darum bleibt auch ihr Antheil an Christo zweifelhaft und unsicher.

Die Kraft zur Heiligung gehört auch zu den Segnungen, die uns der Herr Jesus durch seinen Opfertod am Kreuz erworben hat. Der Fluch der Sünde besteht ja nicht nur darin, daß sie Verdammniß auf Verdammniß häuft, sondern daß sie, einmal vollbracht, fortzeugend, nur neue Sünde und Missethat hervorbringen kann. Das Schuldgefühl, das böse Gewissen kann nur Feindschaft und Haß gegen Gott zur Folge haben und wird dadurch zu einer Mutter neuer böser Werke: denn aus dem Haß gegen Gott kann ja nur Böses entspringen. So senkt die Sünde ihre Wurzeln immer tiefer und breitet sich immer mehr und ungehindert über den ganzen leiblichen und seelischen Organismus des Menschen aus. Da nun der Herr zu dem Zweck am Kreuz gestorben ist, um den Fluch der Sünde zu heben, so hat er durch seinen Tod auch diesen Fluch der Sünde aufgehoben, daß sie immer fortwuchert. Die an ihn glauben, werden aus dem Sündennetz, in das sie durch Geburt, Erziehung, Umstände und angenommene Gewohnheit sich verwickelt haben, befreit. Die verhängnißvolle Nothwendigkeit zu sündigen, die ihnen bis dahin als ein Fluch anhaftete, hört für sie auf, und sie sind nun unter den Einfluß einer anderen Macht, nämlich der Macht Christi und seines Geistes gestellt. Die Kanäle, wodurch ihnen sündliche Gedanken zuflossen, werden nun verstopft, und dagegen wird Weg und Bahn bereitet für die Einwirkung des Geistes Gottes. Auch dem lasterhaftesten Menschen darf gesagt werden, daß so gewiß am Kreuze des Erlösers Gnade und Vergebung für ihn zu finden ist, so gewiß auch dasselbe Kreuz ihm die Freiheit von

seinen eingewurzelten bösen Neigungen verschafft. — O daß von dieser Wahrheit mehr Gebrauch gemacht würde! Viele sehen nur auf den *Fluchzusammenhang*, in dem sie mit der Sünde stehen, und nicht auf den *Segenszusammenhang*, in den sie durch den Glauben an den Heiland mit ihm eintreten. Sie nehmen es als eine ausgemachte Sache an, daß nun einmal der Natur und der Gewohnheit nicht Widerstand geleistet werden kann. Gegen diese finstere Macht, an die sie glauben, tritt in ihren Augen der Erlöser mit der Macht seines Auferstehungslebens ganz zurück, und so bleiben sie in Sünden liegen, die sie gewiß besiegen würden, wenn sie sich daran hielten, daß der gekreuzigte Heiland nicht nur ein *halbes*, sondern ein *ganzes* Werk vollbracht, *Alles* vollbracht und alle Macht der Sünde für sie aufgehoben hat. —

Die völlige Heiligung des Leibes und der Seele liegt auch im Zweck der *Innewohnung* des Herrn Jesu in unsern Herzen durch seinen *heiligen Geist*. Wozu sonst ein heiliger Geist, wenn er nicht heiligt? Wozu die so großen Worte, daß die Gläubigen Tempel des h. Geistes und von ihm erfüllt seien? Was für eine leere Rede wäre es doch, von einem Bewohnen des Herzens durch diesen Geist zu sprechen, wenn dasselbe nicht den völligen Ausschluß der Sünde zur Folge hätte? Was soll vollends der Ausspruch Christi: „*Wer mich liebet, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen*“ bedeuten, wenn er nicht Heiligkeit in wahrem Sinne in sich begreift? Wozu sonst diese Häufung von Gedanken der Innewohnung Gottes? was soll die h. Dreieinigkeit in unsern Herzen, wenn sie nicht das vollbringen kann und vollbringen will, daß sie uns einen heiligen, Gott ähnlichen Sinn gibt und also das Ebenbild Gottes in uns herstellt? Paulus erfuhr diese Innewohnung Christi so sehr, daß er das auffallend starke und seltsam klingende Wort aussprach: *Ich lebe nicht mehr ich selbst, sondern Christus lebt in mir.* Will sagen: Was früher an meinem „Ich“ haftete und zu meiner Person untheilbar (individuell) gehörte, nämlich Sünde, Sündenschuld, Sündenstrafe, Sündenherrschaft, ist nun ganz und gar weggethan und ein Anderes an seine Stelle getreten, Christus, der mit Allem, was er ist und hat, das heißt mit seiner Gnade, Wahrheit, Gerechtigkeit, Kraft so an mir haftet und den Inhalt meines Denkens,

Empfindens und Willens geworden ist, wie es früher die Sünde war. Lebte Christus in Paulo, so redete, dachte, handelte und wandelte er aus Christo, der in ihm lebte, heraus. Wie konnte ein solches Leben anders beschaffen, denn heilig sein? Gründlicher und intimer kann die Erfahrung der inneren Heiligung doch wohl nicht ausgesprochen werden.

---

3. Der Stand der Heiligung, ein wirklich vorhandener seliger Stand der Christen.

Wie unsere Heiligung Gottes ewiger Wille ist und als Hauptzweck mitenthalten ist in dem von Christo vollbrachten Erlösungswerk, so findet sie sich auch der Erfahrung gemäß in den Gläubigen. Lesen wir, was das Neue Testament von dem Zustand der ersten Christen sagt, so finden wir: es überwiegt in ihnen das wohlthuende Gefühl von Freiheit, von Kraft, von Sieg über die Sünde. Sie sind mit Gott versöhnt: das ist der Grund in ihrem Herzen, — aber sie haben noch mehr: sie gehen einher in der Kraft des Herrn, und haben nun, wie sie früher Knechte der Sünde waren, die Genugthuung, sich bei den über sie kommenden schweren und schwersten Proben davon zu überzeugen, daß sie die Sünde untertreten können. Diese Erfahrung ist ihnen ein Beweis für die Wahrheit Christi, wie keine Weisheit und Ueberredungskunst der Menschen ihnen einen schönern und bessern bieten könnte. Der Unterschied zwischen ehemals und jetzt, zwischen der Zeit, da sie Knechte der Sünde waren und der, da sie Knechte der Gerechtigkeit geworden sind, tritt ihnen auf's Grellste entgegen und bestärkt sie in dem Entschluß, in der Gnade zu beharren, die so Großes an ihnen gethan hat. Sie wollen der Verheißung Gottes und seinem Werk in ihnen keine Schranken setzen, sondern glauben, daß sie Alles vermögen durch den, der sie mächtig macht, Christus. Sie überwinden weit um deßwillen, der sie geliebet hat. Dieser sieghafte Charakter der ersten Christen ist auffallend und muß uns zur Beschämung dienen. Während jene von Kraft zu Kraft fortschreiten, überwiegt bei uns oft das Gefühl des Elends, der Schwachheit und der Ohnmacht — wahrlich nicht zur Ehre dessen, der uns geschaffen und erlöset hat. Bei Manchem

geht die Erkenntniß Christi gerade so weit und weiter nicht, als daß sie ihn betrübt und unglücklich macht. Da ist ein Erlöser, da klingt mir diese schöne Musik in den Ohren, da rieche und schmecke ich etwas von Freiheit, und bin doch nicht frei und wie zu meiner Qual und wie als einen Hohn auf mich muß ich es immer und immer hören, es sei doch ein Erlöser da. Wäre er doch auch für mich da! —

So steht es bei Vielen, doch nicht bei Allen. Wo ein Mensch in rechtem Ernst in Christi Hand übergeht, da ist auch jetzt noch in ihm der Stand der Heiligung als ein wirklich vorhandener seliger Stand zu sehen. Durch den ganzen Verlauf der Bekehrung eines Menschen von ihrem Anfang an zieht sich die Heiligung hindurch. Wenn gefragt wird, ob die Heiligung dem rechtfertigenden Glauben, der uns zur Vergebung der Sünden bringt, vorausgehe oder ihm nachfolge, so muß darauf geantwortet werden, daß sie sich zwar in ihrer vollen Wahrheit erst auf dem Grunde des Glaubens und als eine Frucht desselben zeige, aber doch schon bei der ganzen Bekehrung des Menschen als ein wesentliches Stück derselben mitlaufe. Denn von der Stunde an, da wir zu Jesu dem Mittler und Versöhner kommen, um Frieden bei ihm zu finden, werden wir gegen die Lust der Welt gleichgültig und fallen von ihr ab, wie ein Verslein richtig sagt: „Es geht uns schon beim ernstlichen Beginnen die Welt mit ihrer Lust aus unsern Sinnen." Ein um seine Seligkeit bekümmerter Mensch schlägt sich eine Menge Dinge aus dem Sinn, die ihn früher beschäftigten und ihm ein Anlaß zur Sünde wurden. Sogar ohne viel Kampf, so ziemlich von selbst kann er sich ihrer enthalten, weil er den Geschmack daran verloren hat. Der Trost der Sündenvergebung könnte auch in einem Herzen gar nicht haften, das nicht vorläufig mit der Welt gebrochen hat, wenigstens der aufrichtigen Intention nach, wenn auch die volle That und Wahrheit der Sache noch zurückbleibt. — Da ist also schon Heiligung. — Wo nun weiter die Vergebung selbst Platz gegriffen hat und mit ihr der Dank gegen den Erbarmer und die Liebe zu ihm, da ist durch diesen Vorgang an und für sich (abgesehen von dem weitergehenden Werk der Gnade) dem Menschen aus der Hauptsünde, aus der Feindschaft wider Gott herausgeholfen. — Die Verdammniß im Herzen ist ja, wie oben schon gesagt ward, die Ursache eines immer tiefer fressenden Sündenschadens, weil aus einem verdammten

Herzen kein gutes Werk der Liebe zu Gott hervorgehen kann. Wo dagegen dieser Bann gehoben ist, da finden sich liebliche und freundliche Gedanken Gott gegenüber, — und diese sind die eigentliche Quelle von allem Guten. — Der Begnadigte empfindet den Frieden Gottes als ein Glück, das er auf's Sorgfältigste in den Händen trägt, um es zu bewahren, und ebenso bewahrt der Friede Gottes ihn. Wer ihn schmeckt, hütet sich vor Allem, was ihn stört, also besonders vor jeder wissentlichen Sünde, die als die am tiefsten einschneidende Friedensstörerin zu bezeichnen ist. So sehen wir, daß die Vergebung durch sich selbst eine wahre Ursache der Heiligung ist, wie in einem Kind, dem die gekränkten Eltern sein Unrecht verziehen haben, nun alle eine Zeit lang vertrocknete kindliche Liebe wieder auflebt und es zu Dienst und Gehorsam und freundlichem traulichem Verkehr mit den Eltern wieder lustig macht. —

Nun ist aber erst noch ein neuer Faktor zu bezeichnen, wodurch unsere Heiligung zu Stande kommt, nämlich die reale Lebensgemeinschaft mit Christo dem Gekreuzigten und Auferstandenen, in die wir getreten sind und wovon die Vergebung nur die erste süße Frucht ist. Weil diese Verbindung mit Christo nicht nur eine scheinbare, sondern eine wirkliche und ächte ist, so hat sie die Wirkung, daß wir als eines Leibes mit ihm, auch von einem, von seinem Geiste regiert werden. Diese Erfahrung findet sich unleugbar im gläubigen Christen. Er wird inne, daß in Folge seiner Gemeinschaft mit dem Herrn Jesu ein ganz neues Lebensprincip, ein neuer Trieb und neue Kräfte in ihn gelegt werden, aus denen jetzt schon nach Leib, Seele und Geist eine neue Creatur ersteht, an der Gott ein Wohlgefallen hat, weil sie sein Werk ist. Hier geschieht, was Paulus sagt: Ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Creatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden. Oder ist dem nicht so? Ist nicht dem Christen das Wort „heilig", das dem unbekehrten Menschen so streng und widerlich ist, weil es seinen eigenen bösen Willen durchkreuzt, ein liebes Wort? Geht nicht sein ganzes Verlangen dahin, heilig zu sein? Prüft er nicht ernstlich, welches da sei der gute, heilige und vollkommene Gotteswille, und sucht er ihn nicht in allen Stücken zu treffen? Ja, steht es, wo ein wirkliches Leben mit Gott erwacht ist, nicht so, daß ein solcher Mensch nicht mehr drohungsweise an seine Pflichten gegen Gott und den Nächsten muß erinnert werden, sondern daß durch

eine bloße Hinweisung und gelinde Zurechtweisung und Ermahnung mehr bei ihm ausgerichtet wird, als alle Wetter Sinai's bei einem Unbekehrten ausrichten? Wie merkt man es doch den Ermahnungen der Apostel zur Heiligkeit an: Es braucht nicht viel Explicirens unserseits, unsere Leser haben den Geist, sie wissen schon, was wir meinen und sagen im Grunde des Herzens Ja und Amen dazu! Wie aus einem guten Baum naturgemäß gute Frucht kommt (Wurzel und Stamm und alle Säfte stimmen in dieser Tendenz überein), — so ist es auch mit dem Christen. Du brauchst ihn nicht zu stoßen, du brauchst ihm nicht den Catalog seiner Pflichten vorzulesen, sondern wie ein gutgeartetes Kind von sich aus auf Gedanken der liebevollen Aufmerksamkeit und Dienstfertigkeit kommt (Niemand gibt sie ihm ein) — und wie dieses aus seinem Herzen hervorwachsende Gute für seine Eltern der ächteste und rührendste Beweis seiner Kindesgesinnung ist, so ist es auch mit dem Christen. Ja, wir gehen noch weiter: Auch die Vorwürfe, die sich ein Christ über sein Zurückbleiben macht, auch die Thränen, die ein Petrus vergießt, da er sich hat von der Wahrheit abbringen lassen, beweisen sie nicht, daß der tiefste Herzensgrund auf Gehorsam, auf völligen Gehorsam geht? sonst könnte ihn eine Uebertretung, die er sich hat zu Schulden kommen lassen, nicht so angreifen und alteriren, daß er sich darüber fast nicht zu trösten vermag und am liebsten sich bei dem ausweinen möchte, den er liebt und doch noch — mit Schmerz gesteht er es — durch Sünden betrübt. — So finden wir, daß der Stand der Heiligung auch heutiges Tags noch bei den Christen ein wirklich vorhandener Stand ist. Ein seliger Stand! denn der Gehorsam, den wir Gott durch Ablegung der sündlichen Lüste leisten, ist doch gewiß das größte Glück und die reinste Freude, die wir hienieden genießen können. Auch die schönste und wahrste und süßeste Empfindung, die wir von Gottes Gnade haben können, so hoch wir sie schätzen sollen, reicht doch an die Befriedigung nicht, die unser Herz erfüllt, wenn es uns gelingt, mit Verleugnung unsers selbstsüchtigen Willens den Willen Gottes zu erfüllen. Weichliche Christen gehen auf lebhafte Empfindungen der Freude in Gott aus; aber was sie erlangen, hat oft weder die Dauer, noch den guten Grund, noch den Werth und die Aechtheit der ruhigen und reinen Freude, welche in einem Herzen wohnt und bleibt, das in thatsächlichem Gehorsam Gott seinen eigenen Willen geopfert und

durch unwiderlegliche Proben bewiesen hat, daß Unkeuschheit, Neid, Ehrsucht, Habgier, Zorn und Ungeduld von ihm in den Tod gegeben sind. Ein solcher Stand des Herzens ist ein schöneres Lob Gottes als der schönste Kirchengesang und begründet ein Wohlsein, das alle Schwankungen, die der äußere seelische Mensch in seinen Stimmungen durchmacht, überdauert. —

---

4. Heiligung durch Glauben.

Man könnte nach Allem, was wir bis dahin gesagt haben, fragen: Ist es nicht überflüssig, erst noch zu zeigen, daß die Heiligung, die wir meinen, durch den Glauben erlangt wird? Sie beruht ja ganz auf der Gemeinschaft mit Christo, und es ist ja bis dahin von nichts Anderm die Rede gewesen, als von dem, was er uns erworben hat und was wir durch den Glauben zu eigen bekommen. Und dennoch ist das, was wir jetzt sagen wollen, und mit besonderem Nachdruck sagen wollen, nicht eine müssige Wiederholung.

Die Erfahrung zeigt nämlich, wie nothwendig es ist, die Christen, und besonders die ernsten, heilsbegierigen, nach Gerechtigkeit hungernden und dürstenden unter ihnen, auf diesen Hauptvortheil und unentbehrliche und zugleich allezeit allgenugsame Mittel hinzuweisen. — Diese Christen haben wir vorzüglich im Auge, und nicht sowohl die oberflächlichen Gemüther, die Alles leicht nehmen und sich des Opfertodes des Herrn Jesu zur Versöhnung schnell getrösten, ohne doch mit gleichem Fleiß auf den andern Zweck des Kreuzestodes Jesu zu merken, den Paulus mit den Worten ausspricht: Er ist darum für alle gestorben, auf daß die, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist, und den auch Petrus im Auge hat, wenn er spricht: er hat unsere Sünden geopfert, auf daß wir, der Sünde gestorben, der Gerechtigkeit leben.

Sehen wir nun zunächst von diesen ab und blicken auf die, welche nach einer innigen und beständigen Gemeinschaft mit Gott in ihrem ganzen Wandel trachten, so finden wir unter ihnen solche, die den rechten Weg leicht finden. Zuweilen sind sie so geartet, daß

[redacted]

sie gegen keine besonders hervorstechenden Neigungen zu kämpfen haben, oder ihre äußeren Umstände begünstigen eher alles Gute bei ihnen, oder es ist ihnen gegeben, in Einfalt und Lauterkeit der Gesinnung gleich von Anfang an in die rechte Burg und das feste Schloß des Namens des Herrn zu fliehen, wo wir beschirmt sind: sich selbst nicht bewußt, in welchem beneidenswerthen Zustand sie sich befinden, führen sie ein Leben des fast ungetrübten Friedens mit Gott. Andern dagegen wird es schwerer. Ihre natürliche Kraft und Energie, die Lebhaftigkeit und Erregbarkeit ihres Temperaments, ihre vielseitige Begabung, die sie auch vielen Versuchungen aussetzt, und die besondern schweren Umstände, in die Gott sie versetzt, verwandeln ihr Leben in einen fast fortwährenden Kampf, worin sie bis ihnen das volle Licht über das Geheimniß unserer Kraft aufgeht, Niederlage auf Niederlage erleben, die jede folgende immer entmuthigender auf sie wirken, und den Gedanken an die Möglichkeit eines Christo ganz ergebenen Lebens in ihnen abschwächen. Es ist immer schlimm, wenn wir von der Hoffnung, die wir auf das Christenthum setzten, etwas abgeben. Es sieht fast so aus, wie wenn wir betrogen worden wären, und wie sollen solche Herzen im Stande sein mit ungezwungener Freude Andern den Herrn anzupreisen, wenn ihnen immer der frostige Gedanke kommt: Ich bin doch nicht geworden, was ich eigentlich meinte zu werden und was die Schrift für die in Aussicht stellt, die an den Namen des Herrn Jesu glauben? —

Gewiß sind es alle Seelen der Menschen werth, auf den rechten Weg gewiesen zu werden, aber solche Seelen sind es ganz besonders werth, daß wir auf ihre Umstände und den eigentlichen Grund ihres Mißgeschicks eintreten: denn es ist doch zu schade, den Herrn Jesum Christum zu kennen und an ihn zu glauben, — ohne doch den vollen Antheil an ihm zu haben, zu dem wir berechtigt sind. Es ist doch eigentlich jammerschade um jeden Tag und um jede Stunde, die wir elend und im Finstern zubringen, während er das Licht der Seele ist.

Was gilt's? der Fehler bei manchen Seelen, die nach der wahren Heiligung jagen, liegt darin, daß sie dieselbe viel zu sehr als ihr *eigenes Werk* ansehen und sich dessen nicht bewußt bleiben, daß Christus selbst durch seinen Geist ihre Heiligung ist. Sie erkennen wohl völlig an, daß sie aus Dankbarkeit für die Erlösung

ihr Leben Gott heiligen sollen, aber sie sehen nicht genug ein, daß derselbe, der sie erlöst hat, sie auch heiligt; vielmehr betrachten sie ihre Heiligung als eine Art von Gegenleistung für das, was Gott an ihnen gethan hat, und zwar als ihre eigene Leistung. Sie bitten wohl um die Kraft zur Heiligung, aber sie glauben nicht zuversichtlich, daß sie erhört werden, und berufen sich nicht genug darauf, daß die Kreuzigung ihres alten Menschen mit in das Opfer Christi eingeschlossen ist, und schöpfen aus dieser Gewißheit nicht genug Freude und Muth. Sie üben sich wohl so in der Gottseligkeit, daß sie diese und jene Mittel anwenden, dem sündlichen Fleische Raum und Nahrung zu entziehen, aber des Hauptmittels, des beständigen Blicks auf den, in dem sie vollendet und geheiligt sind, vergessen sie. Sie sehen wohl und gewiß mit Recht auf diese oder jene Einzelheit, die abgelegt werden soll, aber sie sehen nicht zugleich auf das Ganze, sich mit Leib und Seele Gott zur Bewahrung zu übergeben — in dem umfassenden Sinne, wie der Psalmist es meint, wenn er sagt: Bewahre mich, denn ich bin heilig. Sie stellen zu viel auf ihren wackelnden Willen ab, statt auf die Verheißung Gottes und ihres Seelenhirten Jesu Christi zu merken: Niemand wird meine Schafe aus meiner Hand reißen. Der Vater, der sie mir gegeben hat, ist größer, denn Alles. Niemand wird sie aus meines Vaters Hand reißen. Sie geben wohl gerne zu, daß Gott das vollste Recht hat zu fordern: „Gib mir, mein Sohn, dein Herz", aber dieser Befehl erscheint ihnen nur unter dem Gesichtspunkte eines nicht erfüllbaren Gesetzes: darum erschrecken sie davor und wagen nicht sich Gott zu geloben, weil ihr Herz doch nicht darnach sei. Sie sollten dagegen diesen Befehl auch evangelisch auffassen in dem Sinne, daß Gott eben dieses Herz, das sie ihm als ein böses übergeben, wenn es ihm einmal gegeben worden ist, als sein Eigenthum in Besitz nimmt und seine Macht und Gnade daran kund thut. Begreiflicherweise erschrecke ich davor, Gott etwas zu versprechen, das ich nicht halten kann. Aber wenn ich Gott mein böses Herz zu dem Zwecke übergeben darf, daß er es gut macht, so klingt doch diese Einladung in der That recht lieblich und annehmenswerth.

Die Erfahrung lehrt auch, daß wenn Christen anfangen, das Werk ihrer Heiligung auf die bezeichnete Weise zu treiben, sie an Kraft und Freudigkeit gewinnen und wie sie bis dahin immer schwäch-

terner und kleinlauter wurden, nun umgekehrt immer mehr zu hoffen wagen und auch immer mehr empfangen. Hier leuchtet uns von einer neuen Seite die Bedeutung des Glaubens ein. Der Glaube hält sich immer an etwas Unsichtbares. Der Glaube ist immer ein Wagniß. Im Glauben unternehme ich eigentlich immer etwas, das über die Kraft, die ich an mir sehe, hinausgeht. Im Glauben eignen wir uns als baaren Besitz etwas zu, das wir noch nicht bei uns finden, das uns aber verheißen ist. Im Glauben rechnen wir auf eine Kraft, die uns Gott zur rechten Zeit und Stunde geben wird, weil er sie zugesagt hat. Indem wir so rechnen, bekommen wir diese Kraft und fahren wir auf diesem Wege fort, so mehrt sie sich, wie ein Kapital sich mehrt, zu dem man immer die Zinsen schlägt. Unsre Kraft mindert sich aber, wenn wir nur mit dem hausen, was wir, absehend von Christo bei uns finden. Wie wenig von diesem Glauben sich auch bei redlichen Seelen findet, zeigt uns schon das eine Beispiel, daß bei Vielen ein seltsamer Widerwille gegen jede Art von Gelübde, auch gegen das Tauf- und Confirmationsgelübde ist, weil man ja doch nicht wisse, wie es einem später um's Herz sein werde, und weil es besser sei, sich nicht zu binden und nichts zu versprechen, als viel zu versprechen und nichts zu halten. Allein das ist doch eine klägliche Auffassung unseres Taufbundes, aus der man sieht, zu welch schwachem Ding der Glaube zusammenschrumpft, wenn der Mensch nur mit menschlichen Faktoren rechnet, statt Gott in seine Sache und in sein Versprechen hineinzuziehen. Es ist klar, daß ich für mich nichts versprechen kann, aber ebenso, daß ich im Namen Jesu geradezu Alles versprechen kann, was er von mir verlangt und durch dieses kindliche Zutrauen Gott die Ehre gebe.

Es mag Manchem seltsam vorkommen, daß wir auf diesem Wege des Glaubens die Heiligkeit erobern sollen, aber es ist gewiß kein übler Weg. Wir sehen auch, daß ihn viele Heilige vor uns betreten haben. In so manchen Bekenntnissen frommer Seelen und besonders auch in so manchen Liederversen findet sich die auf Erfahrung gegründete Ueberzeugung ausgedrückt, daß nichts die Kraft der Sünde so sehr bricht, als die durch den Glauben angeeignete und festgehaltene Gewißheit, daß wir in den Sieg unseres Ueberwinders Jesu Christi miteingebunden sind. — Was Großes will der Feind einem Herzen anthun, das diese Zuversicht in sich trägt?

Er kann ihm nicht viel abgewinnen. — Da es uns hier am Raum fehlt, die Zeugnisse bewährter Christen aus unserer evangelischen Kirche für die von uns vertretene Sache anzuführen, so wollen wir in Kürze nur auf Eines zurückkommen, über dessen Aechtheit Niemand im Zweifel sein kann, auf das des Apostels Paulus selbst, Röm. 6 und 7. — Am Ende der nicht genug beachteten Belehrung, die der Apostel in diesem Abschnitte gibt, sagt er: Meine Brüder, ihr seid getödtet dem Gesetz durch den Leib Christi, daß ihr eines Anderen seid, nämlich deß, der von den Todten auferwecket ist, auf daß wir Gott Frucht bringen.

Der Apostel stellt hier zwei Vermählungen einander gegenüber, die Vermählung mit dem Gesetz, welche die Frucht des Todes bringt, und die Vermählung mit Christo, wodurch wir in Stand gesetzt werden Gott Frucht zu bringen.

Wenn ich meiner Heiligung so nachjage, daß ich lediglich an die göttliche Forderung denke und meine Kraft daran versuche, so vermähle ich mich mit dem Gesetz. Diese Verbindung hat für eine Zeit ihr Gutes: Denn durch das Gesetz kommt Erkenntniß der Sünde und das Gesetz ist ein Zuchtmeister auf Christum. Auch Christen, wenn sie lau und fleischlich geworden sind, bedürfen noch dieses Zuchtmeisters. Aber weiter kommen wir eigentlich auf diesem Wege nicht, als daß wir uns immer bestraft und gerichtet fühlen! — Denn das Gesetz, das sich uns in unserem Gewissen bezeugt, kann nun einmal nichts Anderes thun.

Wenn ich aber meine Heiligung auf Grund der Erlösung, die durch Jesum Christum geschehen ist, treibe, so vermähle ich mich mit Christo, und die Folge dieser Verbindung ist, daß (unbeschadet der göttlichen Forderung, die immer bleibt und mir durch Christum noch deutlicher und schärfer eingedrückt wird) sein lebendigmachender Geist das Wollen und das Vollbringen in mir wirkt. Es ist keine Verwegenheit und Anmaßung wenn ich mich also mit Christo im Glauben verbinde, sondern Gott selbst ladet mich dazu ein, ja er gebietet es mir: warum sollte ich es nicht thun?

So mag uns deutlich werden, daß die Heiligung aus dem Glauben kommt; — oder besser aus Christo, den wir im Glauben erfassen und nicht aus dem Gesetz. Aber dieß zu fassen, dazu gehört freilich ein aufgeweckter geistlicher Sinn, ein Hunger und

Durst nach der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Wie nur die aufgeweckten Gewissen, die Kraft des Versöhnungsblutes zu schätzen wissen und zur Reinigung von aller Schuld gebrauchen können, so ist es auch mit dieser Heiligungslehre: sie setzt erweckte Herzen voraus, die nach völliger Reinheit und Einigung ihres Willens mit Gott in allen Beziehungen ringen. Die verstehen, was wir sagen. Wer einmal so von Herzen Gott angehören will, dem ist gewiß nicht anders zu helfen, als daß man ihn auf diese uns wahrhaft geschenkte und eingegossene Heiligkeit Christi hinweise. Wo aber ein solches Verlangen noch nicht ist, und die gerechte Forderung Gottes „ihr sollt heilig sein" noch nicht anerkannt wird, da muß, was wir gesagt haben, eine unverstandene Rede sein; denn auch hier gilt das Wort: Das Geheimniß des Hern ist bei denen, die ihn fürchten und seinen Bund läßt er sie wissen.

5. Heiligung und vollendete Heiligkeit.

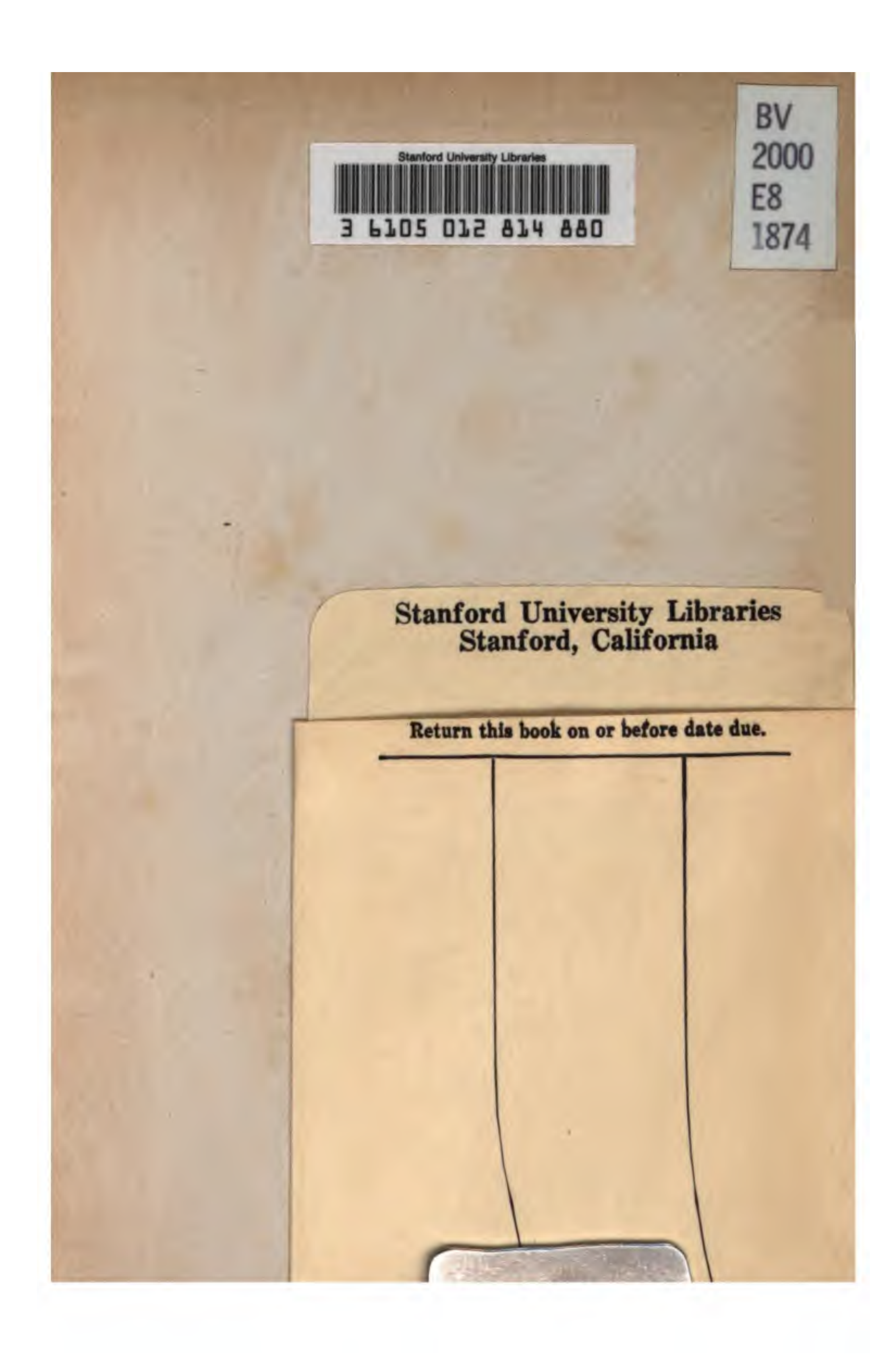
Es drängt uns, zum Schluße auszusprechen, wie weit entfernt wir uns von dem Gedanken halten sollen, als ob dieser irdische Stand der Heiligung schon die vollendete Heiligkeit sei. Damit würden wir alle Erfahrung, dazu die Schrift und Gott selbst zum Lügner machen, vor dem wir „arme Sünder" sind und bleiben. Dieß zu vergessen oder sich nicht zu gestehen, hieße sich in eine schwindelige Höhe versteigen und zum gewissen grausen Fall in die Tiefe zubereiten. Weder unsere gewisse Versöhnung mit Gott noch das fortschreitende Werk der Heiligung hebt die Wahrheit auf, daß wir in uns selbst arm, elend und bloß und verdammlich sind, sondern bestätigt sie vielmehr, denn eben deßhalb bedürfen wir täglich des Opfers Christi und der Bewahrung und Pflege durch seinen Geist. Es wäre freilich das Schönste und diente dem Christenthum zur trefflichsten Empfehlung, wenn man von den Christen schlechtweg sagen könnte: „es ist keine Sünde mehr an ihnen." Aber so ist es nun einmal nicht. Nimm das Leben des lautersten Christen, der in der Erlösung steht und sich ihrer freut, ohne Flecken, ohne Anklage, ohne Reue und Leid, ohne Bekenntniß der Sünde wirst du es nicht finden. Und wehe dem Christen, der so blind an

sich wäre, daß er diese Unvollkommenheit seines Standes nicht zugäbe.

Davon mag nun der fleischliche Sinn Anlaß nehmen, die Erlösungskraft Christi abzuschwächen und zu sagen, es sei doch kein Unterschied zwischen dem, der Gott dienet und dem, der ihm nicht dienet. Wir wissen, daß dieser uns demüthigende Stand der Schwachheit, in dem wir uns anoch befinden, weder das Glück unserer Vergebung, noch die Wohlthat unserer Erneuerung und Wiedergeburt vernichten darf. Bis die Sonne aufgeht, ist es finster. So ist und bleibt ein Herz in Finsterniß, bis ihm Jesus, die Sonne der Gerechtigkeit und Freiheit aufgegangen ist. Aber auch nachdem sie emporgestiegen, liegen noch Schatten in den tiefen Thälern. Erst der helle Mittag vertreibt sie. Das ist das Bild unseres Christenlaufes. Wir können die Schatten unsers Herzens und Lebens nicht läugnen, aber noch weniger können wir leugnen, daß die Sonne emporsteigt und die Schatten fliehen: Des Gerechten Pfad glänzt wie ein Licht, das da fortzieht und leuchtet bis auf den vollen Tag.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
Druck von C. Schultze.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 Kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.





Stanford University Libraries
3 6105 012 814 880
BV
2000
E8
1874
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.